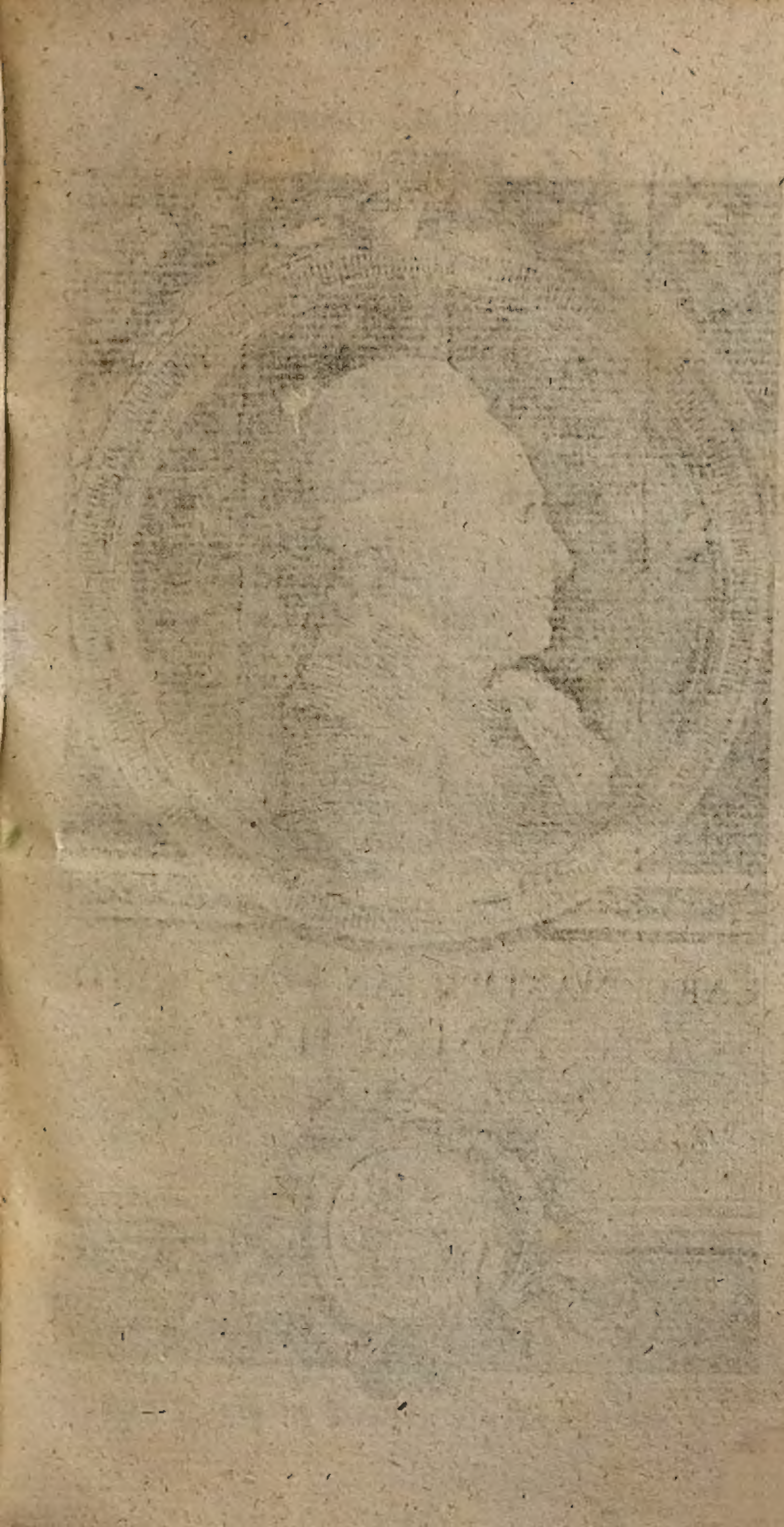
E II 12
13
Coburger
Landes-
Bücherei



CARL MAXIMILIAN FERDINAND
VON MAUSCHWITZ
Königl. Preuß. Geheimer
Staats Ministre
Wagener del.
Halle sculpsit Berol.

Oekonomisch = technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Stats= Stadt= Haus= und Land= Wirthschaft,

und der Kunst= Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der k. k. ökon. Gesellsch. in Krain, u. der Russisch-Kaiserl. freyen ökonom. Gesellsch. zu St. Petersb. Mitglied, der kön. preuß. gelehrten Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beysitzer, der Götting. deutschen Gesellsch. der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und der Leipz. oekonom. Soc. Ehren= Mitglied, wie auch der oekonom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Vierzigster Theil,

von Kleid bis Klo.

Nebst 44 Kupfertafeln auf 6½ Bogen; und einer illum. Karte.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1787.

bey Joachim Pauli, Buchhändler.

E II 12/3

K. K.

Kleid, Diminutiv. das Kleidchen, Oberd. Kleidlein, L. Vestimentum, Vestis, Fr. Habit, Vêtement.

1. In der weitesten und ohne Zweifel eigentlichsten Bedeutung, alles was einen andern Körper zu seiner Erhaltung oder Zierde bedeckt, die Bekleidung, in welchem Verstande es nur noch in einigen einzelen Fällen üblich ist. Das äussere Häutchen, womit ein Kind im Mutterleibe umgeben und an die Nachgeburt befestigt ist, führt im gem. Leben den Nahmen des Kleidchens. In der See-Fahrt ist das Kleid das alte Tau- oder Segelwerk, womit die Taue und Kabeln zu ihrer Erhaltung umwunden werden. Im Niedersächsischen ist Kleid-Holz diejenigen Planken und Bohlen, womit eine Schleuse bekleidet wird.

2. In engerm Verstande, alles was zur Bedeckung des menschlichen Körpers oder der Theile desselben dient, ein Kleidungs-Stück; gleichfalls nur in ei-

nigen Fällen, besonders in den zusammen gesetzten **Bein-Kleid**, die **Bein-Kleider**, die Bekleidung der Hüften und Dickbeine; ein neues Wort, welches man eingeführt hat, seitdem die Benennung der Hosen für niedrig und unanständig gehalten worden ist; **Nieder-Kleid**, ein im Hochdeutschen seltenes Wort, wofür **Unter-Kleid** üblicher ist. Und sollt ihnen leinene Niederkleider machen, 2 Mos. 28, 42. Cap. 39, 28. Ezech. 44, 18. wo **Bein-Kleider** verstanden werden, welche in der anständigern Sprech-Art gleichfalls **Unter-Kleider** heißen. Besonders im Plural. Sich in den Kleidern zu Bette legen, in den Kleidern schlafen, in der gewöhnlichen Tage-Kleidung. Die Kleider anlegen. Sich in die Kleider werfen, sie nicht langsam und mit Gemächlichkeit, sondern geschwinde und hurtig anlegen. Man sagt: ich konnte mich kaum in die Kleider werfen, wenn man anzeigen will, daß man genöthigt gewesen sey, sich sehr geschwinde anzukleiden.

3. In noch engerm Verstande, die Bekleidung des Leibes, d. i. des Rumpfes, mit Ausschließung des Kopfes und der Füße.

1) Ueberhaupt, gleichfalls nur noch in einigen Fällen; besonders in den Zusammensetzungen **Nacht-Kleid**, eine Bekleidung des Leibes, welche man des Nachts im Bette trägt; s. in N. **Sterbe-Kleid**.

2) In engerer Bedeutung, eine solche Bekleidung des Leibes, so fern sie zugleich zur Zierde dient, oder doch, so fern Personen von guter Lebensart sich in derselben öffentlich sehen lassen; zum Unterschiede von einem Schlaf-Rocke, oder anderer bloß zur Bequemlichkeit dienenden Bekleidung. Ein **Manns-Kleid**, ein Kleid für eine Person männliches Geschlechtes, ein männliches Kleid; im Gegensatze eines **Frauen-** oder **Weiber-Kleides**. **Kinder-Kleid**. **Ober-Kleid**, 1. ein oberes Kleid, oder Kleidungsstück, welches man über andere trägt;

trägt; in welchem Verstande der Rock und die Weste **Ober-Kleider** in Ansehung des Brust-Tuches sind; 2. ein Kleid, oder Kleidungsstück, welches die obern Theile des Leibes bekleidet, zum Unterschiede von dem **Unter-Kleide** oder den Hosen. **Ueber-Kleid, Ueber-Rock**, ein Rock, welchen man um der Kälte oder übeln Witterung willen über die gewöhnliche Kleidung zieht; wodurch derselbe von dem Ober-Kleide oder Ober-Rocke noch verschieden ist. **Unter-Kleid**, 1. ein Kleid, oder Kleidungsstück, welches man unter einem andern trägt; in welchem Verstande die Weste und das Brust-Tuch **Unter-Kleider** sind, im Gegensatze des Rockes oder Ober-Kleides; 2. in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung werden die Hosen oder Bein-Kleider in der anständigen Sprech-Art auch die **Unter-Kleider** genannt, wo es nur allein im Plural üblich ist. **Sommer-Kleid**, ein leichtes kühles Kleid, welches nur im Sommer getragen wird; zum Unterschiede von dem wärmern **Winter-Kleide**. **Reise-Kleid**, ein Kleid, welches man nur auf der Reise, oder auf Reisen, trägt. **Jagd-Kleid**. **Ehren-Kleid**, ein Kleid, welches man nur bey feyerlichen Gelegenheiten anlegt. **Feyer-Kleid**, ein feyerliches, d. i. festtägliches Kleid; ein Wort, welches noch oft in der deutschen Bibel vorkommt, und welches die Dichtkunst noch zuweilen im Andenken erhält. **Braut-Kleid**, das Kleid der Braut oder des Bräutigams am Tage der Hochzeit. **Trauer-Kleid**, ein Kleid, in welchem man um einen Verstorbenen trauert, u. s. f. Eine Menge Kleider haben. Kleider machen Leute (*); das Kleid macht den Mann. Das

(*) Kleider machen Leute, ist ein deutsches National-Sprichwort, welches im Elsaß eine andere Wendung erhalten hat, denn man sagt hier:

Man sieht einem nicht in'n Magen,
Aber wol auf den Kragen.

Kleid macht keinen Mönch. Ein Kleid anlegen, anziehen, ausziehen. Ein Kleid ablegen, es nicht mehr tragen wollen. Das Kleid wird zu enge. Bey dem männlichen Geschlechte besteht das Kleid heut zu Tage aus dem Rocke und der Weste, zuweilen auch mit Einschließung der Beinkleider. Bey dem weiblichen ist es gemeiniglich eine lange Ober-Kleidung, welche nach Beschaffenheit der Gestalt und Mode besondere Nahmen bekommt, z. B. Andrienne, (s. im II Th. S. 83,) Angloise, Caraco, Chamelonque (s. im VIII Th. S. 13,) Circassienne, Haus-Kleid oder Deshabillé (s. im IX Th. S. 123,) Jüste, Leib-Kleid, Levite, Pierrot, Polonoise, Redingote, Robe, Rondeau, Schlepp-Kleid, Schnür-Kleid, u. s. f.

3) Figürlich, dasjenige, womit ein Ding zum Schmucke bekleidet oder bedeckt ist; in der höhern Schreib-Art. Verzeihen Sie der Natur, die einem Wurme ein schöner Kleid gab, als die feinste Kunst Ihnen nicht geben kann, Gesn.

Bey dem Strycker Chlaid, im Schwabenspiegel Claid, im Nieders. Kleed, im Angels. Clatha, im Engl. Clad, wo auch Cloth sowohl Leinwand und Tuch, als auch ein Kleid ist, wo auch Förklaede, eine Schürze, und Armklaede ein Schnupftuch ist, weil man dasselbe ehedem um den Arm zu winden pflegte. Einige leiten es von dem Griech. κλωθειν, nähen, Andere von dem Wallisischen clyd, warm, Lat. calidus, her, weil ein Kleid wärmet; noch Andere von Lod, Hlod, Nieders. Lodde, Wolle; Dieterich von

So ausgedruckt, sagt es weit mehr, als das simplere: Kleider machen Leute. Denn es enthält die Maxime: „Um sich „durch Kleider zum Mann oder zur Frau machen zu lassen, „muß man so gar etwas von andern Bedürfnissen aufopfern; „und es ist besser, nur halb satt essen, als schöne Kleider ver„missen.“ Denn was für Kleider man angezogen hat, sieht jedermann; niemand aber, ob man nur Kartoffeln gegessen hat, indessen man doch die Zähne stochert, und sich das Ansehen gibt, als wenn man einen Püter verzehrt hätte.

von Stade von dem Goth. lodo, hloda, anhängen, anliegen, Frisch von liegen, weil man darin liegt, oder weil es auf dem Leibe anliegt; anderer zu geschweigen. Allein es ist wohl unstreitig, daß der Begriff des Deckens, wie in so vielen andern ähnlichen Wörtern, so auch hier der herrschende ist, der in dem zusammen gesetzten bekleiden noch so sehr hervor sticht. Es gehört zu dem noch in den gemeinen Mund-Arten üblichen Lid, Lied, ein Deckel, welchem der gewöhnliche Gaumen-Laut vorgesetzt worden ist. In Ober-Schwaben bedeutet Lid, Hlid noch jetzt eine Decke; und im Hoch- und Ober-Deutschen ist Inlid, die innere Decke oder der innere Ueberzug eines Bettes, worein die Federn kommen; s. Indelt, im XXIX Th. S. 543. Indessen, da der Begriff der Zierde, des Schmuckes in den meisten Fällen mit diesem Worte verbunden ist, der so gar bey dem folgenden kleiden in einem Falle der herrschende ist, so steht es dahin, ob nicht auch unser lassen, so fern es wohl aussehen, wohl anstehen, bedeutet, im Nieders. und den mitternächtigen Mund-Arten laten, nicht mit in Betrachtung kommen könne.

Daher **kleiden**, mit einem Kleide oder mit Kleidern versehen.

1. In der weitesten Bedeutung des Haupt-Wortes, nur noch in einigen Fällen. Eine Kugel-Büchse kleiden, sie mit dem nöthigen Beschläge versehen. In engerer Bedeutung, mit einer zur Zierde dienenden Decke versehen. Den Altar, die Kanzel kleiden, die Bedeckung derselben machen lassen. Noch häufiger kommt es in dieser weitesten Bedeutung in den zusammen gesetzten **abkleiden, bekleiden** und **verkleiden**, vor; s. weiter unten.

2. In der engern Bedeutung des Haupt-Wortes Kleid.

1) Die Kleidungsstücke anlegen. Ihr kleidet euch und könnt euch doch nicht erwärmen, Hagg. 1, 6. Im Hochdeutschen braucht man es in dieser Bedeutung nur in den zusammen gesetzten **ankleiden, auskleiden, umkleiden, verkleiden**; s. unten.

2) Die nöthigen Kleidungsstücke verschaffen. Jemanden neu kleiden lassen. Den Nackenden kleiden. Sich nach der Mode kleiden. Imgl. figürlich. Die Lämmer kleiden dich, Sprichw. 27, 26. geben den Stoff zu deinen Kleidungsstücken her.

3. In noch engerer Bedeutung, den Leib oder Rumpf kleiden, mit Ausschließung des Kopfes und der Füße. Besonders,

(a) In engerer Bedeutung, mit einem Kleide, so wie es der Wohlstand erfordert, versehen. Jemanden kleiden lassen. Sich neu kleiden. Sich nach der Mode kleiden. Schön gekleidet einher gehen. Schwarz gekleidet gehen. Wie geht er gekleidet? was für ein Kleid trägt er? Sich in Seide, in Tuch, in Sammet kleiden, wofür in der deutschen Bibel das im Hochdeutschen ungewöhnliche Vorwort mit gebraucht wird. Und kleidete ihn mit weißer Seiden, 1 Mos. 41, 42. In der Bedeutung des bloßen Anlegens eines Kleides sind auch hier die zusammen gesetzten **ankleiden, auskleiden, umkleiden, verkleiden**, üblicher: ob man gleich sagt, er ist heute schön, prächtig gekleidet, er hat heute ein schönes, ein prächtiges Kleid an.

(b) Figürlich.

α) Mit einer Sache zur Zierde, als mit einem Kleide versehen. Gott kleidet das Gras, Luc. 12, 18. Die ganze Natur kleidet sich jetzt mit den schönsten Farben. Der Wald kleidet sich in Grün, oder mit Grün. Die biblischen Ausdrücke, mit Heil, mit Gerechtigkeit, mit Dunkel, mit Schande kleiden, sind außer der biblischen Schreib-Art ungewöhnlich. Mit dem zusammen gesetzten **bekleiden** würden sie sich im Hochdeutschen eher nachahmen lassen.

β) Für anstehen, lassen, von Kleidungsstücken und Handlungen, besonders äussern Handlungen, in Beziehung auf die Person, welche sie trägt, oder vornimmt;

nimmt; wo es als ein Neutrum, wenigstens ohne Passivo gebraucht, und gemeiniglich mit der vierten Endung der Person verbunden wird. Diese Farbe kleidet ihn sehr gut, kleidet ihn schlecht, gibt ihm ein gutes, ein schlechtes äusseres Ansehen. Wie schön diese Röthe sie kleidet. Das Befehlen kleidet dich noch nicht recht. Ein ernstes Gesicht kleidet ihn gut. Das Moralisieren kleidet Sie sehr schlecht. In engerer Bedeutung, für gut kleiden. Er hat einen großen Hieb am Kinne, der ihn aber kleidet.

Die vierte Endung ist richtig, so bald ausgemacht ist, daß kleiden in dieser Bedeutung eine bloße Figur der vorigen ist. Indessen ist es noch eine Frage, ob es nicht in dieser Bedeutung zu dem Zeit-Worte lassen, Nieders. laten, gehört, welches in eben diesem Verstande gebraucht wird, das lässt ihm gut, schlecht. Für diese Ableitung streitet unter andern auch, daß kleiden in dieser Bedeutung ein Neutrum ist, so wie lassen, dagegen es in allen andern Fällen ein Activum ist. Wäre diese Ableitung erwiesen, so müßte kleiden auch in dieser Bedeutung mit der dritten Endung der Person verbunden werden. Das kleidet dir, ihm gut. Im g. L. spricht man wirklich so; dagegen man in der Bücher-Sprache, der, vielleicht übel gewählten, Ableitung zu Folge, die vierte braucht.

Im Dän. kläde, im Schwed. klaeda, sowohl in eigentlichem Verstande, als auch in dem figürlichen, des wohl Anstehens, decere.

Daher die **Kleidung**, Fr. Habillement, Habit. 1. Das Verbale des Zeit-Wortes kleiden, die Handlung des Kleidens, in allen Bedeutungen, die letzte figürliche ausgenommen, als in welcher es nicht gebraucht wird, weil kleiden in dieser Bedeutung ein Neutrum ist.

2. Dasjenige, was zur Bekleidung eines Körpers dient, zu dessen Bedeckung, besonders zur Zierde, gereicht. Die Kleidung eines Schieß-Gewehres, das Beschläge; insonderheit bey den Jägern, der Beschlag einer Büchse oder Flinte, als: die Platte, Hülsen,

Bügel, Seitenblech ꝛc. Ist der Beschlag von Messing, so heißt es gelb gekleidet; ist er aber von Eisen, so heißt es weiß gekleidet. Besonders was zur äussern Bekleidung des menschlichen Körpers gereicht, wo es als ein Collectivum gebraucht wird, welches in weiterer Bedeutung alles unter sich begreift, womit der menschliche Leib sowohl zur Nothdurft, als auch zum Wohlstande, bekleidet wird. Jemanden in der Kleidung erhalten. Für jemandes Kleidung sorgen. Ist nicht der Leib mehr denn die Kleidung? Matth. 6, 25. Warum sorget ihr für die Kleidung? V. 28. Auch mit dem Neben-Begriffe der Art und Weise sich zu kleiden. Ein Vernünftiger merkt den Mann an seinen Geberden, denn seine Kleidung, Lachen und Gang zeigen ihn an, Sir. 19, 26. Zuweilen auch von einem einzelen Kleide in der engsten Bedeutung dieses Wortes. In einer andern Kleidung erscheinen, in einem andern Kleide.

Das Kleidungs-Stück, ein einzeles zur Kleidung eines Menschen gehöriges Stück. So werden der Hut, die Beinkleider, Schuhe, Strümpfe, u. s. f. Kleidungsstücke, genannt.

Abkleiden. 1. Die Kleider ablegen, entkleiden. Sich abkleiden. 2. Mit einer Zwischenmauer oder einer Scheide-Wand abtheilen. Ein Zimmer abkleiden, Nieders. afscheren.

Daher die Abkleidung. 1. Die Handlung des Abkleidens in beyden Bedeutungen. 2. Ein abgekleideter Platz, und die Scheide-Wand selbst, wodurch ein Ort abgekleidet wird.

Ankleiden, alle nöthige Kleidungsstücke anlegen. Einen ankleiden. Sich ankleiden, wofür man im g. L. sagt, sich anziehen.

Bekleiden. 1. Eigentlich mit einem Kleide, oder mit Kleidern anthun, mit Kleidern versehen, kleiden. Die Nackenden bekleiden.

2. Fi-

2. Figürlich.

a) Ueberziehen, bedecken. So werden in der See-Fahrt die Anker bekleidet, wenn die Fliegen derselben in zwey Breter eingefasset werden, damit sie in dem lockern Sande nicht um sich wühlen. Ein Zimmer bekleiden, d. i. es mit Tapeten ausschlagen. Eine Mauer bekleiden, bey den Gärtnern; s. im IV Th. S. 177.

b) Mit etwas, als mit einem Kleide schmücken, in der höhern Schreib-Art. Die Sonne macht das Erdreich grün, bekleidet Feld und Blumenstücke. Wenn die Seele, mit Lichte bekleidet, dem Körper entflohn ist, Klopst.

c) Jemand mit einem Amte, mit einer Bedienung, mit einer Ehrenstelle bekleiden, d. i. ihm dieselbe ertheilen, weil es ehedem gewöhnlich war, daß die Fürsten auch ihren vornehmsten Hof-Bedienten jährlich gewisse Kleider gaben, von welcher Gewohnheit sich noch im 16ten Jahrh. häufige Beyspiele finden (*). Vornehmlich wurde einem Beamten oder Hof-Bedienten gleich bey dem Antritte des Amtes ein Kleid verliehen; daher auch in dem Lateine der mittlern Zeiten Vestire, Investire und Advestire so viel bedeutete, als den Besitz einer Sache übertragen (**).

d) Ein Amt, eine Ehrenstelle bekleiden, d. i. verwalten, damit bekleidet seyn, welche Figur ohne Zweifel aus der vorigen entstanden ist, indem es im Deutschen nichts ungewöhnliches ist, daß einerley Zeit-Wort in einer thätigen und intransitiven Bedeutung gebraucht wird.

Haltaus und Ihre leiten diese Redensart von den ehemahls mit Tuche bekleideten Bänken in den Gerichts-Stuben her, von welchen man Anlaß genommen haben soll,

(*) Altes aus allen Theilen der Gesch. Th. 1, S. 589.

(**) S. du Fresne und Wachter'n v. Investiren.

auch von denjenigen, die darauf gesessen haben, zu sagen, daß sie die Bänke bekleideten, welche Figur auch hernach auf die ganze Versammlung des Amtes übergetragen worden ist. Allein man sieht leicht, daß diese Erklärung gar zu gezwungen ist.

Daher die **Bekleidung**, sowohl von der Handlung des Bekleidens, in allen obigen Bedeutungen, als auch in einigen Fällen von demjenigen, womit etwas bekleidet wird, besonders in der zweyten Bedeutung; z. B. die Bekleidung eines Ankers, eines Zimmers, u. s. f.

Einkleiden, Kleider anlegen, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen.

1. Einen Mönch, noch häufiger aber, eine Nonne einkleiden, sie durch feyerliche Anlegung der Ordens-Kleider in einen Kloster-Orden aufnehmen. Sie wird heute eingekleidet werden.

2. Einen Geistlichen einkleiden, bedeutet in der römischen Kirche, ihn vermittelst der feyerlichen Anlegung seiner geistlichen Kleidung in den Besitz der Kirchen-Lehen setzen; im mittlern Lat. adveſtire und inveſtire.

3. Eine Sache gut einzukleiden wissen, sie auf eine geschickte Art vorzutragen wissen. Er wußte seine Entschuldigung so gut einzukleiden, daß ihn jedermann für unschuldig hielt.

Daher die **Einkleidung**. 1. Die Handlung des Einkleidens, in allen drey Bedeutungen des Zeit-Wortes, ohne Plural, ausser wenn im Concreto einzele Fälle angedeutet werden sollen.

2. Dasjenige, womit etwas eingekleidet wird, in der dritten Bedeutung des Zeit-Wortes, der Vortrag. Gemeine Gedanken, welche nur durch die Einkleidung das Ansehen der Neuheit bekommen.

Entkleiden, Fr. dévêtir, die Kleider ausziehen, in der edeln und anständigen Schreib-Art. Jemanden

den entkleiden. Sich entkleiden, die Kleider ablegen, für das niedrige sich ausziehen. Nach einer sonst ungewöhnlichen Figur wird es 2 Cor. 5, 4. für sterben gebraucht.

Nero braucht statt dieses Zeit-Wortes intuuatan, von Watt, Gewand.

Ueberkleiden, mit Kleidungsstücken auf der Oberfläche versehen; wofür doch bekleiden üblicher ist. Uns verlanget, daß wir damit überkleidet werden — sintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, 2 Cor. 5, 2. f.

Umkleiden. 1. Anders ankleiden, am häufigsten als ein Reciprocum. Sich umkleiden.

2. Auf allen Seiten bekleiden; nur in der dichterischen Schreib-Art.

Verkleiden. 1. Mit einer Bekleidung überziehen, in der weitesten Bedeutung des Wortes kleiden, in welchem Verstande es bey den Handwerkern und Künstlern häufig vorkommt. Die Sparren eines Daches mit Bretern verkleiden, in einigen Gegenden auch ausschalen. Eine Thür, ein Fenster verkleiden, mit Bretern einfassen. Die Thür- oder Fenster-Verkleidung. Die Schiffe werden mit Planken verkleidet, welche Planken alsdann auch die Verkleidung heißen. Eine hölzerne Wand mit einer Mauer verkleiden.

2. Anders kleiden, wie **umkleiden**. In dieser weitern Bedeutung ist es veraltet; man braucht es nur noch in engerer, fremde Kleider anlegen, um unerkannt zu bleiben. Sich verkleiden. Sich in einen Bauer, als ein Bauer verkleiden. Verkleidet seyn. Ein verkleideter Spion.

Von der Gewohnheit, bey den Karnavals-Lustbarkeiten sich zu verkleiden, s. im XXXIV Th. S. 702, fgg.

Die

Die ersten Menschen im Paradiese verfertigten sich zuerst Schürzen aus Baum-Blättern (*), 1. Mos. 3, 7; weil diese aber zu leicht verdorreten, so machte ihnen Gott Röcke aus Thier-Fellen, 1 Mos. 3, 21; er leitete sie nähmlich dazu an, daß sie Thiere schlachteten, denselben die Felle abzogen, und sich hernach damit bekleideten (**).

Ueber die Frage: ob die Menschen, wenn sie in ihrer anerschaffenen Hoheit geblieben wären, allezeit nacket gegangen seyn würden, sind die Meinungen getheilt. Die meisten bejahen dieselbe. Selbst der unsterbliche Reinbeck, welcher doch sonst den Stand der Unschuld mehr, als Andere, eingeschränkt hat, ist dieser Meinung zugethan. Der

(*) Hr. Hofr. Hezel will, in seiner Bibel Alten und neuen Test. mit vollständig erklärenden Anmerkungen, Lemgo 1786, 1 Mos. 3, 7. עֲלֵה תְאֵנָה nicht von Feigen-Blättern erklären, womit die ersten Menschen sich bekleidet hätten, sondern von Zweigen von Feigen-Bäumen, wie das Wort עָלֶה Nah. 8, 15. vorkommt, daß sie also mehrere Zweige zusammen gebunden, und als eine Art Schürzen gebraucht hätten. Hr. H. scheint aber nicht an die Beschaffenheit des Holzes von den Feigen-Bäumen, welches nicht zum Binden bequem ist, gedacht zu haben. Und warum sollte es auch nicht möglich gewesen seyn, Feigen-Blätter zu einem Schurze zu machen, ohne Zwirn und Nadeln nöthig zu haben, da diese in Asia gewöhnlich sehr groß sind, und leicht mit Hülfe des Baum-Bastes zusammen gewunden werden konnten!

(**) Der gemeine Mann hat eine seltsame Vorstellung von der Erzählung Mosis, 1 B. 3, 21. Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen, und zog sie ihnen an. In der hebräischen Sprache werden zuweilen Handlungen und Wirkungen Gotte beygeleget, nicht anders, als ob er solche selbst unmittelbar hervor gebracht hätte, da doch nur seine Regierung, und bisweilen allein seine Zulassung, angezeiget werden soll. Wer also nach dieser Auslegungs-Regel sich bey den Worten Mosis gedenkt: daß Gott, nach seiner wunderbaren Herablassung zu den Stamm-Aeltern des menschl. Geschlechts, um ihnen einen Beweis seiner, um des verheißenen Erlösers willen fortdauernden väterlichen Vorsorge zu geben, einen Unterricht ertheilt, oder ihnen Gelegenheit verschaffet, und ihre Ueberlegung darauf gelenket habe, sich Kleider von Fellen zu machen, um ihre Blöße zu bedecken, der wird sich die richtigste Vorstellung machen.

„Der Leib", schreibt er (*): war ohne geborgte Kleidung, „aber dabey von einer solchen besondern Temperatur, „daß ihm weder durch Hitze noch Kälte weh geschahe". Er behauptet dieses aus dem Grunde, daß sie unsterblich gewesen.

Der ungenannte Verf. der im 87 St. der hann. gel. Anz. v. J. 1752, befindlichen Betrachtung über die Schranken einiger leiblichen Vollkommenheiten im Stande der Unschuld, gibt den Menschen im Stande der Unschuld Kleider. Er legt ihnen Empfindung der Hitze und Kälte bey, und folgert daraus, daß sie nothwendig den Leib durch Kleider dagegen haben schützen müssen. Er gesteht aber doch dabey ein, daß diese Empfindungen in keinem so starken Grade in den frohen Wohnungen der Unschuld würden Statt gefunden haben, in welchem sie nach dem Falle den Leib berühren. Diese Anmerkung bauet er theils auf die natürliche Festigkeit und Dauer der Leiber in ihrer ersten Vollkommenheit, theils auf die noch bequeme Witterung, die erst durch den Fluch und durch die Sündfluth ihre erste Annehmlichkeit verloren hat. Ein zweyter Grund, aus welchem er schließt, daß die Menschen im Stande der Unschuld Kleider würden getragen haben, ist: weil sonst Gott viel überflüssiges würde erschaffen haben. Für wen, fragt er: trägt sonst das Schaf seine Wolle, spinnt der Seidenwurm seine Seide, wächst Flachs, trägt die Erde Edelgesteine, lässet das Meer sich beherrschen? Sein dritter Grund für die Kleidung im Stande der Unschuld, ist dieser: Alle Thiere sind von Natur bekleidet; soll denn der nackete Mensch hierin zu kurz kommen, und geringer seyn?

Der ebenfalls ungenannte Verf. eines im 39 und 40 St. eben ders. Anzeig. v. J. 1753 befindlichen Schreibens an den Verf. der Betrachtung über die Schranken ꝛc. stellt sich als sein Gegner dar. Nachdem er des Erstern drey Gründe geprüft und wiederlegt hat, behauptet er, daß die Menschen im Stande der Unschuld allerdings würden nacket gewesen seyn. Zuvörderst gründet er diese seine Meinung auf die natürliche Festigkeit und Dauer ihrer Körper, und auf die gemäßigte und bequeme Witterung, welches beydes erst nach dem Falle ist verloren worden. Ferner bestärkt

(*) Betracht. über die Augsburg. Confess. Th. I. Betr. 16, §. 27, S. 386.

stärkt ihn in seiner Meinung dies, daß Gott dem Leibe der Menschen, ausser der natürlichen Pracht und Schönheit, die nicht sollte bedeckt werden, alles das gegeben hat, wodurch er gegen die äusserlichen Zufälle, denen er am meisten unterworfen war, beschützet werden könnte. Diese Anmerkung erhält aus der Physiologie, wo von der Absicht und dem Nutzen der Theile des menschl. Körpers gehandelt wird, ein gröſseres Gewicht. Vieles davon wird durch die Kleidung vergeblich gemacht. Endlich gibt er noch Folgendes zu erwegen: „Gott hat den Menschen erst nach dem „Falle Kleider gegeben; sollte er dies nicht vielmehr im Paradiese gethan haben? Entweder er hat sie nicht so einrichten können, daß sie keiner Kleider bedurft haben, oder er „hat es nicht thun wollen. Das Nichtkönnen bleibt von „ihm entfernt. Das Nichtwollen setzt einen Mangel der „Güte voraus, die sich doch in andern Dingen so reichlich „und freygebig erwiesen hat. Die Bedürfniß der Kleider „nach dem Falle setzt die Schrift nicht in Frost und Hitze, „sondern in der Schamhaftigkeit. Diese findet im Stande „der Unschuld keine Statt, folglich auch nicht die Bedürfniß der Kleider. Hierzu kommt noch folgender Grund. „Adam und Eva haben im Paradiese keine Kleider getragen. Dies ist aus der Schrift klar. Daß sie eine gute „Zeit im Paradiese zugebracht haben müssen, ist nicht weniger gewiß. Nichts, als die kurze Erzählung Mosis hat „den Irrthum verursachet, oder vielmehr nur veranlasset, „der die seligen Zeiten des Standes der Unschuld ohne Noth „einschränkt und verkürzt. Was für ein Schluß ist es aber: „was Moses kurz erzählt, ist auch in eben der Kürze geschehen! Es scheint zuvörderst eine Unmöglichkeit zu seyn, „daß so vollkommene Menschen, als Adam und Eva, in „einer so kurzen Zeit, und gleichsam mit einmahl, in ein so „tiefes Verderben ihrer Neigungen, und ihres Willens und „Verstandes, sollten versunken seyn, als ihr Fall voraussetzt. Es gehörte eine längere Zeit dazu, daß diese Menschen Gott ungetreu wurden, dessen Bild sie alle Augenblicke an sich erkannten, daß sie ihm den Gehorsam aufkündigten, der ihnen alles einprägte, daß sie seine Stimme „im Herzen unterdrückten, die alles bis dahin brachte. „Das göttliche Verboth, die Furcht und Liebe gegen ihren „Schöpfer, die Betrachtung seiner Größe und Majestät, „dazu sie so reichen Stoff hatten, die heißen Triebe der

„Dank-

„Dankbarkeit, die süße Beschäftigung mit seinem Lobe, alles „dies mußte erst bey den ersten Menschen alt werden, seine „Lebhaftigkeit verlieren, und der Eindruck davon geschwä„chet werden, ehe sie die Stimme der Versuchung hören „konnten. So lange alles dies noch neu war, und lebhaft „rührte, hätte nicht einmahl ein Mensch aus unserer Un„vollkommenheit fallen können. Man kann also die Zeiten „des Falles und der Schöpfung nicht gar zu nahe mit ein„ander verbinden. Die Nahmen-Nennung der Thiere, „die eine Kenntniß ihrer Natur, und mithin eine ziemliche „Zeit, darin sie konnte erlanget werden, voraus setzt, er„fordert eben dieses. Und endlich verdient hier in Erweg„ung gezogen zu werden, daß Gott den Menschen gleich „nach dem Falle Röcke von Fellen der Thiere gemacht hat. „Sind nun, wie man Ursache hat, zu glauben, in der „Schöpfung nicht mehr Geschöpfe hervor gebracht worden, „als zur Fortpflanzung ihres Geschlechs nöthig waren: so „wird folgen, daß Gott entweder, um zwey Menschen zu „kleiden, eine Art der Thiere ausgerottet, und der ganzen „Nachkommenschaft der Menschen den Nutzen davon ent„zogen habe; oder daß die Thiere sich in der Zeit, welche „die Menschen im Paradiese zugebracht haben, ein oder „mehrere Mahl vermehrt haben. Das erste wird niemand „behaupten; es bleibt also das letzte übrig. Aus diesem „allen kann man mit gutem Grunde annehmen, daß die er„sten Menschen wenigstens ein Jahr im Paradiese zuge„bracht haben, und nacket gewesen sind; sie haben also alle „Abwechselungen der Jahrszeiten und der Witterung erfah„ren. Haben sie nun dabey an keine Kleider gedacht, wa„rum sollten sie denn solche in den folgenden Zeiten bedurft „haben? und warum sollten die Nachkommen nicht eben so „haben leben können, als ihre Vorältern? Ich sehe also „die Kleider als ein Bild unserer gegenwärtigen Unvollkom„menheit an, und halte dafür, daß der Mensch nie mehr „Ursache habe, sich zu demüthigen, als wenn er in den kost„barsten und prächtigsten Kleidern steckt".

Chr. Fr. Sinneri obs. de nuditate primorum parentum, ad Genes. II. v. 25, st. in *Miscellan. Lipsi.* To. I. Lps. 1716, 8. Obs. 2. S. 12 — 22.

De nuditate Protoplastorum, & de Serpente tentatore, dissertationes duæ, habitæ in Gymn. Patavino, 1754, à P. *Bonavent. Luchi.* Patav. 1755, 8.

Nach dem Falle der ersten Aeltern, ist, nächst der Herbeyschaffung der täglichen Nahrung zur Unterhaltung unsers Körpers, die Bekleidung desselben das wesentlichst Nothwendigste geworden; und es gibt wenig Erfindungen, bey welchen sich mehr Scharfsinn gezeigt hätte, oder die dem menschl. Verstande mehr Ehre gemacht hätten. Die Kunst, uns mit Anstand und Schicklichkeit zu kleiden, ist eine von denen Vervollkommnungs-Fähigkeiten, wodurch wir uns von den Thieren unterscheiden; und die Kunst, dieses mit Zierlichkeit zu thun, ist eine von denen, woran das Erfindungs-Vermögen sich unaufhörlich übt, und wodurch der Mann von Geschmack sich von dem bloßen Nachahmer unterscheidet.

Allein, ob gleich der Gebrauch der Kleidung uns, die wir die nördlichen Himmels-Striche der Erdkugel bewohnen, wesentlich nothwendig scheinen mag, so muß doch, da die Kleidung eine Erfindung der wärmern Himmels-Gegenden ist, irgend eine andere Ursache, als die, den Körper vor den Ungemächlichkeiten der Witterung zu schützen, dieselbe veranlasset haben. Es gibt in Asia, welches wir für das zuerst bewohnte Land annehmen, eine Menge Oerter, wo Kleidung nicht allein ganz unnöthig, sondern auch so gar eine Last, ist; und doch hat das ganze Menschen-Geschlecht in diesem großen Welt-Theile, und in jedem andern Theile der Erde, einige wenige wilde Völkerschaften ausgenommen, von je her den Gebrauch gehabt, und hat ihn noch, sich irgend einer Art von Bedeckung des Körpers zu bedienen. Wäre die ursprüngliche Absicht bey der Kleidung keine andere gewesen, als den Körper vor der Kälte in Sicherheit zu setzen, so würde hieraus natürlich folgen, daß sie in kältern Gegenden hätte erfunden, und zur größten Vollkommenheit gebracht werden, und daß die Einwohner jedes kalten Landes, durch Nothwendigkeit getrieben, den Gebrauch derselben we-

wenigstens längst vor unsern Tagen hätten kennen müssen. Aber keines von beyden ist der Fall; denn die Kunst, Kleider zu machen, war erfunden, ehe irgend einer der kältern Himmels-Striche bewohnt war; und die Einwohner verschiedener der unwirthbarsten Gegenden der Erde, und besonders um die magellanische Meer-Enge, gehen bis auf den heutigen Tag nacket. Und hierdurch scheint es ausgemacht zu seyn, daß Nothwendigkeit nicht die einzige Ursache war, die den Menschen zuerst antrieb, seinen Körper zu bedecken; wenigstens müssen andere Ursachen mitgewirkt haben, die Gewohnheit allgemein zu machen. Man hat die Scham als Ursache angegeben; allein, diese Meinung wird nicht durch Thatsachen bestätigt. Die Scham scheint dem Menschen nicht natürlich zu seyn; sie ist ein Kind der Kunst, und je näher wir der Natur kommen, desto weniger wissen wir etwas von Scham. Die Einwohner von Taheiti wissen von diesem Gefühle nichts; oder wenn sie es haben, wird es wenigstens nicht durch eben solche Umstände und Situationen, wie bey uns, in Thätigkeit gesetzt. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle die Länder nennen wollte, wo beyde Geschlechter nacket gehen, folglich in diesem Stücke von Scham nichts wissen. Die weiter unten folgende illuminirte Karte kann einigen Begriff davon ertheilen. Noch weniger würde man alle diejenigen Länder zählen können, in welchen, ob man sich gleich der Kleidung zu bedienen pflegt, doch keine Scham mit Entblößung irgend eines Theiles des Körpers verbunden ist. Damit wir aber unsere Hypothese nicht auf die wilde Lebens-Art allein bauen, dürfen wir nur den Menschen selbst von der verfeinerten Gesellschaft und in den gesittetsten Staten, in dem Zustande seiner Kindheit und Jugend betrachten. Es ist offenbar, daß keines von beyden Geschlechtern in den ersten Jahren des Lebens Scham fühlt, weil es nacket ist; und daß so gar in dem Alter von 7 und 8 Jah-

ren die Aufweisung derjenigen Theile, welche gewöhnlich bedeckt sind, ein Umstand ist, welcher von Kindern so wenig in Betrachtung gezogen wird, daß die Mütter, und andere Personen, welche die Aufsicht über sie haben, manchmahl viele Mühe haben, sie in diesem Stücke zur Landes-Sitte zu gewöhnen, und daß sie öfters so gar genöthigt sind, zu Strafen ihre Zuflucht zu nehmen, um nur ihren Zweck zu erreichen. Dieser Belehrung und Züchtigung haben wir die erste Empfindung der Scham, wenn wir uns anders, als die Landes-Sitte es mit sich bringt, zeigen, zu danken; und die Gewohnheit erhält nachher beständig dieses Gefühl in uns.

Ist aber aus diesen Gründen klar, daß man den Ursprung der Kleider nicht gänzlich, weder der Nothwendigkeit, noch der Scham, zuschreiben darf, so bleibt die wahre Ursache noch aufzusuchen übrig; und diese liegt wohl unstreitig, insonderheit bey dem schönen Geschlechte, in einer Art von angebornem Triebe, die ihm von der Natur geschenkten Reitze durch die Kunst zu erhöhen. Diese Meinung wird dadurch bestätigt, daß die Kleidung, vorerwähnter Maßen, unter einem Himmels-Striche erfunden wurde, wo man ihrer nur sehr wenig bedurfte, um sich vor der Kälte zu schützen, und in einem Zeitpuncte, wo das menschl. Geschlecht sowohl noch zu unschuldig, als auch zu roh und ungebildet war, um schon das Gefühl von Scham erlangt haben zu können. Auch lehrt uns eine Durchsicht der Geschichte der Menschheit, daß die Neigung sich auszuschmücken, oder die Putz-Lust, wenn wir es so nennen mögen, allgemein unter derselben verbreitet ist, und sich allenthalben äussert, wo nur noch ein klein wenig Muße von der Nothwendigkeit sich die tägliche Nahrung zu verschaffen, übrig bleibt, und der Mensch nicht durch die unbegränzteste Sclaverey niedergedrückt wird. Jedes wilde Volk, wenn es gleich fadennacket ein-

geht, zeigt seine Liebe zu Putz und Zierrathen durch allerley Mahlzeichen, Flecken und Figuren, die es sich auf die Haut macht. Letztere sind oft von den glänzendsten, prächtigsten Farben. Jede Nation, die irgend ein Land bewohnt, welches Materialien zum Putze enthält, und die einiger Maßen Geschicklichkeit besitzt, diese Materialien zu bearbeiten, zeigt so viel Scharfsinn, als sie nur kann, um sich mit demjenigen, was sie auf diese Art heraus gekünstelt hat, aufs beste und vortheilhafteste zu schmücken und auszuzieren. Umstände, die einen starken Beweis abgeben, daß die Liebe zum Putz ein natürlicher Trieb ist, der sich fast ohne alle Ausnahme unter jedem Himmels-Striche und in jedem Lande äussert. Ferner, wenn der Zweck der Kleidung kein anderer wäre, als Beschützung vor der Kälte, oder das Werk der Scham, so würde es nur ganz einfache und ungekünstelte Kleidungen geben; denn der Zweck würde durch solche Kleidungen wenigstens eben so gut, als durch bunte und zierrathvolle, erreicht; allein das Schlichte und Einfache muß allenthalben dem Bunten und Geschmückten weichen. Neigung zum Putze und Schmucke muß demnach eine mit von denen Ursachen gewesen seyn, welche der Kleidung ihren Ursprung gegeben haben.

Da die menschliche Natur einen ganz besondern Hang zur Mannichfaltigkeit und zur Veränderung hat, so kann auch dieses etwas zu dem Gebrauche, sich zu bekleiden, beygetragen haben. Gänzliche Nacktheit ist der Mannichfaltigkeit gerade entgegen gesetzt, denn sie biethet nichts, als einen und denselben Gegenstand in einer und derselben Gestalt und Farbe, und ohne alle Abänderung von Umständen, als diejenigen, die aus Veränderung der Stellung entstehen, dar. So ganz einförmige und ungeänderte Gegenstände, da sie keine neue Eindrücke auf die Sinne machen, sind gar nicht geschickt, die Leidenschaft der Liebe zu erregen, und

noch weniger sie dauernd zu machen; denn um eines von diesen beyden zu bewirken, ist es nothwendig, daß unsere Sinne mit einer Mannichfaltigkeit von Erscheinungen unterhalten werden. In Ländern, wo das weibliche Geschlecht beständig in dem ursprünglichen Kleide der Natur einher geht, ist es weit weniger der Gegenstand von Begierden, als wo es durch den Anzug Gelegenheit erhält, seine Figur und Gestalt zu vermannichfaltigen, durch neue Erscheinungen immer neue Eindrücke auf uns zu machen, und einen Theil seiner Reitze uns entweder darzulegen oder zu verbergen, je nach dem es seiner Absicht jedesmahl gemäß ist. Wahrscheinlicher Weise hat das weibliche Geschlecht den Nachtheil, immer in einer und derselben Gestalt zu erscheinen, frühzeitig eingesehen; und diesem Nachtheile abzuhelfen, sind sie nach und nach auf den Einfall gerathen, mit Hülfe der Kleidung und des Putzes sich mannichfaltig zu machen.

Zwar hat man, weil das weibliche Geschlecht unter den Wilden jede Art von Putz und Zierrath vernachlässigt, und der Zustand einer wilden Völkerschaft der Natur nur noch am nächsten ist, hieraus geschlossen, daß die Leidenschaft, sich zu zieren und auszuschmücken, dem weiblichen Geschlechte nicht angeboren sey. Allein, dieser Schluß ist nicht fest gegründet, wenn man in Erwegung zieht, daß, wo das weibliche Geschlecht alle Art von Putz gänzlich vernachlässigt, dieses entweder aus Mangel der zu diesem Behuf erforderlichen Materialien geschieht, wie in der magellanischen Meer-Enge, oder da, wo es durch Sclaverey und Mißhandlung so gänzlich niedergedrückt wird, wie an den Ufern des Orenoque, daß so gar diese ihm so natürliche Leidenschaft unter der Härte seines Schicksales gar nicht aufkommen kann. Denn auch unter den wildesten Völkern, wenn sie ihre Weiber nicht in der verworfensten Sclaverey halten, bieten diese alle ihre Kräfte

auf,

auf, um Materialien zum Putz und zum Zierrath zu erhalten. Auf der Küste von Patagonien, wo die Einwohner beyderley Geschlechts fast ganz nacket gehen, waren die Weiber in Ansehung des Putzes mit den Männern auf gleichem Fuße, und beynahe auf einerley Art bemahlt; und eine von ihnen, welche artiger, als irgend einer von ihren männlichen oder weiblichen Begleitern war, hatte nicht allein Arm-Bänder, sondern ihre Haare waren auch mit Korallen durchflochten. Und bey verschiedenen Horden der herumziehenden Tatarn, die äusserst roh und uncultivirt sind, sind die Weiber, ob sie gleich fast gänzlich eingesperrt gehalten werden, verschwenderisch mit den reichsten Zierrathen, die ihnen ihre Männer oder Verwandte nur zu schaffen wissen, beladen.

Wenn wir es als ausgemacht annehmen, daß die Liebe zur Bekleidung eine natürliche Neigung ist, so können wir auch vernünftiger Weise schließen, daß diese Neigung sich schon in einem sehr frühen Zeitpuncte des Alterthumes geäussert habe; allein, auf was für Art sie zuerst sich zeigte, und welche Materialien sich ursprünglich zu ihrer Befriedigung darbothen, sind Dinge, wovon wir wenig wissen. Die erste Bekleidung, deren die Geschichte Meldung thut, bestand aus zusammen geflochtenen Blättern; aber wie sie zusammen geflochten waren, davon ist keine Nachricht auf uns gekommen. Indessen kann man vernünftiger Weise aus diesem Winke schließen, daß die Menschen in dem ersten Zeit-Alter, zu ihrer Bekleidung Gebrauch von denjenigen Materialien gemacht haben, welche die Natur ihnen darboth, und welche der wenigsten Zubereitung bedurften. Strabo erzählt, daß einige Völker Baum-Rinde dazu gebrauchten, und daß andere zu diesem Behuf, Rohr und andere Gewächse und Pflanzen grob in einander flochten. Indessen scheinen unter allen übrigen Materialien die Felle der Thiere, in jenen

alten Zeiten die gewöhnlichste Kleidung gewesen zu seyn. Da man aber damahls die Kunst, sie durch Gärben geschmeidig zu machen, oder die Haare von der Haut abzusondern, noch nicht kannte, trug man sie so, wie sie von den Körpern der Thiere abgezogen waren. In den sinesischen Jahr-Büchern wird erzählt, daß Tsching-fang, einer der ersten Könige dieses Reiches, gelehrt habe, die Felle durch Absonderung des Haares vermittelst einer hölzernen Walze zu Kleidern zu bereiten. Aber auch wie die Thier-Felle durch verschiedene, in verschiedenen Ländern übliche Methoden, etwas bequemer zur Bekleidung gemacht worden waren, so waren sie doch natürlich nicht zu einer netten, gemächlichen Bedeckung des mensch. Körpers passend; einige mußten zu klein, andere zu groß seyn. Diejenigen, die zu groß waren, nach Belieben kleiner zu machen, war leicht genug; aber die zu diesem Zweck zu kleinen konnten nicht, ohne die Kunst, sie an einander zu befestigen und zusammen zu setzen, größer gemacht werden; und es verging viele Zeit, bis ein großer Theil des mensch. Geschlechtes diese Kunst erfand. Die Erfindung des Zwirnes, oder von Fäden aller Art, scheint nicht zu den frühesten zu gehören, wie wir aus dem Umstande, daß so viele wilde Nationen sie noch heut zu Tage nicht gemacht haben, schließen können; und ohne Fäden läßet sich hier nichts machen. Hesiodus meldet, daß die Alten getrocknete und in dünne Fäserchen zertheilte Thier-Sehnen statt des Zwirnes gebraucht haben. Dornen, spitzige Knochen und ähnliche Dinge, vertraten die Stelle der Näh-Nadeln. Von so rohen Materialien, und auf diese rauhe Art, waren die Kleider, oder vielmehr die Hüllen des mensch. Körpers in dem ersten Zeit-Alter gemacht. Sie waren aber dem Körper nicht so angepaßt, als jetzt, sondern hingen frey und los um ihn, und hatten gleiche Länge und Umfang; ein Umstand, welcher zugleich daraus sehr klar wird, daß

die

die Großen sehr viele Kleidungsstücke hatten, womit sie denen, die sie ehren wollten, Geschenke machten; denn zu dieser Absicht wären die Kleidungen nicht dienlich gewesen, wenn sie dem Körper ihres ursprünglichen Eigenthümers genau angemessen gewesen wären. Dieser Umstand aber erhält auch noch mehr Beweise durch die noch jetzt gewöhnliche Kleidung derjenigen Nationen, welche die Gebräuche ihrer ältesten Vorfahren am meisten beybehalten haben. Die Kleidungsstücke der Holländer und Walliser sind noch bis auf diese Stunde so weit, daß sie leicht von Jedem ohne Unterschied getragen werden können.

Als die menschl. Gesellschaft sich allmählich verfeinerte, und beyde Geschlechter anfingen darauf zu sinnen, wie sie sich gegenseitig einander angenehm machen sollten, suchten sie Materialien ausfündig zu machen, aus welchen Kleidungsstücke von gemächlicherer und angenehmerer Art verfertiget werden könnten, als aus Baum-Rinden oder aus Thier-Fellen. Die ersten Versuche zu diesem Zwecke wurden wahrscheinlicher Weise mit Kamel-Haaren gemacht; ein Stoff, welcher noch jetzt in den Morgenländern zu Kleidungen verarbeitet wird. Vom Kamel-Haare war der Uebergang zur Wolle leicht und natürlich, und man mußte es sehr bald entdecken, daß jedes von diesen nicht nur eine biegsamere, wärmere und dauerhaftere, sondern auch eine zierlichere Bedeckung abgab, als irgend ein anderer Stoff, aus welchem sie bis dahin dergleichen zubereitet haben konnten. In welchem Zeitpuncte man zuerst die Kunst, diese Materialien in Kleidungsstücke zu verwandeln, erfunden habe, ist ungewiß; es muß aber sehr früh geschehen seyn. Denn die Geschichte meldet uns, daß, zu den Zeiten der Patriarchen, die Einwohner von Palästina und Mesopotamien große Sorgfalt auf ihre Schaf-Schuren gewandt haben; ohne Zweifel verstanden sie die Kunst, die Wolle zu Kleidungsstü-

cken und zum Putze zu verarbeiten. Dieser Gebrauch der Wolle und des Kamel-Haares gab vielleicht den ersten Begriff zur Theilung der Fasern gewisser Pflanzen in besondere Fäden, und zur Verwandlung derselben in ähnlichen Gebrauch, ein. Wie es aber auch hiermit seyn mag, so viel ist gewiß, daß diese Kunst sehr früh getrieben wurde. Wir lesen, daß unter den verschiedenen Plagen, welche der Israeliten wegen über die Aegypter kamen, auch der Flachs vom Hagel zerschlagen wurde; und in kurz darauf folgenden Zeitpuncten wird schon zum öftern der feinen ägyptischen Leinwand Erwähnung gethan. Dieses waren die Materialien, womit die Menschen in uralten Zeiten sich kleideten. Ich will auch noch kürzlich dasjenige, was sie zum Zierrath und zur Pracht besaßen, betrachten.

Die Kunst, den Körper mit verschiedenen Dingen auszuschmücken, war, zu Abraham's Zeiten, verschiedenen asiatischen Völkerschaften bekannt; sie hatten so gar Edelsteine von verschiedener Art, und Gefäße von Gold und Silber. Als Elieser, Abrahams Knecht, für Isaac, seines Herrn Sohn, um Rebecca warb, nahm er goldene Spangen und Arm-Ringe, nebst goldenen und silbernen Kleinoden, zum Geschenke mit sich, um sich eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Jacob gab seinem geliebten Sohne Joseph einen bunten Rock, den man für einen aus Baumwolle gemachten Rock hält, und welcher feiner war, als die Kleider seiner Brüder, welches denn die Ursache war, daß sie ihn als Sclaven an die Ismaeliter verkauften. Allein, aller dieser Verfeinerungen ungeachtet, waren die Menschen nicht mit der Kunst, sich zierlich und annehmlich zu kleiden, bekannt. Ihr Ober-Kleid bestand bloß aus einem Stücke Tuch, in welches sie sich einhülleten, und sie wußten kein anderes Mittel, es um sich herum zu befestigen, als daß sie es um den Leib herum schlugen, und am Leibe mit der Hand fest hielten. Verschiedene

rohe Nationen tragen sie noch heut zu Tage auf diese Art. Ein auffallendes Beyspiel davon zeigt sich in Taheiti, wo die Einwohner sich in ein Stück Tuch von fast unglaublicher Länge einwickeln; und je höher der Rang der Person ist, je länger ist das Stück Tuch. Zu den Zeiten der Patriarchen waren die Israeliten einige wenige Schritte über die jetzt beschriebene Einfalt hinaus gekommen; sie hatten Kleider mit Aermeln, und Mäntel, die sie über ihre ganze Kleidung warfen; ihre Schuhe aber waren wie die Schuhe ihrer Nachbarn, nichts als Stücke Leder zur Bedeckung der Fuß-Sohlen, und diese machten sie mit Nesteln oder Riemen an den Füßen fest.

Bey allen diesen Nachrichten von der Art und Weise sich zu kleiden (Tracht, Kleider-Tracht) in den ältesten Zeiten, ist es nicht wenig sonderbar, daß sich keine Meldung von der Kleidung des weiblichen Geschlechtes findet, die wenigen Zierrathen ausgenommen, die, wie ich bereits erwähnt habe, der Rebecca geschenkt wurden. Allein, ob wir gleich jetzt nicht mehr durch Muthmaßungen heraus bringen können, woraus ihre Kleidung bestanden habe, so ist es doch gewiß, daß sie bey verschiedenen Gelegenheiten verschieden war. Denn als Thamar hinging, und sich an den Weg setzte, um von Juda, der vorüber gehen sollte, für eine liederliche Weibsperson gehalten zu werden, legte sie das Wittwen-Kleid ab, und kleidete sich wie eine Buhlerinn. Hieraus sieht man, daß nicht allein Wittwen und Buhlerinnen, sondern vermuthlich auch viele andere Stände durch verschiedene Kleidungs-Arten sich von einander unterschieden; ein starker Beweis, daß in diesen Zeiten die Kleidung ein Umstand war, auf den man viel achtete. Denn wo die Bekleidungs-Kunst gleichsam noch in ihrer Kindheit ist, braucht man sie noch nicht zum Unterscheidungs-Zeichen der Personen; nur bey verfeinerten Völkern ist die Kleidung nicht allein ein Zeichen ver-

schiedener Würden, sondern auch verschiedener Gewerbe, Hanthierungen und Situationen.

Ich komme zur nähern Betrachtung der Kleidungs-Arten oder Kleider-Trachten einiger, der ältern sowohl, als auch neuern Völker.

Aegypten ist das Land, dem man, vor allen übrigen, die ältesten Denkmäler der Kunst zugesteht. Seine ältesten Eingeborne bedeckten sich, dem Diodorus Siculus (1) zu Folge, mit Thier-Häuten. Diese wurden in der Folge durch das Unter-Gewand, (L. Tunica, Fr. Tunique), d. i. dasjenige Kleidungsstück, welches man unmittelbar auf dem Leibe trug, ersetzt. Die meisten ältern Nationen bedienten sich desselben; nur trugen es einige ohne, andere mit Aermeln; einige weiter, andere enger, wie aus dem Folgenden mit mehrern zu ersehen seyn wird. Dasselbe war gewöhnlich aus zwey Stücken oder Blättern, welche beynahe die Gestalt eines länglichen Viereckes hatten, zusammen gesetzt. Es bedeckte die Brust und den Rücken; war an den obern Enden, auf den Schultern, zusammen geheftet, und hatte in der Mitte eine Oeffnung, um den Kopf durchstecken zu können. Unter den Armen hingen diese Stücke ebenfalls zusammen, und wurden gegen das untere Ende immer breiter. Ein merklicher Unterschied, in Ansehung der Länge, zeichnete sie aus, wenn sie für Frauenspersonen gehörten. Man schnürte endlich das Unter-Gewand mit einem Gürtel oder einer Binde zusammen, um dem Körper die erforderliche Freyheit zur Bewegung zu lassen.

Nach

(1) Biblioth. hist. L. 1, Sect. 43, Vol. I. Opp.

Nach Herodot (2) Berichte, pflegen die ägyptischen Frauenspersonen nur Ein Gewand zu tragen. Man findet auch wirklich Statüen, die nur mit einem einzigen Unter-Gewande bekleidet sind, welches sich so fest an den Leib schließt, daß man sie für ganz nackete Figuren halten könnte, wenn die Enden an den Füßen, oder an den halben Schenkeln, das Unter-Gewand nicht merklich machten (3). Indessen finden sich doch einige mit feinen Fältchen, die einen sehr leichten und dünnen Stoff anzeigen; andere, im Capitolinischen Museum, welche wie die Tochter der Niobe, Fig. 12, doch ohne Gürtel, drapirt sind. Der Mantel wurde über dem Ober-Rocke getragen, und bedeckte den Rücken und die Schultern.

Die Mannspersonen trugen zwey Röcke, oder eigentlich zwey Unter-Kleider. Herodot nennt dasjenige Kleidungsstück, welches bis auf die halben Schenkel herab hing, und unten herum verbrämt war, Καλασίρις, Calasiris, wovon ich sogleich wieder sprechen werde. Ueber diesem trugen sie, wenigstens nach der italiän. Uebersetzung Herodot's (4), einen Habit von weißer Leinwand; oder, nach des Ferrarius (5) Erklärung, ein Pallium von weißer Wolle; oder endlich, dem Beger (6) zu Folge, das Amiculum. Nach dem Berichte der h. Schrift, trug Joseph, welcher sich wahrscheinlich nach der ägyptischen Weise kleidete, ein

(2) Historiarum (Libri VIII. gr. & lat. ex *Vallæ* interpretatione, Amst. 1763. f.) L. II. Sect. 36. p. 120.

(3) Von dieser Art sind die Figuren auf der 7 und 11 Kupfert. in der italiän. Uebersetzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst.

(4) *Herodoto Halicarnasseo* tradotto per il Conte *Matt. M. Bojardo*, Venez. 1565. 8.

(5) *Octavii Ferrarii* de re vestiaria Libri VII. Patav. 1686. 4. §. auch in *Grævii* Thes. Antiqu. Rom. To. VI. p. 605 — 912.

(6) Thesaur. Brandenb. Vol. I. p. 221.

ein Pallium (7). Auſſer dem Pallium, bedienten ſich die Aegypter wahrſcheinlich noch der Chlamys, oder des Sagum, einer Art von Kriegs- oder Reiſe-Mantel.

Bey den alten Griechen war das gewöhnliche Kleid Χιτων, Tunica, welches bis auf die Knie, bisweilen auch auf die Knöchel, herab ging, welche letzte Art inſonderheit ποδήρης χιτων, Tunica talaris, oder ein Talar, genannt wurde. Der Nahme Στολη, oder Stola aber wurde von den Griechen einem jeden Kleide, ſowohl männ- als auch weiblichen Geſchlechtes, beygeleget. Der Unterſchied zwiſchen den griechiſchen und römiſchen Tunicis war dieſer, daß jene mit langen und engen, dieſe aber mit kurzen und weiten Aermeln (8) verſehen waren, welche letztere zuweilen nicht einmahl bis an den Elbogen reichten, welches man an vielen Bildſäulen erkennen kann. Auſſer dieſer Tunica, als dem Ober-Rocke, trugen viele auch noch einen Unter-Rock 9), welcher zunächſt auf der Haut lag, und von den Griechen χιτωνίσκος, von den Römern aber Interula oder Subucula genannt wurde. Anfangs wurden die Tunicae, zumahl diejenigen, welche die Manns-Leute trugen, von Wolle gemacht; denn die leinenen Klei-

(7) 1 Moſ 39, 12. Weder aus dem Hebr. בגד. noch dem griech. Ausdrucke der LXX Dolmetſcher, ἱμάτιον, läſſet ſich etwas folgern. Es ſind allgemeine Ausdrücke von Kleidungsſtücken. Aber eine Art von Ober-Gewand muß das geweſen ſeyn, was Joſeph, bey ſeiner Flucht, in den Händen der gefährlichen Frauensperſon ließ.

(8) In den alten Zeiten war es nicht ohne Vorwurf, wenn angeſehene Römer Röcke mit Aermeln hatten; man trug ſie meiſt ohne Aermel.

(9) Von Tunica interiori, ſ. *Philippi Rubenii* Electorum libri II. in quibus antiqui ritus, emendationes, cenſurae. Antverp. 1608, 4. L. 2, c. 20. Varro in einem verlornen Werke welches Nonius oft anführt: poſteaquam *binas* tunicas habere coeperunt; inſtituerunt vocare *ſubuculam* & *induſium*.

Kleider waren vor den Zeiten Alexandri Severi, welcher nach dem Zeugnisse des Lampridius, c. 40, zuerst dergleichen getragen hat, nicht eben gebräuchlich; es scheint auch, daß sich um diese Zeit nicht alle und jede derselben bedient haben; gleichwie auch ungewiß ist, ob der Nahme Linum eben von einem solchen Unter-Rocke oder Subucula zu verstehen sey. So viel aber ist gewiß, daß Subucula, welches Wort vom Horaz, L. 1, Ep. 1, v. 95, von einem Kleide, das zunächst auf der Haut liegt, und von uns ein Hemd genannt wird, gebraucht wird, das innere oder Unter-Kleid bedeute, welches damahls von Wolle war; woraus denn zugleich erhellet, daß die leinenen Unter-Kleider oder Leib-Röcke, die wir Hemden nennen, erst in spätern Zeiten eingeführt worden sind.

Daß aber die Weibspersonen eher, als die Mannspersonen, sich leinener Kleider bedient haben, ist unter andern daraus zu schließen, weil Varro nach dem Zeugnisse des Plinius erzählt, daß an der Familie der Serraner als etwas Besonderes bemerkt worden ist, daß ihre Weiber keine dergleichen Kleider getragen haben; woraus denn geschlossen wird, daß dieser Gebrauch leinener Kleider bey dem römischen Frauenzimmer schon vorher bekannt gewesen seyn müsse, weil an erwähnter Serranischen Familie getadelt wurde, daß sie sich nicht andern gleich gehalten habe. Daß Leinwand bey den Griechen von sehr alten Zeiten her gebräuchlich gewesen sey, erhellet daraus, weil man diese Materie aus unterschiedenen fremden Landen nach Griechenland gebracht hat, wie denn von ihren Schriftstellern hin und wieder der colchidischen oder sardonischen und ägyptischen Leinwand gedacht wird.

Eine besondere Art der Kleidung war die so genannte Calasiris, welche gleichfalls ein leinenes Kleid war, welches einen besondern Saum hatte, dergleichen insonderheit die ägyptischen Priester unter ihren wollenen Ober-Röcken trugen, und zwar darum, weil ihnen in dem Tempel nicht erlaubt war, wollene Kleider zu tragen, daher sie dieselben bey dem Eingange in

den Tempel ablegten, und nur allein die leinenen auf dem Leibe behielten, so, daß diese Calasiris ihnen zugleich als eine Tunica und Interula, d. i. als ein Rock und Unter-Kleid, gedient zu haben scheint. Daß übrigens der Gebrauch der Leinwand aus Aegypten nach Griechenland gekommen sey, erkennt man eben daher, weil den Priestern der Isis und des Anubis, in den Tempeln sich keiner andern, als leinener Röcke zu bedienen, erlaubt war. Sie durften auch so gar ihre Todte in keine andere, als leinene, Tücher einwickeln, wie denn, bekannter Maßen, die so genannten Mumien allesammt mit leinenen Binden umwunden sind.

χλαμὺς, Chlamys, ist ebenfalls eine Art der Kleidung, welche bey den Griechen von alten Zeiten her gebräuchlich war, und von diesen auf die Römer gebracht wurde. Es war dieses ein Mantel oder Ober-Kleid, welches sie über den andern Kleidern trugen; doch lässet sich von dessen eigentlicher Gestalt nichts gewisses sagen. Einige meinen, die Chlamys sey eben das gewesen, was die Römer Toga nannten; Andere hingegen behaupten, daß dieses Kleid mit dem so genannten Sagum oder Paludamentum eine mehrere Gleichheit gehabt habe, oder gar einerley mit demselben gewesen sey. Die Griechen bedienten sich derselben sowohl zu Hause, als auch im Kriege. Die Meisten halten diese Chlamys für ein offenes Kleid, welches auf der rechten Achsel mit einem besondern Häftel oder Schnalle zusammen geheftet, und also eingerichtet war, daß sie den rechten Arm ganz frey behielten. Einige thun einer zweyfachen Art dieser Chlamys Meldung, deren eine sie macedonica, die andere aber communis nennen. Von der macedonischen sagen sie, daß dieselbe unten ganz zu (10) gewesen, da hingegen die gemeine Art etwas weiter, aber nicht so geschlossen, sondern

(10) d. i. unten nicht eingeschnitten, ohne Schlitze.

dern eingeschnitten, gewesen sey. Hesychius und Andere gedenken noch einer dritten Art, welche sie Chlamys thessalica nennen. Daß übrigens die Chlamys auch bey den Römern gebräuchlich gewesen sey, beweisen viele Denkmäler, woraus man sieht, daß die Kaiser, Praetores und Tribuni dergleichen getragen haben, da es aber mehr Paludamentum heißt. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Ephestrides, der Mandyas und Pyrrhus, eben dergleichen gewesen seyn (11).

Die Chlaena, von den Römern Laena genannt, soll zu den Zeiten der alten Heiden gebräuchlich, und gleichfalls eine Art eines Ober-Kleides oder Mantels gewesen seyn, dessen sie sich insonderheit gegen die Kälte, des Nachts aber zugleich an statt eines Lagers bedient haben, wie denn einige einfach, andere aber doppelt und dicker, gewesen seyn sollen. Homer (Ilias B. 24. V. 645) schreibt, daß, als Priamus einsmahls in dem Gezelte des Achilles übernachtet habe, ihm eine doppelte Chlaena gereicht worden sey, um sich damit zu decken. Im Kriege wurden sie am meisten gebraucht, und werden oft genannt. Ein anderes Kleid, Chlanis oder Chlamidion, war von dünnem Zeuge, und wurde von beyderley Geschlechte getragen. Noch ein anderes, Sisyra, welches etwas dicker war, diente ihnen bey Tag und Nacht, auf mancherley Weise, und soll auch dieser Art gewesen seyn.

Pallium, der Mantel, wurde von den Griechen Ἱμάτιον, Φάρος, und Τριβώνιον genannt; ja, der lat. Nahme Pallium selbst, ist in die griechische Sprache aufgenommen worden, Παλλιον, und war von den heutigen Mänteln nicht sehr verschieden, ausser daß es etwas länger war. Es scheint ursprünglich von

dem

(11) Wozu auch noch Lacerna zu setzen ist.

den Griechen herzukommen, weil Suetonius, in dem Leben des Augustus, c. 98, schreibt, daß dieser Kaiser bey einer gewissen Gelegenheit seinen Reise-Gefährten, unter andern Geschenken Togas und Pallia (Röcke und Mäntel) unter dem ausdrücklichen Befehle habe austheilen lassen, daß die Römer sich der griechischen, die Griechen aber sich der römischen Kleidung und Sprache bedienen sollten. Mit der Zeit aber sind sie sowohl bey den Römern, als auch Griechen, üblich gewesen. Man sieht keinen Kragen daran, und sie wurden über den andern Kleidern getragen, wie man Fig. 2096, an dem Bildnisse des Metrodorus von Ephesus, welches zu Rom zu sehen ist, erkennen kann, da sich ein sehr weites Ober-Kleid zeigt, welches man etliche Mahl um sich herum wickeln kann. Die Tunica geht bis auf die Füße, wie Fig. 2097, woran der Mantel von jenes griechischen Metrodorus Mantel darin unterschieden ist, daß die Enden an jenem hier und da eingeschnitten, und mit einem besondern Saume verbrämet zu seyn scheinen. Eben diese Tunica ist unter der Brust mit einem breiten Gürtel umgürtet, die Aermel aber sind sehr weit und lang.

Wenn man die Gestalt dieser griechischen Mäntel betrachtet, sollte man denken, daß dabey keine Schwierigkeit sey; nichts desto weniger ist man über denselben nicht einerley Meinung. Denn weil *Appianus*, L. V. de bello civili, von dem Antonius erzählt, daß er in Aegypten nach griechischer Art ein Pallium quadratum (einen viereckigen Mantel) getragen habe, so ist daher die Frage entstanden, was unter demselben zu verstehen sey. Vielleicht ist ein Mantel darunter zu verstehen, der vier Ecken oder Zipfel hat, deren vordere nur in das Gesicht fielen, und untenher rund waren. Man glaubt, daß er nicht auf einerley Weise getragen worden sey, und zwar bisweilen so, daß sie die beyden gegen einander stehenden Enden auf den Achseln mit einem Häftel zusammen geheftet haben, und wenn man also den Mantel von der rechten Hand gegen

die

die linke zurück geschlagen hat, der ganze Leib davon bedeckt worden ist.

Die Kleidung des Prusias, eines Land-Vogtes der Coier, Fig. 2098, scheint ein Kriegs-Kleid zu seyn. Erstlich trägt er eine Chlamys, die auf der Achsel zusammen geheftet ist, und unter derselben eine doppelte Tunica, unter welcher die innere, welche länger ist als die obere, ihm bis mitten an die Schenkel geht, beyde aber mit einem Gurte zugehalten werden. Sein Schwert ist etwas länger, als die römischen, und scheint nach dem Maße seiner Leibes-Statur 2 Fuß lang zu seyn. Seine Gemahlinn, welche neben ihm steht, hat einen besondern Haupt-Schmuck, und einen langen Rock bis auf die Erde, welcher gleichfalls mit einem Gürtel gebunden ist, und sehr lange Aermel hat, bis vor auf die Hände. Einen solchen Mantel, den man über der Tunica trägt, nennen die Griechen Ἱμάτιον, oder Chlamydion, die Römer aber Pallium oder Palla. Der folgende Telamon, Fig. 2099, scheint gleichfalls ein Kriegs-Kleid zu tragen. Dessen Schild hat mit einem großen Becken, welches ovalrund ist, eine große Aehnlichkeit; der Helm ist überaus schön, und sein Schwert kommt des Prusias seinem sehr gleich. Seine Gemahlinn Hesione erscheint auch in einem sehr weiten Kleide, welches aber sehr kurze Aermel hat, so, daß ihre Arme fast ganz nacket sind; auch trägt sie einen Mantel, dessen Rand eingeschnitten ist, und gleichsam besonders verbrämt scheint; das Haupt-Haar ist besonders durch einander geflochten.

Der Mantel der Weltweisen (12), war von andern in nichts unterschieden, als daß er insgemein sehr abgeschabt war; daher er von dem Worte τρίβω, (ich

(12) Besondere Schriftsteller davon führt *Fabricius*, in Bibliogr. c. 18, §. 9, an.

(ich reibe, schabe ab,) Τριβώνιον, Tribonium, hieß. Es trugen die meisten Philosophen dergleichen, meist um dafür angesehen zu werden, als ob sie sich weder aus Armuth noch aus Pracht etwas machten. Sie waren insgemein schwarz, oder dunkelbraun. Nach dem Zeugnisse des Athenäus, B. 4, 18. beschoren insonderheit die Cyniker weder ihre Haare, noch den Bart, sondern gingen ganz verwildert und barfuß.

Von solcher Art ist der Mantel des Diogenes, Fig. 2100, in der Villa Borghese, den er nach Art der Cyniker auf dem bloßen Leibe trug. Auf andern Denkmälern wird er vorgestellt, wie er in einem Fasse sitzt, und wie aus demselben, eine Schnecke aus ihrer Schale hervorkriecht; dergleichen Vorstellung Fig. 2101 zu sehen ist, da er in der einen Hand einen Stecken, in der andern aber eine Tasche hält; seinen Aufenthalt hat er bey einem Tempel, und gegen ihm über steht ein Hund. Diogenes hatte wirklich seine Wohnung bey dem Eingange eines Tempels. Denn als die Athenienser einen gewissen prächtigen bedeckten Gang eines Tempels erbauet hatten, rühmte sich derselbe, als ob sie ihm eine sehr prächtige Wohnung zugerichtet hätten. Das Faß, in welchem er steckte, war irden, gleichwie auch alle andere Gefäße, in welchen sie den Wein und andere flüssige Materien verwahrten, von Thon waren. Was übrigens die Larve, die hinter dem Hunde zu sehen ist, bedeute, ist ungewiß; vielleicht wird damit auf die Verstellung der cynischen Philosophen gezielt, welche für sehr tugendhaft angesehen seyn, und von dem einfältigen Volke gerühmet werden wollten.

Fig. 2102, stellt noch einen andern alten Philosoph dar, dessen Bildsäule in dem Museo Justinianeo zu sehen ist. Er scheint ganz tiefsinnig zu seyn, und hält in der einen Hand eine zusammen gerollte Schrift, mit der andern stützt er sein Haupt; übrigens hat er seinen bloßen Leib mit einem Mantel bedeckt, wie obiger Diogenes.

Es trugen aber nicht nur die Philosophen, sondern auch Andere (13), dergleichen Tribonia. Nach dem Zeug-

(13) Die christlichen Aseeten, deren Lebens-Art ohnehin Philosophia hieß, trugen daher eben dergleichen schwarzen Mantel, wie die Phi-

Zeugnisse des Eunapius, bedienten sich die Sophisten (Redner) eben dergleichen. Denn obgleich in den ältern Zeiten diese Mäntel nur allein der Armen Kleidung waren, so trugen doch auch Andere dergleichen; wie denn insonderheit zu Athen auf dem Gerichts-Plaze die Richter in solchen erschienen. In spätern Zeiten trug M. Aurelius selbst von Jugend auf einen solchen Mantel. Es haben aber auch nicht alle und jede ehemahlige Philosophen dergleichen schlechte Kleider getragen. Nach des Aelianus Zeugniß (B. 12, C. 32) trug Pythagoras ein weißes Kleid, eine goldene Krone, und besondere Beinkleider. Empedokles von Agrigent ging in Purpur, und hatte eherne Schuhe. Hippias und Gorgias gingen ebenfalls mit Purpur bekleidet. Andere Philosophen trugen eine gewisse Art leinener Kleider, welche Orthonae hießen, die sonst meist mit unter die Kleidung des Frauenzimmers gerechnet wurden. Doch waren die meisten alten Philosophen darauf bedacht, sich besonders durch die Kleidung zu unterscheiden, damit man sie an ihrer äussern Gestalt sogleich für Philosophen erkennen könnte.

Chrysostomus gedenkt noch eines andern Kleides, welches bey den alten Philosophen üblich war, und von ihm Ἔξωμις, Exomis, genannt wird, welche Einige für die so genannte Abolla halten. Es ist wahr, daß beyde von den Weltweisen getragen worden sind. Exomis war ein Kleid ohne Aermel, so, daß weder die Arme noch die Schultern davon bedeckt waren; wie es denn auch von dem Griech. ὦμος, (die Schulter) den Nahmen hat. Sonst trugen die Knechte und Bedienten eben dergleichen Kleidung (14).

Philosophen. Daher auch diejenigen, welche Christen wurden, und nicht ganz gemeine Leute waren, eben dergleichen trugen; z. B. Tertullianus, und meist alle Geistliche und Mönche. Die Redner trugen rothe Farbe.

(14) Und zwar sowohl als einen Mantel, als auch als einen Rock.

Ein Mantel, welcher inwendig gefüttert war, wurde Διπλοὶς, Diplois, genannt (15). Ferner ist auch noch eine Art kleiner Mäntel, oder Wetter-Kappen, Nahmens Palliolum, bekannt, womit die Alten insonderheit das Haupt und die Schultern bedeckten, wenn sie irgend aus einer Krankheit in die freye Luft kamen; dergleichen auch bisweilen unzüchtige Weibs-Personen sich bedienten, wenn sie in der Stadt umher gingen, und nicht erkannt seyn wollten. Aurelianus gedenkt in einem Briefe, der bey dem Vopiscus zu lesen ist, auch von Tunicis palliolatis, welche Salmasius für solche Tunicas hält, denen dergleichen Wetter-Kappen oder Mäntelchen angefüget waren.

Noch eine andere Art Kleidung wurde von den Griechen Φενόλη oder Φελόνη, von den Lateinern Penula (16), genannt, getragen, welche nach dem Suidas eben das seyn sollte, was sonst Ephestris hieß, und auch eine Art von Mänteln war, deren die Alten sich bedienten, wenn sie über Feld reiseten; daher zugleich sehr wahrscheinlich ist, daß sie mit der Chlamys einerley gewesen sey.

Endlich lieset man noch von einer andern Art, Nahmens Synthesis, deren sie sich insonderheit bey Gastmahlen bedienten. Ob gleich der Nahme griechisch ist, so waren diese Speise-Kleider doch auch bey den Römern sehr üblich, indem nicht nur die Kaiser und Rathsherren, sondern auch andere Personen, sich derselben bedienten. Man hält es für einen Mantel, welcher leicht über andere Kleider angezogen, und nach Belieben wieder abgeleget werden konnte.

Der

(15) Quem duplici panno patientia vetat. *Horat.* L. 1, Ep. 17, v. 25.

(16) *Jo. Bapt. Donii* diss. de vtraque paenula, ist bey *Alb. Rubenii* de re vestiaria veterum libris, Antverp. 1665, befindlich; auch in *Grævii* Thes. antiqu. rom. Vol. VI. p. 1150 — 1156.

Der Kleidung des griechischen Frauenzimmers wird weiter unten bey den Römern Erwähnung geschehen.

Was die Kleidungsstücke der Hebräer betrifft, so sind überhaupt viele derselben uns heutiges Tages Räthsel. Man kennt zwar aus Braun und Anderer Schriften den ganzen Kleider-Ornat des Hohenpriesters; aber, wie sich die andern Privat-Personen getragen haben, weiß man nicht, und die übrigen Amts-Kleider sind uns auch unbekannt, da aus 1 Kön. 22, 10. Jes. 22, 21. zu schließen ist, daß ein jedes Amt seine besondere Kleider gehabt habe; kurz, die Materie ist sehr verworren.

Die Materialien, woraus sie bey den Hebräern gemacht wurden, waren besonders: 1. Byssus, ägyptische Leinwand; 2. vermischte Wolle und Leinwand. Nach mosaischen Gesetzen durften die Privatpersonen keine halbwollene oder halbleinene Zeuge tragen; 3 Mos. 19, 19. vergl. 5 Mos. 22, 11. Josephus (17) setzt den Grund hiervon darin, weil dergleichen Kleidung bloß den Priestern erlaubt gewesen sey; doch ist Hr. Ritter Michaelis (18) zweifelhaft, ob es bey den Priestern eingeführt gewesen sey, dergleichen zu tragen, obschon nicht geläugnet werden kann, daß sie dergleichen tragen durften. Seiner Meinung nach mußte die Kleidung der Priester zu Mosis Zeiten eben so ungemischt mit Wolle seyn, wie die Kleidung eines jeden Israeliten, nur mit dem Unterschiede, daß gemeinen Israeliten erlaubt war, Wolle zu tragen, die Priester hingegen keine andere als leinene (d. i. von Byssus) Amts-Kleider tragen durften. Zu den mosaischen Kleidungs-Gesetzen gehört auch 5 Mos. 22, 5. wo

(17) Antiquit. iud. L. 4, c. 8, §. 11.

(18) Mosaisches Recht, Th. 4, §. 220, S. 349.

Frauensperſonen verbothen wird, Manns-Kleider, und Mannsperſonen weibliche Kleidung zu tragen.

Der Endzweck des leztern Verbothes fällt in die Augen. Die Ehre eines unſchuldigen Frauenzimmers kann in die gröſte Gefahr kommen, wenn der Verführer ſich in ein Frauenzimmer verkleidet, (ſo wie man wohl in London das Beyſpiel gehabt hat, daß eine Mannsperſon ſich als Dienſt-Mädchen in eine Boardingſchool, darin junge Frauenzimmer erzogen wurden, vermiethet hat, wovon die Folgen nach einigen Monathen ſichtbar wurden,) und wenn eine wohl ausſehende junge Mannsperſon auch nur zum Spiel als Frauenzimmer gekleidet iſt, ſo kann dieſes in einem ſüdlichern Klima, wo die unnatürlichen Laſter ſo gewöhnlich ſind, ſehr üble Folgen haben, und die erſte Veranlaſſung zur Knabenſchänderey geben. Die Phantaſie des Verführers wird durch die Kleidung aufgebracht, und von nun an ſtellet er demjenigen nach, den er als Mädchen verkleidet geſehen hat. Gegen dieſes gefährliche Laſter kann man in einem ſüdlichen Lande kaum zu ſorgfältig ſeyn.

Unter die vornehmſten Kleidungsſtücke der Hebräer gehört: 1. Das Hemd. 2. Der Ober-Mantel (Beged, Chluth, Simla); dieſer beſtand in einem großen viereckigen Tuche, worein man ſich an kalten Tagen und bey ſchlimmen Wetter einwickelte, und welchen man zur Nachtzeit als eine Matratze brauchte, ſonſt aber am Tage über der Schulter trug. Dieſer iſt noch jetzt bey den Arabern gewöhnlich, und ſie nennen ihn Hyck. Es mußte derſelbe auf Moſis Befehl mit 4 Franſen oder Quaſten an ſeinen 4 Enden oder Zipfeln verſehen ſeyn, welche daran mit einer blauen Schnur befeſtigt wurden; 4 Moſ. 15, 48, f 3. Der Mantel (Maatopha), Jeſ. 3, 21. war eine mit Aermeln verſehene Kleidung, welche Schröder [19]) ausführlich beſchrieben hat. Dieſen Mantel trugen ſowohl Manns- als auch Weibsperſonen. 4. Der Unter-Rock (Cthoneth). Schröder ſagt, dieſer ſey bey den Mannsperſonen

(19) De veſtitu feminarum, c. 15.

sonen ohne Aermel und kürzer, bey den Frauenspersonen aber mit Aermeln, und etwas länger, gewesen. Man findet ihn wenigstens bey Frauenspersonen 2 Sam. 13, 18. 5. Der unterste Rock, welcher dicht auf dem Leibe liegt (Sidon, Σινδον); diesen scheinen sowohl Manns- als auch Weibspersonen getragen zu haben; Richt. 14, 12. 13. Jes. 3, 23. Vermuthlich gaben sich die hebräischen Frauenzimmer mit Zubereitung derselben sehr ab, wenigstens scheint dieses aus der Stelle Sprichw. 31, 24. zu folgen. Nachher kauften die Phönicier dieselben von ihnen, und trieben Handel damit. Hierzu kam noch 6. der Gürtel, welcher bloß dem Frauenzimmer eigen gewesen zu seyn scheint.

Daß die Ehrenbezeigungen oder Geschenke der Morgenländer, welche sie einander machten, unter andern auch in Kleidern bestanden haben, erhellet aus den Stellen 1 Mos. 41, 14. 1 Sam. 17, 38. 18, 4. Esth. 4, 4. 6. 8. 2 Chron. 8, 15. woraus Paulsen(20) die Stellen der Schrift Jes. 3, 6. 16, 3. 10. Offenb. 3, 5. 6, 11. erläutert. Die Stats-Kleider, welche im Orient von großen Herren, Andern zum Zeichen ihrer Gnade geschenkt wurden, hießen Feyer Kleider. So beschenkte Joseph seine Brüder damit; jedem gab er 1 Feyer-Kleid, Benjamin aber 4, daß er seine Kleider vier Mahl wechseln konnte; 1 Mos. 45, 20. Simson versprach den Philistern, die sein Räthsel errathen würden, 30 Feyer-Kleider; Richt. 14, 12. 13. 19. 2 Kön. 10, 5. 22. 23. Unter den Geschenken, welche die orientalischen Könige dem Salomo brachten, waren auch Feyer-Kleider; 2 Chron. 9, 24. Auch von Weibspersonen kommt der Ausdruck Feyer-Kleider vor; Jes. 3, 22. Hierher gehört auch, daß diejenigen, welche zu einem Amte eingeweihet wurden,

(20) Von der Regierung der Morgenländer, S. 458.

neue Kleider bekamen; 1 Mos. 41, 42. Esth. 8, 15. Dan. 5, 7. Vielleicht ist auch hierher zu rechnen, daß Zach. 3, 3. gemeldet wird, Gott habe dem Hohen-Priester Josua Feyer-Kleider angezogen, wodurch er von neuem zu seinem Amte gleichsam eingeweihet wurde. Hieraus lässet sich auch der Propheten-Mantel erklären, welchen Elias um den Elisa geworfen hatte; 1 Kön. 19, 19. Noch jetzt herrscht diese Gewohnheit im Orient. So meldet Trochard (21), daß allen denjenigen, welche die Ehre haben, vor dem Könige von Siam zu erscheinen, ein langer Rock verehret würde. Thevenot erzählt, daß zu seiner Zeit in Aegypten der Gebrauch gewesen sey, daß die Consuls der europäischen Nationen dem Bassa viele neue Kleider verehren mußten. Mehrere Beyspiele von solchen Beschenkungen mit Kleidern führt Harmar (22) an.

Bunte Kleider werden im Orient für ein gewöhnliches Zeichen der Ehre gehalten. Dergleichen findet man auch in der Bibel, Richt. 5, 30, auch bey Frauenspersonen, die dergleichen trugen, 2 Sam. 13, 28, welche Stelle auch Shaw hieher rechnet, und zugleich bemerkt, daß die Jungfrauen sich dadurch von den Weibern unterschieden, daß ihre Unter-Hosen von genäheter Arbeit, gestreifter Seide, oder Leinwand, waren. Er versichert, daß die heutige Tracht der arabischen Frauenzimmer genau damit überein komme. Doch bemerkt Harmar hierbey, daß nicht diese Unter-Hosen die bunten Kleider der Frauenzimmer im Orient gewesen wären, und daß diese Kleider nicht darum bunte genennt würden, weil sie aus gestreiften Materialien zusammen gesetzt, oder gestickt gewesen, sondern

(21) In seiner Reise nach Siam, S. 250.

(22) Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen, zur Aufklär. der h. Schrift, aus dem Engl. übers. und mit Anmerk. versehen von J. E. Faber, 2 Th. Hamb. 1775, gr. 8. S. 93, f. und 3 Th. S. 180.

dern weil verschiedene Stücke derselben von allerley Farben zusammen genähet gewesen wären, zumahl da das im Hebr. 2 Sam. 13, 8. befindliche Wort nicht sowohl zusammen genähete Stückchen, sondern Farben, bezeichnet. Im Orient ist die Art, die Kleider zu verzieren, noch üblich. Shaw meldet, daß die Aermel an den Hemden der Weiber im Orient öfters von der reichsten Gaze gemacht, mit bunten Bändern geziert, und nach der Schattierung an einander genähet wären; daher er den Schluß macht, daß ein Kleid dieser Art sowohl aus verschiedenen Stücken zusammen gesetzt, als auch buntfarbig, gewesen sey.

Bey Besuchen, die man im Orient anzustellen pflegte, veränderte man auch die Kleider, und es wurde dieses für ein Zeichen der Achtung angesehen, welche man demjenigen, den man besuchte, erweisen wollte. Dergleichen Stats-Kleider nennen die Morgenländer Chalaa, oder Chastan (23). In der Bibel findet man selbst von dem Könige Saul, daß er, als er nach Endor gegangen, um das kluge Weib wegen der vorseyenden Schlacht mit den Philistern zu fragen, erst seine Kleider gewechselt habe, um sich unkenntlich zu machen; 1 Sam. 28, 8. Ein gleiches Beyspiel der Verkleidung findet man von der Hure Thamar, die, um desto unkenntlicher zu seyn, ihre Wittwen-Kleider auszog; 1 Mos. 38, 14, s. oben, S. 25.

Man findet auch Spuren von wohlriechenden Kleidern (24). Vermuthlich rührte dieses von den kostbaren Oehlen und Balsamen her, mit welchen sie

(23) Chardin's Reise nach Persien, B. 1, S. 365.

(24) Man rechnet hierher auch die Kleider, welche Rebecca ihrem Sohne Jacob anlegte, als sie ihn in den Stand setzen wollte, seinen Vater zu betriegen, und von ihm für seinen Bruder Esau gehalten zu werden, 1 Mos. 27, 15. 27. Alexander in seiner History of women, (Lond. 1779, 4.) nennt diese Kleider auch perfumed; aber sie hatten nur den Geruch eines Feldes, das der Herr gesegnet hat.

parfümirt waren. Von solchen wohlriechenden Kleidern handelt unter andern Clemens Alexandrinus (25). Die Alten führen selbst einige wohlriechende Kräuter an, wodurch die Kleider einen guten Geruch bekommen, wohin unter andern das Kraut Saliuaca (26), und Bacchar (27) gehört. Homer (28) legt den Göttern selbst, besonders dem Apollo, dergleichen wohlriechende Kleider bey.

Daß es im Orient Mode gewesen sey, weiche, gestickte Kleider zu tragen, sieht man aus Ezech. 16, 10, Matth. 11, 8. In der letzten Stelle sind vermuthlich solche zu verstehen, die aus Baum-Wolle fein zubereitet sind. Mehrere Schriftstellen, die davon handeln, hat Köcher (29) angeführt.

Johannes der Täufer trug in der Wüste ein kamelhaarenes Kleid, Matth. 3, 4. Marc. 1, 6. Viele glauben, daß dasselbe aus einer Kamel-Haut bestanden habe, die nach Aelian's Berichte sehr weich seyn soll; doch aus Matth. 11, 8. scheint zu erhellen, daß er dergleichen weiches Kleid nicht getragen habe. Das Vorgeben des Aelian's, daß die Haare des Kameles von Natur weich wären, ist falsch. Nach Götzens Bemerkung, sind dieselben vielmehr hart, und geben, wenn sie zubereitet werden, einen rauhen Kittel. Was wir Kamel-Haare nennen, sind nicht Haare des Kameles, sondern der angorischen Ziege, welche die Kamel- oder eigentlich Kämel-Ziege heißt; s. Th. XXXIII, S. 14. Daran ist aber bey der rauhen Kleidung des Johannes nicht zu denken.

Nic.

(25) Paedagog. L. 2, c. 8, p. 177. c. 10, p. 201.

(26) *Plinii* hist. nat. L. 21, c. 7.

(27) Eb. das. c. 19.

(28) In hymno in Apollinem, v. 184.

(29) In seinen Analectis philolog. exeget. in IV evangelia ad h. l. p. 237.

Nic. Hier. Gundlings Anmerkungen von Johannis Kleide und Gürtel, ſt. im 26 St. der Gundlingiana, Halle, 1721, 8. S. 53, fgg.

Jo. Jac. Baueri animadverſio de veſtitu et alimento S. Joannis Baptiſtae. ſt. in Deſſen *animadverſ. phyſ. med. in quædam loca Novi fœd. D. N. J. C. Altorf.* 1736, 4. S. 7, fag. und in *Jo. Ge. Goezii Faſc. I. variar. celeb. Medicor. obſſ. &c.* Altorf. 1740, 8. S. 56, fgg.

Rauwolf trug, auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem, ſelbſt einen Mantel dieſer Art.

Das Ausziehen der Kleider wurde bey den Hebräern für eine Schande gehalten, Ezech. 23, 36. Die Entblößung David's (2 Sam. 6, 20) iſt nicht von ſeinem ganzen Habite zu verſtehen, ſondern er trug vermuthlich damahls nur kleine Beinkleider, und ſein leichter Habit konnte ſich alſo leicht im Tanzen von dem Winde etwas aufgeſchlagen haben. Dieſes war es eben, was ihm die Michal ſo übel auslegte. Man hat ſich indeſſen dieſe Entblößung ſo arg nicht vorzuſtellen, als vielleicht die Schrift-Feinde ſich dieſelbe denken.

Im neuen Teſtamente werden von den Kleidungs-Stücken der Hebräer die beyden Ausdrücke Ἱμάτιον und Χιτὼν gebraucht, wovon das erſte das äuſſere Gewand, der Ober-Rock, bedeutet. So wird darin der Kleider überhaupt Matth. 9, 16. 11, 8. 22, 13. der Ober-Kleider Matth. 21, 3. 5, 40. 26, 65. und der Unter-Kleider, welche, wenn von Prieſtern die Rede iſt, mit dem Nahmen Leib-Rock beleget werden, Marc. 12, 38. Luc. 20, 46. gedacht.

Daß Chriſtus Kleider getragen habe, erhellet deutlich aus Matth. 27, 35. Marc. 15, 24. Joh. 19, 23. Die Evangeliſten brauchen hier Kleider in der mehrern Zahl, welche an ſtatt der einfachen Zahl geſetzt iſt, wie ſchon Caſaubonus (30) bemerkt. Von dieſem Rocke Chriſti meldet Johannes, daß er ungenähet, und von oben an durch und durch gewirkt ge-

(30) Exercitat. anti-baronian. exerc. 16, c. 84.

gewesen sey. Was das erste bedeute, darüber hägen die Ausleger verschiedene Gedanken. Salmasius (31) meint, daß bey den Alten einige Röcke offen gewesen wären, und diese habe man auf beyden Seiten auf den Schultern zugeschnüret; andere aber sollen ganz zu, und von keiner Seite offen gewesen seyn, die man also nicht habe auf- und zuschnüren dürfen, welche Art mit unsern leinenen Hemden überein zu kommen scheint. Die letztern nennt er ἀῤῥάφους, ungenähet, und sieht das Kleid Christi für einen solchen Rock an, welches auch Ferrarius und Andere angenommen haben. Am wahrscheinlichsten ist, daß dieser Rock aufwärts ohne Nadel gewirkt war. So viel ist gewiß, daß dieser Rock das so genannte מְעִיל (Mehil) der Hebräer gewesen ist, also im Griech. Δίπλοις, welches oft die 70 Dolmetscher, um das hebr. Mehil auszudrücken, brauchen, als: 1 Kön. 2, 21. 15, 27. 24. 5, 12. 28, 14. Hiob 29, 14. Es war ein langes Kleid, welches bis auf die Knie ging, und einen Saum hatte, Matth. 9. 20. 21. Marc. 5, 27. Dieser Saum war die äussere Spitze des Kleides, dergleichen auch die Toga der Römer und das Pallium der Griechen hatte. Was man mit diesem Rocke Christi bey seiner Kreuzigung vorgenommen hat, wird im Art. Los vorkommen.

Man pflegte bey den Juden auch seine Kleider zu waschen. Es war dieses besonders von Mose befohlen, wenn sie eine heilige Verrichtung vorhatten. 2 Mos. 19, 10. vergl. 1 Mos. 35, 2.

Das hochzeitliche Kleid, Matth. 22, 12. zielt auf die Gewohnheit der Morgenländer, bey angestellten Freuden-Festen ein neues Kleid anzuziehen, welche auch noch heutiges Tages unter ihnen beobachtet wird

(31) Not. ad Vopiscum, p. 402.

wird (32). Auch pflegen die Bräute in Orient ihre Kleider sehr oft zu verwechseln, und, so oft sie solche Veränderung vornehmen, dem Bräutigam aufs neue vorgestellt zu werden (33).

Daß auch die Hebräer ihre Kleider, insonderheit ihren Ober-Mantel, darin zu schlafen gebrauchten, ist schon aus 2 Mos. 22, 26. 5 Mos. 24, 13. zu schließen. Niebuhr (34) bemerkt, daß sehr wenige Kleider die ganze Bett-Kleidung des gemeinen Arabers ausmachen; er breite seinen großen Gürtel aus, so habe er ein Unter-Bett, und mit dem Tuche, welches die Morgenländer Heik oder Hik nennen, welches er auf der Schulter trage, bedecke er sich den ganzen Leib und das Gesicht, und schlafe nacket zwischen diesen beyden Tüchern ganz ruhig (35).

In Ansehung der Farbe der Kleider, hielt man besonders Kleider von blauer Farbe für sehr prächtig; Ezech. 23, 5. 6. 27, 24. Auch die weißen Kleider sind bekannt, Offenb. Joh. 4, 19. 8. Daß die weiße Farbe überhaupt in großer Achtung gestanden, und man sich derselben bedient habe, wenn man etwas Großes und Herrliches durch äussere und sinnliche Zeichen bemerken wollte, geschah vermuthlich, um die Unschuld derjenigen Person, die solche Kleider trug, anzuzeigen. Bey den Alten war dieses eine Tracht, deren sich bedienten: 1. die Könige, 1 Mos. 41, 42. Josephus (36), wo er von dem feyerlichen Einzuge des Archelaus

(32) S. Harmars Beobachtungen über den Orient, Th. 3, S. 193, f.

(33) S. Harmar, a. ang. O. S. 196.

(34) Beschreibung von Arabien, S. 64.

(35) Mehrere hierher gehörige Stellen hat Harmar, a. ang. O. S. 469, bemerkt. Siehe auch Th. II. S. 407.

(36) De bello iudaico, L. 2, c. 1.

chelaus zu Jerusalem redet, bemerkt mitten unter dem übrigen Gepränge, daß der König mit einem weißen Kleide angethan gewesen sey. 2. Die Priester, sowohl bey den Juden, als ersten Christen. 3. Bey den Römern diejenigen, die bey den angestellten Comitien um ein öffentliches Ehren-Amt sich meldeten, wovon auch der Nahme Candidat herzuleiten ist (37). 4. In der ersten christlichen Kirche die neu getauften Christen. Hiervon pflegte man damahls, weil die feyerliche Christen-Taufe mehrentheils zu Ostern zu geschehen pflegte, den ersten Sonntag nach Ostern Dominica in albis zu nennen (38). Auch waren die weißen Kleider, die man anzog, Zeichen der Freude, woraus die Schrift-Stellen Pred. Sal. 9, 8. Matth. 28, 3. Marc. 16, 5. Offenb. 7, 13. ein Licht bekommen.

Diese weiße Kleider waren wieder von verschiedener Art. 1. Vestes albae, weiße Kleider, die von weißer feiner Leinwand, ohne Kunst, zubereitet waren. 2. candidae, die durch die Kunst so zubereitet waren, daß sie einen besonders hellen Glanz von sich gaben, womit, in Ansehung der weißen wollenen Kleider die Walker umgingen, Maleach. 3, 2. welche überhaupt die Kunst verstanden, nicht nur unsaubere und besudelte Kleider wieder auszupußen und sauber zu machen, sondern auch die weißen Kleider glänzend zu machen, worauf auch David Ps. 51, 9. angespielt hat. Auch von Christo findet man, daß man ihm bey seinem Verhör vor dem Könige Herodes ein weißes Kleid angezogen habe; Luc. 23, 11. Man kann das daselbst beygefügte griechische Wort λαμπρος auch durch splendidus erklären.

Der Grund aber, warum Herodes Christo ein solches weißes Kleid angezogen habe, wird verschieden angegeben. In-

(37) *Sallustius* de bello catilinar. c. 18.

(38) *Wagner* diss. de alba veste baptizatorum.

Insonderheit meint Schlichter (39), daß es ein Zeichen gewesen sey, daß Christus Urheber eines Aufruhres gewesen sey. Die Stelle des Artemidorus (40), welche dieser Gelehrte angeführt hat, beweiset dieses. Es ist auch zu merken, daß, ungeachtet der großen Hochachtung, in welcher ehedem die weiße Farbe bey den Alten stand, doch φρενες λευκας ein närrisches Gemüth anzeigen (41). Andere behaupten, dieses weiße Kleid habe Jesum weder als einen König, noch Aufrührer, vorstellen sollen, sondern es habe ein weißes Candidaten-Kleid seyn sollen, dessen sich zu Rom diejenigen zu bedienen pflegten, die um ein öffentliches obrigkeitliches Amt anhielten. Freylich spottete Herodes hierdurch auch seiner, und wollte ihn dadurch zugleich als einen Candidaten der königlichen Würde vorstellen. Noch mehr erhellet der Spott Herodis aus dem Beyworte λαμπρος, welches von Candidaten-Kleidern gebraucht wird, da man zuweilen die weiße Wolle noch überdem mit Kreide zu überstreichen und zu färben pflegte, daß ihre Farbe desto höher ward.

Bey den alten Hebräern war eine besondere Gewohnheit, die Kleider zu zerreissen, wovon man in der Bibel verschiedene Spuren findet. Man riß nähmlich oben am Halse einer Hand breit gegen die Brust zu, ein Loch in das Kleid. Dieses pflegte man besonders zu thun, 1. bey Trauer-Fällen zum Zeichen der Betrübniß und Traurigkeit darüber, 1 Mos. 37, 29. 2 Sam. 1, 11.

Nach Harmar's Bemerkung, irren diejenigen Ausleger, welche die Stelle Pred. Sal. 3, 7. hierher rechnen, wo sie unter dem Zerreissen das Ende oder gar bloß die Verminderung der Trauer verstehen, indem man hier eher anzunehmen habe, daß die Zeit der innigsten Freude der tiefsten Traurigkeit entgegen gesetzt werde, und unter der Zeit zu nähen, richtiger die Zeit neue Kleider zu machen, als ein bloßes Zusammenflicken der Risse, die sie zur Zeit der heftig-

(39) Decim. sacr. p. 17.

(40) L. 1. Onirocritic. c. 2.

(41) S. Jo. *Alberti* obss. philolog. in N. T. p. 39.

tigsten Traurigkeit in ihre Kleider gemacht hätten, zu verstehen habe.

Bey den Juden geschahe dieses Zerreissen auf eine besondere Art. Wenn ihnen ein sehr naher Freund gestorben war, zerrissen sie ihre Kleider von oben her, 4 Finger und eine Hand breit; und wenn sie nicht gleich den Todes-Fall erfahren hatten, so thaten sie es doch in den ersten 7 Tagen, oder wenigstens innerhalb 30 Tagen. Zogen sie ein neues Kleid nach Beschaffenheit des Risses an, so war es eben nicht nöthig, wieder einen neuen Riß darein zu machen. Waren die Aeltern gestorben, so rissen sie ein größeres Loch, als bey andern Freunden. Sie schnitten es nicht mit einem Messer, oder einer Schere, sondern rissen es in Gegenwart des Volkes. Hatten sie viele Kleider an, so mußten auch diese zerrissen werden, und zwar 7 Tage lang; und wenn die Aeltern gestorben waren, so legten sie dieses zerrissene Kleid erst am 30sten Tage nachher ab, flickten aber niemahls das zerrissene Loch wieder zusammen. Solches Zerreissen der Kleider war auch bey den Heiden gewöhnlich. Curtius (42) meldet von des Darius Mutter, sie habe, da sie den Todes-Fall des Alexanders vernommen, ihre Kleider zerrissen. Ein gleiches meldet Virgil (43) von dem Könige Latinus. 2. Dieses Kleider-Zerreissen war ferner ein Zeichen einer aufrichtigen Reue wegen seiner Vergehungen; 1 Kön. 21, 27. 2 Kön. 22, 11. 1 Maccab. 3, 47. worauf Joel 2, 13 angespielt wird. 3. Eine heftige Gemüthsbewegung auszudrücken, die durch unvermuthete Zufälle erreget wurde. So zerrissen die Brüder Josephs ihre Kleider, da der Becher sich bey ihnen gefunden hatte; 1 Mos. 44, 13; Jephta, Richt. 11, 35: Athalia, 2 Chron. 23, 13; Hiob, Cap. 1, 20. Dieses letztere

(42) De rebus Alexandri M. Lib. 3, c. 11.

(43) Aeneid. XII. 609.

tere geschahe auch, wenn die Juden eine Gotteslästerung von jemand hörten, dann pflegten sie gleichfalls ihre Kleider zu zerreissen, wodurch sie ihren Abscheu an derselben zu erkennen gaben; 2 Kön. 19, 1. Jes. 37, 1. Apostg. 14, 14. Nach mosaischen Gesetzen war es zwar den Priestern verbothen, ihre Kleider zu zerreissen; 3 Mos. 10, 6. 21, 10.; doch findet man in der Leidens-Geschichte Christi ein merkwürdiges Beyspiel des Gegentheiles an dem jüdischen Hohenpriester Caiphas; Matth. 26, 65. Marc. 14, 63.

Baronius meint hierbey, Caiphas sey der erste gewesen, der das göttliche Gesetz übertreten habe, welche Meinung aber aus 1 Maccab. 11, 71. wegfällt, wo schon der Hoheprieſter Jonathas eben dieses gethan hat. Die Talmudisten meinen, es sey in dem angeführten Gesetze bloß die Rede von Privat-Trauerfällen, keinesweges aber von dem Falle der Gottes-Lästerung, in welchem es allerdings ihnen vergönnt gewesen wäre, die Kleider zu zerreissen, welche Erklärung aus V. 11. sehr wahrscheinlich wird. Andere Meinungen hat Köcher, in seinen Analectis in IV. Evangelia, p. 484. angeführt. Man kann auch annehmen, daß man einen Unterschied unter der Art und Weise der Zerreißung der Kleider machen müsse. Gemeiniglich wurden sonst die Kleider von oben herab zerrissen, der Hoheprieſter aber pflegte seine Kleider von unten auf zu zerreissen. Ferner kann es seyn, daß der Hoheprieſter damahls keine heilige oder Amts-Kleider, sondern gemeine, angezogen gehabt hat; diese durfte er zerreissen, jene aber nicht (44). Dieser letztere Umstand wird daher erweislich, weil der Hoheprieſter im Gerichte eine andere Kleidung anzog, als im Tempel, wie aus Apostg. 23, 5. erhellet (45). Matthäus meldet, er habe zerrissen ἱματια (Ober-Kleid), Marcus χιτωνας, welches aber kein Wiederspruch ist, da er beydes in der Hitze zerrissen haben kann.

3 Mos. 13, 47 - - 59, wird eine Kleider-Krankheit figürlich der Aussatz genannt, weil sie mit diesem

(44) *Seldenus* de iure nat. &. gent. secundum disciplinam Ebræor. L. 2. c 3.

(45) *Braun* de vestitu sacerdotum hebr. L. 2. c. 24. 25.

an Menschen verschiedenes gemein hatte. Sie bestand darin, daß Kleidungsstücke, wollene, leinene, oder baumwollene und lederne, an einem oder mehreren Orten kahl zu werden anfingen, ohne durch langen Gebrauch diese Veränderung erlitten zu haben. Diese kahle Flecke hatten eine grünliche oder röthliche Farbe, und erschienen bald nur auf der linken, bald auf der rechten Seite; bald am Aufzuge oder Zettel, bald am Einschusse oder Einschlage der wollenen oder baumwollenen Kleidungsstücke. Diese Flecke breiteten sich in kurzem merklich aus, und nahmen nach und nach die ganzen Kleidungsstücke ein. Diese Krankheit steckte auch wieder andere Kleider an. Hr. Ritter Michaelis (46) denkt bey diesem Kleider-Aussatze an die Sterbe-Wolle, welche, insonderheit die von lange krank gewesenen Schafen, zu Zeugen und Tüchern verarbeitet, sehr bald die Spitzen verlieren, und die daraus bereiteten Zeuge Grübchen bekommen, und endlich gar Löcher hinein fallen sollen. Allein, 1. Sterbe-Wolle, und zwar solche von lange krank gewesenen Schafen, wurde vermuthlich im Orient nicht häufiger zu Zeugen für Menschen verarbeitet, als bey uns. Es eräugnete sich der Fall, daß dergleichen Zeuge früh kahl wurden, Grübchen entstanden, und gar Löcher hinein fielen, eben so selten als bey uns, wo Tausende gar nichts davon wissen, und am Ende bloß große Manufacturiers und Kaufleute, die viele Zeuge aus allerley Wolle verfertigt liegen haben. Gegen so äusserst seltene Fälle aber pflegen keine Gesetze gegeben zu werden. Moses hingegen scheint den Kleider-Aussatz als sehr bekannt und gewöhnlich voraus zu setzen. 2. Zeuge und Kleider aus dergleichen loser Sterbe-Wolle können andere aus guter gesunder Wolle nicht anstecken. Allein der Kleider-Aussatz that das. 3. Eben dieser zeigte sich bald nur auf der rechten, bald nur auf der linken Seite;

3 Mos.

(46) Mosaisches Recht, Th. 4, §. 211, S. 261.

3 Mos. 13, 55. Das lässet sich von der Sterbe-Wolle nicht denken. So ist auch 4. von den röthlichen oder grünlichen, immer mehr und mehr sich vergrößernden oder um sich greifenden Flecken (V. 49) bey dem Kleider-Aussatze, von den aus Sterbe-Wolle verfertigten Tüchern, Zeugen und daraus gemachten Kleidern, nichts bekannt. Endlich aber 5. fand sich diese Krankheit nicht bloß an wollenen, sondern auch leinenen oder baumwollenen, ja ledernen Kleidungsstücken und Geräthen. Die Erklärung derselben aus der Sterbe-Wolle, ist also unzureichend. Vielleicht wurde der Kleider-Aussatz durch gewisse kleine, mit bloßen Augen nicht zu erkennende Insecten, die von grünlicher und röthlicher Farbe waren, verursachet. Nimmt man dergleichen Insecten zur eigentlichen und unmittelbaren Ursache des uneigentlich so genannten Kleider-Aussatzes an, so lässet sich alles, was Moses davon sagt, daraus erklären, wie Hezel, in seiner Bibel, Th. 1, bey 3 Mos. 13, 47, fgg. S. 500 — 502, gezeigt hat.

Ob die Kleider bey den Hebräern bey entstandenen Schuld-Sachen ausgepfändet werden konnten? ist eine streitige Frage. So viel erhellet aus 2 Mos. 22, 25. 26. daß die nothwendigen Kleidungsstücke nicht, wie etwa bey benachbarten Völkern von sehr harten Schuld-Herren geschehen mochte (47), angegriffen, und dem Schuldner vom Leibe gezogen werden durften; denn Moses befiehlt so gar dem Gläubiger, der das Ober-Kleid des Armen (ein großes viereckiges Tuch, welches man des Tages um sich schlagen, und des Nachts zur Bett-Decke gebrauchen konnte,) als

(47) Im Buche Hiob erzwingt der Ungerechte Pfänder ohne gelehnt zu haben, und hat dem Nackten die Kleider angezogen, Cap 22, 6. Nackte übernachten die ausgepfändeten Schuldner alsdenn, und haben keine Decke im Frost. Cap. 24, 7.

Unterpfand bekommen hatte, es noch vor Sonnen-Untergang wieder zu geben. Hatte nun der Schuld-Herr nicht einmahl an die ihm zum Pfande übergebenen Kleider ein Recht, so konnte ihm das Gericht wohl noch weniger die unverpfändeten Kleider zusprechen. In der That ist es auch gar zu barbarisch, einem die Kleider vom Leibe zu ziehen, und ihn nacket gehen zu lassen. Die Verkaufung seiner Person zum Leibeigenen ist doch nicht so hart, als jenes; denn der Leibeigene verliert nicht durch Frost und Nässe die Gesundheit, sondern sein Herr muß ihn in Essen und Kleidung erhalten.

Es scheint, daß das vorhin angeführte Gesetz Mosis von dem Ober-Kleide durch eine gar sonderbare Mißdeutung zu einem im höchsten Grade wiedersinnigen Rechte Anlaß gegeben haben muß. Moses redet eigentlich vom Unterpfande; und da versteht sich von selbst, daß niemand sein Unter-Kleid zum Pfande lassen, und nacket mit dem Darlehne von seinem Gläubiger weggehen werde; hingegen mochte der Fall öfters vorgekommen seyn, daß jemand, zum großen Schaden seiner Gesundheit das Ober-Kleid verpfändet hatte, und dann des Nachts ohne Decke liegen mußte. Er gab also zu Gunst des Ober-Kleides ein Gesetz, und hatte gar nicht nöthig, vom Unter-Kleide zu reden. Weil man sich aber bloß nach dem Buchstaben seines Gesetzes richtete, und dieser Buchstab nichts vom Unter-Kleide sagt, so klagte zur Zeit Christi der harte Schuld-Herr auf das Unter-Kleid des Schuldners, und zog es ihm durch Hülfe des Gerichtes vom Leibe, ließ ihm aber ganz gewissenhaft das von Mose ausdrücklich privilegierte Ober-Kleid. Dieses läßet sich aus der, freylich dunkeln, aber durch Vergleichung mit 2 Mos. 22, 25. 26. und die eben vorgetragene Vermuthung ihr Licht bekommenden Stelle der Berg-Predigt: wer mit dir rechten, und dir dein Unter-Kleid (χιτωνα) nehmen will, dem laß auch das Ober-Kleid (ἱματιον). Matth. 5, 40. schließen. Wenn jemand mit dem andern rechten, und nicht etwa sonst etwas, sondern das Kleid auf dem Leibe von ihm haben will, so muß er doch wohl ein Recht, oder wenigstens einen Schein des Rechtes vor sich haben, sonst würde die Klage von keinem Gerichte angenommen, sondern, ohne den andern vorzufordern,

dern, sogleich als ungültig verworfen werden. Man müßte sich Gerichte ganz unglaublich verdorben oder unklug vorstellen, wenn man hieran zweifeln wollte. Wer nun an mein Unter-Kleid einen Anspruch machen könnte, wenn ich ihm nichts schuldig bin, wüßte ich kaum zu b greifen. Der Fall, den Christus setzt, ist vermuthlich dieser: ich habe von jemand geborget, und da ich ihn nicht bezahlen kann, so will der harte Schuldner mir, und zwar unter gerichtlicher Hülfe, die Kleider ausziehen. Auf das Ober Kleid kann er nicht klagen, weil es von Mose privilegiert ist; er richtet also seine Klage auf das Unter-Kleid, das ich auf dem bloßen Leibe trage. Hier streitet das so genannte tummum ius für meinen Schuld-Herren, und vielleicht, nach dem der Fall ist, die höchste Billigkeit und die Menschlichkeit selbst für mich. Hier will nun Christus: so weit soll ich entfernt seyn, selbst Unrecht zu thun, oder mich gegen meinen grausamen Schuld-Herrn zu erbittern, und ihm Rache zu geloben, daß ich, wenn das Unter-Kleid zur Bezahlung nicht hinreicht, lieber auch das Ober-Kleid, welches er durch richterliche Hülfe nicht erlangen konnte, dazu hingebe (48).

Es folgt die Beschreibung der Kleidung der Römer. Das unterscheidende Gewand der Römer war die Toga; sie hießen deswegen auch Togati, d. i. Leute mit der Toga bekleidet. Im Anfange trugen sie diese ohne Unter-Gewand, tunica; allein nachher findet man die letztere, bey allen alten Schriftstellern sowohl, als auch auf allen Denkmälern, wie ein Gewand, welches man unter der Toga zu tragen pflegte. Die Toga war ihnen dergestalt eigen, daß die römischen Advocaten, bey der Streit-Sache eines gewissen Mannes, der sich die Rechte und Vorzüge eines römischen Bürgers wiederrechtlich angemaßt haben sollte, schon darüber stritten, ob er, mit der Toga bekleidet, vor Gerichte erscheinen könne, oder nicht (49). Die Toga war erstlich eigentlich ein Ehren-Kleid, welches von

(48) Michaelis mosaisches Recht, 3 Th. S. 46, fgg.

(49) *Sueton.* in Claud. c. 15 p. 585.

niemand aus dem gemeinen Volke getragen werden durfte. Nach des Artemidorus Zeugniß, wurde es auf Griechisch Τήβεννος (Tebennos) genannt, welchen Nahmen sie von dem Tenenus, einem Arcadier, der solche zuerst aus Arcadien nach Rom gebracht hat, bekommen haben soll (50). Nach dem Berichte des Tertullianus (51), soll der Gebrauch dieses Kleides zuerst von den Pelazgiern auf die Lydier, und von diesen auf die Römer, gekommen seyn. Die äussere Form soll, nach der Anzeige Dionysius von Halicarnaß, B. 3, S. 195, die Gestalt eines halben Zirkels gehabt haben. Andere Schriftsteller aber sind dießfalls nicht einerley Meinung. Einige behaupten, daß die Toga ein offen stehendes Kleid gewesen sey, wie etwa ein Mantel; weil sie aber zugleich sehr lang und weit gewesen, hätte sie auf mancherley Weise zusammen gefaßt, und um den Leib herum geleget, zum Theil aber auch um den Arm geschlungen werden können. Andere hingegen, unter welchen insonderheit Ferrarius sich befindet, sind der Meinung, daß dieses Kleid nicht offen, sondern durchaus zusammen geheftet gewesen sey, in der Mitte aber doch eine große Oeffnung gehabt habe, da man solche habe über den Kopf werfen, auch zugleich den einen Arm dadurch heraus strecken können, und zwar dergestalt, daß der rechte Arm frey geblieben, der Theil aber, welcher linker Hand herab hing, um die linke gewunden worden sey. Das Sonderbarste hierbey ist dieses, daß, ob man gleich zu Rom und anderswo viele Statüen antrifft, an welchen dergleichen Toga zu sehen ist, doch daraus diese Verschiedenheit der Meinungen von dessen eigentlicher Gestalt, keinesweges entschieden werden mag. Indessen finden sich doch manche Statüen, welche der Meinung vorgedachten Ferrarius keines-

(50) Die Buchstaben m und b werden oft verwechselt.

(51) De pallio, c. 1.

neswegeſ gemäß ſind; und obgleich andere ſo beſchaffen ſind, daß man daran nichts gewiſſes erkennen kann, ſo ſieht man doch wieder andere, die alſo zuſammen gefaßt ſind, daß man offenbar daran erkennen kann, ſie ſeyn von oben bis unten ganz offen geweſen. Zum Beyſpiel kann die Bildſäule eines Prieſters, aus Begers Muſeum brandenburgicum, Fig. 2103, dienen, wo derſelbe nach Art derer, die ein Opfer verrichten, mit ſeiner Toga das Haupt bedeckt, übrigens aber dieſelbe alſo um ſich geſchlungen hat, daß man nicht anders muthmaßen kann, als daß ſie vorn durchaus offen, und keineswegeſ zuſammen genähet ſey, welches durch das Zeugniß des Dionyſius, der ihr die Geſtalt eines halben Zirkels beylegt, nicht wenig beſtätiget zu werden ſcheint. Dazu kommt, daß die Alten ſich dieſes Kleides nicht nur in der Stadt, ſondern auch im Kriege bedient, und, wann der Streit anging, ſolches um den Leib gewickelt und gleichſam zuſammen geknüpfet haben, welche Aufſchürzung Cinctus gabinus genannt wurde (ſ. auch unten, S. 64); wäre aber das Kleid zuſammen genähet geweſen, ſo hätte dieſes nicht wohl geſchehen können. Ich will aber einen Jeden die Sache aus den Statüen, die ich weiter unten anführen werde, ſelbſt beurtheilen laſſen.

Nach dem Zeugniſſe vieler Schriftſteller, war die Toga, der Materie nach, von Wolle; in ſpätern Zeiten hat man ſie aus Seide, oder auch aus einem andern Zeuge, verfertigt. Die Farbe war anfangs weiß; daß man aber hernach bunte und mit Purpur verbrämte getragen hat, dergleichen bey den obrigkeitlichen Perſonen der alten Hetruſcer im Gebrauche waren, ſoll, nach dem Makrobius (52), Tullus Hoſtilius zu Rom eingeführt haben; und wie in Anſehung der Farbe eine Veränderung vorgegangen war, ſo kann dergleichen

(52) Saturnal. L. 1, c. 6.

auch wohl in Ansehung der Gestalt geschehen seyn, gleichwie eben diese Togae, nach dem Unterschiede des Vermögens derer, die sie trugen, bald weiter, bald enger waren. Ob die alten Römer um die Toga einen Gürtel getragen haben, oder nicht, ist ungewiß; wenigstens sieht man keine an den Statüen. Wenn man gleich an manchen wahrnimmt, daß sie die Toga aufgeschürzt, und um den Leib gewunden haben, so ist zu glauben, daß der anscheinende Gurt vielmehr ein zusammen gewickelter Theil der Toga selbst, als ein eigentlicher Gürtel, sey. Eben dieser herab hangende Theil der Toga aber, den sie also zusammen faßten, wurde Sinus, und wo das Kleid gleichsam einen zusammen geknüpften großen Knoten vorstellte, Vmbo (53) genannt.

Von eben dieser Art die Toga aufzuschürzen, ist auch die bekannte Redens-Art in procinctu esse entstanden, welche zwar erstlich nur von denjenigen verstanden wurde, die in wirklicher Bereitschaft standen, im Kriege den Streit anzugehen, und sich zu dieser Absicht aufgeschürzt hatten, nachher aber von einem Jeden gebraucht wurde, der sich dazu schickte, eine Sache anzufangen und auszurichten.

Die Römer gingen meistens mit unbedecktem Haupte; wenn ihnen aber die Sonne zu heiß auf den Kopf schien, oder sie sich gegen den Regen oder die Kälte verwahren wollten, zogen sie ihre Toga an statt einer Wetter-Kappe über das Haupt. Wenn sie sodann jemand begegneten, dem sie Ehre beweisen wollten, zogen sie diese Toga, nach dem Zeugnisse des Plutarch, wieder von dem Kopfe zurück, woraus denn klar erhellet, daß sie ihr Haupt zu gewissen Zeiten mit dieser Toga bedeckt haben. Zur Zeit der Trauer, und wo dem ganzen gemeinen Wesen ein Unglück begegnet war,

(53) Daher Persius, Sat. 5, 23. candidus vmbo, für die ganze Toga sagt.

war, pflegten sie diese Toga überall abzulegen. Eben dergleichen geschahe auch auf den Saturnalien, 5 Tage lang; ohne Zweifel darum, weil sie es für unschicklich hielten, zu solcher Zeit, da die Herren den Knechten am Tische aufzuwarten verbunden waren, ein Ehren-Kleid zu tragen. Bey Mahlzeiten gürteten sie dieselbe, der Bequemlichkeit wegen, auf, und liessen sie ganz herab hängen; sie faßten dieselbe auch oft unter dem Arme, auf welchem sie lagen, zusammen, und bedienten sich ihrer als eines Polsters. Die Todten, wenn sie gleich von dem niedrigsten Stande waren, wurden allesammt in dergleichen Toga eingekleidet (54).

Die Toga war nicht in Rom allein, sondern in ganz Italien, üblich, auch in den Municipal-Städten, und so gar auch bey andern Nationen, welche die Römer sich unterwürfig gemacht hatten. Daher auch derjenige Theil Galliens, in welchem die Toga eingeführt war, togata genannt wurde (55). Diejenigen, welche einen Triumph hielten, trugen eine gemahlte oder bunte Toga (56), welche ursprünglich von den Hetruscis herkam; eben dergleichen trugen die Consules und Tribuni, wie auch die Praetores, wenn sie ein Opfer verrichteten, oder einem öffentlichen Spiele beywohnten. Nonius Marcellus hat eine Stelle des Varro aufbehalten, wo von sehr dünnen Togis geredet wird, daß man die Röcke (Tunicas) unter solchen sehen konnte,

(54) Daher sagt Juvenalis, Sat. 3, 171.

Pars magna Italiae, si verum admittimus, in qua
Nemo togam sumit, nisi mortuus.

(55) Wie andere Theile von der Tracht, Gallia braccata, comata, hießen. Eben so hieß Comoedia togata, wenn die Haupt-Person von geringerm Stande nach römischer Art gekleidet war; praetextata, wenn es eine vornehmere war.

(56) Von Toga picta; s. *Ferrarius*, L. 2, c. 16.

weil sie durchschienen; denn er sagt: istorum vitreae (57) togae ostendunt tunicae clauos. Eben dieser Nonius thut auch von Togis vndulatis Meldung (58), welche vielleicht mit unsern gewässerten Zeugen eine Gleichheit gehabt haben.

Die Toga bekam, wegen verschiedener Umstände, verschiedene Beynahmen, deren ich einige anführen will.

Toga domestica, bedeutet entweder einen Ober-Rock, dazu der Zeug von der Frau des Hauses selbst gewebet war, weil alle Römerinnen Wollen-Zeug weben konnten; oder einen Rock, den man nur gewöhnlich und täglich im Hause zu tragen pflegte (59).

Toga restricta; Eben das Ober-Kleid, welches man nur im Hause zu tragen pflegte, war enger als der Ober-Rock, den man anlegte, wenn man ausging; daher hieß er restricta, ein enges Kleid. Das Gegentheil davon war Toga fusa, ein Kleid, welches viele Falten hatte, und sehr weit war, welches man überwarf, wenn man unter Leute gehen wollte (60).

Toga forensis, bedeutet weiter nichts, als ein reinliches weißes Ober-Kleid, mit dem man sich öffentlich durfte sehen lassen. Es war, nebst der Reinlichkeit, auch mit mehrern Falten ausgeziert (61).

Toga campestris, war von den andern in der That selbst nicht unterschieden; man bediente sich aber eines Gürtels, und band ihn damit fest um den Leib zu.

Toga pexa, heißt eine wollreiche Toga, die noch nicht abgetragen ist, so wie Toga detrita, das Gegentheil davon, einen alten abgenutzten Rock, anzeigt.

Toga rasa, war mit Fleiß von Wolle recht kahl gemacht und abgeschoren, damit sie so viel leichter, und im Sommer nicht so beschwerlich zu tragen würde. Zuweilen, insonderheit

(57) Siehe den *Nonius*, unter dem Worte vitreum, c. 6. n. 4. Sie hießen daher auch Nebulae lineae, Venti textiles.

(58) Von den vndulatis, s. *Nonius*, c. 2, n. 926, deren auch Plinius L. 8. c. 48. gedenkt.

(59) *Sueton.* Vitell. 8.

(60) *Sueton.* Aug. 73.

(61) *Ael. Lampridius* Alex. Seu. c. 42. *Seneca* de tranquill. c. 1.

heit in den spätern Zeiten, ließ man einen solchen Sommer-Mantel von Seiden-Zeuge machen, welcher ebenfalls Toga rasa hieß.

Der latus clavus, über dessen eigentliche Beschaffenheit von den Gelehrten ebenfalls gestritten worden ist (62), war nichts anders, als nur ein Zierrath und ein gewisses Gebräme der Kleider, welcher Nahme aber hernach dem Kleide selbst, welches damit ausstaffiert war, beygeleget wurde; übrigens aber trugen ein solches Kleid vornehmlich die Raths-Herren, da hingegen ein Kleid, welches engere Streifen hatte, den Rittern gehörte, und angustus clavus genannt wurde. Ich will mich nicht bey denen aufhalten, welche diese so genannte Clavos für Blumen, Häftel oder Knöpfe angeben, womit diese Kleider, ihrer Meinung nach, besetzt gewesen seyn, sondern vornehmlich nur zwey Meinungen anführen. Ueberhaupt kommen alle hierin mit einander überein, daß der latus clavus kein Haupt-Theil der Kleidung, sondern etwas besonderes von Purpur, welches man zum Zierrath auf die Kleider gesetzt hat, war, übrigens aber, seiner äussern Gestalt nach, mit den Nägeln (clavis) einige Aehnlichkeit gehabt haben mochte. Der Haupt-Streit aber ist unter den Gelehrten deswegen entstanden, weil einige behaupten wollten, daß diese Purpur-Fleckchen rund gewesen seyn, und mit dem Kopfe eines Nagels eine Gleichheit gehabt hätten; und daß, wenn diese Fleckchen groß gewesen, man sie latos clavos, die kleinern aber anguttos clavos genannt habe, welcher Meinung insonderheit Ferrarius zugethan ist. Rubenius hingegen, dessen Urtheile ich auch beypflichte, beweiset, daß solche Purpur-Streifen nicht rund, sondern lang, und also nichts anders, als

(62) Man sehe die Scriptores de re vestiaria, im 6 Th. des Grävius, besonders den Rubenius, dessen Meinung Grävius in der Vorrede bestätigt. Mehrere nennt Fabricius Bibliogr. antiq. c. 18, n. 9.

als gewisse Streifen oder Striche von Purpur gewesen seyn, welche ungefähr die Länge eines Nagels gehabt haben, welche Purpur-Streifen auf die Toga, Tunica und andere Kleider zum Zierrath gesetzt worden; wenn diese Streifen breit gewesen, hieß es latus clavus. wenn sie aber schmahl waren, angustus clavus, welches Rubenius durch Vergleichung der griech. Benennung Μεσοτορφυρα bestätigt, weil sich in dem Kleide Purpur befand; gleichwie Περιπόρφυρον ein Kleid anzeigt, welches rings um mit Purpur eingefaßt war. Daß die Benennung clavus vornehmlich darauf gehe, weil sie die ungefähre Länge und Breite eines Nagels hatten, erhellet auch daraus, weil der Kopf, zumahl ein runder, kein wesentliches Stück eines Nagels ist, sondern es ein Nagel bleibt, er mag einen runden, drey- vier- oder sechseckigen Kopf, oder auch wohl gar keinen Kopf, haben. Es ist also weit wahrscheinlicher, daß diese lati und anguſti clavi breite und schmahle Purpur-Streifen gewesen seyn. Fig. 2104 a), bildet eine Tunica angusticlavia, und Fig. 2104 b) eine laticlavia. ab.

Dieser Zierrath war nicht nur an den Kleidern, sondern auch an den Tisch-Tüchern, Hand-Tüchern und Bett-Tüchern, zu sehen (63). Bisweilen waren diese Clavi oder Streifen auch von Golde, welches aus dem Briefe des Kaisers Aurelianus bey dem Vopiscus, im Bonosus, c. 15, erweislich ist, wo unter den Geschenken, die dem Bonosus von dem Kaiser gegeben wurden, auch Tunicae subsericae auro clavatae gedacht wird.

Aus dieser Art Kleidung ist hernach der Nahme Laticlavius entstanden, welcher den römischen Raths-Herren, auch ihren Söhnen, welche dergleichen latos clavos trugen, gegeben wurde; da hingegen die andern von niedrigerm Stande Angusticlavii hießen. Eben daher hieß auch Patrimo-

(63) Lampridius sagt in vita Alex. Severi, c. 37, daß bey den Mahlzeiten Mantilia cocco clavata (Hand-Tücher mit Purpur-Streifen) gebraucht worden seyn.

monium laticlavium, welches bey dem Petronius vorkommt, ein Vermögen und Land-Gut, welches von solchen, die latum clavum getragen haben, vererbet worden ist.

Die Trabea war auch ein Ehren-Kleid, über dessen eigentlicher Form man ebenfalls verschiedener Meinung ist. Den Nahmen soll es von einigen Streifen oder Banden empfangen haben, die gleichsam wie Balken (Trabes) schräge über dasselbe gezogen waren. Servius gedenkt, in seiner Erklärung über des Virgilius Aeneis, B. 7, der dreyfachen Trabea aus dem Suetonius de genere vestium. Die erste Art, welche sie den Göttern gewidmet hatten, sey mit Purpur-Streifen besetzt gewesen; die andere Art, dergleichen die Könige trugen, habe auch Purpur-Streifen gehabt, aber mit etwas Weiß untermischt; die dritte Art, welche die Augures trugen, sey mit Streifen von Purpur und Scharlach geziert gewesen. Andere hingegen suchen zu behaupten, daß die Trabea von der Toga nur in Ansehung der Materie, oder des Zeuges, woraus sie verfertigt war, unterschieden gewesen sey. Des Rubenius Meinung, daß Trabea etwas kürzer, als Toga, übrigens aber dem Paludamentum oder Chlamys sehr ähnlich gewesen sey, scheint die wahrscheinlichste zu seyn, wie denn auch die Salii, welche Dionysius von Halicarnaß trabeatos nennt, von dem Festus paludati genannt werden.

Lacerna, war eine Art eines Mantels, dessen man sich vor Alters bloß im Kriege bediente; nachher wurde derselbe auch in der Stadt, auf dem Felde, oder auf Reisen, getragen. Er wurde mit einem Häftel zusammen geheftet; und oben am Halse war eine Kappe (Cucullus), die man über den Kopf ziehen, und auch leicht wieder abnehmen konnte. Für den Winter pflegte man ihn aus dickem haarreichen Tuche, für den Sommer aber aus einem leichten und feinen wollenen

Zeuge,

Zeuge, zu tragen. Anfänglich, bis auf die Zeiten des Cicero trug auch nur das gemeine Volk dergleichen, nachher aber fing es auch jedermann an; doch mit dem Unterschiede, daß das gemeine Volk meistens schwarze oder dunkelbraune, die Raths-Herren und andere vornehme Personen aber purpurfarbige trugen.

Birrhus, oder Burrhus, war mit der Lacerna fast einerley, daher auch diese beyde Nahmen ohne besondern Unterschied gebraucht werden. Der Nahme selbst scheint von dem griech. Worte πυῤῥος (pyrrhos), roth, abzustammen. Weil Birrhus mit eben einer solchen Kappe, wie die Lacerna, versehen war, so hat man daher die Birrhos selbst bisweilen Cucullos genannt, und Birrhus für eine Bedeckung des Hauptes (einen Hut) gebraucht.

Vestis pulla, eine schwarze Kleidung, wurde insgemein von dem gemeinen Volke getragen (64), daher dieses auch zuweilen Turba pullata genannt wird; und bey Quintilian, B. 2, Cap. 12, heißt Circulus pullatus, die Versammlung des Volkes, welches in schwarzen Kleidern ist.

Caracalla hatte mit der Lacerna auch viele Gleichheit, war aber eine ausländische Kleidung, dergleichen die Gallier trugen; und weil der Kaiser Antoninus eine solche Caracalla trug (65), ist er davon Caracalla genannt worden; doch ging des Kaisers Caracalla bis auf die Knöchel, da die Gallier weit kürzere trugen, die kaum bis über die Hüfte gingen. Ueberdies hatte diese Caracalla auch Aermel, und war ebenfalls mit einer Kappe versehen. Auf den Monumenten und Marmor-Steinen findet man keine dergleichen.

Ausser

(64) Augustus ließ verbiethen, daß niemand in schwarzer Lacerna sich auf dem Markte und Circus sehen lassen sollte. *Sueton.* Aug. c. 40.

(65) *Hear. Stephanus* glaubte, daß davon das französ. Wort Caraque, Calaque, noch herkomme. Var. schediasm. L. 4, n. 4.

Auſſer den jetzt erwähnten Kleidern, lieſet man auch noch von einer beſondern Art eines Rathsherren-Kleides, Colobium (66) genannt, deſſen Geſtalt aber niemand eigentlich weiß.

Die Gaulape, Gauſipa, oder Gauſapium war eigentlich ein Winter-Kleid, welches auf der einen Seite ſehr haarig und zottig war, wie ein Pelz; darin es von dem Amphimallus, welches Kleid von innen und auſſen ſehr haarig war, und ebenfalls im Winter getragen wurde, unterſchieden war. Die Gaulape wird auch wohl Lodix villoſa und Mappa villoſa genannt. Dieſe Art Kleidung war beſonders bey den Daciern üblich.

Lacinia, war eigentlich nur ein Saum oder Gebräme, womit gewiſſe Kleider an ihrem Rande eingefaßt waren.

Die Praetexta war eine Toga, welche die Söhne vornehmer Römer alsdann zuerſt anlegten, wann ſie adolescentiam erreicht hatten. Den Nahmen Praetexta hat dieſes Kleid daher, weil es mit einem Purpur-Streifen eingefaßt oder beſetzt war; von praetexere, beſetzen. Von den Griechen wurde daſſelbe Περιπόρφυρα genannt. Bisweilen trugen die Prieſter und Magiſtrats-Perſonen, inſonderheit die Conſules und Dictatores dergleichen Prätexta. Fig. 2105 ſieht man einen Jüngling mit der Prätexta, welcher aus dem Muſeo brandenburgico genommen iſt; allein die Einfaſſung oder Verbrämung von Purpur iſt daran nicht zu erkennen, weil man dergleichen mit ihren beſondern Farben auf Marmor-Steinen nicht wohl ausdrucken konnte; daher ſich auch der latus clavus an keiner ſteinernen Statüe erkennen läſſet. Eben dieſer Jüng-

(66) Man nannte dieſe Kleider nicht nur Colobia, ſondern auch Colobii, Colobiones. Es hieß ſo, weil es gleichſam abgeſtutzt iſt, und ohne Aermel. Nachher iſt es unter den chriſtlichen Geiſtlichen gewöhnlich geworden.

Jüngling hat an dem Halse eine Bulla, dergleichen vornehmer Leute Kinder gleichfalls zu tragen pflegten. Die Prätexta pflegte eben so, wie die Toga, aufgeschürzet zu werden, welches Cinctus gabinus genannt wurde, s. ob., S. 55. Man ist nicht einig, zu welcher Zeit eigentlich diese vornehme Kinder die Praetexta wieder ab- und an deren Statt die Toga virilis (67), oder das männliche Kleid, angelegt haben. Einige sagen: mit dem Anfange des 15ten Jahres, andere mit dem Anfange des 17ten; allein diejenige Meinung, da man behauptet, daß solches zu Anfange des 16ten Jahres geschehen sey, hat die meiste Bestätigung, obwohl zur Zeit der Kaiser auch hierin öfters wieder sonstige Gewohnheit (68) geschehen ist. Eben dieser Jüngling hält in seiner Linken eine Rolle Papier, und hat neben sich ein rundes Kästchen stehen, in welchem sie ihre Federn, Schreib-Tafeln und Bücher, zu verwahren pflegten. Sein Rock hat ganz kurze Aermel, welche kaum bis an den Elbogen reichen.

Die zwey folgende römische Raths-Herren, Fig. 2105 und 2107, haben ihre Toga über der linken Schulter hängen, daß sie den rechten Arm ganz frey behalten. Wenn man diese Vorstellungen genauer betrachtet, wird die Meinung dadurch immer mehr und mehr bestärket, daß die Toga von vorn offen gewesen sey. Ein jeder von ihnen hat auch eine Rolle in der Hand, und ein Kästchen neben seinen Füßen stehen.

Von dem Juvenalis (69) wird ein gewisses Kleid Vestis scutulata genannt. Diese Benennung leitet Turnebus (70) von Scutum, der Schild, Salmasius aber

(67) Sie hieß auch Toga pura, weil keine Streifen anderer Farbe daran waren. Wer sie am ersten anlegte, hieß Tiro.

(68) Einige legten sie eher, andere später, an; Caligula im 19ten Jahre.

(69) Sat. 2, v. 97.

(70) Adverf. L. 24, c. 29, & Lib. 27, c. 24.

aber von Σκυτάλη (Scytale, die Ruthe,) her, weil sie, wenigstens seiner Meinung nach, also gestreift waren, als ob Gerten eingewebet gewesen wären. Allein, weil solche Kleidung selten getragen wurde, so ist von der eigentlichen Gestalt nichts gewisses zu melden.

Von den römischen Kriegs-Kleidern wird an seinem Orte gehandelt werden.

Fig. 2108, sieht man den Kaiser Trajan in einem Winter-Kleide, dergleichen er in dem Kriege gegen die Dacier getragen haben soll. Die Tunica ist zwar kurz, aber weit, und mit einem Gürtel aufgebunden. Die Chlamys, welche mit einem Häftel oder einer Schnalle zusammen geheftet ist, trägt er über der rechten Schulter, doch so, daß er den rechten Arm ganz frey behält. Diese Chlamys ist auch verbrämt, oder vielleicht gar inwendig durchaus mit Pelz gefüttert, wie ich oben die Gausapas beschrieben habe.

Fig. 2109, sitzt der Kaiser Titus auf einem Stuhle mit ausgereckter rechter Hand, als ob er vor einer großen Versammlung redete; in welcher Gestalt er in den Sellianischen Gärten zu sehen ist. Die Tunica ist sehr weit, und darüber hat er noch die Toga; auch sind seine Stiefel besonders merkwürdig.

In den folgenden Zeiten sind nach und nach immer mehrere Kleider-Trachten aufgekommen, und zwar mehr in Städten, als im Kriege. So sehen wir Fig. 2110, einen ganzen Trupp von allerley Leuten, von verschiedenem Alter und Geschlechte, wie solche auf der Columna Theodosii, welche der jüngere Kaiser dieses Nahmens errichtet hat, zu sehen sind. Die Kleidungen sind von den bisher beschriebenen sehr unterschieden, gleichwie auch die Hüte eine besondere Gestalt haben. Die Kleidung der beyden Lictorum, Fig. 2111, scheint eine Lacerna und Chlamys zu seyn.

Von den Kleider-Säuberern bey den Römern, werde ich weiter unten handeln.

Das weibliche Geschlecht trug bey den Griechen sowohl, als auch den Römern, ebenfalls Tunicas, oder Röcke, wie die Männer, ausser daß diese etwas länger waren, und bis auf die Knöchel herab hingen. Die römischen Weibspersonen trugen zu uralten Zeiten so gar auch Togas, doch haben sie dieselben nachher den Männern allein überlassen; die Tunicae aber wurden von beyderley Geschlechte getragen. Doch waren die weiblichen Tunicae von den männlichen nicht nur überhaupt in Ansehung der Länge, sondern insonderheit nach den Aermeln, unterschieden, welche viel länger waren, und bis an den Elbogen gingen. Man findet aber auch weibliche Bildsäulen, deren Arme entweder ganz und gar, oder doch größten Theils, bloß sind. An den Tunicis der Männer hingegen waren die Aermel sehr kurz. Ueber die Tunica oder den Unter-Rock zogen die Weibs-Personen eine so genannte Palla, oder einen weiten Mantel, welchen die Griechen ἀμπεχόνην nannten. Es hatten die Griechen noch eine andere Art von weiblichen Ober-Mänteln, ἀναβολὴν; worin aber diese Anabole von jener Ampechone unterschieden gewesen sey, lässet sich nicht wohl bestimmen. Eben dieses gilt auch noch von einer andern Art, welche ξυσὶς hieß.

Aelian (71) macht die verschiedenen Arten weiblicher Kleidung also nahmhaft: „Des Phocion Ehe-„Weib trug des Phocion Mantel, und brauchte weder „eine Crocota, noch ein tarentinisches Kleid, auch keine „Anabole, keinen Encyclion, oder Cecryphalon, noch auch „eine Calyptram; eben so wenig hatte sie gefärbte und bun„te Kleider. Sie schmückte sich vornehmlich mit Mäßig„keit und Demuth, und bediente sich dann der Kleider, die

„sie

(71) Hist. VII, 9.

„sie bey der Hand hatte.“ Die Crocota hatte den Nahmen entweder von κροκος, Saffran, weil sie so gefärbt war, oder von κρόκη, welches ein Unter-Kleid oder das Futter eines Kleides bedeutet. Von dem tarentinischen Kleide sagt Lucian, daß es ein weißes, sehr feines und durchsichtiges Kleid gewesen sey, durch welches man habe den Leib sehen können. Anabole war eine Art eines Ober-Mantels. Encyclion war, wie es die Benennung mit sich bringt, auch eine Art eines Mantels, in welchen man sich völlig einwickeln konnte. Cecryphalum war vermuthlich eine Haube oder Kopf-Binde, womit man die Haare zusammen band.

Fig. 2112, ist eine Zeichnung von drey, ganz für die Schönheit, wie für die Gesundheit eingerichteten, Frauenzimmer-Kleidungen in griechischem Geschmack. Fig. 2112 a), das Haus-Kleid; F. 2112 b), das Besuch-Kleid; F. 2112 c), das Stats-Kleid.

Bey ersterm denke ich mir ein simples Kleid mit langen Aermeln, weit und lang genug, daß es um den Leib herum einige Falten werfe, die bis auf die Füße herunter fallen, und wenn es mit einem Gürtel etwas aufgeschürzet wird, dennoch die Füße bedecke. Dieses Kleid könnte von Tamis, Taffet, oder anderm leichten Zeuge für den Sommer seyn, und von leichtem Tuche für den Winter. Hierunter müssen nothwendig im Winter noch andere Kleider gezogen werden, die in den nördlichen Ländern, des Klima wegen, nöthig sind, in Griechenland aber unnöthig waren. Ueber diese Kleidung kann, zu mehrerer Bedeckung, noch ein fliegendes Tuch von Leinen, Nesseltuch oder Seide, getragen werden. Die Haare sind vorn mit einem breiten Bande aufgebunden, über den Ohren hinterwärts in Flechten zusammen gewunden, und auf den Schultern in Locken herunter fallend, hinten aber wieder angesteckt.

Das zweyte: Ein, mit einem langen von Taffet, oder anderm dünnen Seiden-Zeuge, mit Fransen versehenen Gürtel umwundenes langes Kleid. Die Aermel gehen nur bis auf den Elbogen, und werden an den Seiten von 3 oder 4 kleinen Knöpfen zusammen gehalten. Die Haare,

wie oben, mit Blumen verziert. Der Zeug des Kleides ist seiden, wollen, oder leinen. Je weniger Zierrathen oder Verbrämungen darauf sind, je besser. Gold und Silber würde ich ganz ausschließen.

Das dritte: Wie das letztere, mit einem darüber gezogenen Leib-Rocke von Satin, oder anderm seidenen, streifigen, blumigen oder auch glatten Zeuge, vorn über einander geschlagen, ohne Aermel, mit Epauletten. Um alle Borten mit einer à la grecque gezeichneten Broderie. In den Haaren, an statt der Blumen, oder neben denselben, Perlen-Gehenke. Zu diesen beyden Kleidern können Handschuhe getragen werden; weißlederne würden die besten seyn. Die Schnür-Brust ist von allen ausgeschlossen. Die Schuhe müssen ohne hohe Absätze, vorn rund zugespitzt seyn.

Das äussere oder Ober-Kleid des römischen Frauenzimmers, hieß Pallium, oder Amiculum, welches sie öfters von hinten an den Haupt-Schmuck anhefteten, von dannen es herab hing, und den Leib bedeckte. Die ehrbaren Weiber bedeckten eben damit auch die Arme bis vorn an die Hände. Eine andere Art eines Ober-Kleides war Peplum, welches bey den Griechen und Römern üblich war. Es ist aber sehr schwer, den wahren Unterschied dieser Kleider anzuzeigen, weil die Steine und Denkmäler desfalls keine Dienste thun. Eine andere Art Kleidung, Mafora, Maforte, Maforteum, oder Mafurtium genannt, scheint erst in spätern Zeiten aufgekommen zu seyn, und stammet vielleicht von ἀμοφόριον ab, welches eine Decke, die man über die Schultern zieht, bedeutet, womit die römischen Weibspersonen den Kopf und die Schultern bedeckten, und noch weiter herab hängen liessen. Die Φελόνη, oder Φενόλη, L. Penula, wurde von Manns- und Weibspersonen getragen; s. oben, S. 36. Von dem Kaiser Severus war diese Penula den Weibspersonen in der Stadt zu tragen verbothen, ausserhalb derselben aber erlaubt.

Bey

Bey den Bildnissen der römischen Matronen, die ich jetzt vorlegen werde, zeigt sich in Ansehung der Kleidung, noch mehr aber in Ansehung des Kopf-Aufsatzes, ein großer Unterschied. Die erste, Fig. 2113, ist Julia, die Gemahlinn des Tiberius; es steht bey ihr ein Altar, und darauf ein großes Gefäß und Teller, dergleichen bey den Opfern gebräuchlich war; die Altäre aber sind das Zeichen der Ehrerbiethung. Die folgende, Fig. 2114, soll, nach des Maffei Meinung, Agrippina, die Mutter des Kaisers Nero, seyn, welche die Wahrzeichen der Isis und Ceres hat; jener gehört die Blume Lotus, die sie auf dem Kopfe trägt; die Korn-Aehre aber, die sie in der Hand hält, ist der Ceres; das breite Band, welches von der Linken zur Rechten über die Brust her gezogen ist, macht die Meinung des Maffei doch etwas zweifelhaft, weil dergleichen vor Alters nicht gefunden, sondern erst in spätern Zeiten üblich geworden ist. Die folgende, Fig. 2115, ist Plotina, die Gemahlinn des Kaisers Trajan, und Fig. 2116, die Gemahlinn des Kaisers Hadrian, Sabina, welche eine besondere Haupt-Zierde hat, und ein sehr langes Kleid trägt, bis auf die Erde; über diesem hat sie noch ein anderes kürzeres, welches bis unter die Knie geht, über beyden aber noch eine weite Palla, oder einen Ober-Mantel. Fig. 2117, soll die Gemahlinn des Kaisers M. Aurelius, Faustina, seyn. Diese scheint über und über von der Palla, die auf ihr Haupt wie eine Haube geheftet ist, umhüllet zu seyn; in der Linken hält sie einen Apfel. Fig. 2118, ist Lucilla, die Gemahlinn des Kaisers L. Verus, deren Haupt-Schmuck von Edelsteinen und Perlen sehr merkwürdig ist, gleichwie sie auch ein dreyfaches Armband von Perlen trägt. Fig. 2119, ist Crispina, die Gemahlinn des Kaisers Commodus; sie ist in ihre Palla eingehüllet, und hält in der einen Hand einige Mohn-Köpfe und Korn-Aehren, als Zeichen

der Göttinn Ceres, weil gemeiniglich die Kaiserinnen unter dem Bilde gewisser Gottheiten vorgestellet wurden. Fig. 2120, ist Mammea, des Alexander Severus Mutter, welche ebenfalls drey Kleider über einander hat, deren mittleres einen besondern Saum hat. Die äusserste Palla ist an der Haupt-Zierde angeheftet. Fig. 2121, sitzt auf einem Sessel, und ist von sonderbarer Gestalt. Fig. 2122, hat beyde Arme verloren; ihr Ober-Kleid scheint mit Pelz gefüttert zu seyn. Fig. 2123, ist Faustina, des Kaisers Antoninus Pius Gemahlinn; ihr Unter-Rock oder Tunica geht kaum über die Knie herab; über diesem trägt sie eine Palla, und in der Rechten hält sie eine Rolle Pergament.

Nachdem ich bisher von der Kleidung der Römer gehandelt habe, wende ich mich nun zu ihren Nachbarn, den Hetruscіern, und andern Völkern.

Die hetruscischen Kleidungen waren von den römischen nicht sehr unterschieden, wie aus Fig. 2124, die das Bildniß eines alten Hetruscіers darstellt, zu ersehen ist. Das Haupt ist geschoren. Der Rock kommt mit einer römischen Tunica völlig überein; darüber hat er noch ein Ober-Kleid, welches man gar wohl für eine römische Toga halten könnte, nur ist es etwas kürzer und enger. An dem Saume des Kleides steht eine hetruscische Aufschrift, wie solches bey den hetruscischen Bildern nicht ungewöhnlich ist. Wenn es nacket vorgestellt wurde, pflegte es auf den Schenkel oder auf die Hüfte gesetzt zu werden, wie Fig. 2126 zeigt. Der Stiefel dieser Bildsäule scheint vom Virgilius (72) beschrieben zu seyn, und ist aus vielen Nesteln zusammen geschnürt. Fig. 2125, ist ein hetruscisches Frauenzimmer, doch ohne Kopf, wovon das Original zu Volterra, in dem Hause eines Ritters befindlich ist; auf den

(72) Aeneid. VIII. 458.

den Armen trägt sie ein Kind; auf dem einen Arme steht eine hetruscische Inscription; der Unter-Rock geht bis auf die Knöchel, und darüber trägt sie eine Palla, oder einen Mantel. Die Weibspersonen der Hetrusceier trugen lange Haar-Locken, wie aus verschiedenen alten Denkmälern erhellet. Der hetruscische Knabe, Fig. 2126, hat eine große Bulla am Halse hangen; woraus erweislich ist, daß dieser Gebrauch von ihnen auf die Römer gebracht worden ist. Um die Beine und Arme hat dieser Knabe besondere Bänder, und in der rechten Hand hält er einen Vogel.

Von der Kleidung der alten Perser kann nichts gewisses gemeldet werden, weil von jenen uralten Zeiten keine Denkmäler übrig sind. Sie trugen ein gewisses Ober-Kleid, Candys, welches gewisser Maßen einer Chlamys ähnlich gewesen seyn mag. Die Soldaten hefteten solches mit einer Schnalle oder einem Häftel zusammen. Sie trugen auch eine gewisse Art Hosen, wie die alten Gallier, welche Anaxyrides genannt wurden.

Von der Kleidung der Parther hat man mehrere Nachricht, weil auf dem Triumph-Bogen des Kaisers Septimius Severus viele Parther in ihrer Kleidung vorgestellt sind. Sie trugen ein Kleid, welches nur bis an die Knie reichte; die Aermel gingen bis auf die Hände. Um die Lenden trugen sie einen Gürtel, und über dem Unter-Rocke noch eine Chlamys oder Candys, welche nicht länger war, als der Unter-Rock, und mit einem Häftel zugeheftet wurde. Auf dem Kopfe trugen sie eine vorn eingebogene Mütze, in Gestalt einer phrygischen Cydaris. Die Schuhe bedeckten den ganzen Fuß, wie die römischen Perones. Die Strümpfe oder Hosen, welche sehr lang und breit waren, banden sie ganz unten oberhalb den Schuhen. Kurz, die Kleidung dieser Parther war von der Kleid-

ung der alten Dacier, Marcomannen, der alten Deutschen und Gallier, wenig unterschieden.

Die Skythen und Thracier trugen fast eben dergleichen Kleider, wie die Perser, nähmlich einen persischen Bund und lange Hosen. Beyspiele der skythischen Kleidung sieht man sonst nirgends, als an der Columna des Theodosius zu Constantinopel, wo verschiedene Gefangene vorgestellt werden, welche die Gelehrten für Skythen halten. Sie haben Röcke mit langen Aermeln. Die Hosen gehen bis auf die Knöchel, und waren oberhalb der Waden gebunden, so, daß sie zugleich die Stelle der Hosen und Strümpfe vertreten konnten. Ueber diesem Unter-Kleide trugen sie einen Mantel, oder eine Chlamys, womit sie zugleich das Haupt verhülleten, wie die römischen Raths-Herren; bey gelinder Witterung aber pflegten sie mit bloßem Haupte zu gehen.

Die Kleider der Phrygier erkennt man aus verschiedenen alten Denkmälern, in welchen die vorn eingebogenen Kappen einander durchgehends gleich sind. In der übrigen Kleidung aber findet sich einiger Unterschied. Der erste Phrygier, Fig. 2127 [a], hat einen doppelten Rock; der längere geht kaum bis an die Knie. Die Schuhe oder Stiefel gleichen einem langen Strumpfe, an welchem keine besondere Schuhe oder Sohlen zu sehen sind. Der andere, Fig. 2127 [b], sitzend, unterstützt das Haupt mit dem linken Arme, und hat die Augen geschlossen, als ob er schliefe, oder sonst in Gedanken säße. Die folgende Bildsäule, Fig. 2127 [c], welche den Paris darstellt, ist mit vieler Kunst verfertigt, daß man die völlige Kleidung daran erkennen kann. In der Rechten hält er einen Apfel, und das Ober-Kleid ist auf der rechten Achsel mit einem Häftel zusammen geheftet; die Schuhe aber kommen mit den Schuhen der Parther überein.

Die Kleidung der Dacier sieht man an der Columna Traiani. Auch diese Völker trugen kurze Kleider, welche kaum bis an die Knie reichten. Der Ober-Mantel ist etwas länger. Die langen Hosen, welche ihnen zugleich statt der Strümpfe dienten, gingen bis an die Knöchel, wo sie bisweilen zusammen gebunden waren. Ihre Schuhe kamen mit unsern heutigen ziemlich überein, und die Kappen waren auch vorwärts eingebogen, wiewohl sie öfters mit bloßem Haupte gingen, wie Fig. 2128 [a], [b], [c] und [d], zu sehen ist; von welchen beyden letztern insonderheit F. 2128 [d] einen gefangenen darischen König von hinten und von vorn vorstellt, dessen Kleid ringsum mit einem besondern Saume verbrämt ist. Einige benachbarte Völker, insonderheit aber die alten Deutschen, haben eben dergleichen Kleider getragen.

Die allgemeine und gewöhnlichste Tracht der alten Deutschen beschreibt Tacitus (73). Sie bestand in einem Feld-Kleide oder Kriegs-Mantel, einem viereckigen wollenen, am Rande herum befranseten Stücke Zeug, welches vorn mit einem Häftel, oder, in dessen Ermangelung, mit einem Dorne zusammen gesteckt wurde. Die Reichsten unterschieden sich durch ein Kleid, welches nicht so pludernd und flatternd, wie bey den Sarmaten und Parthern, war, sondern knapp und enge am Leibe lag, und jedes Glied genau und anpassend umschloß. Sie trugen auch Pelzwerk von wilden Thieren, insonderheit Rennthier-Felle. Der Anzug der Weiber war von der Männer ihrem wenig unterschieden, nur daß sich jene öfters mit Leinwand bedeckten, die sie mit Purpur-Streifen abänderten, woran aber keine Aermel waren, so, daß der ganze Arm, auch wohl mit dem nächsten Theile der Brust, entblößt und sichtbar blieb.

(73) De morib. Germ c. 17.

Von der Kleidung der alten Gallier, ehe dieselben den Römern unterwürfig gemacht worden, findet man keine Spuren. Doch hat man einige Denkmäler, welche in die Zeiten der ersten römischen Kaiser fallen, darin doch von der Zeit des J. Cäsar an, mancherley Veränderungen derselben vorgegangen sind. Unter den merkwürdigsten Denkmälern ist dasjenige, welches im J. 1711, in dem Chore der Kathedral-Kirche zu Paris ausgegraben worden ist. Es besteht in sechs alten Galliern, deren Haupt-Decke den parthischen Kappen nicht unähnlich ist. Die Unter-Röcke haben lange Aermel, welche bis auf die Hände gehen; über diesen trugen sie einen Ober-Rock oder Sagum, gleichfalls mit Aermeln, worin derselbe von dem römischen Sago unterschieden war. Dieser Ober-Rock war mit purpurfarbigen Streifen versehen, welche die Gestalt der Gerten (Virga) hatten, daher sie auch Saga virgata hießen. Einige andere Abschilderungen alter Gallier und ihrer Kleidung, welche in die ersten Jahrhunderte der römischen Kaiser fallen, sind unter sich selbst merklich verschieden. An einigen sieht man eine Tunica oder ein Unter-Kleid mit engen Aermeln, und ein Sagum oder Ober-Kleid mit weiten Aermeln, wie z. B. der Jüngling, Fig. 2129, der ein Hündchen auf dem linken Arme sitzen hat; der andere hingegen, Fig. 2130, welcher in der einen Hand einen Vogel, in der andern aber einen Becher hält, (welches vielleicht auf den vortrefflichen Wein in Burgundien geht, wo diese Statüen gefunden worden sind,) hat sehr weite Aermel; desto engere aber hat der folgende, Fig. 2131, welcher in der rechten Hand ein Hündchen, und in der linken ein Kästchen hält. Der vierte, Fig. 2132, hat auch einen Becher, und das Ober-Kleid ist unten ringsum ganz zackig ausgeschnitten, übrigens aber unten völlig zusammen, daß es scheint, man habe dasselbe

be bey dem Anziehen über den Kopf werfen, und den Kopf oben durch eine Oeffnung stecken müssen.

Die Fig. 2133 vorkommenden vier Manns- und Weibspersonen unter einem Gewölbe, scheinen eine eheliche Verlobung oder Trennung vorzustellen. Man sieht hier deutlich, daß jemand einer Person einen Ring an den Finger steckt, in der Linken aber ein unbekanntes Instrument hält; die übrigen beyden Personen (ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes seyn, lässet sich nicht wohl unterscheiden,) haben Hämmerchen in den Händen, welches auch bey andern gallischen Denkmälern gefunden wird. Einer hält ein Kästchen. Die Schuhe sind durchgehends denen gleich, welche Fig. 2129 — 2132 zu sehen sind, und von der Gestalt ordentlicher Strümpfe wenig unterschieden. Fig. 2134, sehen wir ein Mädchen mit einem Wasser-Eimer, welches zu Langres in Champagne auf einem Steine ausgehauen zu sehen ist; der Schleyer ist von den heutigen wenig unterschieden. Der Rock geht fast bis über die Waden, und ist mit einem zackigen Saume eingefaßt; überdies hat sie auch eine Schürze, welches in den alten Denkmälern selten gefunden wird. Die folgende Weibsperson, Fig. 2135, welche in dem Cabinete des Hrn. Foucault befindlich ist, ist ebenfalls merkwürdig; es trägt dieselbe nähmlich einen ziemlich langen Rock, welcher bis an die Knöchel reicht, am Halse hat er einen breiten Kragen; die Aermel gehen bis auf die Hände, und sind von besonderer Art. Daß es eine Gallierinn sey, lässet sich fast aus dem Kästchen schließen, welches sie vor sich hält, das bey andern Galliern auch zu sehen ist.

Fig. 2136, ist ein ziemlich gräßliches Bildniß eines Barbaren von vorn und von hinten, der vom Kopfe bis an die Fuß-Sohlen in lauter Pelzwerk dermaßen eingehüllet ist, daß man ihn für einen wilden Mann halten möchte. Der Bart und das Haupt-Haar ist

auch

auch besonders aufgekrauset. Es ist nicht wohl anzugeben, zu was für einer Nation derselbe zu rechnen sey. Vielleicht ist es ein uralter Gallier. Sonst scheint dieses Bild ehemahls in der Brust eine viereckige Oeffnung gehabt zu haben.

Fig. 2137 ist die Abschilderung eines Pantomimus oder Komödianten, welchen *Poldo d'Albenas* in Antiquitatibus Nemauliensibus mitgetheilt hat. Die Schuhe sind besonders merkwürdig.

Von den Spaniern und Lusitaniern ist aus dem Appianus bekannt, daß sie ein Sagum oder einen Ober-Mantel getragen haben, den sie mit einem Häftel zusammen hefteten; wie er aber eigentlich ausgesehen habe, ist unbekannt. Strabo (74) macht von dem Kriegs-Kleide der Lusitanier eine besondere Beschreibung. Eben Derselbe sagt auch (75), daß die Mauren die Haare kräuseln, den Bart fleißig auskämmen und zieren, die Zähne säubern, und die Nägel an Händen und Füßen zu gewissen Zeiten abschneiden, übrigens für den Aufputz ihrer Haare dermaßen besorgt seyn, daß sie deswegen immer weiter aus einander gehen, damit ja keiner den andern berühren, und ihm seinen Haar-Putz in Unordnung bringen möge.

Die Numidier trugen sehr dünne und leichte Kleider, und gingen halb nacket.

Von der Kleidung der Carthaginenser findet sich auch wenig Nachricht. Plautus sagt, daß sie Tunicas getragen haben, welche dermaßen lange Aermel hatten, daß sie die Hände sammt den Fingern damit bedecken konnten; sie waren besonders Liebhaber von rothen und purpurfarbigen Kleidern, trugen auch roth gefärbte Ziegen-Felle statt der Kleidung; sie zogen auch ein Sagum an, und hatten Ohren-Gehänge.

Es

(74) B. 3, S. 107.

(75) B. 17, S. 569.

Es folgt die Geschichte der Kleider-Trachten bey verschiedenen neuern und heutigen Nationen.

Die physische Verschiedenheit der Völker aller Welt-Theile, in Größe, Farbe und Bildung, ist äusserst auffallend; aber gewiß kann man als Hülfs-Mittel zur Geschichte der Menschheit, auch das Zufällige der Aussenseite des mensch. Körpers nicht für unwichtig halten. Immer ging die Sorge für diese Aussen-Seite, so weit Schutz gegen das Klima dringendes Bedürfniß war, vor Bearbeitung der Geistes-Kräfte voraus. Da nun bey dieser die Aussen-Seite weichlicher wurde, und immer mehrere Behaglichkeit verlangte, so wirkte in so fern auch Cultur der Geistes-Kräfte wieder auf Bekleidung.

Die Eitelkeit oder das Instinct-artige Verlangen äusserlich schöner zu scheinen, war nicht schlechterdings die Folge der mehrern Aufklärung; denn selbst die rohe ste Nacktheit blieb nicht ohne Grade dieser vermeintlichen Erhöhung und Verschönerung der Figur. Das sonderbare Formen der Köpfe, das Bemahlen, Aetzen, Punctieren oder so genannte Tättowieren der Haut, das Durchbohren einzeler Gliedmaßen der ganz und halb nackenten Wilden, zweckt auf nichts anders ab. Also kann man Putz und Zierrath, oder überhaupt die Form, nur als Neben-Zweck der Kleidung ansehen.

Wichtiger aber, als die Form, ist die Betrachtung des Materiales der menschlichen Kleidung; denn dieß knüpft sie an das Reich der Natur an. Die Wanderungen der Thiere und Pflanzen machen, nächst den Wanderungen der Menschen, den wesentlichsten Theil der Welt-Geschichte aus, und sind zugleich eine unentbehrliche Erkenntniß-Quelle großer Revolutionen; folglich kann eine Darstellung des allgemeinen Kleidungs-Stoffes der Welt-Bewohner selbst für die Geschicht-Forschung nicht ohne Interesse seyn.

Der

Der Mensch ist von der Natur für jedes Klima der Erde bestimmt, und, sich sowohl von Thieren als Pflanzen zu nähren, gebildet. Die bloß Fleisch fressenden Thiere haben zackige und spitzige, und die, welche von Pflanzen leben, nur schneidende und zerreibende Zähne. Die Zähne des Menschen aber sind zu beyden Verrichtungen gebildet. Die Natur hat ihn also unläugbar zur Wanderung und zum Wechsel geformet, um an jedem Orte dasjenige zu seiner Speise nutzen zu können, was ihm das Klima dazu am leichtesten darboth. Analogisch verhält sich das Kleidungs-Material, und dessen Nothwendigkeit und Auswahl. Mit dem Hunger, der des Menschen erste Thätigkeit zu Verschaffung der Nahrungs-Mittel erzwang, vorgesellschaftete sich das Bedürfniß, einer unmilden Witterung zu wiederstehen. Oefters mag das Ueberbleibsel, welches als Speise nicht zu verzehren war, das Fell des Thieres, die Haut des größern Vogels und Fisches, sofort zum Stoff der Bekleidung ergriffen worden seyn. So konnte die Nahrungs-Art der Völker sie auch in Ansehung ihrer Kleidungs-Art modeln. Dieses ist bey allen nördlichen und südlichen Nationen auffallend.

Am leichtesten, und daher auch am frühesten, gewährte das Pflanzen-Reich den nöthigen Kleidungs-Stoff. Baum-Blätter, Rinden, Schilf und Gras waren noch dazu auslangend in den mildern und heißern Welt-Gegenden, wo Kleidung nur Schutz und Decke gegen den brennenden Sonnen-Stich gewähren sollte. Eine Stufe höher zur Bequemlichkeit schritt man durch Verflechtung der Producte des Pflanzen-Reiches in Matten und Bast-Netze, wie z. B. in Afrika und Neu-Seeland; und noch eine höher, durch Klopfung derselben zu Papier-Arten und Zeugen, wie in den wärmern Inseln der Süd-See. Mit zunehmendem Verlangen nach Bequemlichkeit stieg immer die Geschicklichkeit der Verarbeitung.

Mey-

Mehrere Instrumente, und beynahe schon Kenntniß des Gebrauches der Metalle war nöthig, die Fasern und Flocken verschiedener Gewächse zu Nachahmung des Thier-Haares in Fäden zu verspinnen, und diese zu Zeugen zu verweben. Also erst bey weiterm Fortschritte der Kunst-Fähigkeiten hat sich Baum-Wolle und Linnen über die cultivirten Länder mehr oder weniger verbreitet.

Die Einmischung des Linnen in die Thier-Wolle unsers Klima ist zwar allerdings, nach dem Urtheile eines berühmten Schriftstellers, eine Sache, die, wenn man auf Cultur des Bodens und der sie bewirkenden Menschen sieht, mehr verdient, daß man Kenntniß davon nehme, als von den Dynastien Tßi, Leang und Tschin. Indessen ist Leinwand doch immer nur gleichsam Vermittlerinn zwischen glatter Haut und rauher Wolle, besonders für den Wechsel der Jahrszeiten, geblieben; mithin bloß glückliche Einmischung; ohne die Thier-Wolle, als das im Ganzen herrschende Kleidungs-Material unsers Klima aus dem Besitze zu setzen. Die Baumwolle konnte es in ihrem Klima weiter bringen, und sich gleichsam als ein glückliches Amphibium zwischen jenen beyden, indem es dort die Dienste von beyden leistet, zur Haupt-Classe erheben.

In den rauheren Erdstrichen, wo die Bewohner das Pflanzen-Reich, entweder wegen Armuth und Unfruchtbarkeit des Bodens, oder sonst, zum Zwecke ihrer Bekleidung nicht hinreichend fanden, wurden sie Jäger und Fischer, und aßen Fleisch, welches ihnen zugleich ein schon fertiges Kleidungs-Material übrig ließ. Land- und See-Thiere mußten sie also für ihr Klima entschädigen. Man lernte wohl früher die rohen Thier-Felle zubereiten, als aus deren Haaren und Wolle Garn spinnen und zu Zeugen verweben. Vielleicht war die Spinne das erste Vorbild der menschlichen Weberey; und, dann könnte es auch seyn, die Fäden des Seiden-

Wur-

Wurmes wären noch eher, als Wolle und Haar, genutzet worden. Dieses kann aber bey einem nicht häufigen Material doch seltener, und wohl nur zum Putze geschehen seyn, und so kommt die Seide als ein allgemeiner Kleidungs-Stoff nicht in Betrachtung. Eben so bleiben hier auch die schon von der Haut getrennten Federn nur als Zierrath und Putz beyseit.

Das Mineral-Reich hat ursprünglich nur als Hülfs- und Bindungs-Mittel an dem Kleidungs-Material Antheil genommen. Die Metalle haben die Eigenschaften nicht, welche der Haupt-Zweck der menschlichen Kleidung erfordert. Nur als Verstärkung und Zierrath mischten sich Blech und Draht darunter, und bleiben immer als Material ein Nebenwerk.

Also fände sich nur ein vierfacher allgemeiner Stoff der menschlichen Kleidung; nähmlich aus den Vegetabilien, Pflanzen-Zeuge und Baumwolle; und aus dem Thier-Reiche Thier-Felle und Thier-Wolle. Der Mangel aller Bekleidung, oder die völlige Nacktheit, kann die fünfte Gattung einer Haupt-Abtheilung der Menschen, in Rücksicht auf ihre Kleidung, bestimmen. Die halbe Nacktheit kommt nur in heißen Ländern vor, wo bloß aus Beobachtung eines gewissen Wohlstandes, oder aus Armuth bey dem gemeinen Volke, die Bekleidung nur in einem Schurze, einer Binde, oder sonst einem geringen Kleidungsstücke, besteht. Indessen ist auch hier das Material im Ganzen Eins.

Diese fünf Gattungen, und den Raum, den sie auf der Oberfläche der ganzen bewohnten Erde einnehmen, mit Einem Blicke übersehen zu können, ist beygefügte **allgemeine Kleidungs Karte der Welt Bewohner** (*) dienlich. Es liefert dieselbe eine vollständige Welt-Karte im Viereck; sie ist von Hrn. Güssefeld auf dem Meridian von Weimar gezeichnet.

Die

(*) Ich habe sie aus der Pandora oder Taschenbuch des Luxus und der Moden aller Völker, für das Jahr 1787, von F. J. Bertuch und G. M. Kraus, entlehnt.

Allgemeine Kleidungs-Charte der Weltbewohner

Die Idee, obgedachte fünf Haupt-Gattungen der Menschen in Ansehung ihres Kleidungs-Stoffes zur Uebersicht darzustellen, konnte durch nichts besser versinnlicht werden, als durch Farben. Es sind demnach folgende zur Bezeichnung gewählt:

Roth, für vollkommene Nacktheit;
Grün, für Kleidung von Pflanzen-Zeugen;
Braun, für Kleidung von Thier-Fellen;
Violett, für Kleidung von Baum-Wolle;
Gelb, für Kleidung von Thier-Wolle;

und so stellt sich nun dem Auge auf ein Mahl, ein interessantes Tableau dar, welches den Denker auf mancherley Art beschäftigen kann. Die Gränz-Linien der Illuminirung sind nach einer ziemlich mühsamen Vor-Arbeit, und mit so viel historischer Gewißheit, als davon zu erlangen, und bey einem so unendlich kleinen Maßstabe zu beobachten möglich war, angegeben.

Was auf der Karte unilluminirt geblieben ist, ist entweder ganz unbewohntes, oder uns noch unbekanntes Land, z. B. Novaja-Semla, Spitzbergen, der ganze obere Theil von Nord-Amerika und Grönland, und verschiedene Inseln der Süd-See. Es versteht sich ohnedieß, daß bey der Charakteristik eines Landes, z. B. in Amerika, Afrika, und in Süd-Asien, keine Rücksicht auf die Colonisten und Küsten-Bewohner, als welches allenthalben Europäer sind, hat genommen werden können; auch findet man hier und da Gebräuche und Kleidungs-Stoff benachbarter großer Länder so in einander laufend und vermischt, daß es sehr schwer fiel, die schwankende Gränz-Linie zu fassen und anzugeben.

Ueber die viererley Haupt-Arten des allgemeinen Kleidungs-Materiales, habe ich mich zum Theil bereits oben näher erklärt, und wird auch noch in der Folge, bey Beschreibung der besondern Trachten, geschehen. Auf Form und Textur kommt es hierbey gar nicht

an. Der Europäer und südliche Tatar kleidet sich in Thier-Wolle, er mag Tuch, glatten gezwirnten oder geköperten Zeug, Filz, oder irgend einen Stoff, der aus Wolle gemacht wird, tragen, und der Nord-Asiate und Nord-Amerikaner, Patagonier, Feuerländer und Hottentotte ist ein Fell-Träger, er mag sich nun in eine Rennthier- Bären- Schwanen- oder Fisch-Haut, vom Scheitel bis zu den Zehen, einnähen, oder ein Guanico- oder Schaf-Fell an den Hals und um die Lenden hängen, und übrigens halb nacket gehen.

Die Natur wirkt auf Cultur der menschlichen Kleidungs-Stoffe mit einem gewissen Gleichgewichte und Ebenmaße; aus Thier- und Pflanzen-Reiche bleibt sich ihr Aufwand wohl ziemlich proportionirt. Die Regionen des letztern erscheinen zwar etwas kleiner auf der Karte; aber das in die Wollen-Länder in Europa so stark eingemischte Linnen, und in Asien die Baum-Wolle, erhalten so ziemlich das Gleichgewicht.

Daß die Haupt-Gattungen des Kleidungs-Materiales mit einander ziemlich einerley geographische Breite haben, fällt sogleich in die Augen, und bestätigt den Einfluß des Klima auf die Cultur: doch ist es sonderbar, daß so gar die südlichen äussersten Spitzen von Afrika und Amerika, bey aller Differenz des Klima, doch die Thier-Felle zur Haupt-Kleidungs-Gattung haben. Amerika hat in dieser Extremität kriegerische Wilde unter rauherm Klima, Afrika aber Nomaden, die von der Viehzucht leben. Also ist jenen das Thier-Fell nothwendig, sie erlangen es aber bloß durch die Jagd; diesen ist es leichter von den Heerden zu haben; sie wählen es vielleicht aus Bequemlichkeit, weil das ihnen am Leibe hangende Schaf-Fell zugleich das Bett macht, worauf sie schlafen.

Vor tausend Jahren, oder weiter zurück, würde, wenigstens bey Europa, die Illumination der Karte anders ausgefallen seyn, da es mehr Jäger und Hirtenvolk enthielt, kein Grund-Eigenthum war, und der Ackerbau fast gänzlich mangelte; und wer weiß, wie von jetzt an, nach hundert Jahren ihre Farben ausfallen würden. Wenigstens hoffen wir es für die unglücklichen Erd-Bewohner, deren Gegenden wir gegen Süden durch Nacktheit ausgezeichnet

sehen.

sehen. Armuth des Thier- und Pflanzen-Reiches; jene aus immerwährender Jagd, und diese aus Mangel alles Anbaues des Bodens, Geringheit der Volks-Menge, welche instinctmäßiger Krieger-Sinn, in Verbindung mit jener Armuth der Natur nicht aufkommen lässet, werden, wahrscheinlicher Weise, diese mehrentheils sehr culturfähige Erd-Striche, die immer den 6ten Theil der Erd-Oberfläche betragen können, so lange wüste lassen, als die Stats-Absichten der cultivirten Nationen es nicht befördern, durch Colonien nachzuhelfen, daß ein Sechstel des Erdkreises dem Zwecke seiner Erschaffung sich endlich auch nähern möge.

Beschreibung der Kleider-Trachten insbesondre.

I. Europa.

In Dänemark und Norwegen, gehen die unverheuratheten Weibspersonen bey Feyerlichkeiten mit bloßem Kopfe und geflochtenen Haaren, und zuweilen, wenn sie nach Kopenhagen kommen, eben so wie die Weiber, mit einer in Falten gelegten Haube. Auf dem Leibe tragen sie kurze Wämmser mit schmahlen Aermeln, die insgemein Aufschläge haben. Die Röcke, die gemeiniglich entweder von schwarzer Leinwand oder von blauem Tuche sind, werden über die Wämmser hinauf geheftet; sie sind aber auch so kurz, daß sie kaum bis über die Waden reichen. Wenn sie in ihrem völligen Schmucke sind, müssen sie 8 bis 9 Röcke haben, wie auch einen Pelz von weißen Fellen, welcher künstlich genähet und gestickt ist. Sie tragen gemeiniglich schwarze Strümpfe, und ihre Schuhe sind wenig von den Schuhen der Männer unterschieden. Ihre Hals-Tücher oder Kragen haben keine Quasten und Knoten an den Enden. Auf dem Kopfe tragen die ältlichen Weiber eine schwarze Mütze von Corduan, die mit Rauchwerke gefüttert ist. In allen ihren Kleidern, wie auch bey ihrer Arbeit, sind sie besonders reinlich.

Von der Kleider-Tracht der Isländer beyderley Geschlechts, s. im XXXI Th. S. 33 — 35, und

die dazu gehörigen Abbildungen einer hochzeitlich gekleideten Jungfer, Fig. 1744; und einer isländischen Frau mit ihrer Tochter, Fig. 1745.

Von der schwedischen National-Kleidung, wird weiter unten gehandelt werden.

In Liefland, gehen alle unverheurathete Frauens-Personen mit bloßem Kopfe. In einigen Gegenden haben sie lang herab hängende Haare; in andern flechten sie dieselben. Die Weibspersonen weben ihre Gurte, welche sie tragen, von Wolle und Zwirn. Die Esthinnen tragen eben solche Röcke, wie die Manns-Personen. Die Lettinnen haben ein kurzes, fest am Leibe liegendes, und nach demselben gemachtes Kamisol, und ordentlich gefaltete Unter-Röcke. Ueber ihren weißen Hauben haben sie eine Mütze. Die Esthinnen haben an ihrem Kopfe und vor der Brust viel Flitter-Staat und silbernes Klapperwerk. Die Frauens-Personen tragen gern zwey Röcke über einander. Viele haben mitten im Sommer einen Pelz, und den Rock noch darüber. Bisweilen haben sie über den Schultern, und bey Kälte und Regen auf dem Kopfe eine besondere wollene Decke, die mit allerley groben Zierrathen versehen ist. Hals-Tücher sind sehr selten.

Die Lappländer kleiden sich auf eine zierliche und anständige Weise. Weil sie aber, wie andere Menschen, einen Unterschied unter Fest- und Werkel-Tagen machen, so lassen sie auch einen Unterschied an ihrer Kleidung wahrnehmen. Ihre Festtags-Kleider können unter ihre theuerste und vornehmste Habe gerechnet werden, insonderheit diejenigen Stücke, welche von Silber sind. Zu diesen gehören ihre gewöhnliche silberne Gürtel, als welche aus breiten Leisten bestehen, woran silberne Platten geheftet sind, die entweder eckig als Würfel, oder rund, sind, und zwar so dicht an einander, daß man das Rennthier, worauf sie sitzen, kaum sehen kann. Diese Platten sind (eben wie die

Schnal-

Schnallen, welche die Weibspersonen auf ihren Brust-Lätzen oder Kragen und Röcken zu haben pflegen,) mit losem hangenden Laube überall ausgeziert, welche gemeiniglich vergoldet sind, sowohl als auch die eckigen Platten, welche auf die Gürtel geheftet sind. Die Ringe, welche sie an dem Finger haben, sind breit und verziert, zum Theil auch mit vergoldetem Laube besetzt. Sowohl die Manns- als auch Weiber-Röcke (Kapte) sind wie Schlaf-Röcke gemacht, und vorn zusammen genähet, ausgenommen oben an der Brust, welche sie mit einem Gürtel fest binden. Die Weiber-Röcke (Wolpo) sehen beynahe wie unsere Damen-Roben aus, ausser daß sie nicht auf dem Rücken Falten haben, sind auch enger und kürzer, und von rothem, blauen oder grünem Tuche. So sind auch ihre Njalmesata oder Hauben von Tuche gemacht, an welchen eine Oeffnung ist für das Haupt und Angesicht, und sind unten am Kinne zusammen genähet, und bedecken diese die Stirn sowohl als auch das Haupt, und liegen bis auf den Rücken, um die Achsel und Brust herum.

Auf dem Kopfe tragen einige Mannspersonen Mützen, die mit allerley, kostbaren oder auch geringern, Thier-Fellen verbrämt sind; andere aber nur schlechte Mützen von Tuch ohne Gebräme. Die Frauenspersonen haben rothe tuchene Mützen oder Hüte, welche fast wie die Hüte auf den Branntwein-Pfannen aussehen. An einigen Oertern flechten die Weibspersonen ihre Haare mit herunter hangenden Locken, und binden über die Stirn und bis an die Ohren breite tuchene Bänder. Dieses aber wird gemeiniglich zu ihren Fest-Tags-Kleidern gerechnet, wiewohl man an einigen Orten in Lappmark auch bemittelte, insonderheit Weibs-Personen, an Werkel-Tagen mit silbernen Schnallen und anderm Schmucke geziert sieht. Sonst aber bedienen sich die meisten solcher Röcke, die von grobem Tuche oder so genannten Walmer gemacht sind.

Im Winter tragen sie überall Pelz-Röcke, welche besser oder schlechter sind, nach dem die Felle fein und schwarz sind. Die besten Felle sind diejenigen, die von den zur Sommerszeit geschlachteten Rennthier-Kälbern genommen sind, und zwar zu der Zeit, da das Fell am schwärzesten ist, nähmlich an den Tagen Olai und Laurentii. Die Pelz-Röcke, welche von ältern Kalbs- und Wajen- oder Rennthierweiblein-Fellen gemacht sind, sind nicht so theuer, und werden von ihnen, ihrer Dauerhaftigkeit wegen, am meisten gebraucht. Diese Röcke, sowohl die von besserer als auch schlechterer Gattung, sind, wie ihre andere Kleider, vorn zusammen genähet, und mit Gürteln umbunden. Unter diesen Röcken tragen sie Unter-Röcke, welche ebenfalls von Fellen gemacht sind. Auf den Ober-Röcken kehren sie das Rauche heraus, auf den Unter-Röcken hingegen tragen sie das Rauche inwendig; sie umgürten dieselben mit Gürteln, worauf zinnerne Platten sitzen, welche fast auf eben die Art, wie die von Silber, gemacht sind. An diesem Gürtel hängt ein mit Zinn eingefaßter Beutel, worin sie ihr Feuerzeug, Geld, Toback, u. d. gl. mehr, haben. Es hangen auch ihre Messer-Scheiden, Nadel-Büchsen, Schere, und eine Menge messingene Ringe daran, welche zusammen gebunden sind, und unter einander hangen. Je mehr Ringe sie an der Seite haben, desto besser glauben sie geziert zu seyn. Fig. 2138.

Die Beinkleider der Mannspersonen sind mehrentheils von sämischem Leder, woran Halb-Stiefel von Fellen, die sie von den Füßen der Rennthiere ziehen, genähet sind. Die Weibspersonen gebrauchen solche im Winter von Walmer; im Sommer aber tragen sie nur halbe Strümpfe. Sie heften aber sowohl die Stiefel, als auch Strümpfe, mit langen Bändern an die Schuhe oben auf dem Fuße. Sowohl Manns- als Weibspersonen tragen im Winter solche Halb-Stiefel

fel oder Strümpfe von Fellen, welche bis an den Fuß herunter reichen, und oben mit erwähnten Hosen von sämischem Leder oder Walmer zusammen genähet sind. Unter diesen Stiefeln pflegen sie auch Strümpfe von Walmer oder Tuche zu tragen, welche von eben derselben Länge und Beschaffenheit sind.

Ihre Schuhe sind auch im Winter und Sommer unterschieden. Im Sommer haben sie lederne Schuhe, im Winter aber von Rennthier-Fellen, worunter die von braunen Fellen am stärksten und theuersten sind. Weil ihre Strümpfe nicht bis in die Schuhe hinein reichen, so gebrauchen sie an dessen Statt, Stroh oder Heu, welches sie an einigen Orten in Lappmark wohl zu klopfen, zu kämmen und zu zubereiten wissen, daß es so weich wie Flachs wird.

Ihre Sommer-Handschuhe sind von sämischem Leder, die Winter-Handschuhe aber von Fellen, welche sie, gedachter Maßen, von den Füßen der Rennthiere ziehen, worein sie auch Heu legen, oder dieselben mit andern weichen Fellen zu füttern pflegen. Um den Hals haben sie Kragen von Eichhorn- Wolfs- Bären- oder Marder-Schwänzen.

In Rußland, hat das mehreste Frauenzimmer, welches sich von gemeinen Frauenspersonen unterscheiden will, in den Städten die französische Kleidung.

Von den russischen Nationen, hat fast jede ihre eigene Tracht. Bey den Baschkiren tragen beyde Geschlechter Hemden, gewöhnlich von grobem Nesseltuch, lange weite Hosen, und Halb-Stiefel oder Pantoffeln; Arme aber umwinden die Füße mit Lumpen, und gehen in Bast-Schuhen. Mannspersonen tragen die Ober-Röcke sehr lang und weit, am liebsten von rothem Tuche, mit Pelzwerke eingefaßt, und gürten sie mit einem Gürtel oder einer Säbel-Koppel fest, daher das Unter-Kleid nicht zu sehen ist. Ihre Winter-Pelze sind von Schafen, fast gewöhnlicher aber von Pferde-Häu-

ten, und so gemacht, daß die fliegende Mähne längst dem Rücken sitzt, welches bey windigem Wetter seltsam aussieht. Ihre Mütze ist ein 1 Spanne hoher, nicht selten spitziger Kegel von Tuche, mit einem den holländischen Schiffer-Hüten ähnlich aufgebogenen, abstehenden, schmahlen Pelz-Bräme. Das Ober-Kleid des Frauenzimmers von feinem Tuche oder seidenem Zeuge, hat vorn Knöpfe, und wird fest gegürtet. Hals und Busen bedeckt eine Modeste, oder ein Nuster mit Münzen schuppenförmig bedeckt, bisweilen von Gitter- oder Netzwerke von Glas-Korallen und Muscheln. Die Mädchen tragen an den zahlreichen Zöpfen der Haare Bänder und Klimperwerk, welches bis auf die Waden hinab hängt, und eine Haube mit einem gespitzten, 1 Spanne langen, Nackenstücke, der Haube gleich mit Münzen und Korallen bedeckt. Die Weiber tragen, ausser der Haube, eine bedeckte Stirn-Binde, und nur 2, oder auch keine Haar-Zöpfe. Bey schlechtem Wetter tragen alle, tatarische Schleyer-Tücher oder Tastar. Fig. 2139, stellt ein baschkirisches Frauenzimmer vor.

Bey den Kalmücken, besteht die männliche Kleidung gemeiniglich aus einem Ober-Kleide, welches bis auf die Waden reicht, lange, obenher weite, nach der Hand zu aber ganz enge Aermel hat, und aus Tuche oder Baumwollen-Zeuge gemacht ist; ferner aus einem oder auch mehreren, über einander angezogenen leichten Unter-Kleidern von Baumwollen-Zeuge, oder Damaste, und andern seidenen Zeugen, welche nur bis an die Kniekehlen reichen und enge Aermel haben, auf der Brust mit kleinen Knöpfen zugeheftet, und vermittelst einer Leib-Binde oder eines Gürtels, entweder mit dem Ober-Kleide oder ohne dasselbe, um den Leib befestiget werden. Darunter tragen die Reichen ein kurzes, vorn ganz offenes Hemd, welches kaum bis über die Hüfte geht und vorn über einander schlägt; nebst

weiten,

weiten, aus Leinwand oder Baumwollen-Zeuge verfertigten Bein-Kleidern, welche bis in die Halb-Stiefel reichen. Arme behelfen sich mit ledernen Beinkleidern, ohne Hemd, ziehen den Pelz auf die bloße Haut an, und haben im Winter und Sommer einerley Anzug, ausser daß sie, wenn ihnen heiß ist, das Rauche auswendig kehren.

Reiche machen ihre Winter-Pelze aus den Fellen der im Winter sterbenden Lämmer, auch wohl von edlerm Pelzwerke, nach eben dem Schnitte, wie die Ober-Kleider, und mit einem Ueberzuge von ähnlicher Materie. Die Geistlichkeit hat Fuchs-Pelze am liebsten, weil der Fuchs und die gelbe Farbe heilig sind. Gemeine bedienen sich durchgängig grober wohlfeiler Schaf-Pelze. Es sind auch Ueber-Pelze aus Fellen junger Füllen gebräuchlich, welche, wenn sie von zarten Thieren, ganz schwarz, oder von einförmiger dunkelbrauner Farbe sind, bis auf 50 Rubel, auch wohl mehr, gelten, und auf den Schulter- und Arm-Nähten mit den Mähnen verzieret werden. Gemeine Leute machen dergleichen aus den Sommer-Fellen der Steppen-Ziegen (Saiga).

In der weiblichen Tracht sind die weiten Beinkleider den männlichen gleich; und das Hemd ist nur darin unterschieden, daß es um den Hals schließt und fest zugeknöpft wird. Das Kleid ist länger, von leichterm und bessern Zeuge, zierlicher, und in den Aermeln genauer gemacht. Ueber dieses ziehen sie, insonderheit wenn sie ausgehen wollen, ein langes Ober-Kleid ohne Kragen und Aermel an, welches immer von bessern Zeuge, auf allen Rändern gemeiniglich bunt eingefaßt, und hinten bis an das Gesäß aufgeschlitzt, vorn aber mit den Rändern an einander geknöpft ist. Es wird nicht mit der Leib-Binde befestigt, und Vornehme lassen es aus reichen Gold- und Silber-Stoffen machen, und hängen im Winter zum Stat einen langen

mit Seiden-Stoffe überzogenen Pelz von leichtem theuern Rauchwerke über die Schultern, ohne die Aermel derselben anzuziehen. Auf Reisen ziehen Männer und Weiber gleiche, tuchene Ober-Röcke über ihre Kleider, oder einen Pelz, an, und befestigen diesen Ueberzug mit einer Leib-Binde. Mädchen gehen völlig wie die Mannspersonen, doch in leichtem Zeuge, und etwas zierlicher gekleidet. Der Haar-Putz ist das einzige, woran man sie von Knaben, und zugleich auch von verheuratheten Weibern unterscheiden kann.

Die Mannspersonen tragen durchgängig den Kopf geschoren, und lassen nur etwas hinter der Scheitel, recht in der Mitte des Haarkopfes einen runden Fleck mit langen Haaren stehen, welcher gemeiniglich in einen, von vornehmern, insonderheit jungen Leuten, auch wohl in 2 oder 3 Zöpfe geflochten wird. Diese, auch unter den mandshurischen und tunguſischen Stämmen gewöhnliche Tracht haben auch die Chineser, bey ihrer letzten Unterjochung durch die Mandshuren, von diesen ihren Ueberwindern angenommen. Junge Kalmücken lassen gemeiniglich um den Scheitel-Zopf in die Runde noch spannenlange Haare uneingeflochten stehen, und so bekommt der Haarkreis den Nahmen Schalba-Täbbäck. Den Knaben wird, von Kindheit auf, das Haupt abgeschoren; die Mädchen hingegen lässet man, sobald sie etwas heran wachsen, alles Haar sorgfältig hägen; und im 12ten oder 14ten Jahre, da ein kalmückisches Frauenzimmer schon mannbar zu werden anfängt, flicht man den Mädchen das Hinter-Haar von der Scheitel an in einen Haar-Zopf, und das Neben-Haar zu beyden Seiten in so viele kleine Flechten, als man will oder kann, und diese hängen gemeiniglich hinten und auf die Schultern herunter, seltener werden sie um den Kopf geschlagen. Man trägt auch Ohren-Gehänge; und alle Frauenspersonen, am meisten aber die Mädchen, schminken sich

stark

ſtark mit der von den Kaufleuten zu ihnen gebrachten rothen Schminke.

Die Kinder weiblichen Geſchlechtes läſſet man, auch in der zarten Jugend, nie, wie gemeiniglich die Knaben, nacket herum laufen, ſondern zieht ihnen wenigſtens ein kleines Unter-Gewand an; hingegen ſitzen auch erwachſene junge Mannsperſonen in den Hütten, wenn es nur die Kälte erlaubt, gern bis an die Beinkleider nacket, und legen ſich alſo auch ſchlafen. Manns- und Weibsperſonen gehen durchgängig in Halb-Stiefeln, welche die Weiber und auch gemeine Kalmücken ſich ſelbſt zu nähen pflegen. Alles Leder dazu kaufen ſie von den Ruſſen; und Vornehme haben rothe ſaffiane und cordiane am liebſten, laſſen auch wohl um den Fuß noch eine Einfaſſung von grüner chagrinirter Pferde-Haut ſetzen. Gelbe Stiefel trägt kein Kalmück, um dieſe Farbe nicht zu entheiligen.

Mützen gibt es von verſchiedener Art, welche theils ohne Unterſchied von Perſonen beyderley Geſchlechtes getragen werden, theils aber nur dem einen oder andern Geſchlechte eigen ſind. Insgemein wird der Boden der Mützen aus gelbem Tuche gemacht; und wer es nur bezahlen kann, trägt auf der Platte einen ausgebreiteten großen Quaſt von gezwirnter rother Seide, dergleichen die kalmückiſchen Mädchen ſehr zierlich und ſauber zu verfertigen wiſſen, ſo wie ſie auch gemeiniglich an den Mützen ihr beſtes Nähewerk zu zeigen ſuchen. Wer keinen Quaſt aufbringen kann, der muß wenigſtens mitten auf der Platte der Mütze ein Streifchen rothes Tuch oder von andern Zeugen dieſer Farbe angenähet tragen. Dieſe rothe Zeichen, oder der Quaſt, nebſt der gelben Farbe der Mützen, machen das Zeichen aller Bekenner des lamaiſchen Glaubens im Orient aus, ſo gar, daß auch die unter China ſtehenden Bucharen ſich derſelben bedienen, um unter den Mongolen ſicher und beſſer fortzukommen. Gemein-

meiniglich sind die Mützen mit Wolle, wie ein Wulst ausgestopft, mit Pelzwerke bebrämt, und von gelber und rother Farbe. Die Vornehmen männlichen Geschlechtes und die Geistlichen, tragen im Sommer eine Art runder Sonnen-Hüte, die entweder aus überzogenem Filze, oder nur aus doppeltem Seiden- oder Baumwollen-Zeuge, welcher über einen Ring von Eisen-Draht ausgespannt ist, bestehen. Wegen der bey allen Mützen gebräuchlichen heiligen Farbe, legt ein Kalmück dieselbe niemahls auf die bloße Erde nieder; und weil dieselben tief über den Kopf hinab gehen, so drücken sie die Ohren nieder, welche daher allen Kalmücken weit vom Kopfe abstehen, und, bey ihrer von Natur schon ungewöhnlichen Größe, welche die mongolischen Völker den Chinesern ähnlich macht, desto auffallender macht.

Von der Tracht der Kirgisen, s. im XXXIX Th. S. 4, fgg. und die dazu gehörige Fig. 2087 [a] und [b].

Die Kleidung der Maloroßianer, ist von der russischen nicht viel unterschieden. Sie tragen in die Ründung geschorne Haare. Der Unter-Rock ist entweder von Baumwolle, Seide oder Tuch, gemacht, und mit einem seidenen Gürtel fest gebunden. Der Ober-Rock, welcher bis auf die Füße geht, ist allezeit aus Tuche verfertigt. Sie bedienen sich eines Hals-Bandes, und ihre Hüte sind rund, so wie an einigen Orten die Priester dieselben zu tragen pflegen. Das weibliche Geschlecht erscheint gleichfalls in langen tuchenen Talaren, und auf ihren Mützen pranget vorwärts über der Stirn, und hinterwärts über dem Hinter-Haupte ein 4 bis 6 Zoll langes Horn.

Bey den donischen Rosaken, ist die Kleidung der Mannspersonen, wenn sie zu Hause sind, von der Kleidung der Maloroßianer in nichts unterschieden. Ihre Mützen sind des Sommers und Winters mit Schaf-

Schaf-Pelze bebrämt. Die verheuratheten Weibs-Personen haben entweder an beyden Seiten ihrer Haube zwey lange in die Höhe stehende Hörner, welche öfters mehr als 1 Fuß betragen, ganz steif, und an ihrer obern Endung nach vorn zu etwas gebogen sind. Andere Weiber hingegen tragen eine Art Mützen, welche mit den so genannten Sturmhauben eine Aehnlichkeit haben, und gleichfalls ganz steif, noch einmahl so breit als lang, gerade in die Höhe stehen, und mit ihren Ecken ein ungleiches Quadrat vorstellen. Die Farbe derselben ist verschieden, meistentheils aber roth oder braun. Ledige Frauenzimmer gehen entweder mit entblößtem Haupte, oder tragen auf demselben ein breites Stirn-Band, welches doppelt oder auch dreyfach, verschieden gefärbt, mit Korallen, unächten Perlen, kleinen russischen Silber-Münzen, kupfernen Kopeken ꝛc. nach dem verschiedenen Vermögen der Personen, umhängt ist, und an dessen beyden Seiten-Theilen ein schmahler und loser Fortsatz herab hängt, welcher mit eben dergleichen Dingen, wie das Stirn-Band, besetzt ist. Im Gehen bewegen sich also diese Fortsätze, und der dadurch entstehende Klang verräth in einer ziemlichen Entfernung die nahe Ankunft eines Mädchens. Die langen Röcke der Frauens-Personen sind von den gewöhnlichen in nichts unterschieden, und in der Mitte mit einem Gürtel oder leinenen Bande befestigt. Die Hosen, welche alle gemeine Weiber tragen, sind weit, gehen bis auf das Fußblatt herab, und sind gemeiniglich aus gefärbter Leinwand verfertigt. Um den Hals haben die meisten ein vier-, sechs- oder vielfaches Hals-Band, welches aus Korallen und kleinen Muscheln besteht, vorn mit silbernen oder zinnernen Münzen prangt, und sich mit 2 oder mehrern Kreutzen endigt. An Sonn- und Feyer-Tagen zeigen sie sich vorzüglich mit ihrer Kleidung, da sie sonst öfters nur schlecht gekleidet sind, mit

nack-

nackten Füßen einher gehen, und ihren Kopf mit schlechter Leinwand bedecken.

Die Morduanen oder Mordwinen, werden gemeiniglich in zwey Stämme eingetheilt, wovon der erste der mokschanische, der andere aber der ersanische oder jerszänische heißt. Die Kleidung der verheuratheten morduanischen Weiber, besonders die von dem ersanischen Stamme, besteht in einer hoch ausgestopften, bunt ausgenäheten Mütze, an welcher hinten eine kleine Schleppe, und viele kleine Ketten und Klapperwerk befestigt sind, und in leinenen Hemden und Unter-Kleidern, welche sie in einem eigenen Geschmacke, mit blau und roth gefärbter Wolle, bunt ausnähen. Gemeiniglich tragen sie dabey eine Leib-Binde, von welcher hinten ein getheiltes, dick mit bunter Wolle gesticktes, und mit Fransen, Korallen und Klapperwerke behängtes Schurzfell herunter hängt. Wenn sie feyerlich gekleidet erscheinen wollen, werden noch ausserdem vorn und auf den Seiten allerley bunt ausgenähete und gefranfete Stücke mit in den Gürtel befestigt. Sie tragen alsdann weit zierlicher und stärker benähete Hemden; und zum vollen Putze gehört noch ein weites leinenes Ober-Kleid, mit kurzen aber über $\frac{1}{2}$ Elle weiten Aermeln, welches viele gelb gefärbt tragen. Das gewöhnliche Ueber-Hemd wird am Halse mit einer kleinen, und auf der Brust mit einer großen Spange zugeheftet, an welchen ein so schweres Netzwerk von Korallen und messingenen Knöpfen, und überdieß so viele kleine Ketten mit Zahl-Pfennigen, kleinen Glocken und anderm Geklapper, hängt, daß der ganze morduanische Anzug wenigstens so schwer, als ein Pferde-Geschirr, wird. Ohren-Gehänge gehören mit zur alltäglichen Tracht. Aber eine Art von Arm-Ringen, dergleichen 2 bis 3 um das Hand-Gelenk geklemmet werden, und die vollkommen so auch in Indien gebräuchlich sind, legt man nur bey der feyerlichen Kleidung

ung an. Eine Abbildung dieser Tracht, sieht man in Fig. 2140 a).

Bey der Tracht unverheuratheter Mädchen, ist weit weniger Klapperwerk; sonst aber unterscheidet sich derselbe in nichts, als daß die Weiber-Mütze fehlt, und jetzt die meisten nach gemeiner russischer Art die Haare in einen Zopf geflochten tragen, an welchem Quasten und Bänder hängen. Nach alter Weise aber machte man aus den Haaren im Nacken 8 bis 9 kleine, und zu jeder Seite hinter den Ohren eine etwas größere Flechte, und in diese beyde wurde eine mit Zahl-Pfennigen und anderm Geklapper behängte Quer-Spange eingeknöpfet; alle Flechten aber wurden am Ende mit wollenen Schnüren verlängert, und zusammen in den Gürtel gesteckt. Eine ähnliche Art, die Haare mit schwarzer Schaf-Wolle in einen breiten, bis in die Knie-Beuge reichenden Filz zu flechten, sieht man auch bey den unverheuratheten Morduanerinnen an der Wolga. Siehe Fig. 2140 b).

Man wird aus der Vergleichung der jetzt beschriebenen ersanischen Weiber-Tracht, mit dem in Fig. 2141 vorgestellten moschkanischen feyertäglichen Putze, den Unterschied leicht einsehen. Ueberhaupt ist in dem letztern mehr Zierlichkeit und Geschmack. Die Weiber-Mütze, Panga, ist bey diesem nicht hoch ausgestopft, noch auch mit Klapperwerke behängt, sondern nur leicht ausgenähet, und mit einer daran gehefteten Binde hinten im Nacken fest gebunden. Auf jeder Seite sind an die Mütze angeheftete, bis auf die Brust herab hängende Riemen, welche mit alten silbernen Kopeken besetzt, und am Ende mit kleinen Ketten oder Klapperwerke quer über die Brust zusammen hängen. An den Brust-Spangen ist ein Schild, welcher von Korallen und Klapperwerke noch schwerer ist, als bey den Ersanern. Um den Hals tragen viele einen netzförmigen Kragen, oder ein manschettenartiges Gekröse,

aus

aus bunt zusammen gereiheten kleinen Glas-Korallen von allerley Farbe. Vom Gürtel hängt vorn ein breiter, in 4 Streifen zertheilter und ausgenäheter Schurz herunter, dessen Theile mit kleinen Spangen an einander geheftet, und am Ende mit langen Quasten, Glas-Korallen und Schlangen-Köpfen (*), verziert sind. Das Besonderste bey ihrem Putze, sind große flatternde Haar-Schöpfe, welche einen kurzen hölzernen Stiel haben, womit sie zwischen den in viele kleine Schnüre geflochtenen Kopf-Haaren geschlungen und befestiget werden. Diese Schöpfe aber sind jetzt nur noch bey alten Weibern gebräuchlich.

So wie die Tschuwaschen in der Sprache vieles von den Tatarn angenommen haben, so ist auch ihre Weiber-Tracht der tatarischen in vielen Stücken ähnlich. Die Kleidungen sind, wie bey den Morduanen, von grober Leinwand mit bunter, am meisten blauer, rother und schwarzer Wolle ausgenähet, und in einem wenig abgeänderten Geschmacke verfertigt. Sie zieren sich auch, wie jene, mit großen Spangen und Brust-Schilden, ingleichem mit einigen vom Gürtel zur Seite herab hängenden, bunt genäheten und gefranseten Lappen. Aber die tschuwaschische Weiber-Mütze, Chuschpu, ohne welche sie auch im Hause nie erscheinen, ist, wie bey den Tatarinnen, dicht mit alten silbernen Kopeken, oder Zinn-Plättchen, und einigen Reihen Korallen besetzt, mit einem breiten Riemen unter dem Kinne befestigt, und hinten mit einer langen Schleppe, oder handbreiten gleichfalls mit kleinen Münzen oder Platten besetzten Riemen versehen, welcher unter dem Gürtel durchgeht, und am Ende bunt genähet und mit langen Schnüren gefranset zu seyn pflegt, so, daß der ganze ziemlich schwere Haupt-

Schmuck

(*) Cypraea nodosa, eine Art kleiner Muschel-Schnecke, der man sich in Guinea an statt des Geldes bedient.

Schmuck bis in die Knie-Kehlen herab hängt. Neben diesem Riemen gehen noch 2 schmählere zu beyden Seiten bis auf die Mitte des Rückens herab, wo dieselben durch einige Korallen-Schnüre zusammen gehängt sind, und mit einem Quaste sich endigen.

Die Mütze ist nicht, wie die tatarische, auf der Stirn ausgeschweift, auch an der Scheitel nicht geschlossen, sondern weit offen, so, daß die zusammen genommenen Enden desjenigen Schleyers oder Zipfel-Tuches, welches sie, wie die tatarischen Weiber, zur Bedeckung des Halses, unter die Mütze vom Kinne aufwärts um den Kopf legen, wie ein Bausch durch diese Oeffnung hervor ragen. Doch sieht man auch wohl geschlossene Mützen unter ihnen. Wenn sie sich schmücken, haben sie dergleichen Schleyer von fein gewirkter Leinwand, welche am Rande mit Glas-Korallen besetzt, und am Zipfel mit einigen herunter hängenden Korallen-Schnüren verziert sind.

Die Tracht der Mädchen ist weniger geschmückt. Sie tragen den Schleyer oder Tastar nicht, und ihre Mützen sind ohne Schleppe, und gemeiniglich nur von bunt gesetzten Glas-Korallen verfertigt; wobey sie, wie die Weiber, das Haar in einer doppelten Flechte in das Ober-Hemd verbergen. Im Winter tragen Mädchen und Weiber noch über ihren gewöhnlichen Anzug alte Manns-Röcke oder Pelze, und dergleichen Mützen. Die Kleidung der Mannspersonen ist, wie bey den übrigen Nationen, von der gemeinen inländischen Bauern-Tracht nicht viel unterschieden, ausser daß sie gemeiniglich am Halse ausgenähete Hemden haben. Fig. 2142 stellt zwey erwachsene Tschuwaschinnen, und ein Mädchen, dar.

Bey den alten Preußen, war die Kleidung der Männer kurz, und bestand aus einem groben wollenen Tuche; die Vornehmen aber unterschieden sich durch ein weißes Tuch und einen Marder-Pelz. Nach der

Tracht der Deutschen, waren die Kleider enge, daß man durch dieselben die Gelenke und Glieder wahrnehmen konnte. Die Beinkleider waren nach dem sarmatischen Zuschnitte lang herab hangend, und gegen die Kälte wohl eingerichtet. Das Frauenvolk kleidete sich in leinene Kittel, und die von hoher Herkunft unterschieden sich durch Kronen, Arm-Bänder, u. d. gl. auch machten sich die unverheuratheten und verheuratheten durch die Tracht kenntlich. Nachdem sie anderer Völker kostbarern Putz gesehen hatten, entstand auch in ihnen die Begierde nach demselben, so wie die Fremden einen Pelz von preußischen Mardern überaus hochschätzten. Bey solcher Lüsternheit nach anderer Kleider-Tracht, legten sie den im Kriege überwundenen Nachbarn einen Tribut auf, ihnen eine gewisse Menge Kleidungsstücke zu liefern, womit sie der Herzog Conrad von Masovien einige Mahl hat befriedigen müssen.

Die Kleidung der Littauer scheint noch von alten Zeiten, mit weniger Veränderung auf behalten zu seyn, und ihr einfacher, ehrbarer Anzug zeigt immer eine gewisse Schönheit. Die Frauenspersonen kleiden sich in den verschiedenen Gegenden abwechselnd, und es lässet sich aus ihrer Tracht erkennen, in welchem Districte sie wohnen; nur in den kürzern Unter-Röcken oder Schürzen, wie auch in den Hemden, deren oberer Theil bis an die Hüfte, aus feiner, und der untere aus gröberer Leinwand besteht, kommen sie alle überein, nur daß die Mädchen mit bloßen geflochtenen Haaren sich von verheuratheten Frauen, die ihre Haare bedecken, und mit Tüchern umschlagen, überall unterscheiden. Alle fräuliche Personen dieser Nation, Mädchen und verehelichte, sind von gleichem Geschmacke, daß sie in ihrem festlichen Anzuge mit einem schönen Tuche in der Hand erscheinen, auch einen oder mehrere Ringe für einen Frauenzimmer-Putz halten; daher man-

manche an Einem Finger wohl 3, und an beyden Händen 10 oder 12 Ringe von Silber oder Metall, auch wohl mit einigen glänzenden Steinen eingefaßt, tragen. Die verheuratheten Frauen zeigen bey einem Trauer-Falle ihrer Aeltern oder Männer, keine Trauer-Zeichen in der Kleidung; nur die Mädchen tragen nach dem Tode ihrer Aeltern einen weißen oder schwarzen Strich auf dem Haupte, und kein gefärbtes Band. Wenn sie im Memelschen sich in ihrem festlichen Anzuge zeigen, so haben sie mit grüner, rother oder schwarzer Wolle ausgenähete Hemden und Strümpfe; einen sonderbaren Schleyer von einem schönen, um den Kopf geschlagenen Tuche, ohne das Gesicht zu verdecken, und einen aus etlichen Ellen weißer Leinwand gemachten, und über beyde Schultern und den Leib bis an die Knie geschlagenen Mantel, oder Hülle, welchen einige überdem mit selbst gewebten Spitzen einfassen. Diesen Mantel tragen die Frauenspersonen in allen Gegenden Littauens. In einem unterscheidenden Anzuge erscheinen sie in den ragnitschen und tilsitschen Gegenden. Daselbst flechten die Mädchen von ihren Haaren auf der Scheitel 2 Zöpfe, drehen solche nach beyden Seiten um eine Haar-Nadel, so, daß solche nach jeder Seite des Kopfes einen Haar-Buckel bilden. Jeder Zopf ist von Haaren achttheilig gedrehet, damit er recht fest und breit sey. Alle 8 Tage machen sie diese Haar-Flechten von neuem, welche auch die ganze Woche hindurch von ihnen glatt und in der besten Ordnung erhalten werden. Um die geflochtenen Haare schlagen sie ein buntes, und in der Trauer-Zeit ein schwarzes, schmahles Band, oder eine Schnur; und eine Braut unterscheidet sich durch einen Kranz von grüner Raute auf der linken Haar-Flechte, oder durch eine hohe Haube von schwarzem Sammet, die oben mit einem Rauten-Kranze eingefaßt ist, in welchem Falle die Haar-Flechten oberwärts gebogen werden.

In diesem Kopf-Putze zeigen sie sich nicht nur an festlichen Tagen und in der Kirche, sondern auch bey ihrer Arbeit. Die ältern Frauen flechten zwar ihre Haare, bedecken sie aber mit einem durchgenäheten bunten Tuche, welchem auch zur Zierde bisweilen eine Spitze eingewirket ist. Ihr Hemd, welches am Halse fest anschließt, und daselbst mit beyden Enden durch eine zierliche Schnalle oder Spange zusammen gehalten wird, hat viele Pfeifen und Falten, daß es unter dem Kinne etwas ähnliches von einem Kragen vorstellt, den noch in einigen Reichs-Städten die Prediger tragen. Bey der Arbeit und in Sommer-Tagen haben sie nur ein Schnür-Leib, über welches sie, wenn sie sich Andern zeigen, oder zur Kirche gehen, ein leinenes Tuch mit eingewirkten Spitzen umschlagen; viele aber, die sich besser zu putzen das Vermögen haben, tragen auch ein Camisol mit langen Aermeln, oder eine Juppe, und darüber das jetzt gedachte Tuch. Der Theil des Hemdes über dem Schnürleibe auf den Schultern ist mit Wolle von allerley Farbe gestickt. Ihr Unter-Rock weicht von der gewöhnlichen Kleidung ab, indem er nicht gefaltet, noch von vorn die Länge herab geschlossen, oder die Breiten zusammen genähet sind, sondern er ist vielmehr eine Art von Schürze, die ganz enge an den Leib schließt, von hinten über den Hüften angeleget und vorn zugebunden wird. Ueber dieser engen Schürze haben sie beständig, auch bey der Arbeit, einen 4 Ellen langen, und wenigstens 1 Elle breiten, bunten, würfelicht gewirkten wollenen Zeug, welchen sie eine Marginne nennen, und von vorn umgenommen, hinten aber kreutzweise über einander geleget, und das eine Ende in den Gürtel des Rockes gesteckt wird. Ueber dieser Marginne tragen sie an festlichen Tagen, und wenn sie zur Kirche gehen, 3, auch 5 und 6 leichte Schürzen, von welchen die unterste zunächst am Leibe bey den Mädchen von grüner Farbe

seyn

seyn muß, die sie als Bräute obenauf binden, um sich dadurch als Verlobte kenntlich zu machen. Die oberste Schürze ist jedes Mahl die beste, und eine jede bestrebt sich, solche recht schön zu haben. Sie sticken solche aufs zierlichste mit Seide nach einer Zeichnung, die sie selbst erfinden, und mit der Nadel nach der besten Wahl der Farben ausführen. Noch etwas Sonderbares zeigt sich an dem Kopf-Putze der jungen Frauen, die nach der Hochzeit einen aus Filz, oder dickem umgebogenen Drahte, verfertigten Hut, mit abgeschlagenen, aber kürzern Krempen tragen, welcher nicht so tief als der Hut der Männer ist. Dieser Hut, den sie Kickes nennen, ist mit feiner weißer Leinwand bezogen, und oben mit Schnüren durchkreuzt. Wenn sie diesen Hut oder Bügel ablegen, binden sie ein Tuch um die Haare, und schlagen ein langes Hand-Tuch darüber. Einige haben an den Krempen eine gefaltete herab hangende Umfassung, einige Zoll lang, wodurch zum Theil das Gesicht verdeckt wird.

In der insterburgischen Gegend kommt zwar in den meisten Stücken die weibliche Tracht mit der jetzt beschriebenen überein, unterscheidet sich aber doch durch einige Neben-Züge. Die Mädchen haben keine aufstehende Haar-Buckeln oder Knollen, sondern eine glatte offene Stirn, über welche die Haare zu beyden Seiten gescheitelt sind, daß man in der Mitte den weißen Streif der Haut sehen kann. Alsdann binden sie auf dem Hinter-Theile des Kopfes die Haare, die sie in 2 Zöpfe flechten, und solche an einer zierlichen Nadel zu einer Buckel umwickeln. Die Zöpfe werden mit seidenen oder wollenen Bändern von allen möglichen Farben geschmücket, und die Enden dieser Bänder hängen über den Nacken und Rücken herab. Die Stirn, wo die Haare zur Seite gescheitelt sind, ziert ein artiger, von grüner Raute und kleinen lebendigen Blumen wechselweise fest zusammen geschlungener Kranz, der ihnen ein recht gefälliges und unschuldiges Ansehen gibt. Diese Kränze wissen sie den ganzen Winter hindurch in nassen Tüchern, oder im Sande, frisch zu erhalten; doch tragen sie solche nur an festlichen Tagen, und wenn sie sich

zum Gottesdienst einfinden. In den Werk-Tagen schlagen sie bey der Arbeit ein nettes Tuch um die Schläfe, so, daß ihre sauber geflochtene Haare dadurch nicht bedeckt werden. Die Bräute zeigen ihre Verlobung durch eine kleine Krone von glänzendem Flitterwerk, und die jungen Frauen schlagen, an statt dieses Braut-Schmuckes, wie auch an statt des vorher erwähnten Kickes, welcher in dieser Gegend nicht gebräuchlich ist, um Haare und Kopf ein langes, schmahles, feines Hand-Tuch, welches hinten zugebunden ist, daß die beyden ausgenäheten und verbrämten Enden über den Rücken herab hängen, welches ihnen einen ehrbaren Anstand gibt. Die Unter-Röcke sind in dieser Gegend auch gefaltet, in den Breiten zusammen geheftet, und mehr den gewöhnlichen Röcken, als Schürzen, zu vergleichen. An ihren Hemden haben sie lange und vorn enge Aermel, die, wo sie solche um die Hände umschlagen, mancherley mit weißem Zwirn gestickte Zierrathen zeigen. In dieser Gegend tragen auch alle Frauenleute rothe Strümpfe, die in den übrigen Theilen von Littauen nicht so gewöhnlich sind.

In Polen, besteht die Sommer-Kleidung der Bauern bloß aus einem Hemde und Hosen von grober Leinwand, ohne Schuhe und Strümpfe, und einer runden Mütze oder Hute. Die Weiber von niedrigem Stande tragen auf ihrem Kopfe eine Binde von weißer Leinwand, unter der ihr Haar geflochten ist, und in zwey Zöpfen herunter hängt. Man sieht viele derselben mit einem langen Stücke von weißer Leinwand, welches rund an den Seiten ihres Gesichtes herunter hängt, und ihren Leib bis unter die Knie hin bedeckt. Diese sonderbare Art von Schleyer gibt ihnen das Ansehen, als ob sie ein Buß-Kleid trügen. Die Kleidung der vornehmern Stände, sowohl bey Männern als Weibern, ist ungemein schön. Die Herren tragen eine Weste mit Aermeln, und über dieselbe einen Ober-Rock von einer andern Farbe, welcher bis über die Knie hinunter reicht, und mit einer Binde oder Gürtel um die Mitte des Leibes an die Weste fest gebunden wird.

wird. Die Aermel des Ober-Kleides werden bey warmem Wetter über die Schultern zurück geschlagen. Ein nöthiges Stück zur Kleidung ist der Säbel, weil er ein Zeichen des Adels ist. Im Sommer sind die Kleidungsstücke von Seide; im Winter von Tuch, Sammet, oder Stoffen, mit Pelz ausgeschlagen. Auf dem Haupte tragen sie Pelz-Mützen, und an den Füßen Halb-Stiefel von gelbem Leder, deren Absätze mit Eisen oder Stahl belegt sind. Der Anzug der Damen ist eine ächte Polonoise, mit Pelz ausgeschlagen.

In Curland, lassen unverheurathete Frauenspersonen ihre Haare in Flechten mit Bändern herab hängen. Auf dem Kopfe haben sie einen messingenen Kranz auf einer Aal-Haut. Die verheuratheten winden Leinwand um den Kopf, und lassen die Zipfel hinten herunter hängen. Gewöhnlich tragen sie eine Menge dicker Unter-Röcke, und hüllen sich in ein Stück Leinwand, wovon die beyden Zipfel vorn bis über die Knie reichen. Ihr größter Stat ist, wenn sie viel Ringe an ihren Fingern haben.

Der sonst gesittete Ungar trägt die ursprünglich ungarische Kleidung nicht mehr. Ein kleiner Rest von Patriotismus ist es, der nur noch einige Merkmahle davon aufbehalten hat. Nach der Kleidung zu urtheilen, sind heut zu Tage manche Söhne nicht mehr die Söhne ihrer Väter, viel weniger manche Enkel die Enkel ihrer Großväter. Daß sie es aber nicht sind, ist doch nicht ganz ohne ihren Vortheil. Wieder die warme Luft weiß der Ungar jetzt sich besser zu schützen, als vormahls. Er trägt in heißen Sommer-Tagen leichte und weite Kleider; es wäre aber zu wünschen, daß man dabey im Frühlinge und Herbste vorsichtiger wäre. In der Wahl der Winter-Kleider nach ihrer Wärme übertrifft der heutige Ungar seine Vorfahren gewiß. Er bedeckt sich im Winter nicht so sehr mit

Pelzwerke, entblößt sein Haupt nicht, und trägt große weite Schuhe, welche mit Heu oder Stroh ausgefüttert sind. Im Sommer ist ihm das bloße Hemd nebst der langen weiten Hose von Leinwand (Gatya) zur Bedeckung seines Körpers genug. Es gibt in Ungarn verschiedene Völker: Ungarn, Slawen, Deutsche, Griechen, Juden, Zigeuner. Bey der Verschiedenheit ihrer Kleidung fällt gewiß nichts mehr auf, als daß der ungarische Bauer zur Sommers-Zeit einen Pelz von Lamm-Fellen trägt; nie macht er aber während der großen Hitze Gebrauch davon, das Rauche hat er immer auswärts gekehrt, und dieser Pelz hängt ihm so locker am Leibe, daß die Luft ihn beständig durchstreichen kann. Diejenigen Ungarn, die diese Gewohnheit haben, sind meistens solche Menschen, die ganze Monathe auf dem Felde zubringen, und fast beständig reisen, daher verlassen sie nie ihre Pelze, sind gesund, und kennen keine Schädlichkeit der Nacht-Luft. Einem Theile des National-Ungars ist die besondere Gewohnheit eigen, daß er sein Hemd, welches er, bis es zerrissen ist, nicht vom Leibe lässet, durchaus mit Speck schmiert; seine Absicht dabey ist, sich vor dem Ungeziefer zu bewahren; er ist aber auch zugleich dadurch gegen die meisten Einflüsse der feuchten Luft sicher gestellt.

Die Einwohner derjenigen Landschaft in Ober-Ungarn am Flusse Poprad oder Popper, welche die Zipser Gespanschaft (Comitatus Scepusiensis) genannt wird, sind, ihrem Stande nach, entweder Leute von Adel, Bürger, oder Bauern, der Nation nach aber entweder Sachsen (Abkömmlinge der alten Sachsen) und Deutsche, oder Slowaken und Rußnaken. Die Zipser Sachsen haben andere Kleider in den Wochen- und Arbeits-Tagen, und andere an Sonn- und Fest-Tagen. Die Mannspersonen tragen, bey ihrer Arbeit, entweder von gegärbtem Leder, oder von grobem weißen Tuche nach ungrischer Art lange Beinkleider;

der; doch nicht mit leinenen Unter-Hosen, wie der Ungar, indem sie nicht so kurze, sondern nach Gewohnheit der Deutschen lange Hemden mit ungrischen Aermeln tragen. An den Füßen haben sie starke rindslederne Stiefel; und weil ihnen diese im Sommer etwas zu schwer sind, so bedienen sich nunmehr die meisten der ungarischen Zischmen. Der Wochen-Rock des deutschen Bauers besteht aus groben, von dortiger Wolle gemachten schwarzen Tuche, welcher bis über die Knie reicht. (Vermuthlich werden die dortigen deutschen Bauern von den andern Nationen darum Laitschacken genannt, weil sie Röcke von schwarzer Wolle tragen; denn die Slowaken pflegen dergleichen Schafe, die mit schwarzer Wolle bewachsen sind, in ihrer Sprache Laiky zu nennen.) Im Winter legen sie, an statt des Rockes, einen eben so langen, aus Schaf-Fellen verfertigten Pelz an, oder tragen wenigstens unter dem Rocke ein dergleichen Kamisol, welches sie einen Brust-Pelz nennen. Das Haupt wird im Sommer mit einem deutschen Filz-Hute, im Winter mit einer Mütze von schwarzen Schaf-Fellen, oder auch mit einer schlesischen Mütze, bedeckt. So geht der deutsche Bauer in Wochen-Tagen; der Slowak und Rußnak trägt beständig seinen weißen groben Tuch-Rock, nur am Sonntage umgürtet er sich mit einem blauen oder rothen Schnür-Gürtel. Das Feyer-Kleid der Deutschen ist von bilitzer dunkelblauen Langhalter mit hellblauen Schnüren, und einem Schnür-Gürtel von eben der Farbe. Alles ist nach dem ungrischen Schnitte gemacht, nur um etwas länger, als der Ungar sein Kleid zu tragen pflegt. Der Rock reicht bis über die Knie; der Pelz ist ein wenig länger, und gemeiniglich mit Fuchs-Rücken ausgeschlagen. Ehemahls hatten sie an Feyer-Tagen mit Marder-Fellen etwas über eine Hand hoch ausgeschlagene Hüte; die Alten einen handbreiten ledernen, mit messingenen Knöpfen besetzten Gürtel, und lange Kinn-

Bärte. Jetzt ist dieses alles abgekommen. Hals-Binden haben sie nicht, ausser wenn sie sich im Winter auf Reisen befinden.

Das weibliche Geschlecht trug in vorigen Zeiten ebenfalls schwarze Stiefel von Kalb-Leder, mit roth gefärbten Absätzen, von welcher Tracht man nur noch bey einigen Alten die Ueberbleibsel sieht; die jüngern haben sie verlassen, und tragen ungarische Zischmen von schwarzem Corduan, und an statt der Absätze, eben so wie die Ungarn, Eisen. An den Arbeits-Tagen kleiden sie sich in einen Kittel oder Rock, von schwarzer Glanz-Leinwand, die in sehr kleine Falten von oben bis unten gepreßt ist, und welcher unten einen schwarzen, 3 Finger breiten tuchenen Saum hat. Den Ober-Leib umfaßt ein Mieder oder eine Schnürbrust, welches sie eine Wiste nennen. Dieses ist von rothem, grünem, schwarzem oder anderm Tuche gemacht, mit lionischen Spitzen zierlich besetzt, und an der Brust mit einem fingerbreiten seidenen Bande zugeschnürt. Beyde Kleidungsstücke werden so zusammen genähet, daß sie ganz bequem auf ein Mahl an- und abgeleget werden können. Den Hals umgibt ein weißer von handbreiten Spitzen gemachter Kragen, welcher an das Koller des Ober-Hemdes befestigt ist, und sich um den Rücken und über die Schultern ausbreitet. Unter dem Halse wird das Ober-Hemd mit einer kleinen silbernen oder messingenen Spange zusammen geheftet, der Hals aber ist von allen Korallen und Zierrathen entblößt.

An Sonn- und Fest-Tagen pflegen sie, an der Stelle der schwarzen leinenen Kittel, einen dunkelblauen, auf eben solche Art gemachten Tuch-Rock, meist mit rothem Saume, anzulegen. Ehedem waren bey einigen, insonderheit bey ledigen Weibspersonen rothe Röcke von feinem Tuche, und Schürzen von allerley Zeugen mit goldenen oder silbernen Spitzen, im Gebrauche; jetzt aber ist dieses alles abgekommen, und die

Röcke

Röcke sind durchgehends entweder schwarz oder dunkelblau; die Schürze hingegen ist von weißer, oder blau und weiß gedruckter feiner Leinwand. Ueber diese Kleidung tragen sie im Winter, und bey besondern Feyerlichkeiten im Sommer, einen schwarzen, von den Achseln bis unter die Knie herab hangenden Mantel, den sie eine Schaube nennen. Diese Schaube wird am gewöhnlichsten von Wollen-Damast oder andern glatten Zeuge gemacht, mit Pelzwerke gefüttert, und mit Zobel oder Marder ausgeschlagen; um den Hals aber mit einem eine Spanne breiten Latze oder Aufschlage, ebenfalls von Marder oder Zobel, besetzt. Nur Schade, daß dieses bequeme, anständige, und in der That bescheidene und ehrbare Kleid nach und nach verlassen wird, und an dessen Statt lange ungrische Pelze gebraucht werden. Wenn sie aber die Schaube nicht umnehmen, pflegen sie eine aus feiner Leinwand gemachte Decke, die an beyden Enden Spitzen und dergleichen Zierrathen hat, um den Rücken, und von beyden Armen herab hangend zu tragen, welches sie eine Kotsche oder Kutsche nennen, und damit in die Kirche gehen.

Der Kopf-Putz der ledigen Frauenspersonen ist im Winter und Sommer einerley; sie gehen beständig, auch in der größten Kälte, wenn sie nicht über Land reisen, mit unbedecktem Haupte. Die Haare lassen sie lang wachsen, und in 2 Zöpfe, dreyfach geflochten, hinten gerade herab hangen. Oben auf den Kopf wird ein grüner Kranz mit einer dazu geschickten Nadel, und um denselben ein 2 oder 3 Finger breiter Reifen von dickem steifen Papiere, der mit einer eben so breiten goldenen Borte, oder mit Sammet überzogen, oder auch mit unächten Perlen und dergleichen Zierrathen ausgelegt ist, den sie einen Borten nennen, befestigt, von welchem 2 bis 3 Finger breite seidene, oder mit goldenen Blumen durchwirkte Bänder von hinten bis an die Ferse herab hangen. Die Weiber bedecken ihr

Haupt

Haupt im Sommer mit einer in Form eines Netzes gestrickten Haube, und wenn sie ausgehen, noch darüber mit einem Schleyer, weißen Flore, oder feiner Leinwand, dessen Ende von hinten, bis an die Waden herab hängt, oben aber über den Nacken zusammen gezogen ist, welches sie das Haupt-Tuch oder den weißen Flor nennen. Ehedem haben die vornehmsten Frauen von Adel, auf eben dergleichen Art, schwarze mit allerley goldenen Blumen bis zur Erde herab hangende Flore getragen, und in diesem Putze, welcher nunmehr schon veraltet ist, recht prächtig, ernsthaft und zugleich modest, ausgesehen. Im Winter tragen noch einige, steife Mützen, welche mit Pelzwerke gefüttert und vorn aufgeschlagen sind, die aber auch bereits nur bey wenigen gesehen werden, und ihrem völligen Ende sehr nahe sind.

In ältern Zeiten, auch wohl noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes, waren, besonders in großern und kleinern Städten, die Spangen-Gürtel von geschlagenem Silber, mit Edelsteinen besetzt, im Gebrauche; jetzt aber sieht man sie nicht mehr, ausser bey wohlhabenden Leuten, die solche, als ein denkwürdiges Alterthum, ihren Kindern aufbehalten.

Bey den Clementinern, (einem uralten, unvermischt gebliebenen, in Syrmien und Albanien seßhaften Volke, welches von dem Bischofe Clemens seine Benennung hat, der sie im 12ten Jahrh. getauft, und zur römischen Religion bekehrt hat, ist die Kleidung, besonders des weiblichen Geschlechtes, ziemlich sonderbar. Die Männer bedecken das Haupt mit einer kleinen rothen Mütze, die denen, welche die Welt-Priester auf ihrer Tonsur tragen, völlig ähnlich ist, nur daß oben ein kleiner Quast dieselbe ziert. Ihre Haare sind kurz geschnitten, und um den Hals binden sie ein Stück schwarzen Kraus-Flor. Ueber dem Hemde tragen sie einen Rock ohne Aermel, der bis an die Knie reichet,

und

und meist von rother Farbe ist; um ihn desto leichter über den Kopf werfen zu können, hat er oben, bis an das Ende der Brust eine Oeffnung. Ueber diesen Rock ziehen sie noch eine kurze Jacke an, die nur bis an die Hüfte reicht, und einen Umschlag hat, der mit vielen kleinen runden Knöpfen und runden Schnüren, fast wie die Pelze der Husaren, besetzt ist. Um die Lenden gürten sie eine lange Binde, die etliche Mahl herum gewunden wird. Um die Füße wickeln sie bunte wollene Zeuge so nett, daß man sie leicht für Strümpfe halten könnte; an den Füßen aber tragen sie Bund-Schuhe (Opanki), welche sehr gut gemacht, und mit schmahlen zusammen gedreheten Riemen überaus künstlich zusammen geschnürt sind. Ihre Waffen bestehen in einem so genannten Pulzrován, der aus einer messingenen oder eisernen Kugel besteht, durch deren Mitte ein etwa $1\frac{1}{2}$ Schuh langer Stiel gesteckt, und fest gemacht wird. Diesen führten sie in der rechten Hand, und wissen sich dessen mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen. In ihrem Gürtel tragen sie ein türkisches Messer und eine Pistole; an der linken Seite einen ungrischen Säbel, und über dem Rücken eine Flinte, womit sie auf 300 Schritt meist sicher treffen. Mit diesen Waffen und der beschriebenen Kleidung erscheinen diejenigen, welche Soldaten sind, nur bey Gastmahlen, Hochzeiten, Tänzen und andern Feyerlichkeiten, denn sonst tragen sie, wie die übrigen kaiserl. königl. Gränz-Soldaten, ihre ordentliche Montur.

Die Tracht der Frauenspersonen dieses Volkes, ist eine der sonderbarsten. Der Pfau, und selbst der Regenbogen, ist nicht so buntfarbig, als eine Clementinerinn in ihrem Aufputze. Die Kopf-Decke der Mädchen (Rubb), ist ein seidenes Schnupftuch mit abwechselnden gelben und rothen Quasten (Tuff) besetzt, welches über das Genick herab hängt. Die Haupt-Haare theilen sie auf der Scheitel bis zum Genicke gleich ab,

und

und flechten aus jedem Theile 3 Zöpfe, welche sie über die Schultern hängen lassen Auf dem Wirbel des Kopfes sind Stückchen von dünnem Silber-Bleche, Blumen, und verschiedene andere Zierrathen eingeflochten. Die Weiber aber setzen gemeiniglich einen Manns-Hut auf, welcher von dem unsrigen nur darin unterschieden ist, daß die Stülpen mit weißen Bändern aufgezogen sind. Das Hals-Band (t. i h) besteht aus vielen Schnüren von Korallen, oder Glas-Perlen; der Vorder-Leib aber vom Halse bis zum Gürtel ist mit Gelde behangen, wobey sie in Ansehung der Münzen eine gewisse Symmetrie zu beobachten pflegen. Das Wamms (Ling) aus feinem rothen Tuche, reicht bis an die Schenkel, und wird nur bey dem Nabel mit einem Knopfe zugemacht. Es ist rund herum mit Fransen besetzt, und die Aermel daran reichen nur bis zum Elbogen; von da aber bis zur Hand sind ihre Arme eben so, wie die Füße, mit buntem wollenen Zeuge umwunden. Die Fransen dieses Wammses sind zugleich mit jenen kleinen See-Muscheln besetzt, die man in Deutschland Natter-Köpfe nennt, und mit welchen man in Ungarn die Reitzeuge ausziert. Zwischen den Schultern und dem Elbogen sind überdieß viele Schellen angenähet, so daß, wenn ein Par Clementinerinnen mit einander gehen, ein Geläut wie beym Schlitten-Fahren entsteht. Vielleicht geschieht dieses in der Absicht, die Mannspersonen auf ihre Gegenwart aufmerksam zu machen. Uebrigens ist das ganze Wamms überall mit gelben, rothen und grünen Glas-Steinchen ausgeschmückt, zwischen welchen hin und wieder weiße Glas-Perlen in Gestalt eines Rädchens zusammen gesetzt erscheinen; besonders aber sind die Aermel mit dergleichen Rädchen, und ausser diesen mit silbernen Tressen und vielen scheckigen seidenen Quasten geziert. Sie tragen einen doppelten Gurt, nähmlich einen breitern (Polziàt) von rothem Tuche, und auf diesem einen

schmäh-

schmählern (Brenz) von Leder, mit vielen aufgenäheten eisernen Knöpfen, und einer herab hangenden dünnen eisernen Kette. An statt des Rockes haben sie vorn eine Schürze (Pokoina), die aus einer dichten Reihe von gelben und rothen wollenen Strickchen, die bis an die Schienbeine reicht, besteht, hinten aber ein herab hangendes seidenes Tuch (Funtling). Die Füße umwickeln sie eben so wie die Männer, und an den Füßen tragen sie gleichfalls oben beschriebene Opanken. Ihr Hemd (Kemisch), welches bis an die Waden reicht, ist sehr enge, und unter demselben haben sie noch einen groben Unter-Rock von wollenem Zeuge an. Eine Abbildung eines Clementiners und einer Clementinerinn, stellt Fig. 2143 dar.

Die griechischen Bauern auf der Insel Candia, tragen auf dem Kopfe weiter nichts als eine rothe Platt-Mütze. Wenn sie auf dem Felde sind, haben sie kein anderes Mittel, sich vor der Sonne zu schützen, als ein Schnupftuch, welches sie über ihre Mütze breiten, und an einem Zipfel desselben mit ihrem Stabe in die Höhe heben, um eine Art eines Sonnen-Schirmes daraus zu machen. Die Kleidung der Griechen ist sehr leicht. Sie tragen nichts als blaue Unter-Hosen von Kattun, die sehr weit sind, und über die Füße hinab gehen. Der hintere Theil dieser Hosen aber hängt viel weiter herab, als es seyn sollte, welches ein lächerliches Ansehen gibt. Man sieht auf dieser Insel niemand ohne Schuh und Strümpfe, da hingegen die Bauern in Europa öfters mit halb nackten Füßen einher gehen. In den Städten tragen die Griechen sehr prächtige und leichte Schuhe ohne Absätze, von rothem Saffian; auf dem Lande tragen sie kleine Stiefel, von eben dem Leder, welche ganze Jahre dauern. Sie sind eben so gut an den Füßen bekleidet, als die alten Cretenser, zur Zeit des Hippokrates. Dieser redet von derselben, als von einer sehr bequemen Bekleidung

der

der Füße; und Galenus versichert, daß sie bis über den halben Schenkel gegangen, von gutem Leder, und an verschiedenen Orten mit Löchern versehen gewesen sey, durch welche Riemen gezogen wurden, um sie zu befestigen. Die weibliche Kleidung der Candioten ist sehr einfach. Sie besteht aus einem Rocke von rothem, in das Bläulichgraue fallenden Tuche, mit vielen Falten, welcher an zwey großen Schnüren über den Rücken hängt, so, daß die Brust ganz offen bleibt. Die Frauen auf dem Archipelagus tragen Unter-Hosen. Die Candioten haben nur ein Hemd unter ihren Röcken an. Ihr Kopf-Putz ist eben so einfach. Sie bedecken ihr Haupt mit einem weißen Schleyer, welcher zierlich über ihre Schultern herab hängt. Ausserdem sind diese Frauenspersonen sehr unreinlich.

Die Frauenzimmer auf der Insel Mycone, Fig. 2144, würden nicht unangenehm seyn, wenn ihre Kleidung weniger lächerlich wäre. Indessen kostet sie dieselbe, wenn sie auch die gemeinste ist, an 200 Thlr. Dagegen kleiden sich die meisten nur ein Mahl in ihrem Leben. Ihre Kleidungsstücke sind insgesammt possierlich. Das erste Stück ist eine Art eines Halb-Hemdes (Μεσογιλέκον), oder Halb-Kittels, A, welcher ihnen kaum den Hals bedeckt. Dasselbe hat Aermel, die bis an das Faust-Gelenk gehen. Gewöhnlich macht man sie von Nesseltuch oder Musselin (Πουκασήνο, Doppel-Barchet, oder auch von Seiden-Zeug, und besetzt es mit goldenen Galonen oder Borten. Ihr Hals-Kittel ist also in der That wie ein härenes Hemd; denn die Zierrathen desselben drücken sich in die Haut. Ueber den Hals-Kittel legen sie ein großes Hemd B von Kattun oder von Seiden-Zeuge an, welches so weite Aermel hat, wie ein Schlaf-Rock. Dieses Hemd geht bis an die halben Waden, und vertritt die Stelle des Rockes; es ist mit Spitzen, Seide, Gold- oder Sil-

ber-

ber-Fäden eingefaßt. Das dritte Stück, C, ist eine Art eines Brustſtückes (Στομαχεικὸν), welches mit goldenen oder silbernen Borten eingefaßt ist, an den Hals gehängt wird, und zu einer Jacke ohne Aermel (Λινόθωρηξ) gehört, die nur bis unter die Arme reicht, und über die Schultern an zwey Schnüren, die wie Henkel gemacht sind, reicht. Ordentlicher Weise ist dieses Stück von Baumwolle gemacht, und in kleine und enge Falten gelegt, unten aber mit 10 bis 12 Ringen von demselben Zeuge besetzt, von denen jeder fast 1 Z. dick ist; sie dienen, den Rock, von dem ich sogleich sprechen werde, in die Höhe zu heben, und demselben eine schöne Rundung zu geben. Sie legen sodann ein Corset D an, welches 2 Flügel an den Seiten, und 2 Oeffnungen hat, daß man mit den Armen durchkommen kann; es ist dieses eine Art eines Brust-Stückes ohne Aermel, welches mit Gold und Silber eingefaßt, und mit Perlen besetzt ist. Im Winter macht man Aermel daran, E. Dieses Brustſtuck raget 3 bis 4 Zoll über den Colibi (Κολύβιον) F. hinaus, welcher eine Art eines Rockes ist, der sehr dick und voll Falten ist, und nur bis an die Knie reicht; hinten wird dieser Rock mit Bändern zusammen gebunden. Allein die Frauenzimmer, welche die oben erwähnten Hemden tragen, lassen 2 Z. davon unter dem Rocke hervor stehen. Zu Naxia pflegen sie, um den untern Theil des Rockes in die Höhe zu heben, noch 3 bis 4 Stücke von derselben Einrichtung, die sehr dick und schwer sind, darunter zu füttern. Dieses Ding ist zu Andros noch weit lächerlicher; denn daselbst machen sie unter dem Rocke einen Reif an, dergleichen man zu den so genannten Reif-Röcken zu gebrauchen pflegt. Das sechste Kleidungsstück dieser Frauenzimmer ist ein Vor-Tuch (Προσοπόδια), oder eine Schürze, H, von Musselin oder Zits, so über und

über eingefaßt ist. Da die Einfassungen in der Levante erfunden worden sind, so sind sie daselbst auch besonders üblich; man bordiert auch viel prächtiger als in Frankreich, allein ihre Zeichnungen sind von keinem so guten Geschmacke. Im Sommer tragen sie Strümpfe l, von Baumwolle, und im Winter von rothem Tuche, mit goldenen oder silbernen Spitzen besetzt; diese Strümpfe sind voll Falten, denn sie legen 4 bis 5 Par derselben über einander an. Ihre Strumpf-Bänder, K, sind Bänder, die mit goldenen oder silbernen Spitzen besetzt sind. Die Pantoffeln, L, sind von Sammet, aber so kurz, daß sie kaum die Zehen hinein bringen können; daher gehen diese Frauenzimmer so schlecht, indem sie ihre Pantoffeln stets mit fortschleppen müssen. Einige tragen nach venetianischer Art gemachte Schuhe, M, die sie mit großen mit Spitzen besetzten Bändern zusammen binden. Ihre Schleyersteiglein (Βοίλα), N, ist ein Schleyer von Musselin oder Seiden-Zeuge, so insgemein 7 bis 8 Sch. lang, und an 2 Sch. breit ist; sie drehen solchen auf dem Kopfe und um das Kinn auf eine so angenehme Art herum, daß er ihnen ein sehr munteres Ansehen verschaffet.

In Venedig tragen alle Einwohner, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, rothe Mäntel. Selbst die fremden Gesandten bedienen sich dieser bequemen Mode. Diese Einförmigkeit hat etwas Republikanisches, obgleich eine andere Ursache der Grund davon ist. In einem solchen Mantel eingehüllt, wobey das Gesicht auch halb verdeckt wird, ist man in einer Incognito-Kleidung, wodurch man von Höflichkeits-Bezeigungen dispensirt ist, welche sonst die aristokratischen Tyrannen verlangen würden. Diese allein tragen keine Mäntel, sondern beständig ihre schwarze Kleidung, die den Schlaf-Röcken ähnlich ist, da-

damit niemand, durch Unwissenheit verleitet, sich gegen sie vergehen möge. Wenn man erweget, daß der Marcus-Platz der einzige Spatzier-Ort dieser großen Stadt ist, wo sich alles hindrängt, und wo besonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, so wird man die Nothwendigkeit eines Mittels, welches allen Höflichkeits-Ceremonien vorbeuget, einsehen. Bey Feyerlichkeiten gehen die Edlen roth gekleidet, in eben solchen aufgebundenen Schlaf-Röcken, wie die gewöhnlichen schwarzen, und mit ihren großen Alonge-Perrücken geziert. Wenn sie nun in diesem Aufzuge tanzen, so kann man in der That nichts Possierlicheres sehen.

Die gewöhnliche Kleidung der italiänischen Damen, besteht in enge am Leibe liegenden und schleppenden Kleidern, über welche sie einen großen schwarzen seidenen Schleyer werfen, den sie auf dem Rücken zusammen schlagen, so, daß Gesicht, Brust, Arme und Taille frey bleiben, und er also durch dieses geschmackvolle Anlegen zu einer wahrhaftig reitzenden Tracht wird. Alle diese Reitze aber sind hier halb verloren, da die Italiäner mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müssen sich bloß an Männer halten, daher das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit; Eigenschaften, die der ganzen Nation gemein sind, und aus eben diesen Ursachen auch bey den Spaniern und Portugiesen Statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem schönen Geschlechte bey diesen Völkern noch größerm Zwange unterworfen ist.

Die Frauenspersonen in der Schweitz, tragen kurze Kittel mit sehr vielen Knöpfen. Die Mädchen theilen ihre Haare in zwey Zöpfe, an welche sie Bänder binden, und der Länge nach herunter hängen lassen; so bald sie aber verheurathet sind, dürfen sie diese Zöpfe nicht länger herab hängen lassen, sondern win-

den sie mit großen silbernen Haar-Nadeln um den Kopf herum. Verheurathete und unverheurathete tragen, mit schwarzen Bändern gezierte Stroh-Hüte. Ihre Röcke binden sie so weit oben zu, daß kaum eine Taille übrig bleibt. Ausserdem pflegen sie sich durch eine erstaunliche Menge Röcke, die sie tragen, an dem untern Theile des Leibes eine besondere Größe zu geben. Vornehme Frauenzimmer pflegen sich in einigen Gegenden ihr Gesicht mit einem Schleyer von Flor zu verhüllen. Der Kopf-Putz ist verschieden. An einigen Orten tragen sie den Kopf bloß mit einem geflochtenen langen Haar-Zopfe; an andern, breite Hauben; an andern niedergeschlagene schwarze Manns-Hüte, oder kleine artige Stroh-Hüte.

Die Tracht der Höfe, und der Vornehmen, ist durch ganz Europa französisch. Die Politik und Coquetterie der Königinn Catharina von Medicis legte den Grund, und Colbert's großer Finanz-Geist vollendete dieses System der Allein-Herrschaft, welche Frankreich in dem Fache des Luxus und der Kleider-Moden nun schon lange über Europa ausübt. In dem Conversations-Stücke, Fig. 2145, sind Herr und Dame, beyde im vollen Anzuge, von neuestem Geschmack. Die Dame in Robe von weißem Atlaß, mit Flor, Band und Blumen garnirt, in einem Fichu à deux falbalas, von italiänischem Flor und Blonden, und einer Coëffure à trois boucles mit Pouf von Flor, und mit bunten Federn. Der Herr in einem Sammet-Kleide von neuester Mode, mit gestickter Weste à fond d'or, Ordens-Bande, weißen Feder-Hute unter dem Arme, Stahl-Degen mit Band-Schleife, zwey Uhren in den Taschen, weißseidenen Strümpfen, und à grec carré frisiert.

Das modern meublirte Cabinet der Dame scheint lichtgrau lackierte Boiserie zu seyn. Der Kamin ist mit einer modernen Pendule de Cabinet, in Form einer Welt-Kugel, auf

auf welcher ein liegender Amor die Stunden auf dem Aequator zeigt; zwey Cassoletten in Form von Atheniennen, und mit dreyarmigen Wand-Leuchtern von Bronze neben dem Spiegel, decorirt. Der Kamin-Schirm ist von Rosen-Holz mit einem Blumen-Feston von englischem Paper Filigree-Work, worin eine Mode-Silhouette, als Haus-Gott für heute, steht. Das Tableau an der Wand, welches Blanchard's glückliche Ankunft von England, am Ufer bey Calais in seinem Aerostat vorstellt, bemerkt nebst der Silhouette, als beydes europäische Erfindungen und Moden, ziemlich Zeit und Ort. Der Tisch, an welchem die Dame sitzt, ist von Acajou-Holz mit einer Marmor-Platte, und mit Verzierungen von Bronze. Das Buch auf dem Tische scheint ein Cours de chymie zu seyn, in welchem sie etwa studiert hat; und die ernsthafte Stellung von Beyden zeigt, daß sie ihren Gesellschafter entweder mit einem neuen chemischen oder metaphysischen Problem, worauf sie gefallen ist, oder mit Cagliostro's ägyptischen Mysterien, oder mit einer neuen Wunder-Gabe, die man an den Somnambulisten entdeckt hat, oder von den Mirakeln, welche der animalische Magnetismus unter den Schwarzen auf St. Domingo wirkt, oder sonst mit einer wichtigen Mode-Materie, unterhält, die ihn nachdenken macht. Denn daß es keine lustige Nouvelle de jour seyn kann, zeigt sein gesenkter Kopf und Blick, und die ganze Stellung des Philosophen im Galla-Kleide.

Fig. 2146, ist ein Herr im vollen Anzuge, (grande parure), von neuester pariser Mode. Seine Coeffüre ist grecque carreé mit 4 Locken. Er trägt einen kleinen Haarbeutel; eine etwas starke Halsbinde von Musseline; Spitzen-Manschetten nach der Saison; einen ziemlich großen weißen Feder-Hut mit tiefem Kopfe; ein violettes Atlaß-Kleid, mit Golde gestickt; der Rock mit weißem Atlaß gefüttert, und mit hohen stehenden Kragen; die Weste von weißem Atlaß mit gleicher Stickerey; die Beinkleider mit dem Rocke gleich, mit gestickten Jarretieren, und ovalen Stein- oder diamantierten Stahl-Schnallen; weiße seidene Strümpfe; Schuhe mit rothen Absätzen, und großen achteckigen, englischen

silbernen Schnallen; Stahl-Degen mit weißer Scheide, und grün und weißer großer Band-Schleife, und zwey Uhren mit goldener Kette, von neuester Faßon.

Hierbey ist noch zu bemerken, daß, wenn die Weste ganz reich ist und Silber- oder Gold-Grund hat, die Aufschläge des Rockes auch immer von demselben reichen Stoffe und mit der Stickerey der Weste überein sind. Dieß ist der Fall gewöhnlich bey Sammet-Kleidern, auf welchen auch die Stickerey reicher, als auf Atlaß-Kleidern, seyn muß.

Das Neueste von französischer Mode in Damen-Tracht sind die halben und ganzen so genannten Corselets, die man über die Kleider geschnallt trägt. Sie machen eine sehr gute Taille und gefallen ungemein; sie sollen vielleicht mit dazu dienen, den Rücken von guten Kleidern vor Puder und Pomade der langen Chignons, Cadogans, oder fliegenden Haare, zu sichern. In dieser Rücksicht ist also diese neue Mode, ausser daß sie gut kleidet, auch nützlich. Man hat, erwähnter Maßen, ganze und halbe Corselets, so wie auch bloße Gürtel, die man auf diese Art trägt. Ueberhaupt trägt man sie nur schwarz, von Taffet oder Atlaß, und über weiße Musseline, Flor, oder dergleichen seidene Kleider, wo sie den besten Effect thun. Ein ganzes Corselet nach einem pariser Muster, sieht man an der Dame, in Fig. 2147. Es ist von schwarzem Taffet, weiß gefüttert, vorn und hinten völlig nach der Taille des englischen Rockes gemacht, hat einige Stäbe dünnes Fischbein, welche handbreit von einander abstehen, und mit weißer Seide abgesteppt sind, steht vorn ungefähr 4 Finger breit offen, und ist mit 5 facettirten Stahl-Schnallen zugeschnallt. Die Schnallen und Bänder wechseln von einer Seite zur andern ab, so daß wechselnd ein Band bald zur Rechten, bald zur Linken, hinaus läuft.

Die halben Corselets sind nur halb so groß, gehen nur bis in den halben Leib herauf, haben unten eben-

falls

falls den Schnitt der Taille, vorn nur 3 Stahl-Schnallen, und stehen darunter nicht von einander, haben auch kein Fischbein wie jene.

Die breiten Gürtel, welche man auch nach dem Schnitte der Taille trägt, haben entweder vorn eine fast handbreit hohe Schnalle, wie die an den Bandelieren der französischen Schweitzer-Garde, welches nicht gut aussieht; oder sind vorn ganz, ohne Schnalle, und hinten mit bunten Bändern gebunden.

Einige Damen tragen auch unter den Redingotes Corsets, die auf der linken Seite mit 4 Stahl-Schnallen zugeschnallt sind. Die Bänder stehen auf der rechten Seite, und können auch von anderer Farbe, als das Corset, seyn.

Die Spanier wissen ihre Mäntel mit Grazie zu tragen, und lieben ihre große herunter geschlagene Hüte noch immer. So bald sie sich an Oertern aufhalten, wo diese nicht verbothen sind, legen sie den dreyspitzigen Hut, wie sie ihn nennen, gleich ab. Zu ihrer Vertheidigung tragen sie einen langen Degen. Ihre Lieblings-Farbe zu Kleidern ist Schwarz; so bald sie aber die National-Kleidung mit der Militär-Kleidung (denn so nennen sie die französische,) verwechseln, wählen sie die lebhaftesten Farben. Es ist nichts seltenes, einen gemeinen Handwerksmann von 50 Jahren, in einem Kleide von rosenfarbenem oder himmelblauem Taffet zu sehen. In den Kleidern gibt es hier keinen Unterschied der Stände, denn die Spanier lieben die Pracht, dazu verwenden sie was sie aufbringen können, und behelfen sich im übrigen desto schlechter.

Es gibt nichts reitzenderes, als eine junge Spanierinn. Ein vollkommen eyrundes Gesicht; schönes lichtbraunes Haar, welches auf der Stirn gescheitelt ist, und bloß von einem seidenen Netze zusammen gehalten wird; eine feine weiße Haut; schwarze schön gespaltne Augen; ein Mund voll Grazie; ein immer sittsames Betragen; eine einfache, reinliche, anschlie-

ßende Kleidung mit spißigen Aermeln von schwarzem Tuche; eine kleine, vollkommen schön gezeichnete Hand: dies sind die Reißze der spanischen Mädchen. Sie erinnern einen an das Sanfte, die Schönheit, den Kopf-Puß und die Simplicität der uralten griechischen Mädchen. Die spanischen Weiber haben für alles was Pracht ist, und besonders für Edelsteine, eine ungemeine Leidenschaft, und stecken sich ohne alle Wahl und Geschmack die Finger über und über voll Ringe. Die Aermste so wie die Reichste, geht nie ohne Basquina aus; dies ist ein großer Ueberrock von schwarzem Mohr oder Taffet, den sie über ihre andere Kleider, welche öfters sehr reich sind, werfen. Diesen Ueber-Rock werfen sie aber gleich ab, so bald sie nach Hause oder zu ihren Freundinnen kommen. Die Gewohnheit so sorgfältig die Füße zu verstecken, welche uns die Reisebeschreiber von den Spanierinnen erzählen, ist aus der Mode gekommen, und es ist jetzt nicht mehr ein Zeichen, daß ein Frauenzimmer jemanden ihre Gunst zugestehen will, wenn sie ihm ihren Fuß zeigt, wie es nach diesen Erzählungen ehemahls war. Die Länge ihrer Röcke, ist nicht sowohl eine Folge der versteckten Coquetterie, als der wirklichen Sittsamkeit; und die Falten in der Mitte des Rockes, womit sie, nach Labat's Erzählung, ehemahls den Rock, wenn es nöthig war, verlängerten, werden nicht mehr getragen. Das verhältnißmäßige Maß, welches unser grillenhafte Geschmack für den Fuß eines Frauenzimmers bestimmt hat, leidet in Spanien, wegen der Natur des Klima und der frühen Mannbarkeit des dortigen Frauenzimmers, größere Veränderungen als anderwärts.

Auf der Insel Minorca, besteht die Kleidung der gemeinen Mannspersonen aus einem offenen kurzen Rocke oder Wammse, einer Weste mit einem rothen wollenen Gürtel, welcher etliche Mahl um den Leib geht, oder einem breiten ledernen Degen-Gehenke, einem

gro-

groben Hemde, einem farbigen Schnupftuche um den Hals, einer rothen wollenen Mütze, einem Paar Hosen, die fast bis auf die Knöchel herunter reichen, groben Strümpfen, breiten platten Schuhen mit kleinen oder gar keinen Absätzen, die aus weißem Leder gemacht sind, einem unaufgestutzten Hute, und einem Mantel. Die vornehmern tragen Perrücken, aufgestutzte Hüte und Degen; und ihre Kleider sind nach unserer Mode gemacht, aber insgemein schwarz. Wenn sie trauern, tragen sie einen Ueberzug von schwarzem Tuche über die Degen-Scheide; dieses macht ihre ganze Trauer aus, und wird von ihnen dazu für hinlänglich gehalten.

Die gemeine Kleidung der Frauenspersonen, ist ein zugemachtes Futter-Hemd von schwarzem Zeuge, welches an dem Halse weit geöffnet, und an dem Gelenke der Hand dicht zugeknöpft ist, wo das Ende des Hemd-Aermels insgemein darüber geschlagen wird. Ueber dieses kommt ein Rock von farbigem Zeuge, welcher um die Mitte des Leibes zugebunden ist. Dieser Rock hat viele Falten, damit sie um die Hüften stark zu seyn scheinen mögen, welches sie für etwas artiges halten. Er ist dermaßen kurz, daß er selten bis über die Mitte des Beines reicht. Sie tragen rothe, blaue oder grüne wollene Strümpfe mit Zwickeln von einer andern Farbe. Ihre weiße Schuhe haben hohe Absätze und rothe Kappen; sie sind breit an den Zehen, wo viele kleine Löcher darein gestochen sind, welche sie bequem und kühl machen, auch ihnen überdieß noch zur Zierde dienen. Um den Kopf tragen sie eine so genannte Robazilla oder Kappe von weißer oder gedruckter Leinwand, oder Seide, welche dicht unter dem Kinne mit Nadeln zugesteckt wird, und um die Schultern fällt. Wenn dieselbe von dem Winde offen gewehet wird, zeigt sich der Hals, welcher sonst durch nichts bedeckt ist, auf eine vortheilhafte Art. Wenn sie die Robazilla aufse-

ßen, ziehen sie solche mit großer Sorgfalt dicht unter dem Kinne zusammen. Auf solche Weise bekommen sie dicke Backen, womit diese magere Weibsleute sich was großes einbilden. Ihre Stats-Kleidung besteht in einem schwarzen Schleyer, welcher von der Mitte des Leibes über den Kopf geht, aber niemahls das Gesicht ganz verhüllet. Die Haare binden sie hinten zusammen, und zuweilen flechten sie solche ein; meistentheils aber pflegen sie dieselben mit einem farbigen Bande zu umwickeln; sie reichen fast bis auf die Ferse herunter, und endigen sich mit einer kleinen Locke. Wenn sie ihre Feyerkleider anhaben, sieht man sie selten ohne einen Fächer in der einen, und einen Rosen-Kranz in der andern Hand. Doch es gibt nur wenige Gelegenheiten, wo sie in ihrer Pracht erscheinen können; denn die meiste Zeit sind sie mit der Haushaltung beschäftigt, daß also ihre beste Kleider bis auf das dritte und vierte Glied vererbet werden, zumahl die Mode sich nicht ändert.

Die Kleidung der Mannspersonen in Portugal, ist, bey gemeinen Leuten ein weiter Mantel und niedergeschlagener Hut; unter dem Mantel tragen sie gewöhnlich einen Dolch, obwohl dieses Verräther-Gewehr verbothen ist. Die Frauenzimmer tragen keine Hauben, sondern binden eine Art von schön gearbeiteten Seiden-Beutel über ihre Haare, mit einem langen Quast hinten, und einem Bande, welches über die Stirn in eine Schleife gebunden ist. Diesen Kopf-Schmuck nennen sie Redecilla. Die feinen Leute kleiden sich ganz und gar nach französischer Art. Die Damen tragen sehr große und schwere Ohren-Gehänge. Die Aermel ihrer Kleider sind überaus weit. Der Gebrauch der Schminke ist bey ihnen mäßig; desto mehr verstehen sie die Kunst, Schönfleckchen anzulegen. Ihre Kleidung hat viel ähnliches mit der türkischen. Ihre schöne Farbe zu erhalten, lassen sie sich, wie die

Spa-

Spanier und Spanierinnen, nie vom Monde beschei-nen, sondern nehmen, wenn sie bey Mondenschein aus-zugehen genöthigt sind, einen Fächer mit.

In England, ist der Luxus in Kleidern jetzt stärker, als in einem Lande in Europa, uud steigt noch immer höher. Vor 20 Jahren sahe man kein Gold und Sil-ber auf Kleidern, als nur bey Hofe und auf dem Theater. Prächtig gekleidete Personen fuhren. Ein galonirter Fußgänger auf den Straßen oder Promenaden, würde ein großes Gefolge vom Pöbel hinter sich bekommen haben; auch sahe man keine Degen bey den Fußgän-gern, und die Petitmaitres setzten ihre Hüte auf. Die-ses letztere ist noch beybehalten worden, alles andere aber hat sich geändert. Man trägt häufig Kleider mit Tressen besetzt, und selbst geringe Personen tragen ge-stickte Westen. Sonst ist die Kleidung der Mannsper-sonen sowohl im Sommer, als im Winter, gewöhnlich Tuch, allein das feinste, das zu haben ist. Dieses er-streckt sich bis auf geringe Handwerker, die schlechter-dings kein anderes als superfeines Tuch tragen wollen. Man trägt hier nie Pelze; Ueber-Röcke sind die gewöhn-liche Kleidung im Winter bey der Kälte, und im Som-mer beym Regen. In diesem simpeln Aufzuge, ohne Bediente, gehen selbst die vornehmsten Stats-Minister in den Straßen und auf Spatziergängen. Die Schuhe werden hier nicht in den Häusern, sondern auf der Straße geputzt. Es gibt eine eigene Gattung Leute, die sich von diesem Gewerbe ernähren, und viel Geld verdienen. Diese Schuh-Putzer sitzen in allen Gas-sen, mitten unter einer Menge von Schuhen, die man ihnen aus allen Häusern zuträgt. Die Kleider, selbst der Armen, werden nie umgewandt, und keine Schuhe versohlt. Alle Stände, bis auf die niedrigsten, tragen feine Wäsche, die so gar viele gemeine Menschen täg-lich wechseln; wie man denn überhaupt die Reinlichkeit der Engländer in allen Dingen nicht genug rühmen

kann.

kann. Dieses feine und reine Leinenzeug, saubere Strümpfe, ein guter Hut und gute Schuhe, bezeichnen den wohlhabenden Mann; der Rock mag seyn wie er will, sollte er auch sehr abgetragen seyn. Dieses ist auch die Kleidung der reichen City-Bewohner, bey denen es Sitte ist, in alten schlechten Röcken auf die Börse zu kommen. Seit einigen Jahren hat die Mode der theuern Knöpfe sehr überhand genommen, deren hoher Preis verursacht, daß ein bloßer Frack oft so viel als ein galonirtes Kleid kostet. Junge Leute von Stande lassen sich solche Fracke dußendweise machen. Die Waaren-Lager von fertig gemachten Hemden, Binden, und anderm Leinenzeuge, sind durch ganz London zerstreut; allein die Magazine von fertigen Kleidern, Schuhen und Meublen, sowohl alten als neuen, sieht man in gewissen Districten, wo aber der Vorrath auch ganz unermeßlich ist.

Die Engländer haben fast wieder ihren Willen die Mode angenommen, ihre Haare zu kräuseln, daher sie auch in keiner von allen mechanischen Künsten so sehr, als in dem künstlichen Baue der Haare, zurück sind. Nirgends findet man schlechtere Friseurs; und da hier, so wie in Frankreich, mit dem Haar-Kräuseln auch das Rasiren verbunden ist, so sind sie in dieser letztern Kunst eben so ungeschickt.

Fig 2148, ist ein englischer Herr von neuester Mode, nach einem londner Originale copiert. Sein Jockey-Hut ist sehr hoch von Kopfe; die Krämpe breit, und mit einem Sammet-Bande eingefaßt. Um den Kopf läuft gleichfalls ein breites Sammet-Band mit einer silbernen Schnalle. Die Haare sind sehr kraus und abstehend frisiert, und hinten in einen halben Zopf mit ausspringenden Spitzen geschlagen. Der Frack ist von hell- und dunkelbraun gestreiftem Tuche, ganz lichtgrau gefüttert, mit langovalen silbernen Knöpfen, und sehr hohen Kragen. Die Aermel sind à la Marinière geschlitzt, mit zwey kleinern Knöpfen und schrägen doppelten Knopf-Löchern. Unter diesem Frack, der auf der Brust mit 3 Knöpfen zugeknöpft ist, trägt er

ein

ein Gillet goldgelb und weiß buntstreifig gegittert. Die blaßgelben Hosen, vom feinsten Casimir oder Satinet, liegen knapp an den Schenkeln, gehen weit über die Hüften herauf, und haben 5 bis 7 kleine plattierte Knöpfe, und so genannte King's patents Gürtel-Schnallen. Die Strümpfe sind ganz blaß silbergrau gestreift; die Schuhe sehr flach ausgeschnitten, niedrig von Quartieren, vorn spitzig, und mit großen zirkelrunden silbernen Schnallen geziert. In der Hand hat er eine dünne Badine von spanischer Rebe, und in der rechten Hosen-Tasche eine Uhr mit einem breiten Uhr-Bande von schwarzem Corduan mit stählerner Schnalle und Schlüssel. Dieß ist ein feiner Herr von bonton aus London.

Die Engländerinnen verlassen sich so sehr auf ihre natürliche Schönheit, daß sie die künstliche Erhöhung derselben oft ganz hintan setzen. Bloß einige Freuden-Mädchen legen Roth auf. Viele, selbst bey der zierlichsten Kleidung, streuen nie Puder in ihre Haare. Die Reinlichkeit, die hier in allen Stücken in einem sehr hohen Grade herrscht, erhöhet auch die natürlichen Reitze des schönen Geschlechtes nicht wenig. Sie hat aber auch einen sonderbaren ungefälligen Gebrauch eingeführt, welcher nirgends, als nur in London, üblich ist. Die Frauenzimmer vom Mittel-Stande nähmlich tragen bey schlechtem Wetter ringförmige eiserne Maschinen um die Füße, die sie an den Schuhen durch Bänder befestigen. Hierdurch bleiben die Schuhe rein, die gemeiniglich von Seide, und bey Armen von Zeuge sind; denn selbst die geringste Dienst-Magd trägt keine lederne Schuhe. So bald sie in ein Haus treten, werden die Maschinen abgelegt. Dieser Gebrauch hat ausser dem mißfälligen Ansehen auch das Nachtheilige, daß die Frauenzimmer dadurch sich einen übeln Gang angewöhnen. Unter den Reichen und Vornehmen ist er nicht üblich, auch nicht in allen andern englischen Städten; wenn daher erwachsene Personen aus der Provinz nach London kommen, können sie diese Mode

nicht

nicht mitmachen, die ihre Schwierigkeiten hat, und daher schon in der Kindheit gelernt werden muß.

Die schönste Zierde der Engländerinnen aber ist der Hut, welcher jetzt mit Bändern und Federn reichlich versehen ist. Ohne denselben darf keine weibliche Person hohen oder niedern Standes ihren Fuß auf die Straße setzen. Kein Bettel-Weib so gar läßet sich ohne Hut sehen. Sie haben eine eigene Art ihn aufzusetzen, die von den Damen anderer Länder nur sehr unvollkommen nachgeahmt wird, daher auch bey diesen die große Wirkung eines solchen Hutes nicht so sichtbar ist. Diese Wirkung veranlaßte Linguet, zu sagen, daß, wenn Homer diese reitzende Tracht gekannt hätte, er der Venus zu ihrem Gürtel auch einen englischen Hut würde gegeben haben.

Die große Schau-Spielerinn Mrß. Abington treibt neben dem Theater ein ganz eigenes Gewerbe. Da sie ausserordentlich viel Geschmack besitzt, so fährt sie den größten Theil des Tages in der Stadt herum, um in Mode-Sachen Rath zu ertheilen. Man schickt zu ihr, wie zu einem Arzte, und belohnt sie wie eine Künstlerinn. Es geschieht unter Vornehmen fast keine Hochzeit, oder sonst eine Feyerlichkeit, wobey sie nicht zu Rathe gezogen wird, um Braut-Kleider, u. s. w. anzuordnen. Ihr großer Verstand und ihre feine Lebensart tragen hierzu nicht wenig bey. Viele der vornehmsten Damen gehen mit ihr ganz auf den Fuß einer Freundinn um. Sie gewinnt auf diese Art jährlich 1500 bis 1600 Pf. Sterl. Da sie das Theater nie anders als in ihren eigenen Kleidern betritt, so ist ihr geschmackvoller Anzug beständig das Studium der Zuschauerinnen. Hier zeigt diese Priesterinn der Mode ihren Erfindungs-Geist, wobey sie der schleunigsten Nachahmung versichert ist. Nach ihrem Contracte von 1781 mit den Theater-Directeurs zu Drurylane, erhielt sie jährlich 500 Pf. Sterl. zu Kleidern, ausser ihrem

Schau-

Schauspieler-Gehalte von 18 Guineen wöchentlich und einer Benefiz-Komödie.

Fig. 2149, ist die Abbildung einer ächten englischen Damen-Tracht, welche im Ganzen einen sehr schönen Effect thut. Die junge Dame trägt eine Robe à l'Angloise, oder einen englischen Rock mit engen Aermeln und einer breiten Falbala; alles von feinen weißen ostindischen Mousseline. Die ungarnirte Schürze ist von italiänischem Flor, so wie auch das garnirte Halstuch. Das wichtigste Stück dieser Tracht ist die große Schärpe, welche wie ein Mantel umgethan, auf der Brust sich kreuzt, hinten in einem leichten Knoten geknüpft wird, und sodann in zwey reichen schönen Enden herab hängt. Reiche englische Damen tragen zu solchen Schärpen (wie auch die Fig. 2149,) die theuern ostindischen Schauls (Shawls,) welches jetzt in London ein sehr kostbarer Luxus ist (*). Da sie aber etwas selten

(*) Das Schaul (Shawl) ist eine Art ostindischer Zeug, welcher überaus fein, leicht und weich ist, nur in kleinen Stücken von 2, 4 bis 6 Ellen lang, und 2 E. breit, verfertiget, und entweder an beyden Enden, oder auch rund herum Troddeln seines eigenen Gewebes hat. Die Textur davon ist à Croisée oder geköpert, der Stoff dazu aber weder Seide, Baumwolle, noch Wolle. Was er eigentlich sey, darüber ist man selbst noch nicht einig. Hr. Prof. Sprengel sagt zwar, in seiner Beschreibung von Hindostan (im histor. geneal. Kalender, v. J. 1786, S. 5.) die Schauls würden in der Provinz Kaschimir aus der feinsten Wolle von Tibet verfertigt; allein ein Kenner von Ost-Indien, welcher mehrere Jahre dort gelebt hat, versichert, während seines Aufenthaltes daselbst immer gehört zu haben, daß die Schauls in Benares von den Mähnen-Haaren der persischen oder Angora-Ziegen gemacht würden. Hr. Bogel aber, der im Dienste der engl. ostind. Compagnie steht, und von dem General-Gouverneur von Bengalen, Hrn. Hastings, nach Punah geschickt wurde, will in Erfahrung gebracht haben, daß die berühmten Schauls aus den feinsten Schwanz-Haaren einer Art Kühe in der Provinz Punah verfertigt würden, welches sie eben so hoch im Preise hielte. Dem sey übrigens wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß selbst in Ost-Indien die Schauls kein gewöhnlicher Handels-Artikel und sehr theuer sind, und daß von großen Herren eigentlich nur Präsente damit gemacht werden. Weil im dortigen heißen Klima, Erkältungen sehr leicht und gefährlich sind, so nutzt man die Schauls hauptsächlich dazu, um sie um den Kopf, Hals oder Leib zu wickeln, und macht sie eben dazu nur in kleinen niedlichen Stücken, mit bunten Blumen und Kanten gewirkt. Sie sind fast alle entweder blaßweiß oder citronen-

selten zu haben, und ausserordentlich theuer sind, (denn es kostet selbst in Hindostan und Bengalen, ein Schaul, wenn es fein und schön seyn soll, oft an 600 Thlr. und darüber,) so ahmt man diese Schauls zu Schärpen auch mit Mousseline, der einen bunten Rand, und eine gestickte Kante bekommt, sehr gut nach, oder macht auch, wie jetzt in Paris, solche englische Schärpen-Mäntel von weißem Taffet, und garniert sie oben am Mantel mit einer breiten Falbala, und unten an beyden Enden mit einer Franse von schwarzem Flor.

Die Dame trägt ferner einen großen Naturel-Castor-Hut mit grauen und schwarzen Federn an der linken Seite; um den Kopf ein rehgraues Band mit weißem Saume, welches vorn auf der Stirn von einer goldenen Schnalle gefaßt, unter dem Federbusche in eine große Schleife gebunden wird, und über die Krämpe bis auf die Achsel herab hängt. Die Schuhe sind vom feinsten gelben Maroquin mit spitziger Lasche, und schwarzen Schnall-Riemen und Absätzen; die Laschen und Quartiere sind auch schwarz eingefaßt.

Fig. 2150, ist die Zeichnung einer englischen Dame im full-dress, oder vollen Anzuge von neuester Mode, nach einem

nengelb von Grunde, mit bunten Kanten, oder gestreueten kleinen Blumen. Man hat hauptsächlich drey Sorten davon:

1. Stücke von 6 Ellen lang und 2 E. breit; gelb, mit bunten Blumen. Diese Sorte wird bloß von den Großen des Landes zu Unter-Kleidern oder andern Gewändern getragen.

2. Schauls, $5\frac{1}{2}$ E. lang, 2 E. breit; weiß, mit schmahlem bunten Rande, und an beyden Enden mit breiter Kante und Fransen. Diese sind überaus schön, werden in Ost-Indien gewöhnlich zu Leib-Binden getragen, und sind eigentlich die in Fig. 2149 gezeichnete Schärpe, zum englischen Recke.

3. Kleinere, $2\frac{1}{4}$ E. ins Gevierte; weiß mit bunten Blumen und Kanten. Dieß sind eigentlich sehr große Hals-Tücher, welche sowohl die ostindischen als englischen Damen des Abends für die Erkältung um den Hals werfen, und welche sehr warm halten.

Als die Schauls vor etlichen Jahren nach England kamen, so wurde die Sucht, Schauls, sonderlich als Halstücher zu tragen, allgemein. Da sie aber theils nur wenig, und überdieß so theuer waren, so liessen londner Kaufleute solche Schauls von Lotton, in ostindischem Geschmack gedruckt, machen, die vielen Beyfall fanden, und noch stark getragen werden. Man hat sie von verschiedener Güte, von 5 Schill. bis zu 3 Guineen.

einem ächten englischen Originale. Die Frisur, welche ziemlich breit und tief herunter geht, und fliegendes Hinter-Haar hat, ist ein sehr krauser lockiger Krepp, und entweder gar nicht oder meistens braun gepudert. Die Haube ist eine Art von großen Puf von klarem Flor, und mit einem Schleyer bis auf die Schultern; auf der linken Seite mit einer breiten Agraffe von schwarzem Sammet, mit 2 Schnuren Perlen oder Diamanten besetzt, gefaßt, über welcher 3 weiße Strauß-Federn vorwärts, und 3 bunte Pfauen-Federn rückwärts fallen. Weiter rückwärts linker Hand steckt eine kleine Aigrette von grünem Laubwerk, und rechter Hand ein Bouquet von 3 kleinen Rosen, als wie zwischen der Haube und dem Haare eingeschoben. Das Hals-Tuch ist von klarem Flor, ziemlich groß, aber ganz einfach und ohne Garnierung. An der Brust trägt die Dame ein großes Mode-Bouquet von künstlichen Blumen. Im Frühlinge und Sommer trägt man sie nach der Jahrs-Zeit, d. h. nur die, davon die Originale eben in den Gärten blühen. Das Kleid, nähmlich Leib und Rock, ist vom tiefsten dunkelgrünen Atlaß, die Taille davon sehr kurz, und hat weite Aermel von weißem Krepp, die etwas bauschend mit Rosa-Bändern aufgebunden sind. Ueber den grünen Atlaß-Rock trägt die Dame einen weißen Krepp-Rock mit breiter Falbala, durch welchen der grüne hindurch schimmert. Die Falbala scheint mit Rosa-Bandschleifen, aus deren jeder 3 kleine Blumen-Zweige in die Höhe steigen, gefaßt zu seyn. Die so genannte Mante der Robe, mit ziemlich langer Schleppe, ist gleichfalls von weißem Krepp, sehr weit, geht vorn zusammen, ist aber zu beyden Seiten mit Rosa-Bandschleifen aufgezogen, und rund herum sehr schön drapirt. Die Schuhe sind von Rosa-Atlaß, mit spitziger Lasche und schwarzer Band-Falbala garniert.

Im Negligee sind die Engländerinnen durchaus Original. Die größte Simplicität, die von der Hand der Natur selbst vorgezeichnet scheint, gibt ihnen den originellen Reitz, der so sehr für sie einnimmt. Jede Engländerinn, sagt ein Reisender, der England sehr gut kennt, hat eine unnachahmliche Grazie, mit welcher sie ihren Hut setzt; und jede setzt ihn anders und immer schön.

Die junge Dame, welche Fig. 2151 darstellt, ist im Undreſs, oder Negligee. Sie trägt einen ziemlich großen, feinen Stroh-Hut, auf die eine Seite gesetzt. Er ist mit weißem Taffet gefüttert, und mit einer so genannten Honig-Waben-Frisur (Honey-comb trimming) von Flor eingefaßt. Auf den Kopf, den ein Rosa-Band mit einer gesperrten großen Schleife umfaßt, ist gleichfalls weißer Flor gepufft. Die Haare sind um den ganzen Kopf ein lockiger Krepp, und hinten gleichfalls lockig fliegend und ungepudert. Das Hals-Tuch ist von Flor, ziemlich groß und mit dreyfacher breiter Falbala. Sie trägt einen ganz einfachen Rosa-Atlaß-Rock mit langen engen Aermeln, und plattierten oder Perlmutter-Knöpfen. Zu dieser Kleidung werden gewöhnlich schwarze Atlaß-Schuhe, so wie auch die großen Mode-Brust-Bouquets, getragen.

Wenig Gegenstände in England, vornehmlich in London, sind so auffallend für einen Ausländer, als die Mägde. Die gute körperliche Bildung; die Kleider-Tracht, die in nichts von angesehenen Frauenzimmern verschieden ist; ihre Reden und Manieren, die mit Personen von besserm Stande ganz gleichförmig sind; alles dieses setzt anfangs einen Fremden in Verlegenheit, der Mühe hat, sich zu überreden, daß er eine Magd vor sich sieht, wenn er in guten Häusern solche Mädchen wohl geputzt und mit Anstand redend antrifft. Die tägliche Kleidung, selbst der gemeinsten, besteht in langen Roben und seidenen Hüten mit Bändern. Die bessern tragen seidene Kleider, und wenn sie sich putzen, seidene Schuhe und Enveloppen, wie die Damen. In den Häusern der Vornehmen, wo 8, 10, auch mehrere derselben befindlich sind, sind sie beständig in Seide gekleidet. Verirret sich ein Fremder in ihre Zimmer, so weiß er nicht, wie er diese Damen-ähnliche Personen behandeln soll, die nicht einmahl Kammer-Mädchen, sondern gemeine Mägde sind. Ihre Geschäfte sind bloß, das Haus rein und die Meublen sehr sauber zu erhalten; dieses thun sie des

Mor-

Morgens, und sind daher den ganzen übrigen Tag von aller Arbeit frey.

In Scotland, tragen verheurathete Frauenspersonen ein Stück Leinwand, welches über die Stirn und um den Hintertheil des Kopfes mit Nadeln fest gesteckt ist, und über den Nacken herunter fällt. Die Mädchen hingegen tragen bloßen Band um den Kopf. Ein Stück Zeug hängt über den Schultern, und ist vorn mit einem Haken fest gemacht, wird aber bey trübem Wetter über den Kopf gezogen. Barfuß gehen sie sehr häufig; auch manche, die sonst nicht schlecht gekleidet sind, laufen ohne Schuhe.

Die Kleidung der Berg-Schotten besteht aus einer von rauhem wollenen Zeuge gemachten Mütze ohne Rand, einem kurzen Rocke, einer 5 bis 6 Z. längern Weste, kurzen Strümpfen, und dünnen leichten Schuhen ohne Absätze. Sie schneiden Löcher in die Schuhe, wenn sie gleich ganz neu sind, um das Wasser herzaus zu lassen, wenn sie weit und durch Flüsse zu gehen haben; dieses thun sie, um die Füße zu verwahren, damit sie nicht wund werden. Ausser den Edelleuten tragen ihrer wenige Hosen; diese sind mit den Strümpfen aus Einem Stücke gemacht, und werden auch zusammen angezogen. Ueber dieser Kleidung tragen sie eine Art von Mantel, Plaid genannt, welcher aus einem gewürfelten groben wollenen Zeuge gemacht ist. Dies alles nebst dem Degen und der Pistole macht ihre völlige Kleidung aus.

Die gewöhnliche Kleidung der gemeinen Hochländer fällt gar nicht gut in das Auge. Sie legen einen kleinen Theil des Mantels, der nicht so groß, als der vorerwähnte ist, in Falten, und gürten ihn um die Mitte des Leibes, um daraus einen kurzen Rock zu machen, welcher bis auf den halben Schenkel herunter reicht; das übrige wird über die Schultern gezogen, und vorn unter dem Halse mit einer Gabel, und zuweilen mit

einem Pfriemen, oder einem spitzig geschnittenen Stücke Holz fest gemacht. Wenn sie den Mantel auf diese Weise tragen, haben sie zuweilen nichts um sich zu bedecken, und sind oft barfuß; doch haben einige eine Art leichter Schuhe, die aus einer rohen Kuh-Haut gemacht sind. Die Strümpfe gehen nur bis auf die Mitte der Wade. Von der Mitte des Schenkels bis auf die Mitte der Wade ist ein nackter Fleck, welcher, weil er beständig dem Wetter bloß gestellt ist, braun und mit Sommersprossen angefüllt ist. Diese Tracht heißt Quelt; und gemeiniglich tragen sie den Rock so kurz, daß, wenn sie an einem windigen Tage bergauf gehen oder sich bücken, man das Unanständige derselben offenbar erblickt.

Die Kleider der Frauensperſonen auf den Inseln Ferro sind bey reichen und armen ganz einerley gemacht. Sie tragen ein Wämmschen, welches an einen Rock angenähet ist. Dunkelbraune und rothe Farbe ist ihnen am liebsten. Ihre Aermel zieren sie mit Fransen, und mit 3 reichen schwarz sammetnen Borten, die mit rothem Tuche untermischt sind. Vor der Brust haben sie große Brust-Tücher; diese besetzen sie auch mit Fransen und Schnüren. Um die Brust-Tücher hängen sie einen silbernen oder vergoldeten Schmuck, welcher länglich viereckig ist. Arme Leute haben ihn nur von Messing. Alle haben einen messingenen Gürtel um den Leib. Die Mädchen gehen mit bloßem Kopfe, und ihre Haare sind schlechtweg geflochten. Die Frauen tragen rothe Mützen, die nur den halben Kopf bedecken. Ihre Schuhe werden von Schaf-Fellen gemacht. Sie haben nur Eine Sohle, und werden bloß an den Zehen und Ferſen etwas zusammen genähet.

Die gemeinen Irelander kleiden sich durchgehends so schlecht, daß ein jeder Fremder sich eine starke Vorstellung von einer allgemeinen Armuth machen muß. Schuhe und Strümpfe findet man selten an den Füßen

der

der Kinder beyderley Geschlechtes; und sehr viele Männer und Weiber gehen ohne solche. Indessen ist in diesem Stücke, so wie in vielen andern, eine große Veränderung vorgegangen; denn jetzt findet man weit mehrere mit Schuhen und Strümpfen, als vor etwa 20 Jahren. Ein Irelander und sein Weib sorgen mehr für die Nahrung, als für die Kleidung der Kinder; da hingegen man in England erstaunen muß, wenn man sieht, welche Kosten sie auf den Putz der Kinder wenden, deren hauptsächlichstes Nahrungs = Mittel der Thee ist. Sehr viele Kinder in Ireland gehen so zerlumpt, daß sie kaum ihre Blöße decken, und doch sind sie gesund und munter. Man findet die Weiber öfter unbeschuhet, als die Männer. An Sonn = und Fest-Tagen sind sie nicht schlecht bekleidet. Schwarz oder Dunkelblau sind die allgemeinen Farben.

In Wien, bestand ehemahls das Hof = Kleid einer Dame aus einem Strick = Rocke (Reif = Rocke), welcher 7 Ellen in der Weite hatte, und an den Seiten ziemlich schmahl auslief; darüber wurde der wirkliche Rock von schwerem reichen Stoff gespannt. Die Schnür-Brust (das Corset) war mit ähnlichem Stoff überzogen. Diese Schnürbrust hatte Achsel = Bänder, die aber nicht, wie bey den gewöhnlichen Schnürbrüsten, über die Schultern hin liefen, sondern sie zogen sich unter den Achseln durch, so, daß der Hals und die ganzen Schultern bloß lagen. Ueber diese wurde eine so genannte Collerette angezogen, die aus brüßler Spitzen bestand, und kurze weiße taffetene Aermel hatte, welche vorn mit 3 Reihen Manschetten besetzt waren. Hinten an den Lenden wurde eine Schleppe angehangen, die ebenfalls von reichem Stoff, oder von schwarzem Sammet seyn mußte. Der Kopf = Putz bestand aus schwarzen Blonden, die nach der besondern Laune jeder Dame, mit Federn, Blumen, oder Diamanten, geschmückt waren. Das Appartements = Kleid war

wenig von dem Hof-Kleide unterschieden, nur daß der Strick-Rock um ein Par Ellen weniger weit war, und daß über den Ober-Leib ein bis an den Elbogen reichendes Mäntelchen von puren Gold-Spitzen gehängt wurde. Beyde Arten von Kleidern hatten eine schreckliche Schwere. Die vor einigen Monathen erfolgte Abschaffung derselben hat des Kaisers Abneigung gegen alles eitle, lästige, nichts bedeutende Ceremoniel und Flitterwesen bewirkt. Jetzt gehen die Damen, so wie die Herren, nach Belieben in modernem, leichten, geschmackvollen Anzuge nach Hofe.

In Ulm, haben die Frauensperſonen an einem Schnürleibe, welches gemeiniglich schwarz ist, vorn 2 Schnäbel, und einen Vorstecker, über welchen eine silberne Kette hängt, die gewöhnlich über 100 Thaler kostet; daran hangen allerley silberne Maschen mit verschiedenen Figuren. Eine Müller-Frau hat die Figur einer Mühle; eine Fischer-Frau, ein Par Karpfen. Darüber tragen sie noch ein Mieder von verschiedener Farbe, mit Spitzen allenthalben besetzt, welches oben mit Band zugebunden ist, doch so, daß man die Kette sehen kann. Auf beyden Seiten haben sie 20 bis 30 silberne Haken, worin die silberne Kette so eingelegt ist, daß man von dem Schnürleibe nichts sieht. Dabey tragen sie noch bey feyerlichen Gelegenheiten einen groſsen schwarzen Reif-Rock, welcher so gar unter Müller-Frauen gewöhnlich ist. Sonst unterscheiden sich ihre Unter-Röcke nicht von denen in andern Gegenden. Im Winter haben sie eine groſse runde schwarze Mütze, die beynahe wie die gewöhnlichen Bauer-Mützen aussehen; oben mit einem Knopfe und mit Büschen. Im Sommer tragen sie eine Mütze mit 3 Schnäbeln, von welchen einer tief in die Stirn geht, und die beyden andern weit über die Backen; alles ist ganz mit Silber oder Golde besetzt; hinten wird sie durch Schnüre zu-

sam-

sammen gezogen und befestigt. Gemeine Leute haben Mützen ohne Schnäbel, ganz geründet.

Die Bauer-Weiber tragen im Winter hohe schwarze Mützen, die oben geründet und steif, beynahe wie eine Grenadier-Mütze aussehen, nur nicht spitzig sind. Hinten sind sie ein wenig ausgeschnitten, und mit schwarzem Bande durchgehends eingefaßt. Andere tragen auch weiße Mützen, die hinten in einen Busch zusammen schließen. Im Sommer ist die Mütze von feinem weißen Musselin. Bisweilen haben sie auch nur über eine schlechte Haube, ein weißes Tuch gebunden, von welchem hinten Zipfel herunter hangen. Ihr Schnürleib und Rock machen Ein Stück aus. Am Schnürleibe sind messingene oder silberne Haken. Auf dem Vorstecker beym Schnürleibe, welcher ausser der Trauer beständig scharlachroth ist, ist ein grünes oder rothes Band, auch eine silberne Borte, nach dem Vermögen einer Person, schmähler oder breiter; bisweilen sind diese silberne Borten noch mit sammtenen eingefaßt. Ueber dieses ziehen sie ein schwarzes Mieder von Leinwand oder Tuch, welches im Winter gefüttert ist. Bisweilen tragen manche 2 bis 3 solche Kleider über einander.

Bey den deutschen Wenden in Hinter-Pommern, bedecken unverheurathete Weibspersonen an Wochen-Tagen den Kopf mit einer Haube von weißer streifiger Leinwand, mit schlechten Spitzen eingefaßt, oder auch von Kattun. Verheurathete tragen insgemein Hauben, wie ein Netz von Zwirn gestrickt, und mit weißen Schnüren eingefaßt. Ihre Hemden sind von grober oder Mittel-Leinwand; sie reichen kaum bis an die Knie, und da sie keine Aermel haben, so hangen sie an Achsel-Bändern; doch fangen sie allmählich an, auch ganze Hemden zu tragen. Um den Mangel der Aermel zu ersetzen, ziehen sie Kittelchen an, welche bis unter die Brust, und an den Armen bis über die Ellbo-

gen reichen, und von weißer Leinwand gemacht sind, woran sie vorn insgemein einen Streifen bunt gestreifter Leinwand nähen. Den Hals bedecken sie mit einem weißen, oder buntstreifigen, oder auch kattunen Hals-Tuche. An den Leib ziehen sie einen Rock von schwarzer grober Wachs-Leinwand, welcher unten herum mit einem schmahlen Streifen Tuch eingefaßt, und voll dichter, die Länge herunter gehenden Falten ist; oder einen Alltags-Pelz mit unten hervor stehendem Gebräme. Sowohl der Rock, als auch der Pelz, hangen gleichfalls an Achsel-Bändern, und reichen etwas weniges bis unter das Knie. Vor der Brust haben sie einen Latz von Pappe mit Calamank überzogen, welchen sie mit einer schmahlen Schnur, an drähternen Heftchen, die an beyden Seiten der Achsel-Bänder angenähet sind, an sich schnüren. Wenn es kalt ist, ziehen einige noch eine schwarze leinene Jacke, mit Pelz oder Flanell gefüttert, an, welche etwann bis an die Hüfte reicht; an andern Orten aber tragen sie Pelz-Jäckchen mit Kattun überzogen, die sowohl an den Aermeln, als unten, wo sie an die Hüften reichen, mit Pelz vorgestoßen sind. Ihre Schürzen sind von roher oder halb gebleichter Leinwand, zuweilen aber färben sie solche mit einem Wasser, worin eine Zeit lang Erlen-Rinde gelegen hat, röthlich. Im Sommer gehen sie meistens barfuß, oder ziehen höchstens ein Par schlechte Schuhe an die bloßen Beine.

Sonntags tragen sie Hauben von Kattun oder Zits, auch wohl von schwarzem Sammet. Die Hals-Tücher sind ebenfalls von Kattun, Zits oder Seide. Die Lätze werden mit seidenen Zeugen überzogen, worin Blumen gewirkt sind; ja einige haben so gar großblumige reiche seidene Zeuge. Die Kittelchen-Aermel sind von schönem bunten Kattun oder Zits, oder sie ziehen deren wohl 2 bis 4 über einander. Die Pelze sind von schönem feinen schwarzen Tuche, mit Schaf-Fellen ge-

gefüttert, davon der obere Theil von Calamank, auch wohl von Seide, ist; diese hängen mit Achsel-Heben über die Achseln, und haben vorn einen Schlitz, da hingegen der Schweif oder Ober-Rock ganz offen ist, daher sie gemeiniglich einen Unter-Rock von Fries darunter tragen. Zu diesen Pelzen oder Schweifen gehören, wegen der vielen Falten, an 14 bis 16 Ellen Tuch. Die Schürzen sind bald von Calamank, grün oder blau, bald feine weiße leinene, weiße baumwollene, auch von Damast; die Strümpfe rothe wollene, schwarze auch weiße baumwollene. An den Füßen haben sie Pantoffeln oder Schuhe von Juchten, oder feinem Kalb-Leder, mit Schnallen. Bey dem Kirchengehen haben sie ein Kirch-Tuch von gezogener Leinwand über dem Kopfe und unter dem Kinne zugesteckt. Wenn sie Stat machen wollen, haben sie Corsets oder Jüpchen von Kattun, Calamank, Camelot, Zits, Halb-Seide, auch ganz seidene, blumig, glatt ꝛc. von allerley Farben, die mit Pelz gefüttert, die Aermel aber bald mit Fehe vorgestoßen, bald mit kleinen Aufschlägen besetzt sind. In den Händen halten sie bey Feyerlichkeiten ein ins Gevierte zusammen gelegtes Tüchlein von Kattun, Leinwand, auch Seide. Um den Hals binden sie einige Schnüre Korallen, oder ein schwarzes Sammet-Bändchen.

Der Braut-Putz, zeichnet sich also aus. Auf dem Kopfe trägt die Braut eine schwarze sammtene, gegen oben etwas zugespitzte Mütze, wie eine Grenadier-Mütze, die aber oben offen ist, und hinten einen runden Absatz hat, um welchen ein, 2 Querfinger breiter, messingener Reif (der aber bey einigen weggelassen wird,) gegen die Spitze zu geht, daran Flinkerchen oder Sternchen von Messing hangen. Oben auf der Spitze dieser Grenadier-Mütze steht der von grüner und rother, auch wohl von grüner Seide allein, gewundene Kranz. Das Haar wird fest und glatt zusammen

gemacht, und hinten, wo die Braut-Mütze aufsitzt, in ein Par Zöpfe geflochten, so, daß es alsdann, weil es mit einem seidenen Bande fest umwunden wird, scheint, als wenn ein ganzes Stück Band rund zusammen gewunden wäre. Um den Hals tragen sie Korallen, und überdieß 1 oder 2 Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler, die mit Oehrchen an einer Schnur herunter hängen. An statt des sonst gewöhnlichen schwarz überzogenen Pelzes, tragen sie einen rothen Pelz, und über denselben einen grünen Schweif; über die Arme ein schwarzstreifiges Tuch; an den Armen Steck-Aermel mit Spitzen, vorn mit rothen Bändchen zugebunden, und um den Leib ein seidenes Band, oder eine Tresse. Statt der ehemahligen weißen wollenen, von den Schuhen an bis an das Knie gefalteten Strümpfe, tragen sie jetzt glatte. Sonst hatten sie schwarze Schuhe mit rothen juchtenen Klappen, und zugeschnallet. Auch ist an vielen Orten der rothe Pelz abgekommen, und es wird ein schwarzer getragen.

Eine ausgemahlte Abbildung eines wendischen Braut-Mädchens, von vorn und rückwärts, findet man bey J. E. Fabri geograph. Lesebuch, 4 Bändchen. Halle 1784, 8.

Die Sommer-Tracht der cassubischen Weibspersonen, besteht in einem Kamisole von schwarzer grober Leinwand, die sie selbst weben und färben. Die Aermel reichen bis an die Hände, das Kamisol aber, welches keine Schöße hat, bis an die Hüften, wo der Rock anfängt. Dieser ist von gleichem Zeuge und von gleicher Farbe, ziemlich enge, doch in kleine Falten gelegt. Unten um den Rock ist rund umher ein schwarzer Streifen Tuch, $\frac{1}{2}$ Viertel-Elle breit, aus welchem er nur kurz über die Knie geht, und kaum die Waden berührt. Das Hemd ist am Halse sehr kraus gefaltet, und darüber tragen sie ein schwarzes Schnürleib. Im Sommer gehen sie auch ohne Camisol in den Aermeln, die auf den Schultern schön ausgenähet sind; dabey ist ihr

Schnür-

Schürleib mit schwarzen wollenen Schnüren besetzt. Um den Hals tragen sie niemahls ein Tuch, es müßte denn sehr kalt seyn. Ihre Schürzen und Strümpfe sind weiß. Die Schuhe sind mit breiten Absätzen, wie die Manns-Schuhe, und werden zugebunden. Die unverheuratheten kämmen ihre Haare ganz glatt nach hinten zu, und binden sie mit einem schmahlen Riemen im Genicke fest zusammen, flechten zwey Haar-Zöpfe, und wickeln sie etliche Mahl um den Kopf. Das erste, was darauf kommt, ist ein Stück himmelblau gefärbtes Papier, ½ Elle breit, welches sie um die Flechten herum legen, und im Genicke zusammen stecken, daß das Haar oben unbedeckt bleibt. Das Papier ist bloß in der Absicht, um der eigentlichen Binde eine Steife zu geben. Die Binde ist von schwarzem Rasch, und die untersten Ecken sind inwendig mit rothem Tuche gefüttert. Wenn sie diese über das Papier gelegt haben, werden die Ecken in die Höhe gebogen, damit man das schöne Rothe sehen könne. Die Binde wird mit Heften befestigt. So bald ein Mädchen heurathet, dürfen ihre Haare nicht mehr bloß bleiben. Man nimmt ihr die schwarze Binde ab, und gibt an statt derselben eine weiße, die wie eine Mütze gemacht ist, und in der Mitte einen runden Boden hat; über diese Mütze darf sie alsdann wieder ihre schwarze Binde tragen. Bey der Trauer haben die Frauens-Personen weiße Leinwand über den Kopf geschlagen.

In Böheim, haben unverheurathete Frauenspersonen ihre Haare hinter der Scheitel zusammen gebunden, die in 3 oder 4 Flechten-Zöpfe frisiert, und um ein eisernes oder messingenes Instrument, welches über den ganzen Kopf reicht, gewunden werden, so, daß sie ein flaches mit Bändern geschmücktes Oval ausmachen, welches bey einigen auch der Länge nach von der Scheitel gegen das Genick getragen wird. Ueber den Kopf und über die Ohren wird unter diesem Kopfputze eine

Binde

Binde getragen, doch so, daß die Stirn und der größte Theil der Haare unbedeckt bleibt. Am Halse haben sie gläserne Granaten. Ihre Corsette gehen bis an die Hüften, und sind mit kurzen Aermeln, vor welchen eine Art Manschetten hervor raget; unten aber ist eine ziemliche Menge von strotzenden Falten, welche die kurzen Schöße ausmachen. Ihre Röcke gehen bis an die Knöchel; ihre Schürzen sind etwas kürzer; ihre Strümpfe sind roth, und ihre Schuhe vorn stumpf zugespitzt. Verheurathete Personen tragen gewöhnlich eine Art von Haube aus Leinwand, in deren Hintertheil die Haare aufgebauscht werden. An einigen Orten wird um die Haube, von der Stirn an, eine steife etwa 2 Finger breite Binde gebunden, von welcher die beyden Enden bis über den halben Rücken hangen. Uebrigens vermummen sie zuweilen ihr Haupt bis an die Schultern mit einem leinenen Tuche, so, daß nur das Gesicht von den Augenbraunen an, bis an die Unter-Lippe oder bis an das Kinn frey bleibt.

In Mähren, machen unverheurathete Frauens-Personen aus ihren Haaren einen Zopf mit 3 Flechten, ohne es zusammen zu binden, so wie es zuweilen die Mannspersonen in den Städten zu thun pflegen. Am untersten Ende des Kopfes binden sie ein Band an, welches sie bis an die Ferse herab hängen lassen. Um die Stirn winden sie eine Binde, die einem Hand-Tuche ähnlich ist, unter dem Zopfe im Genicke zusammen, und lassen die Enden auch hinten herab hängen. Bey der Arbeit aber schlagen sie diese Enden nochmahls um das Haupt, und binden sie oben so zusammen, daß sie wie ein Par Hasen-Ohren stehen. Ihre Hemden schließen dicht um den Hals, mit einer Einfassung von schmahlen Spitzen. Sie tragen keine Mieder, sondern immer eine tuchene Art von Weste mit Knöpfen, über welche sie im Winter ein Corset von schönem weißen Flanell anziehen. Der Rock ist von weißer Lein-

wand

wand, mit sehr vielen Falten, und reicht nicht viel über die Knie. Die Schürze ist nicht länger als der Rock, und ist meistentheils schwarz. Die Strümpfe sind blau, und ihre Schuhe wie bey den Mannspersonen. Wenn eine Hanackinn über Feld geht, nimmt sie allemahl ein leinenes Tuch mit, welches sie über den Rücken um die beyden Arme legt, und alsdann über die Hände herunter hängen lässet; dieses Tuch ist ihr Korb und Mantel.

In der Lausitz, tragen die Frauensperſonen im Sommer feine leinene Aermel, die sie Kittelchen nennen, welche gewöhnlich roth gestreift sind, und aufgeschlagen werden; im Winter aber ein Mieder, woran die Aermel an den Achseln sehr weit sind, und an den Händen sehr enge zusammen schließen. Bey feyerlichen Gelegenheiten und am Sonntage haben sie seidene Lätze, die mit silbernen oder goldenen Bändern besetzt sind. Ihre Schürzen und Strümpfe sind gemeiniglich schwarz. Die Röcke sind sehr kurz.

II. In Asia.

Da dieser Welt-Theil eine so weite Ausdehnung, und einen so großen Contrast in seinen Völkerschaften hat: so ist es nöthig, die Trachten sowohl von südlichen als auch nördlichen Asiaten zu beschreiben.

Unter den guten Beschreibungen und Abbildungen der morgenländischen Kleider-Tracht, sind Russel's seine von Haleb die besten. Wenn man indessen auch diese mit der Kleidung, die jetzt in Aegypten und im ganzen osmanischen Reiche üblich ist, vergleicht, wird man verschiedene Theile derselben ganz verändert finden. Es geht in der Türkey wie in Europa; die Moden wechseln ab, und die Provinzen ahmen die Neuerungen der Haupt-Stadt nach. Ueberhaupt ist die ganze morgenländische Kleider-Tracht, in welcher wir so viel Sonderbares zu bemerken glauben, ihren

Sitten

Sitten und ihrem Klima angemessen. Gewöhnt mit kreußweise in einander geschlungenen Knien zu sißen, bedürfen sie auch weiter hangender Kleider; und verbunden, an heiligen Stellen und in den Zimmern großer Herren ihre Ehrfurcht durch Ablegung der Pantoffeln zu bezeigen, müssen sie eine Art Strümpfe haben, wobey sie die Schuhe entbehren können. Da überdieß das Klima verschiedener Provinzen Morgenlandes plößlichen Abwechselungen von Hiße und Frost unterworfen ist, so müssen auch die Bewohner derselben mehrere Stücke über einander tragen, als uns nöthig scheinen, damit sie sich, je nach der schnellen Abänderung der Luft, bey dem Froste darin verhüllen, und bey der Hiße dieselben bequem ablegen können.

Die Türken, welche hierin den meisten Morgenländern zum Muster dienen, tragen ein Hemd mit sehr weiten Aermeln, und unter demselben große Unter-Beinkleider von weißer Leinwand, mit Socken von gleichem Zeuge, über welche sie leichte Terliks oder Pantoffeln vom dünnsten Leder anziehen. Auf diese Unter-Kleidung folgen die Schackschir, oder rothe weite Ober-Beinkleider, an welche die Mests oder die zweyten Pantoffeln, die sie beständig am Fuße behalten, angenähet sind; alsdann der Entary oder eine Weste, welche unter die Knie herab hängt; und endlich der Caftan oder der Ober-Rock, welcher bis auf die Füße fällt, und den sie, um desto leichter gehen zu können, mit einem breiten Gürtel aufschürzen, in welchen sie den Khandjar oder den Dolch, ohne den kein Türk ausgeht, verbergen. Ueber den Caftan werfen sie eine Jüpe oder einen Ueber-Rock mit kurzen Aermeln, welcher im Winter mit Pelz gefüttert ist; und zulezt kommt dann oft noch ein zweyter Pelz, oder ein Benisch von grobem Tuche, in den sie sich völlig einwickeln, und dessen lange und enge Aermel über den Händen zugeknöpfet werden.

Weil aber diese Kleidung für den gemeinen Mann zu kostbar, und ihm bey seinen Arbeiten hinderlich wäre, so begnügt er sich mit den Beinkleidern, dem Entari und dem Benisch; und der Bauer trägt nur ein Hemd und die Unter-Hosen. Auf der Reise behelfen sich die Türken mit den Schirvâts oder blauen Bein-Kleidern, die sie über alle Ober-Kleider ziehen; und um die Beine winden sie große wollene Tücher, mit weiten Stiefeln darüber, die ihnen freylich das Gehen nicht erleichtern, die sie aber gegen die Nässe und Kälte verwahren.

Die Kleider-Tracht der morgenländischen Christen, ist von der türkischen nur darin unterschieden, daß sie in Constantinopel gar keine hohe Farben, in Aegypten keine grüne Kleider und gelbe Pantoffeln tragen dürfen, und selbst ihre Häuser von aussen nur mit dunkeln Farben bemahlen müssen. Die Europäer haben die Erlaubniß, die Farbe ihrer Kleidung nach Geschmack zu wählen, wenn sie nur nicht grün gehen, welches mehr aus Gewohnheit, als durch ein Gesetz, die ausschließende Farbe der Muselmänner ist.

Alle Morgenländer, einige Derwysche und Santons-Mönche ausgenommen, lassen sich des Haar bis auf einen kleinen Zopf mit dem Messer abscheren. Diese Gewohnheit, der man in Europa, seit dem die Perrücken unter uns aufgekommen sind, die häufigen Schlagflüsse zuschreiben will, scheint die Türken, welche diesen Zufällen nicht unterworfen sind, gar keine Unbequemlichkeit zu verursachen. Zwar halten sie ihren Kopf sehr warm, und verhüllen ihn gemeiniglich dermaßen, daß es bey der Hitze ihres Landes wiedersinnig scheint, besonders da sie denselben nie entblößen, indem ihnen unsere Art einander zu grüßen ungereimt vorkommt. vielleicht aber ist gerade diese Gewohnheit das Mittel, wodurch sie sich gegen Schlagflüsse sicher stellen.

Von

Von allen Kleidungsstücken scheint keins der Veränderung mehr unterworfen zu seyn, als die Kopf-Tracht; diese Verschiedenheit aber hängt nicht bloß von der Mode ab; sie ist auch das Kennzeichen der Nation, des Ranges und des Amtes, oft auch so gar der Bedienten, nach welchem man ihre verschiedene Verrichtungen unterscheiden kann; und es ist für einen Fremden vortheilhaft, an diesem äussern Zeichen den Stand aller Unbekannten, die ihm vorkommen, augenblicklich zu erkennen. Diese so sehr verschiedene Kopf-Trachten, welche die Europäer unter dem gewöhnlichen Nahmen Turban mit einander verwechseln, können in 3 Haupt-Classen eingetheilet werden. Die erste besteht in einer hohen Mütze, die mit Tuche überzogen, mit Baumwolle gefüttert und unten an der Stirn mit feiner Musseline umwunden ist; sie heißt Kaouk, und scheint, nur verschönert, die alte Kopf-Tracht der Turcomannen zu seyn. Die zweyte ist wie die erste gemacht, nur viel kleiner, und die Leinwand-Stülpung nicht so groß; sie heißt Basch oder Turban, und ist die National-Mütze der Araber, welche sie in Asia eingeführt haben. Die dritte ist von den zwey ersten Gattungen nur darin unterschieden, daß sie, an statt der Leinwand-Stülpung, eine Verbrämung von Pelzwerk hat; sie heißt Kalpak, und ist die eigentliche Kleidung der morgenländischen Christen und der Tatarn. Alle große Herren in der Türkey tragen den Kaouk, aber von gelbem Tuche, und mit der feinsten weißen Musseline umwunden. Die Schnifs, oder die Abkömmlinge Muhamed's, ob sie gleich wenig geachtet sind, und selten zu Bedienungen erhoben werden, haben allein das Vorrecht, ihren Kaouk oder Turban mit grüner Leinwand zu umwinden. Die Kopten, und alle Christen, die den Kalpak nicht tragen, haben gewöhnlich einen rothen Kaouk mit einer blau und weiß gestreiften Stülpe; und hierin werden sie von allen

Eu-

Europäern, die sich nach den Sitten des Landes kleiden wollen, nachgeahmt; selbst die Ordens-Geistlichen, die Kapuziner und Franciscaner ausgenommen, die im ganzen Morgenlande mit ihren schmutzigen Kutten umher ziehen, und sich dadurch der Verachtung der reinlichen Türken aussetzen, unterwerfen sich dieser Gewohnheit.

Für einen Reisenden ist es in den Morgenländern weit schwerer, die Kleider-Tracht der Frauenzimmer, als die der Mannspersonen, kennen zu lernen. Weit entfernt, daß ihm der Zutritt in ein Harem offen stehe, darf er nicht einmahl eine Muhamedanerinn, die frey ist, besuchen; und wenn sie über die Straße wandeln, bleibt es ihm auch da unmöglich, ihre Tracht zu beobachten. Ausser dem, daß die Türken die Aufmerksamkeit, mit welcher man die Frauenzimmer in dieser Absicht betrachten müßte, für eine der Beschimpfung nahe Unhöflichkeit ansehen, sind die Frauenzimmer, wenn sie ausgehen, dermaßen vermummt, daß es verlorne Mühe wäre, die verschiedenen Stücke ihrer Kleidung unterscheiden zu wollen. Wenn sie zu Constantinopel auf der Straße erscheinen, sind sie ringsum in so viele weiße Tücher eingehüllt, daß man von ihnen nichts als die Augen sehen kann. In Cairo verbergen sie den Kopf und den größten Theil des Leibes mit einem großen schwarzen Schleyer, und ihre reiche Kleider sind gemeiniglich mit einem Ueber-Rocke von gemeiner Leinwand bedeckt, den sie abwerfen, so bald sie in den Zimmern ihrer Freundinnen angelangt sind. Ich verweise auf die schönen Briefe der Mylady Montaau, welche durch ihren freyen Zutritt in mehrere Harems in den Stand gesetzt wurde, die Frauenzimmer mit ihrer Kleidung und ihren Zeitvertreiben zu beschreiben. Ich will hier bloß dasjenige erzählen, was Reisende in den niedrigen Ständen an dem Frauenzimmer gesehen, und anzumerken gefunden haben.

Im ganzen Morgenlande, selbst in denen Gegenden, wo die Mannspersonen keine Beinkleider haben, trägt das Frauenzimmer Unter-Hosen. Die gemeinen Weiber ziehen über diese ein langes blau gefärbtes Hemd an, werfen einen Schleyer über den Kopf, und sind so völlig angekleidet; überhaupt scheint der Schleyer ihr wichtigstes Kleidungsstück, und das Bestreben, ihr Gesicht zu verbergen, ihre erste Sorge zu seyn. Man hat Beyspiele, daß Frauenzimmer, die unvermuthet und ganz nacket von einer Mannsperson überraschet wurden, vorerst für die Umschleyerung des Gesichtes Sorge trugen, und um das übrige unbekümmert waren. Die ägyptischen Bäuerinnen geben ihren Töchtern vor dem achten Jahre keine Hemden; und Reisende haben oft ganze Truppe angetroffen, die herbey liefen um sie zu sehen, die alle splinternacket gingen, aber sorgfältig das Gesicht mit einem Schleyer bedeckt hatten. Dieser dem schönen Geschlechte dieser Gegenden so wesentliche Schleyer besteht aus einem langen dreyzipfeligen Tuche, und wird auf allen Seiten über den Kopf herab geschlagen, daß man nur die Augen sehen kann, und es verunstaltet die ganze Person.

In einigen andern Provinzen, besonders in Syrien, tragen die Weiber eine Art Hüte von Silber oder Messing, welche die Gestalt eines Zucker-Hutes, eines flachen Tellers, oder sonst einen seltsamen Schnitt haben. Die Araberinnen in Aegypten und in der Wüste, beladen sich mit einer Menge sonderbarer Zierrathen, mit großen metallenen Ringen in den Ohren, zuweilen an den Nasen-Läppchen, über dem Knöchel der Beine und an den Armen; mit Korallen rings um das Gesicht gehängt; mit Finger-Zierrathen von unbedeutendem Werthe; mit Hals-Spangen von den schlechtesten Metallen, u. s. f. Nicht selten hängen sie Schellen in ihre geflochtene Haare, und die jungen

Mäd-

Mädchen tragen dieselben an den Füßen. Die meisten ätzen sich schwarze oder blaue Zeichnungen in die Haut, und bringen sie an dem Kinne, auf den Lippen, und zwischen den Brüsten an; auch färben sie oft ihre Hände und Füße gelb, und die Nägel roth, und glauben dadurch ihre Reitze zu verschönern.

Da in der Levante viele Europäer sich mit Griechinnen verheurathen, so ist es eben nicht schwer, mit Frauenzimmern dieser Nation Bekanntschaft zu machen; und da ihre Kleidung von der türkischen nicht wesentlich unterschieden ist, so kann man auch aus ihrem Putze auf den Putz der türkischen Damen von Range schließen. Alle Griechinnen tragen lange Beinkleider, welche bis auf die Füße reichen, und mit Socken von dünnem Leder in weiten Pantoffeln ohne Absätze versehen sind. Ueber den Beinkleidern haben sie ein Hemd von feiner Leinwand, und über diesem eine Weste mit langen Aermeln, die mit einem breiten Gürtel zugeschnürt, und über welche ein Talar oder ein Pelz mit kurzen Aermeln angezogen wird. Ihr Kopf-Putz ändert mit dem Eigensinne der Mode ab; indessen muß man gestehen, daß ihre Kleidung und ihre Frisuren sich sehr gut ausnehmen, und die ganze Bildung verschönern, wenigstens so lange sie auf ihren Sopha hingegossen liegen; denn da sie gewohnt sind, beständig mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, und in weiten dünnen Pantoffeln zu gehen, so sind sie auch schlecht zu Fuße, und verlieren ihre Grazie und Hoheit, so bald sie aufstehen. Einige Abkömmlinge der Europäer, die sich übrigens wie die Griechinnen kleiden, tragen zwar europäische Schuhe; allein man unterscheidet aus ihrem Gange sehr bald, ob sie nach europäischer oder morgenländischer Sitte zu sitzen pflegen. Fig. 2152, stellt eine Griechinn in ihrem vollen Putze vor, welche Hr. Baurenfeind in Alexandrien gezeichnet hat.

Was insbesondre die National-Tracht der Araber betrifft, so ist die Kopf-Tracht der Araber vom Mittel-Stande sehr unbequem und kostbar. Oft sind ihnen 15 Mützen kaum genug, ihr Haupt zu decken; eine liegt über der andern; die untersten sind zwar nur von Leinwand, die folgenden aber von Tuch, oder mit Baumwolle ausgenähet; die oberste ist allemahl mit Gold gestickt, gemeiniglich mit einem Spruche aus dem Koran. Um diese Menge von Mützen wird ferner ein feines Nesseltuch oder ein Sasch gewickelt, welches mit beyden Enden, wo es mit goldenen oder seidenen Fransen geziert ist, auf die Achseln hängt. Da nun diese Last in einem so heißen Lande unerträglich wäre, wenn sie den ganzen Tag auf dem Kopfe ruhete, so legen die Araber dieselbe zu Hause, oder bey ihren Freunden, bis auf die zwey letzten Mützen, ab, und setzen beym Aus- oder Weggehen das Abgelegte wieder auf. Vor einem Vornehmern aber darf niemand ohne den ganzen Turban erscheinen, welches denn den Gelehrten, die sich durch einen größern Turban auszuzeichnen suchen, bisweilen sehr zur Last fallen mag. Leichter, aber eben so unnöthig, ist das Stück feine Leinwand, welches die vornehmen Araber, gegen die Sitte aller übrigen Morgenländer über die Schultern werfen, wenn sie auffer Hause gehen, und welches vermuthlich in seinem Ursprunge dichter und gröber war, und also gegen den Regen schützte, wozu es, seiner Feinheit wegen, nicht mehr dienen kann.

Der gemeinere Araber trägt nur 2 Mützen, und einigen nachläßig umgewundenen Sasch. Einige tragen Beinkleider und ein Hemd, die meisten hingegen halten Arme und Beine nackend, haben keine Strümpfe und Schuhe, werfen ein großes Stück Leinwand über die Achseln, wickeln ein anderes um die Hüften, verbergen ihren Jambea darin, und hüllen sich noch in Schaf-Pelz, wenn die Kälte mehr Bedeckung erfordert,

dert, wie z. B. in den Gebirgen. Diese Tracht brauchen sie nicht nur bey Tage, sondern machen sich auch des Nachts ein Bett daraus. Pelz oder Hüften-Gurtel dienen ihnen als Matratze, und das Achsel-Tuch als Ober-Decke, doch mit dem Unterschiede, daß die Berg-Bewohner in einen Sack kriechen, um sich gegen die bey Nacht sehr häufigen Insecten zu bewahren. Statt der Schuhe tragen die Mannspersonen vom Mittel-Stande, hölzerne oder lederne Sandalen, die aus einer dünnen Sohle bestehen, und mit Riemen über dem Fuße gebunden werden. Die Reichern bedienen sich der Babuschen, oder der platten ledernen Pantoffeln, die im ganzen Orient, und auch vom Frauenzimmer getragen werden.

Zwar ist der Schnitt der gewöhnlichen arabischen Kleidung sehr einfach; allein ihre Abbas oder Ober-Kleider ohne Aermel, welche in Jemen nur der Reisende, in der Provinz Lachsa hingegen beyde Geschlechter in der Stadt tragen, sind so ganz ohne Kunst, daß sie einem oben und unten offenen Sacke gleichen, und daß so gar blinde Schneider sie verfertigen können. Zu einer vollständigen arabischen Kleidung, Fig. 2153, gehören: weite Beinkleider von Leinwand, über welche das Hemd herab hängt: eine Weste mit engen Aermeln; ein weiter Ober-Rock; ein großer Gürtel, in welchem ein gebogenes Messer Jambra) steckt; kleine Strümpfe, Pantoffeln oder Halb-Stiefel, und ein großer auf die Schultern hängender Turban. Die Schnur, welche an dem Jambra gebunden ist, ist nicht der Rosen-Kranz, nach welchem die Muselmänner bethen, sondern ein Spielzeug, welches die Araber beständig in den Fingern herum drehen.

Auch die Kleidung der Weiber des gemeinen Standes erfordert wenig Kunst. In den Gebirgen besteht sie aus Beinkleidern und einem Hemde von blau gefärbter Leinwand. In dem Tehama verstecken sie das

Hemd in den Hüften-Gürtel, und wissen nichts von Beinkleidern. In der Landschaft Heosias fügen sie der letztern Tracht noch eine Art von Schleyer bey, welcher wegen seiner Schmähle nur die Nase, den Mund und das Kinn deckt, aber Augen und Wangen frey lässet. In Jemen ist dieser Schleyer groß genug, das Gesicht so zu verhüllen, daß nur Ein Auge zu sehen ist. Zu Sana, Taäs und Mockha, hängt ein Flor von Gaze über das ganze Gesicht des Frauenzimmers, und ist oft mit Gold gestickt. So elend und armselig übrigens diese Kleidung ist, so zieren sich doch alle mit Ringen an Fingern, Armen, Nase und Ohren, mit Glas-Perlen um den Hals, mit roth gefärbten Nägeln, und mit braungelb geschminkten Händen und Füßen; eine Farbe, die sie aus dem Kraute Elhenna zubereiten. Sie verlängern ihre Augenbraunen, und schwärzen die innere Seite der Augenlieder oder andere Theile des Gesichtes mit Köchhel, welcher aus Bley-Erze verfertigt wird. Damit aber diese Zierrathen nicht verlöschen, so tätonieren sie sich wie die Otaheiten; d. h. sie stechen sich in die Haut, ...ngen die Farbe hinein, und beschmieren die Wunden mit Kräuter-Safte, welcher die Farbe in das Fleisch frißt, und auf lebenslang unvertilgbar macht.

Der Turban der Banianen in Arabien hat einen eigenen Schnitt. Ueber den Achseln tragen sie ein leinen Tuch, und ein anderes um die Hüften geschlungen. Beinkleider haben sie nicht, wohl aber Pantoffeln. Ueber die leinenen Tücher werfen Einige noch einen weiten Talar von gleichem Zeuge, welcher über den Hüften in Falten liegt, und sich an den Armen anschmiegt. Vormahls war die Farbe dieses Anzuges ganz weiß; seit einigen Jahren aber muß er, auf Befehl von Sana aus, roth gefärbt seyn. Fig. 2154, sieht man die Kleidung der Banians zu Mockha. Das Tuch um die

Len-

lenden ist mit einem dünnen Seile gebunden, an welchem vorn ein silbernes Rohr fest gemacht ist.

In der Stadt Dsjidda und der umliegenden Gegend, kleiden sich Männer von Ansehen ungefähr wie die Türken in Kahira; der gemeine Mann aber trägt nur ein Hemd ohne Beinkleider. Die Beduinen in der umliegenden Gegend haben an statt des Hemdes einen Ihhram, den sie um die Hüften schlingen. Die Weiber des gemeinen Mannes gehen ungefähr wie alle Araberinnen mit weiten Beinkleidern, einem langen fliegenden Hemde, und einem langen über das Gesicht hangenden Schleyer. Fig. 2155, stellt eine gemeine Araberinn aus Jehama, welche Brod verkauft, vor. Ihr Fächer besteht aus einem Gewebe von geschlungenen Palm-Blättern, welches sie auch zu ihren Sonnen-Schirmen gebrauchen.

Zu Lohena tragen die Frauenzimmer auf den Straßen sehr große Schleyer, womit sie das Gesicht so gut zu bedecken wissen, daß man kaum das eine ihrer Augen bemerken kann; wenn sie aber schön sind, oder es zu seyn sich einbilden, oder glauben dürfen, von ihren Mitbürgern nicht gesehen zu werden, machen sie sich kein Bedenken, ihren Schleyer zu entfalten, und sich den Fremden zu zeigen. Eine solche, die sich entschleyerte, hat Baurenfeind gezeichnet; Fig. 2156 a).

Fig. 2156 b), ist ein Araber-Mädchen in den Kaffe-Gebirgen, welches weiß und blau gestreifte Beinkleider, und ein Hemd von gleichem Zeuge trägt, die beyde oben und in der Mitte vielfarbige eingenähete Zierrathen haben.

Die astrachanischen Armenianer, Fig. 2157, bedecken ihr Haupt mit einer runden, aus Tuch oder Sammet verfertigten, und mit schwarzem Lämmer-Fell bebrämten Mütze, welche sich von den tatarischen Mützen darin unterscheidet, daß sie nicht so hoch, und um die Hälfte schmähler bebrämt ist. Ihre Ober-

Röcke und Pelze sind viel länger, als die zwey Unter-Röcke, denn sie reichen bis über die Waden, werden vorn nicht über einander geschlagen, sondern gehen nur dicht zusammen; am vordern und obern Theile des Leibes sind sie auf der einen Seite mit einer Reihe dicht an einander gesetzter zinnerner oder silberner Knöpfe besetzt, die Aermel unter den Armen nicht aufgeschnitten, sondern ganz zu, weit über die Hände herunter hangend, und an ihrem Ende aufgeschlitzt, damit sie über die Hände zurück geschlagen werden können. Längst diesen offenen Aermeln, die gemeiniglich mit einem reichen oder seidenen Zeuge gefüttert sind, sind sie auf der einen Seite, wie auf der Brust, mit einer ähnlichen Reihe Knöpfe versehen. Der zweyte Ober-Rock ist ganz tatarisch, mit dem Unterschiede, daß er auf der Brust nicht zusammen geht, am Unterleibe über einander geschlagen, und auf beyden Seiten, von den Hüften an, bis unten zu aufgeschlitzt wird. Ueber ihr bringt man den Gürtel an. Die Unter-Röcke aber, statt welcher sich auch einige Armenianer gewisser aus Seiden-Zeuge verfertigter, mit Baumwolle ausgestopfter, auf den Seiten mit Bändern beschlossener, und mit keinen Aermeln versehener Brust-Tücher bedienen, sind ganz tatarisch. Die Ober-Röcke sind meistens violet, die Mützen aber entweder roth oder pomeranzengelb. Sie tragen entweder lange, von den Hüften bis an die Hacken herunter hangende weite Hosen; kurze, nur bis an die Schenkel gehende Strümpfe von Wolle oder Zwirn; und rothe, gelbe, grüne oder schwarze Frauenzimmer-Pantoffeln; oder sie bedienen sich der europäischen Beinkleider, Strümpfe und Schuhe, oder Stiefeln. Ihre Hemden sind entweder die gewöhnlichen morgenländischen, oder europäisch. Wenn sie sich mit letztern bekleiden, so binden sie auch ein seidenes oder baumwollenes Tuch um den Hals, sonst aber tragen sie solchen bloß.

Das

Das armenianische Frauenzimmer, Fig. 2158, trägt einen aus Kammertuch oder Batist verfertigten Schleyer, dessen Enden bis auf die Mitte des Rückens herunter hangen, und mit seidenen oder goldenen Fransen versehen sind. Vorn an der Stirn bindet dasselbe ein schmahl zusammen gelegtes seidenes Tuch über den Schleyer um den Kopf; zu beyden Seiten des Gesichtes werden schwarze, aus Menschen- (gemeiniglich Kalmücken-) Haaren verfertigte, von den Augen bis an die Unter-Kinnlade sich erstreckende, die Ohren bedeckende dicke Locken angebracht; und hinten lässet es vom Haupte bis an die Hacken reichende, ebenfalls schwarze, ausgekämmte, oder in Zöpfen zusammen geflochtene andere Haare herunter hangen. Um den Hals tragen sie aus Gold, Edelsteinen und Perlen verfertigte Esclavagen, und befestigen überdieß an denselben viele goldene und silberne Münzen, welche zuweilen die ganze Brust bedecken. Die Ober-Röcke, Pelze und Unter-Röcke sind von denjenigen, deren sich das männliche Geschlecht dieser Nation bedient, nur darin unterschieden, daß der oberste und unterste nur bis an die Knie gehen, der mittlere hingegen bis an die Füße reicht, und daß der erstere nicht aus Tuche, sondern aus reichen und andern Zeugen verfertigt, auch an der Brust auf beyden Seiten mit goldenen oder silbernen Litzen versehen ist. Die Hemden unterscheiden sich von der Männer ihren in der Länge, und die Hosen in der Weite. Im Winter tragen die Armenianer europäische wollene, gemeiniglich rothe, und im Sommer schwarze lederne, nur bis an die Schenkel gehende Strümpfe, jederzeit hingegen seidene und lederne Pantoffeln. Auch bey ihnen wird der Gürtel über den zweyten Ober-Rock angebracht, und entweder aus massivem Golde oder Silber verfertigt, und mit Edelsteinen besetzt, oder aus Seide zusammen gewirket. Wenn sie sich ausserhalb ihrer Wohnungen befinden,

bedecken sie sich vom Kopfe bis auf die Füße mit einem großen weißen Schleyer von Batist oder Kammertuch, dessen zwey Enden über dem Kopfe auf der Brust über einander geschlagen sind, die zwey andern über den Rücken herunter hangen, und bey dem Unterleibe gleichfalls mit einander verbunden werden.

Die heutigen Perser tragen gemeiniglich 3 oder 4 leichte Kleider, die ihnen entweder bis an oder unter die Knie gehen. Vornehme tragen seidene, mit Baumwolle ausgestopfte Unter-Kleider. Das Ober-Kleid ist von Gold-Stoff, über welches sie einen Zobel-Pelz hängen. Mittlere und gemeine Leute tragen Kleider von Seide und Kattun. Die Röcke sind ganz einfach, und nach der Natur gemacht; sie haben eine gehörige Länge, und sind an den Hüften mit einem Haken befestigt. Um die Lenden wird ein seidenes Band geschnallt, über diesem aber tragen sie einen Gürtel. Ihre Hosen sind weit, und wegen der Sonnen-Hitze bequem. Vornehmere tragen Strümpfe; alle aber Pantoffeln mit hohen Absätzen, welche sie, wenn sie in ihre oder andere Zimmer gehen, ablegen. Ihre Hemden sind von Kattun, oder Seide, aber nicht ganz von Seide; denn das Gesetz verbiethet ihnen, in einem solchen ihr Gebeth zu verrichten. Sie lieben besonders große Mäntel, und wählen sich dazu das dickste rothe Tuch.

Das persianische Frauenzimmer umwickelt den Kopf mit großen seidenen Tüchern, die von verschiedenen Farben sind. Ihre Röcke sind viel kürzer als der Männer ihre, enge, unter den Aermeln aufgeschlitzt, und die Aermel selbst nahe an den Händen, so wie bey den Männern, mit Knöpfen versehen. Sie tragen auch Gürtel. Ihre Hosen unterscheiden sich dadurch, daß sie enger um die Füße sind. An statt der Strümpfe, umwickeln sie die Füße bis an die Knie mit weißen baumwollenen Tüchern, und damit sie recht dick werden,

den, legen sie auch noch Baumwolle dazwischen. Die Schuhe sind Pantoffeln ohne Quartiere mit hohen Absätzen. Wenn sie ausgehen, umhüllen sie sich mit großen, aus weißem Kattune verfertigten Schleyern, welche vom Kopfe bis auf die Erde herab hangen. Ihre Haare hangen in Locken ohne viele Ordnung. Ihre Arme sind mit Armbändern von Perlen, und ihr Haupt ist mit Juwelen geziert. Sie tragen große Ohr-Ringe. Oft schlitzen sie, nach tatarischer Art, ihre Nasen-Löcher auf, um in denselben silberne und andere metallene Ringe als einen besondern Zierrath zu tragen.

Die Kleidung der Indier, Fig. 2159, paßt vollkommen zu dem Lande, welches sie bewohnen. Dieselbe besteht aus einem Stücke Leinwand, womit sie die Lenden umschürzen, und welches ihnen bis an die Knie reicht. Mit einem andern, ungefähr 4 Ellen langen Stücke umwinden sie den Leib auf verschiedene Art, wie es jedem gefällt. Auch den Kopf wickeln sie in feine Leinwand. Viele, besonders die Küsten-Bewohner, tragen große weite Hosen, welche ihnen bis an die Knöchel reichen: und nach mohrischer Art einen langen Rock von weißer Leinwand, welcher kreutzweise über die Brust geheftet ist. Die Reichen tragen diesen Rock oft aus Musseline, zuweilen so gar mit goldenen Blumen gestickt, binden ihn mit einer Schärpe über den Hüften enge zusammen, und bedecken ihr Haupt mit einer Mütze, die eine Art von Turban ist. Dieser Putz, welcher wieder die ehemahlige Gewohnheit läuft, ist erst seit der Herrschaft der Mogolen eingeführt worden. Indessen kann man doch die Indier selbst leicht von den Mogolen unterscheiden; denn die Röcke der erstern ziehen sich von der linken Seite, die der letztern hingegen von der rechten Seite her kreutzweise über die Brust. Die meisten gehen barfuß; viele tragen Sandalen; einige auch Pantoffeln aus Corduan von verschiedener Farbe, oder aus Gold- und

Sil-

Silber-Stoffen, die sich mit einer langen und krumm gebogenen Spitze endigen. Ihre Ohren sind durch die Schwere der daran hangenden ungeheuer großen goldenen Ringe entsetzlich in die Länge gezogen; diese Ohr-Ringe sind oval, und in der Mitte mit einer Perle oder einem Diamante geschmückt. Zuweilen ist ihr Anzug noch weit simpler. Man sieht überall Indier, deren ganzes Kleid in einem Stücke Leinwand besteht, womit sie die geheimen Theile bedecken.

Der ganze Anzug der Weiber besteht in einem simpeln Stücke Leinwand, welches sie Schürze (Pagne) nennen; diese schlingt sich 2 oder 3 Mahl um den Leib, und bedeckt ihn dadurch von den Lenden bis an die Füße; das eine Ende davon windet sich über die Schultern und über den Kopf, und fällt dann auf die Brust zurück. Oft sind sie aber auch von den Lenden bis auf den Kopf ganz nacket; Fig. 2160 a). Auf der Küste Orixa tragen sie überdieß noch ein kleines Corset, dessen Aermel nicht über den Elbogen reichen; es wird auf der Rückseite zugeschnürt, und bildet sich so nach dem Umrisse des Busens, daß es ihn unterstützt, ohne ihn zu drängen; der übrige Leib ist von dort an bis auf den Nabel nacket. Einige Damen tragen ihre Schürzen von gemahlter Leinwand, und die Reichsten nehmen dazu Wollen-Zeuge von den Hämmeln aus Tibet; diese Zeuge heißen Schalles, (im Engl. Shawl, s. oben, S. 127,) sind feiner als unsre schönsten Seiden-Zeuge, und es gibt welche darunter die 1000 franz. Livres kosten. Die meisten Weiber tragen an jedem Arme, auch über dem Knöchel an den Füßen, 10 bis 12 Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen. Diese Ringe schaukeln an dem Beine hin und her, und machen während dem Gehen ein Geklingel, welches den Damen sehr wohl gefällt. Auch an die Finger und Zehen stecken sie gewöhnlich große Ringe. Die flache Hand und die Fuß-Sohle färben sie mit dem Safte

von

von eingeweichten Mindi-Blättern roth, so wie sie dagegen einen Kreis um die Augen schwarz mahlen, um denselben mehr Lebhaftigkeit zu geben. In gewissen Stämmen reiben sie sich den Leib und das Gesicht mit Saffran. Goldene und silberne Hals-Ketten hangen ihnen bis auf die Herz-Grube herunter. Ihre Ohren sind an vielen Orten durchstochen und mit Edelsteinen geschmückt; ja, sie treiben ihren Hang zu diesem theuern Spielzeuge so weit, daß sie dasselbe auch an die Nase hängen. Ihre Haare salben sie mit Cocos-Oehl, und tragen sie theils geflochten, theils hinten am Kopfe, nach Art der Chineser, um eine goldene oder silberne Haar-Nadel gewunden. Die Wittwen legen ihre Juwelen ab, und tragen bloß eine weiße Leinwand, die sich um den Leib windet, und wovon das eine Ende von der rechten Seite sich auf die linke schlingt, den Schooß deckt, sich über den Kopf zieht, und dann wieder auf die rechte Schulter herab fällt; Fig. 2160 b.

Diese Art des Anzuges muß natürlicher Weise Ausschweifungen veranlassen, die ohnehin bey einem weichlichen und weibischen Volke eine alltägliche Sache sind, besonders da diese Leute schon von Kindheit an dazu gewöhnet werden, Anstand und Schamhaftigkeit zu verachten; denn die Kinder beyderley Geschlechtes laufen bis in ihr mannbares Alter ganz nacket umher.

Fig. 2161, stellt einen ostindischen Nabob, mit seinem Hukadabar oder Pfeifen-Träger hinter sich, dar. Er ist auf dem Wege in seinen Garten, der sich schon im Hinter-Grunde durch eine Cocos-Palme und durch Pisang-Bäume zeigt. Das Ober-Kleid des Nabob, welches ihm fast bis auf die Füße geht, ist vom feinsten weißen Musseline, oberhalb am Leibe und Aermeln knapp anliegend, unterhalb des Gürtels aber so weit und faltenreich als ein Weiber-Rock. Die Unter-Kleider bestehen aus ausserordentlich weiten und langen Hosen, welche bis über die Knöchel herab gehen, und oben über den Hüften mit einer langen Binde von

seidenem Filet befestiget werden. Sie sind gemeiniglich von einem reichen Zeuge, welcher in der Landes-Sprache Gingap heißt. Das Ober-Kleid hat über den Hüften einen breiten und langen Gürtel, meistens von kostbarem Schaul, oder einem andern reichen Zeuge. In diesem Gürtel steckt linker Hand sein Kriß oder Dolch, dessen doppelter Griff von vergoldetem Silber, und mit bunten Edelsteinen besetzt ist. Die Pantoffeln, in welchen er mit bloßen Füßen geht, sind gleichfalls von einem Gold-Stoffe, und haben vorn in die Höhe gebogene Schnäbel. Der Turban ist sehr flach, gewöhnlich von dem feinsten weißen, oder bunt auch reich gestickten Musseline, mit einer Schnur von Perlen und bunten Steinen, und über der Stirn mit einer krumm gebogenen Schmuck-Feder von Rubinen und Smaragden geziert. Hinter derselben ist in der Fassung eine Hülse angebracht, in welche ein Par lange schöne Hahnen-Federn, an deren Spitzen goldene Quästchen hangen, gesteckt werden. Um den Hals trägt er gleichfalls ein Gehänge von Perlen und bunten Steinen, meistens Smaragden und Rubinen, zuweilen aus Diamanten, welche hier aber nicht, wie in Europa, gefasset, sondern wie Perlen gebohrt und angereihet werden. Die Arm-Bänder, welche er um den Ober-Arm trägt, sind beynahe handbreit, und meistens mit rothen und grünen Steinen reich, aber ohne Geschmack, besetzt. Der gerade Säbel, an welchem er statt eines Stockes geht, ist von Silber und vergoldet, und sowohl Gefäß als Scheide mit buntem Schmucke besetzt. Die krumme Spitze, welche er auf dem Knopfe hat, gibt ihm eine sonderbare Form.

Der Hukadabar, oder Pfeifen-Träger, der dem Nabob die Huka oder Tobacks-Pfeife in den Garten nachträgt, gehört unter den vorzüglichsten Luxus der vornehmen Morgenländer, und ist eine der ersten Leib-Diener-Stellen, die immer Ansprüche auf das Vertrauen

trauen des Herren gibt. Gewöhnlich wird dazu ein schöner Jüngling gewählt, den sie ausserordentlich reich kleiden. Der gegenwärtige trägt Kleider vom feinsten und kostbarsten Musseline, zum Mantel ein kostbares Schaul, welches wohl 600, 800 bis 1000 Rupien oder deutsche Gulden kostet, über den Kopf einen Schleyer, und in den Ohren sehr große goldene Ringe mit bunten Steinen besetzt. Sein ganzes Geschäft ist, die Huka seines Herrn, d. i. die Maschine zum Toback-Rauchen, die ich an seinem Orte beschreiben werde, zu besorgen.

Fig. 2162, eine vornehme Bengaleserinn, in ihrem Zimmer. Das Zimmer einer bengalischen Dame übertrifft alles, was man sich von Reinlichkeit nur denken kann. Die Decke ist mit einer Art von buntem Mosaik gemahlt und lackiert. Im Zimmer stehen zwey freye Reihen gerade runde Säulen, ungefähr 2 Schritt von den Wänden ab, welche die Decke tragen. Innerhalb derselben hält sich die Dame auf, und in den Gängen zwischen den Säulen und der Wand stehen oder sitzen ihre weibliche Bedienten. Wände, Säulen und Fußboden, ist mit weißem Musseline behangen, falbalirt und belegt; und bey vielen geht der Luxus so weit, daß das Zimmer täglich morgens frisch behangen seyn muß. Die Dame selbst, welche sich hier von einer ihrer Kammerdienerinnen, auf einer Schale von vergoldetem Blech, mit Filigran-Arbeit geziert, Betel mit Areca-Nüssen, und ein Fläschchen Rosen-Wasser reichen lässet, ist in der wahren Landes-Tracht. Sie hat sehr weite Hosen von feinsten weißen Musseline, unten mit bunter oder reicher Kante, und oben mit einem reich gestrickten Gürtel befestigt. Vom Gürtel bis zur Brust herauf, ist der Leib, so wie die Arme, bloß. Sie trägt die Brüste, nach Landes-Art, in Futteralen von proportionirter Größe, welche von sehr leichtem Holze gemacht, und in einem halben Leibchen von Gold-Stoff mit halben Aermeln, das bloß die

Brust

Brust und weder Rücken noch Unterleib bedeckt, angebracht sind. Ihre glänzend schwarze Haare sind auf der Scheitel getheilt, glatt gestrichen, und hängen hinten in lange Zöpfe geflochten herab. Ein sehr langer Schleyer von feinem Flor, der gemeiniglich über den einem Arm geschlagen wird, bedeckt den Kopf. Um Hals, Arme, Hände und Füße, hat sie Perlen-Schnüre; auf der Stirn, einen Schmuck von bunten Steinen; in den Ohren, die rund herum durchlöchert sind, viele Ohr-Ringe; und sowohl an den Fingern, als Zehen, eine Menge Ringe von bunten Juwelen. Der Anzug der Kammerdienerinn ist von dem Anzuge ihrer Gebietherinn fast in nichts unterschieden; denn es gehört zur Sitte, diese sehr reich zu kleiden. Eine bengalische Dame hat, so gut wie ihr Gemahl, ihren weiblichen Hukadabar, und eine Menge anderer Dienerinnen, davon jede ihr eigenes Geschäft bey ihrem Anzuge und Putze hat; denn sie pflegt täglich eine ausserordentlich sorgfältige Toilette zu machen, an welcher insonderheit die äusserste Reinlichkeit einen großen Antheil hat.

Die Siamer gehen beynahe ganz nackend. Sie gehen mit bloßem Kopfe und Beinen; nur um des Wohlstandes willen tragen sie ein Stück gemahlte Leinwand von etwa 2½ E. lang, um die Lenden und Schenkel. Zuweilen nehmen sie, statt der gemahlten Leinwand, Seiden-Zeug, entweder schlechten, oder mit Gold und Silber gestickt. Die siamischen Mandarinen, Fig. 2163 [a], tragen, nebst diesem Pagne, auch ein Hemd von Musselin, welches ihnen statt der Weste und des Rockes dient. Wenn sie mit einem Mandarin von einem höhern Range sprechen, ziehen sie das Hemd aus, und wickeln es um den Leib, um damit anzuzeigen, daß sie bereit seyn, seine Befehle zu vernehmen. Gedachte Hemden haben keine Hals-Kragen; sie stehen vorn offen, daß man die Brust sieht.

Die

Die Aermel hangen bis an die Hand herab, haben etwa 2 Schuh im Umkreise, und sind weder oben noch unten gefaltet. Des Winters hängen die Großen zuweilen ein Stück Zeug oder gemahlte Leinwand, wie einen Mantel, um die Schultern, oder auch wie eine Binde, und stecken die Enden mit vieler Artigkeit unter den Armen durch. Der König von Siam trägt eine Weste von schönem Brocate mit sehr engen Aermeln, die bis an die Hand reichen. Ueber der Weste hat er ein Hemd mit europäischen genäheten oder gewirkten Spitzen besetzt. Kein Mensch darf eine solche Weste tragen, wenn er sie nicht von dem Könige selbst verehrt bekommt, welche Gnade aber nur den vornehmsten Herren wiederfährt. Zuweilen schenkt ihnen der König auch eine scharlachene Weste, die bis an das Knie reicht, vorn 8 bis 10 Knöpfe hat, und nur im Kriege, oder auf der Jagd, getragen wird. Sie hat sehr weite Aermel, aber ohne weitern Zierrath; sie reichen auch nicht einmahl bis an den Elbogen. Es ist in Siam der durchgängige Gebrauch, daß der König nebst seinem ganzen Gefolge im Kriege oder auf der Jagd roth gekleidet geht. So gar die Hemden, die man unter die Soldaten austheilt, sind roth gefärbt. Wenn eine besondere Feyerlichkeit vorgeht, erscheinen sie mit denselben im Gewehre. Die weiße hohe und spitzige Mütze wird sowohl von dem Könige, als auch von den Vornehmen, getragen, doch nur zum besondern State. Des Königs seine ist mit einem Kranze oder einer Krone von Juwelen geziert, hingegen der Vornehmsten ihre mit Kränzen von Golde, Silber, oder vergoldetem Schmelze, woran man ihre Würde kennt. Sie tragen diese Mütze nur in Gegenwart des Königs, oder wenn sie zu Gerichte sitzen, oder auch zur ausserordentlichen Pracht. Die Mütze wird mit einem Bande unter dem Kinne angebunden, und von niemand abgenommen. Die Weiber, Fig. 2163 b), wickeln ihre

Pagne eben so wohl um den Leib, als die Mannspersonen; allein sie lassen die Leinwand nach ihrer ganzen Breite herab hangen; solcher Gestalt wird ein enges Röckchen daraus, welches bis an die Wade reicht, da hingegen die Mannspersonen ein Ende der Leinwand, welches länger ist als das andere, zwischen den Beinen durchziehen, und hinten in den Gürtel stecken. Das andere Ende hängt vorn herab; und weil sie keine Tasche haben, binden sie gemeiniglich ihren Beutel mit Betel daran. Die vornehmern Weiber tragen zwey Pagne über einander, damit der untere rein bleibe. Den Pagne ausgenommen, gehen die Frauenspersonen ganz nacket. Sie tragen keine Musselin-Hemden, wohl aber die Vornehmen ein großes Halstuch, oder eine Binde, deren Enden sie zuweilen um die Arme wickeln. Wollen sie es aber artig machen, so hängen sie es mitten vor den Busen, drücken die Falten etwas zusammen, und lassen die Zipfel hinten über die Schultern herab hängen. Die Kinder laufen bis in das 4te oder 5te Jahr ohne Pagne herum; so bald sie aber diese Kleidung tragen, werden sie bey der Züchtigung nicht mehr entblößt. Die Siamer kleiden sich nicht einmahl beym Schlafengehen aus, sondern nehmen nur einen andern Pagne um, wie sie bey dem Baden ebenfalls thun. Kostbare Pagnes, d. i. von gesticktem Seiden-Zeuge, oder von sehr feiner gemahlter Leinwand, darf niemand tragen, als wer sie von dem Könige bekommt. Gemeiniglich besteckt man die drey letzten Finger an der Hand mit so vielen Ringen, als man will. Hals-Bänder und Hals-Gehänge sind in Siam nicht gebräuchlich; hingegen Ohr-Gehänge bey Frauenspersonen und Kindern von beyderley Geschlechte. Sie sind gemeiniglich in Gestalt einer Birn, auch von Golde, Silber, oder vergoldetem Schmelze. Die Jungen und Mädchen von vornehmer Familie, tragen Arm-Bänder; doch nur bis in das 7te oder 8te Jahr.

Auch

Auch haben sie an den Armen und Beinen goldene oder silberne Ringe.

Von der Kleidung der Katschinzen, oder katschinzischen Tataren, s. im XXXV. Th. S. 56, f. und die dazu gehörige Abbildung eines katschinzischen Tataren-Weibes, Fig. 1969.

Die ostiakische Manns- und Weibs-Kleidung hat viel eigenthümliches, und besteht größten Theils aus Thier-Häuten und Pelzwerke, welche sie selbst bereiten. Hemden schaffen sich nur die reichsten an, und der gemeine Haufe trägt die ledernen Kleider auf der bloßen Haut.

Der männliche Anzug besteht erstlich aus einem engen Unter-Pelze mit Aermeln, welcher kaum bis über die halben Lenden reicht, oben mit einer Oeffnung, wo man mit dem Kopfe durchfahren kann, hinten und vorn aber geschlossen. Dieses Stück wird gemeiniglich aus Rennthier-Häuten, die im Frühlinge fallen, gemacht, und mit dem Haare einwärts angezogen. Der gewöhnlichste Ober-Pelz, welcher auch wohl im Sommer bey kalter Luft angezogen wird, ist aus jungen Rennthier-Häuten genähet, und wird mit dem Haare auswärts getragen; hinten hat er eine runde Kappe, welche statt der Mütze den Kopf genau einschließt, und fest angenähet ist. Der Saum dieser Kleidung ist mit Hunds-Fellen bebrämt; Fig. 2164 a). Die gewöhnlichen Beinkleider schließen genau, reichen nicht bis an das Knie, und sind aus sämisch gegärbten Rennthier-Häuten ꝛc. gemacht. An die Füße ziehen sie kurze Strümpfe von jungen kurzhaarigen Rennthier-Fellen, und darüber Stiefel aus riemenweise zusammen gesetzten Rennthier-Pfoten, an welchen die borstigen Haar-Fleckchen zwischen den Klauen des Rennthieres an statt der Sohle zusammen gestückelt werden, weil sie dauerhaft sind, und das Gleiten auf dem Schnee durch ihre straubige Richtung verhindern. Dergleichen

chen ostiakische Stiefel werden auch von russischen Kaufleuten verführt, und sowohl in Sibirien, als Rußland, auf Winter-Reisen getragen.

Die ostiakischen Weiber, Fig. 2164 b), tragen auf der bloßen Haut weite, vorn herunter ganz offene Pelz-Schlafröcke, welche zwar nicht sehr weit, aber doch so eingerichtet sind, daß ein Vorder-Theil über das andere schlägt, in welcher Lage es mit Riemen zugebunden wird. Mit diesem einzigen Kleide bedecken sie ihre Blöße, und wissen sich wohl in Acht zu nehmen, daß der Pelz niemahls vorn aufschlägt, ob sie gleich keinen Gürtel oder Leib-Binde tragen dürfen. Beinkleider tragen sie nicht; und weil sie im Sommer auch barfuß gehen, sind sie unter diesen Pelzen ganz nacket. Im Winter tragen sie zu Hause Strümpfe von sämischem Leder. Die Haare flechten sie hinten in zwey Zöpfe, welche auf dem Rücken herunter hängen, und durch eine Quer-Schnur zusammen gehalten werden. Ausserdem befestigen Reiche hinten am Haare zwey lange Streifen von gutem Tuche, die bis in die Gegend der Kniekehle reichen, und mit Messing- und Kupfer-Blechen, die kleine Pferde, Rennthiere, Fische und andre Figuren vorstellen, besetzt seyn müssen. Mädchen tragen um den Kopf einen mit Blechen besetzten Kranz, an welchem hinten lange durch ein Quer-Band verbundene Streifen befestigt sind. Das Weibsvolk überhaupt bedeckt den ganzen Kopf mit einem Schleyer von Leinwand, so bald nur Freunde, selbst von der Verwandtschaft, in die Jurte kommen, und bleiben vor niemand als ihren leiblichen Müttern unbedeckt.

Als eine Zierde betrachten die ostiakischen Weiber, sich die Haut, wenigstens auf dem Rücken der Hände, dem Vorder-Arme und an den Schienbeinen herunter, mit allerley bläulichen punctierten Figuren einzuätzen. Sie machen in dieser Absicht nur die Zeichnung der verlangten Figuren mit Ruß auf der Haut, und zerstechen dieselben darauf mit Nadeln bis auf das Blut, da denn die in der Ruß-

Figur

Figur begriffenen Stiche einen blauen Punct nachlassen. Mannspersonen pflegen nur oben auf dem Hand-Gelenke dasjenige Zeichen einätzen zu lassen, mit welchem sie in den Tribut-Büchern angeschrieben sind, und welches, wie bey andern schriftunkundigen Völkern Sibiriens, auch gerichtlich, als ihre Unterschrift gilt. Gelegentlich aber lassen auch Mannspersonen auf den Schultern, und an andern Stellen des Leibes, wo sie, um Krankheit willen, sich mit Nadel-Stichen schröpfen, zugleich allerley Figuren einbeitzen.

Von der Kleidung der Jakuten, s. im XXVIII Th. S. 696, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1632.

Die Kleidung der Samojeden, ist in den verschiedenen Stämmen nicht sehr verschieden, und der ostiakischen, theils auch der jakutischen sehr ähnlich. Die Winter-Kleider sind gewöhnlich von Rennthier-Fellen, Fuchs- und andern Pelzwerke, meistens mit weißem langhaarigen Pelzwerke von Hunds- oder Wolfs-Bäuchen verbrämt, theils auch von Bäuchen der Taucher (Colymbus *Linn.*) und anderer Wasser-Vögel immer über einander geschlagen, die Haare oder Federn nach aussen, und mit einem Gürtel um den Leib befestigt. Die Feder-Kleider sind, so wie die Pelz-Kleider einiger, oft nach jakutischer Weise mit gefärbten langen Haaren befranset, und auf den Näthen besetzt. Von Hemden wissen sie nichts, sondern tragen die Röcke auf dem bloßen Leibe. Die Sommer-Kleider sind von Fisch-Häuten, welche die Frauensperſonen, so wie das Pelzwerk, sehr gut zu gärben wissen, vorn offen, und kurz; Ränder und Näthe sind zierlich benähet und befranset. Des Sommers gehen sie mit bloßem Haupte, und des Winters mit Pelz-Kappen, die auch bisweilen am Rocke selbst befestigt sind. In Fig. 2165 a) sieht man die Abbildung einer Mannsperson.

Bey den Weibern ist der ostiackische Schleyer unbekannt. Sie gehen, ausser auf Winter-Reisen, immer mit unbedecktem Haupte und Gesichte, sind auch

sonst ziemlich schamlos. Das Haupt-Haar ist in zwey Zöpfe geflochten, welche hinten herunter hangen, und nie aufgelöset werden. In den Ohren tragen sie kurze Gehänge von Korallen. Am Kleide pflegt das Brust- und Rückenstück aus jungen Rennthier-Fellen, das übrige aus zusammen gestückten Tuch-Lappen zu seyn. Vorn und hinten werden auch noch zur Zierde einige Tuch-Lappen angehängt. Unten herum hat das Oberkleid eine dreyfache Bebrämung von gutem Pelzwerke, und wird vorn nicht zugebunden, sondern über einander geschlagen, und mit einem Gürtel befestigt, an welchen vorn, statt der Spange, ein großer eiserner Ring, woran beyde Enden des Gürtels fest geknüpft sind, getragen wird. Die samojedischen Weiber tragen auch Beinkleider von sämisch gegärbten Rennthier-Fellen. In diesen Kleidern bleiben sie Tag und Nacht; die Mannsleute aber pflegen in ihren Jurten bis auf die Beinkleider nacket zu schlafen. Eine Abbildung ihrer Sommer-Kleidung, sieht man Fig. 2165 b), und der Winter-Kleidung, Fig. 2165 c).

Bey den Tungusen, nähen sich Einige, insonderheit diejenigen, die in Wäldern ziehen, blaue Figuren in das Gesicht, die sie überhaupt Huldir nennen. Sie bestehen in 1 oder 2 einfachen oder gezähnten, bogenförmigen Linien auf jeder Wange, und wenn es recht vollständig ist, auch auf der Stirn und dem Kinne. Sechs- bis achtjährigen Kindern beyderley Geschlechtes, nähet man einen mit Speichel benetzten, und an einem Kessel von Ruß geschwärzten Faden von Zwirn, oder eine Sehne, durch die Haut, und schwärzet ihn bey jedem dritten Striche. Die Linien erscheinen recht blau, und verwachsen nimmer. Hemden sind bey ihnen nicht üblich. Die Hosen sind des Sommers, so wie alle Kleider, meistens von sämischem Leder, und des Winters von Pelz. Vorn hangen, 1 Spanne lange, Fransen von ledernen Riemen, die mit einem zierlichen

Saume

Saume versehen sind, welcher auch wohl mit Korallen bedeckt ist. Des Sommers tragen Viele Hosen und Strümpfe von Fisch-Haut. Die Halb-Stiefel sind meistens von der rauchen Bein-Haut der Rennthiere oder Elenne gemacht, und haben geräucherte Sohlen. Der Rock ist ziemlich nach europäischer Art, hat enge Aermel, sitzt fest um den Leib, und hat so kurze Schöße, daß er nicht immer bis an die Knie reicht. Weil er auch vorn nicht recht zusammen reicht, so tragen sie ein Bruststück, welches ein, oben eine Hand, unten eine Spanne breiter Latz von Länge des Rockes ist, der um den Hals hängt. Die Sommer-Röcke von sämischem Leder haben oft 2 Theile des Schooßes, oder auch den ganzen Schooß, von rothem, blauem und anderm Tuche. Die Winter-Kleider sind von schneeweißen Renn-Thier-Fellen, und eben so gemacht. Der Hals ist stets bloß. Alle Nähte der guten Kleider sind, so wie die Falten und Ränder, oder Säume, mit Nähewerke und zum Theil mit Korallen gleichsam bordiert. Sie befransen auch den Rand aller Kleider, des Brust-Latzes, die Falten am Rocke, und die Naht, welche die Aermel an den Rock befestigt, mit weißen oder rothen, auch wohl schwarzen, bis 6 Z. langen Haaren, so, daß die Farben abwechseln. Auf die Hüften heften sie bis 2 Spannen lange Haar-Büschel, daher bey mäßigem Winde alles flattert und sich bewegt; welches diesen muntern Leuten ein flüchtiges und wildes Ansehen gibt. Den ganzen Sommer, und geputzt, gehen sie mit blosem Haupte; des Winters und auf der Jagd aber, tragen sie Mützen, welche aus der rauchen Haut von Reh-Köpfen, an denen die Ohren aufgerichtet sind, und wenn sie junge Hörner haben, auch diese stehen; gemacht sind. Fig. 2166, stellt einen solchen Tungusen vor.

Die weibliche Kleidung gleicht der männlichen ganz; die Weiber bedecken aber nicht nur alle Theile des Lei-

bes sorgfältiger, und machen deswegen ihre Kleider etwas vollkommener, sondern sie sind auch meistens mit mehr Zierrathen versehen. Viele tragen Finger-Ringe, oder kleine Korallen-Muster, breiten Hals-Binden gleich, die auf die Brust hangen.

Von der Kleidung der Kamtschadalen, s. im XXXIV Th. S. 100, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1838 a) und b).

Die Kleider der Chineser, sind sehr einförmig, und nach den Jahrszeiten eingerichtet, so, daß sie besondere Kleider für den Winter, besondere für den Sommer, und noch andere für die Mittel-Zeit, haben. Vornehmlich ist dieser Unterschied an den Mützen oder Hüten zu bemerken. Im Frühlinge und Herbste tragen sie kleine runde Deckel, die nur eben die Scheitel bedecken, mit einem abgeschrägeten Rande, der mit Seehund- oder Seebären-Felle, oder auch mit Sammet, überzogen ist, oben mit einem Knöpfchen und rothen aus Seide gedreheten Quaste, welcher die ganze Platte bedeckt. Im Sommer gehen sie mit weiten, das Gesicht beschattenden, stürzenförmigen Stroh-Hüten, welche sehr sauber geflochten, und oft zu 4 bis 6 Rubel das Stück bezahlt werden, mit einem zierlichen Quaste aus langen roth gefärbten, glänzenden Haaren, die von wilden tangutischen Kühen (Bos grunniens L.) genommen sind. Im Winter bedienen sie sich platter, mit Fuchs bebrämter Mützen, welche aber die Ohren nicht bedecken, und wiederum seidener Quaste. Nach chinesischem Gebrauch ist es eine Unhöflichkeit, bey einem Vornehmern die Mütze abzunehmen.

Die Kleider unterscheiden sich, nach der Verschiedenheit der Jahrs-Zeiten, nur in der Dicke des Unter-Futters und der Materie. Vornehme und geringere Kaufleute sind gleichförmig gekleidet, und zwar vom Frühlinge bis in den Herbst, meist in baumwollenen Glanz-Zeugen (Kitaika, s. im XXXIX Th. S. 215, fgg.

ſgg.), welche ſie ſo gar faſt alle von gleicher Farbe, nähmlich ſchwarz, oder ſeltener dunkelblau, wählen. Der chineſiſche Anzug beſteht aus einem bis an die Knöchel reichenden Rocke mit engen Aermeln, welcher hinten bis an das Geſäß aufgeſchlißt, vorn aber in der ganzen Länge mit Knöpfen verſehen iſt; darüber tragen ſie ein Gewand wie eine lange Weiber-Jacke, welches keine Aermel, ſondern nur Spalten hat, durch welche die Arme geſteckt werden. Ueber dieſes alles tragen ſie noch ein Koller, oder ein kurzes Kamiſol mit Aermeln, die nicht weiter als zum Elbogen reichen, welches entweder von Seiden-Zeuge und durchnähet, oder mit Pelz gefüttert, oder auch aus Zobel-Pfoten, Fuchs-Pfoten, Seebären-Fell, und bey ganz gemeinen aus Reh- oder Pferde-Haut, das Rauche auswärts gekehrt, genähet wird. Vornehme tragen ſolche Koller von ausgeſuchten krauſen und ſchwarzen Schaf-Fellen, Zobel- oder kamtſchatkiſchen Seebiber-Fellen, wovon deswegen auch ein ſo ſtarker Abſatz nach China iſt, weil der ganze Pekingiſche Hof ſich vorzüglich damit kleidet. Die Stiefel der Chineſer ſind weit, mit ſchwarzem Seiden-Zeuge überzogen, und mit mehr als fingersdicken, ſchweren Sohlen verſehen, welche aus zuſammen geklebtem groben Baumwollen-Zeuge (Daba, verfertiget werden, und einige Jahre dauern ſollen. Am Leib-Gürtel, womit ſie nur das Unter-Kleid befeſtigen, tragen ſie beſtändig lange ſeidene, ſchön ausgenähete Tobacks-Beutel mit Pfeifen, auch wohl ein Futteral, worin Meſſer, und die Stöckchen, deren ſie ſich beym Eſſen bedienen, befindlich ſind. In dieſer ganzen Kleidung ſieht man ſie im Hauſe, ſo wie auf der Straße.

Bey den Einwohnern der maldiviſchen Inſeln, bekommen die Knaben die erſten Kleider im 7ten Jahre, d. i. wenn ſie beſchnitten worden ſind. Die Mädchen tragen bis in das 8te oder 9te Jahr nur ein Pagne oder Tuch. Die gewöhnliche Kleidung der Maldiver, iſt

eine Gattung Hosen von Leinwand, welche vom Gürtel bis unter die Knie reichen, und worüber sie ein Pagne von Seide oder anderm Zeuge tragen, welches mit mancherley Zierrathen versehen ist, nach der Beschaffenheit ihres Ranges oder Vermögens. Der übrige Theil des Leibes ist nackend. Weil sie wegen der großen Hitze sehr haarig werden, ja so gar glauben, die Natur bezeige sich grausam gegen sie, wenn sie nicht über und über mit Haaren bewachsen sind: so scheren sie solche an der Brust und am Bauche weg, doch so, daß hier und dort einige stehen bleiben, welches von fern das Ansehen hat, als wenn sie ein ausgeschnittenes Wamms am Leibe hätten. Die Frauenspersonen tragen Leib-Röcke von leichtem Seiden- oder Baumwollen-Zeuge, und müssen sich, des Wohlstandes wegen, den Busen sorgfältig bedecken.

Bey den Einwohnern der Insel Sumatra, besteht die Kleidung des männlichen Geschlechtes aus folgenden Stücken. Eine enge Weste ohne Aermel, die aber einen Hals wie ein Hemd hat, und bis oben hinan mit Knöpfen, die oft von Gold-Faden sind, zugeknöpfet wird. Dieses ist den Malayen eigen. Hierüber tragen sie den Badjuh, welcher einem Schlaf-Rocke gleicht, am Halse offen ist, an der Handwurzel aber und um die Mitte des Armes mit 9 Knöpfen an jedem Aermel fest zugeknöpfet wird. Der Badjuh, welchen junge Mannspersonen tragen, ist vorn nur bis auf die Brust offen, und ist nicht länger als die Weste, dagegen die andern bis auf die Knie offen sind, und oft bis auf die Knöchel der Füße reichen. Sie sind gemeiniglich von blauem oder weißem baumwollenen Zeuge. Vornehmere haben sie von Zits, und die Vornehmsten von geblümter Seide. Der Cayen Sarrong, ist dem Mantel der Berg-Schotten ähnlich, indem er aus einem Stücke bunten Zeuges, 6 oder 8 Fuß lang, und 3 bis 4 F. weit, besteht, an den Enden zusammen

genä-

genähet ist, und einen weiten Sack ohne Boden vorstellt. Dieser wird zuweilen zusammen gefasset, und über die Schulter geworfen, oder auch um die Hüften aufgesteckt; bey völliger Kleidung aber wird er mit dem Degen-Gehenke von karmesinrother Seide gegürtet, welches einige Mahl um den Leib geht, und am Ende ein Loch hat, worin die Scheide des Crihse oder Dolches hängt. Sie tragen kurze Beinkleider, welche bis auf die Hälfte der Dickbeine reichen, und gemeiniglich von rothem oder gelbem Taffet sind. Schenkel und Füße bleiben unbekleidet. Um den Kopf befestigen sie ein feines gefärbtes Schnupftuch auf eine besondere Art, so, daß es einen kleinen Turban vorstellt. Die Einwohner im Lande wickeln, statt dessen, ein Stück weißen oder blauen Zeuges um den Kopf. Die Scheitel bleibt unbedeckt, ausser an denjenigen Tagen, da sie einen Tudong oder Schatten-Hut tragen, welcher sie hinlänglich vor der Witterung beschützt.

Die Frauenspersonen tragen eine Art Leibchen, oder vielmehr ein kurzes Mieder, welches die Brust bedeckt, und bis auf die Hüften reicht. Der oben beschriebene Cayen Sarrong geht bis unter die Arme, und reicht bis auf die Füße, und wird bloß dadurch befestigt, daß man ihn zusammen faltet, und über die Achsel wirft, ausser wenn der Tallich pending oder Gürtel um das Mieder getragen wird, welcher ihn hinlänglich befestigt. Dieser besteht gemeiniglich aus gesticktem Zeuge, und zuweilen aus einem 2 Z. breiten Gold- oder Silber-Bleche, und wird vorn mit einem breiten Haken von gravierter Arbeit, welcher in der Mitte einen Edelstein oder etwas ähnliches hat, befestigt. Das Badjuh oder Ueber-Kleid, ist von dem männlichen wenig unterschieden, und wird auf eben dieselbe Art um die Handwurzel zugeknöpfet. Quer über den Nacken wirft man ein Stück feinen, blauen baumwollen Zeuges, Salendang, ungefähr 5 F. lang,

welches an jedem Ende gestickt oder mit Fransen versehen ist, und vorn herunter hängt, wobey es vornehmen Frauenzimmern zugleich zu einem Schleyer dient, wenn sie ausgehen. Das Schnupftuch trägt man entweder, in kleine Falten gelegt, in der Hand, oder man hat es, der Länge nach, quer über der Schulter hängen.

Unter dem Land-Volke, besonders in den südlichen Provinzen, unterscheiden sich die Mädchen durch eine Binde, welche quer über das Stirn-Haar geht, und hinten befestigt wird. Diese besteht gemeiniglich aus einem dünnen Silber-Bleche, ½ Z. breit; die vornehmen haben es von Gold, die ärmsten aber nehmen dazu das Blatt des Nipah-Baumes. Ausser diesem ihnen eigenen Putze wird ihr unverheuratheter Stand auch durch goldene und silberne Ringe oder Arm-Bänder um die Hand- und Fuß-Wurzel angedeutet. Auf Schnüre gezogene Münzen werden gemeiniglich nur von Kindern um den Hals getragen; und ehe die Mädchen so alt sind, daß sie bekleidet werden, tragen sie vorn an dem Unterleibe ein silbernes Blech, in Gestalt eines Herzens, welches an einer silbernen Kette um die Hüften hängt. Die Mädchen auf dem Lande verfertigen sich den Zeug zu ihrer vornehmsten, und oft einzigen Kleidung, dem Cayen Sarrong, welcher ihnen von der Brust nur bis auf die Knie reicht, selbst. Diejenigen, welche die malayischen Männer und Weiber tragen, kommen von den Buggueß-Inseln weiter ostwärts, und reichen ihnen bis auf die Füße.

Die Einwohner in Macassar, sind weit besser gekleidet, als irgend eine andere indische Nation. Die Kleidung der Vornehmen ist eine lange Weste, welche ihnen fast bis auf die Knie reicht, gemeiniglich von goldenem oder silbernem Stücke, oder einem schönen Scharlache, den sie von den Holländern kaufen. Die Knöpfe, womit sie solche vorn zumachen, sind Gold-Schmiede-Arbeit. Die Aermel daran sind enge, und

kur-

werden bis an die Knöchel zugeknöpfet. Die Hosen, welche sie darunter tragen, gleichen den unsrigen; sie sind aber von einem dünnen seidenen Zeuge, und bunt gestreift. Ihr Gürtel ist von Brocat, von einer andern Farbe als die Weste. Er ist sehr breit, und die beyden Enden, welche man bis über die Knie hinab hängen lässet, sind reich mit Gold und Silber gestickt, fast ½ E. hoch. Wenn sie öffentlich erscheinen, nehmen sie einen kleinen musselinen Mantel nachlässig darüber. Der Kries (Cri), oder Säbel, steckt an der rechten Seite in dem Gürtel. Das Gefäß und die Scheide desselben sind gemeiniglich von gediegenem Golde. Auf der andern Seite tragen sie in ihrem breiten Gürtel ein kleines Messer, Toback, Betel, und ihren Geld-Beutel, weil sie keine Tasche haben. Im Felde haben sie, nebst dem Kries, auch einen Säbel auf der rechten Seite, dessen Gefäß gemeiniglich von Gold oder Silber ist. Der gemeinen Soldaten ihre sind von Elfenbein, oder kostbarem Holze. Die gemeine Gewohnheit des Landes ist, daß sie barfuß gehen; indessen ziehen doch vornehme Personen, welche die Beschwerlichkeit der Hitze nicht so sehr scheuen, als daß sie den Sand fühlen möchten, kleine mohrische Sandalen an, die mit Golde und Silber gestickt sind, fast wie unsere Frauenzimmer-Schuhe. Der Hut ist bey den Macassaren ein Abscheu; und ihre Ehrerbiethung gegen den Turban geht so weit, daß sie sich dessen nur an Fest-Tagen und bey öffentlichen Lustbarkeiten bedienen. Sie tragen aber beständig eine kleine Mütze, in Gestalt eines Hutes, und von einem weißen Zeuge, welches nach dem Range oder Vermögen der Person mehr oder weniger kostbar, und mit einem kleinen Aufschlage von Golde oder Silber besetzt ist. Ihr Turban ist nicht, wie der Türken ihrer, gestaltet; er ist nur eine breite Binde von Zeuge oder Leinwand, die sie sich sehr geschickt um den Kopf winden. Der Priester und Alten

ihre ist weiß; junge Leute aber haben sie von allerley Farben, meistens roth, grün oder gestreift.

Die Frauenspersonen haben noch mehr Neigung zum Putze, als die Mannspersonen; sie sind aber nicht so prächtig. Sie tragen Hemden von schönem Musseline, welche ihnen bis auf die Knie gehen. Die Aermel sind daran enge, und so kurz, daß sie nicht über den Elbogen gehen. Der Hals daran ist hoch genug, die Brust ganz zu bedecken. Sie tragen darunter Hosen von goldenem oder silbernem Stücke, die von der Männer ihren nur darin unterschieden sind, daß sie länger sind, und stets meist über das Bein gehen. Die Gold- oder Silber-Stickerey, womit diese Hosen an den Enden besetzt sind, ist überaus schön. Sie tragen ein Röckchen darüber, wie der französischen Frauenzimmer ihre sind, welches im Hause nur von Leinwand oder einem leichten Zeuge ist. An Fest-Tagen aber haben sie einen Rock von gestreiftem Musseline, durch welchen die Hosen von goldenem oder silbernen Brocat, deren Boden gemeiniglich roth ist, in ihrer ganzen Schönheit durchschimmern. Ihre Haare sind ihr einziger Kopf-Putz, und hinten zierlich zusammen gebunden. Sie haben solche von Natur sehr schwarz; und da sie dieselben mit wohlriechendem Wasser benetzen, welches den Glanz noch mehr erhebt, so macht die Art, wie sie solche in Locken legen, einen angenehmen Putz. Man sieht wenig Ringe und Edelsteine an ihnen; das ist der Männer Zierrath. Zu ihrem Hals-Bande haben sie nur eine kleine goldene Kette, welche ihre Männer ihnen den Morgen nach der Hochzeit geben, damit sie sich erinnern, daß sie die obersten unter ihren Sclaven sind.

Bey den Bewohnern der moluckischen Inseln, tragen nur die Priester und Weiber Kleider. Die Männer bedecken ihr Haupt mit einem bunt bemahlten Hute aus den Blättern des Latanus. Ein schmahles

Stück

Stück Leinwand zur Bedeckung der Scham ausgenommen, ist der übrige Leib ganz nacket. Die Weiber kleiden sich in einen langen Rock, oder eigentlich eine Art von Sack ohne Falten, welcher sich vorn zuschließt; auch tragen sie ungeheuer große Hüte, welche 7 bis 8 F. im Umfange haben; diese Hüte sind oben platt, und mit Muschelwerke und Perlmutter verziert; unten dient ein 3 Z. hoher Zirkel, statt des Hut-Kopfes, und hilft ihn fest auf dem Kopfe halten. Diese Weiber gehen niemahls aus, sondern leben stets in ihren Häusern verschlossen. Die Priester tragen ebenfalls lange Röcke, wie die Frauen, unterscheiden sich aber durch ihre Mützen, welche oben spitzig zulaufen. Beyde Geschlechter tragen an ihren Armen Ringe von einer Gattung Porzellan-Muscheln, die sie durch langes Reiben auf einem Steine in die gehörige Form schleifen.

Die Kleidung der Bewohner der philippinischen Inseln, besteht aus einem Hemde von Leinwand, die aus Fäserchen vom Abaka, einer Art von Pisang-Baum verfertigt ist. Dieses Hemd ist sehr kurz, und wird über große sehr weite Hosen getragen. Ein großer Luxus aber, der in Manilla bey Kleidungen gemacht wird, besteht in gewissen rothen Schnupftüchern, die man von der Küste Coromandel kommen lässet. Es gibt sehr prächtige darunter, und ihre Kostbarkeit besteht hauptsächlich in der reichen Stickerey, die wirklich von der schönsten Arbeit ist, und in den Philippinen verfertigt wird. Bey manchen dieser Schnupftücher kostet die Stickerey über 50 Thlr. deutschen Geldes. Die Damen pflegen von diesen Tüchern eines um die Haare, eines um den Hals, und eines in der Hand, zu tragen. Das Hemd hängt sehr lose, ist oben am Halse offen, und bedeckt kaum die Hälfte des Busens. Den übrigen Theil des Leibes wickeln die Mestizinnen in eine Decke von Seide, die nur bis auf die Wade geht, durchaus gleich weit ist, und durch Steckung des einen

Zipfels in den Gürtel, befestigt wird. Diese Decke, oder so genannter Teppich, ist ein sehr wesentliches Kleidungsstück; denn man sieht Damen, welche Ueber-Röcke von indischem Zeuge tragen, die fast so in Falten gelegt sind, wie unsere Weiber-Röcke, allein sie gehen niemahls aus, ohne den Teppich darüber zu ziehen. Die Farbe desselben ist kastanienbraun, zuweilen ganz simpel, zuweilen auch mit schmahlen oder breiten rothen Streifen, ja so gar mit gestickten Quer-Banden, geziert. Ausser diesem Anzuge tragen sie noch eine Art spanische Mäntel, womit sie den ganzen Leib vom Kopfe bis zu den Füßen behängen. Ferner bestecken sie Hals, Brust, Arme und Finger, mit Juwelen und goldenen Ringen; denn dasjenige Frauenzimmer, welches keine trägt, muß sehr arm seyn. Wenn sie ausgehen, stecken sie ihre Füße in sehr saubere, mit Gold oder Silber gestickte, Pantoffeln; diese sind so enge und kurz, daß nur die vier Vorder-Zehen darin Raum haben, der kleine aber, so wie der ganze Hacken, immer hervor raget, so, daß man nicht begreifen kann, wie sie damit fortkommen. Die Haare sind auf der Scheitel in einen Knoten gebunden, und es wird durch dieselben eine sehr lange und dicke, goldene oder silberne, Haar-Nadel gesteckt.

Diese Tracht ist unstreitig eine der wollüstigsten, und so gefährlich als die Kleidung der indischen so berufenen Bajaderen. Man denke sich eine schöne, schlanke, wohl gewachsene Mestizinn, mit schönen schwarzen, in einen Knoten geschlungenen Haaren, von dem das prächtig gestickte Schnupftuch herab hängt: dazu ein offenes dünnes Hemd, welches Schultern und Busen fast ganz frey lässet, und worüber sie zwar ein gesticktes Tuch tragen, welches aber vorn nicht zusammen gesteckt wird, sondern dessen beyde Enden nachlässig herab hängen. ferner den Teppich, welcher nur bis an die Waden reicht, und dicht am Leibe anliegt, daß man den ganzen Wuchs desselben sieht; und dann einen Gang, der aus Zwang der Pantoffeln, oder aus Koketterie, sehr geziert ist, und ihnen einen unnennbaren, verfüh-

führerischen Reitz, zumahl unter einem Himmelsstriche gibt, wo auf alle Sinnen die Eindrücke schneller, als in unserm kalten Norden, wirken.

Die spanischen Damen zu Manilla, kleiden sich etwas anders, als die Mestizinnen. Sie tragen ein ziemlich schlecht gemachtes Leibchen, lange Röcke, ein weißes Halstuch, und ein gesticktes Schnupftuch um den Kopf, fast wie die Mestizinnen; dieß ist ihr ganzer Putz. Sie tragen ferner einen dicken breiten Gürtel, auch sehr schöne Stoffe, welche sie um die Brust winden, und Rebozo nennen. Ohne diesen gehen sie nie aus. An Galla-Tagen binden sie eine Schürze vor, Delantar genannt. Da zu Manilla sowohl Frauens- als Mannspersonen Toback rauchen, so begegnet man selten einem Frauenzimmer, sonderlich von den Mestizen, das nicht einen Tabaco im Munde haben sollte.

Diese Tabaco's sind kleine fest gedrehete Tobacks-Stangen, 4 bis 6 Z. lang, und ungefähr ½ Z. dick, die an dem einen Ende angesteckt, und mit dem andern, gleich einer Pfeife, in den Mund genommen und so geraucht werden. Die Herren, welche einen Rendez-vous wünschen, haben auch einen Tabaco im Munde, welcher aber nicht angesteckt ist. Begegnet ihnen nun eine Dame, die ihnen gefällt, so bitten sie um Erlaubniß, ihren Tabaco anstecken zu dürfen. Diese nimmt den Tabaco des Herren und zündet ihn an dem ihrigen an; während der Zeit fängt sich ein Gespräch unter beyden an, welches die Dame so lange dauern lässet, als es ihr beliebt. Gegen diese Mode, so wie gegen die Tracht der gestickten Schnupftücher, eifern die Prediger in Manilla sehr heftig.

Seit der letzten Einnahme von Manilla durch die Engländer, haben sich, durch ihren Aufenthalt daselbst, verschiedene Gebräuche und vornehmlich die Kleidung verändert. Die Mannspersonen trugen vormahls, z. B. keine weiße Westen, weil man mit Fingern auf sie gewiesen haben würde; jetzt tragen die vornehmsten Leute von Stande weiße Westen, und Röcke von buntem Kattun.

III. In Afrika.

Fast ganz Afrika, die Barbarey, Aegypten und Abyssinien ausgenommen, kleidet sich in Pflanzen-Zeuge, z. B. feine und bunte Matten aus Stroh, Palmblättern, Schilf und Bast geflochten. Der Kunst-Fleiß der Einwohner hierin ist nicht weniger bewundernswerth, als ihre Versuche die Textur der europäischen Zeuge nachzuahmen. Die Vornehmen derjenigen Nationen aber, welche die Küsten bewohnen, und sich durch den Handel europäische seidene und wollene Zeuge verschaffen, oder die baumwollenen, welche auch in verschiedenen Reichen gemacht werden, bezahlen können, kleiden sich darein.

Die Mauren, in den marokanischen Ländern, verändern ihre Kleider-Tracht niemahls, und wissen nichts von der Mode. Der Schnitt ist bey allen einer und eben derselbe; und es findet sich nur bey den so genannten Kaftanen, daß sie eine verschiedene Farbe haben. Die Vornehmen unterscheiden sich ganz allein durch Feinheit und Reinlichkeit. Auf dem Kopfe haben die Unverheuratheten nichts, als eine kleine Haar-Locke auf der einen Seite, von der einige glauben, daß die beyden Engel, welche sie Munkir und Guaniker nennen, sie dabey nach ihrem Tode in das Paradies ziehen. Aber die vernünftigen Mauren belachen eine solche Fabel. So gar die Prinzen gehen mit bloßem Haupte. Die Verheuratheten tragen zum Theil bloß eine rothe wollene Mütze, Sesia genannt, die bey den Mauren eine so besondere Wirkung hat, daß sie, wenn ein Christ oder ein Jude dergleichen auf sein Haupt setzen, oder aufbehalten würde, wenn ein Maur sie aufgesetzt hat, solches für eine Erklärung ansehen würden, daß er die muhamedanische Religion angenommen habe, und er würde sich schwerlich gut heraus ziehen können. Ein Scherife, Hasgh, Kaid, Reis, und

ein

ein Talb, tragen einen Sched oder Amama (*), welcher darin besteht, daß man Nesseltuch, oder andern feinen weißen Zeug zusammen gewickelt, und auf eine künstliche Art schlangenweise um die rothe Mütze gelegt hat, und dessen Kostbarkeit sich von 5 Mark bis zu 5 Ducaten erstrecken kann. Zunächst am Leibe tragen sie eine Kamisa (**), oder ein Hemd, dessen Queder (Kragen) um den Hals gemeiniglich mit gelber Seide ausgenähet ist. Die Aermel sind offen, wie bey uns an den Frauen-Hemden, und jeder ist öfters 5 E. lang. Beyde werden häufig auf dem Rücken zusammen gebunden, so, daß alsdann die bloßen Arme hervor stehen. Ueber dem Hemde haben sie einen Kaftan, oder eine Weste, zuweilen mit Aermeln, die sie entweder kurz, oder lang, tragen, und zuweilen ohne Aermel. Die meisten sind von einem rothen, blauen oder grünen Tuche; einige sind so gar aus allen diesen Farben zugleich zusammen gesetzt, entweder in Würfeln, oder in Streifen. Verschiedene haben eine Gold-Broderie darauf, ob es gleich gegen die Grundsätze ihrer Religion läuft. Er reicht nur ein wenig über die Knie, und ist nicht so lang, als ein türkischer Dolman. Vielleicht ist zwischen ihm und der römischen Tunica eine Aehnlichkeit. Die kleinen Knöpfe desselben sitzen dicht zusammen. Eine Vorstellung davon ist in Fig. 2167 und 2169 a) zu sehen. Ueber dem Kaftan ha-

(*) Es ist selbiger der Turban der Türken, welcher in Jemen Sasch heißt, ohne welchen in der Levante niemand vor seinem Obern anständig erscheinen kann. Aber hier bindet man öfters ein Schnupftuch um die Mütze, und es wird auch in Gegenwart des Königs die bloße Mütze von denen gebraucht, die auf andern Stellen den Turban tragen.

(**) Dieses Wort ist eigentlich spanisch; woraus man abnehmen kann, daß sie auch den Gebrauch der Sache von den Spaniern angenommen haben. Eben so nennen sie auch einen Hut Sombrero, und Strümpfe Medias. Denn die alten Mauren trugen weder Hut noch Strümpfe.

ben sie entweder eine Hazem, d. i. eine breite seidene Schärpe, dergleichen in Fez fabriciret, und für 20 bis 100 Mark verkauft werden; oder auch einen Modhema, d. i. einen ledernen Gürtel mit einer Schnalle, welcher von Hofleuten wohl zur Zierde getragen wird, wie in Fig. 2169 a) vorgestellt ist; er dient aber den meisten vorzüglich zum Nutzen, weil sie die Kleider damit aufbinden, die ihnen sonst im Wege seyn würden. An statt des Kaftan haben einige einen Kesed, oder ein wollenes Hemd ohne Aermel, an, wie in Fig. 2170 vorgestellt ist. Darüber haben sie eine Haik, d. i. ein Stück weißen wollenen Zeug, welches gemeiniglich 7 E. lang und breit ist, worin sie sich, Hohe und Niedrige, einhüllen, und zwar auf verschiedene Weise; die gewöhnlichste aber ist, sie über den Kopf zu legen, und die Enden derselben über die linke Schulter zu werfen, wie in Fig. 2167. Wenn der König zugegen ist, müssen sie dieselbe von dem Kopfe abnehmen, und einen Knoten darein machen. Diese Tracht ist für die Armen insonderheit nützlich. Denn ausserdem, daß sie nichts weiter auf dem Leibe zu haben bedürfen, bedienen sie sich derselben auch an statt Bettzeuges, um darauf zu schlafen (*); ferner, an statt eines Sackes, wenn sie etwas zu tragen haben; an statt eines Schnupf-Tuches, um die Nase zu reinigen und zu wischen; und endlich noch für eine Wildbahn, worin sie zum Zeitvertreib einige Stunden öffentlich jagen, ohne daß sie sich dabey scheuen. Hingegen ist sie für diejenigen unbequem, die arbeiten wollen, denn sie fällt ihnen alle Augenblicke über die Hände, und geräth in Unordnung; daher legen sie dieselbe auch gemeiniglich bey solcher Gelegenheit ab, theils, damit sie ihnen nicht im Wege sey, und theils, damit sie nicht unrein werde, indem sie

von

(*) Dergleichen 5 Mos. 24, 13. erwähnt wird, damit er in seinem Kleide schlafen könne.

von weißer Wolle, und also nicht so leicht wieder zu reinigen ist. Sie haben deswegen auch besondere Morgasel, oder Haik-Wäscher, welche dieselben gut mit Seife oder Seifen-Erde einschmieren, und sie alsdann mit den Füßen waschen, womit sie dieselben auch ohne große Mühe nach Belieben wenden und zurecht legen können, und sie dabey ab und zu mit Seifen-Wasser begießen, bis sie so weiß, wie Schnee, werden. Sie suchen sich zu dieser Arbeit gern eine Stelle mit großen Steinen neben einer Mauer, oder doch so aus, daß sie etwas haben, um sich daran zu stützen. In Fig. 2170 ist ein solcher Wäscher vorgestellt.

Ueber der Haik haben Einige einen Jolham, von demselben Zeuge, wie die Haik. Daran befindet sich eine Kappe, die sie bey schlimmen Wetter über den Kopf ziehen. Aus der Kappe hängt ein seidener oder wollener Quast längst auf dem Rücken herab. Vorn haben sie auch bisweilen Quaste auf türkische Art, die unten mit kurzen Frausen umgeben sind; s. Fig. 2169 a) und b). Die das Vermögen haben, tragen Bein-Kleider von weißem Leinen, Serual genannt, welche oft sehr weit sind. Die See-Leute haben sie gewöhnlich von Tuch; Fig. 2168. Keiner, auch nicht einmahl der König, trägt Strümpfe, es wäre denn, daß solches auf einer langen beschwerlichen Reise, in einem sehr kalten und schlimmen Wetter geschehen möchte. Sie haben aber insgesammt Bambusen oder Saffian-Pantoffeln an den Füßen, welche Scherbil heißen. Der Mannspersonen ihre sind gelb, und die Frauenzimmer haben rothe. Beyde sind ohne Absätze.

Ob nun zwar die meisten, bey dem ersten Anblicke, einerley Tracht zu haben scheinen, so kann man sie doch, vermittelst einiger kleinen Veränderungen, ziemlich von einander unterscheiden. So hat z. B. ein Kaid oder Gouverneur einen Sched, und einen Chensgher (Dolch), und trägt gemeiniglich einen Stock in der

Hand, wovon das dicke Ende allemahl unten ist; s. Fig. 2167. Ein geringerer Kaid, oder Officier, hat über den Schultern eine zusammen geflochtene lederne Schnur, von der Dicke eines Fingers, hangen, die man Asfil nennt, und deren er sich in vorkommenden Fällen bedient, seine Untergebene damit zu strafen; sein Dolch ist ein Komia (*). Ein Hof-Mann hat gern einen Zolham über dem Kaftan, einen Modhemma, und ein darin hängendes Schnupftuch, einen Chensgher, große leinene Seruäl und einen bloßen Kopf, und in Gegenwart des Königs bloße Füße, und die rechte Hand in dem Zolham eingewunden, wie Fig. 2169 a). Ein Geistlicher hat eine kleine Klappe an seinen Pantoffeln, so groß als ein Ducaten, einen Rosen-Kranz in der Hand, und hält gemeiniglich Mund und Nase zu, wenn er einem Christen nahe kommt, und geht übrigens gekleidet, als ein Kaufmann, den man an einer saubern Haik, einem schönen Kaftan, und einem breiten seidenen Hazem darüber erkennt. Ein Kaper-Capitän hat einen Sched von rother oder anderer Farbe, einen mit Gold gestickten Kaftan, welcher nach türkischer Art nur bis an den Gürtel reicht, große rothe oder blaue Beinkleider von Tuch, eine große Hazem, worin ein großes Messer sitzt, ausserdem noch einen über der einen Schulter hängenden Chensgher, und über der andern liegt ein Regen-Tuch, worin er bisweilen den Kopf einwickelt; s. Fig. 2168. Die Matrosen haben fast dieselbe Tracht, nur von geringerm Werthe, und am Borde sind sie eben so schmutzig, als unsere Matrosen. Ein Scherife trägt brandgelbe Pan-

(*) Man hat 2 Arten von Dolchen: Chensgher und Komia. Erstere werden von Gouverneurs und Hofleuten an einer rothen seidenen Litze getragen. Das Gefäß und die Scheide sind von einerley Metall, Messing, Silber, vergoldetem Silber, oder auch von purem Golde. Komia ist die geringere Art Dolche, in ledernen Scheiden, welche von Allen getragen werden.

Pantoffeln, und bisweilen einen grünen Sched, den sonst niemand tragen darf. Die Verheuratheten lassen den Bart in die Länge wachsen. Die Unverheuratheten haben ihn selten über einen Daumen lang, und gehen gemeiniglich mit bloßem Haupte.

Das Frauenzimmer trägt ebenfalls Haiken, aber auf eine andere Art, als die Mannspersonen. Sie befestigen dieselben über den Brüsten mit silbernen Haken an einander, die sie Besim und Chetfia nennen, zwischen welchen eine kleine Kette ist. Die meisten tragen diese Haik auf dem bloßen Leibe; andere haben ein Hemd darunter ohne Aermel. Die Oeffnungen sind in den Seiten; und wenn sie die Brust geben, ziehen sie dieselbe bey der Seite hervor, welches auch das bequemste für das Kind ist, das die Mutter gemeiniglich auf den Rücken gebunden hat, zumahl da sie, so lange sie jung sind, große Brüste haben. Manche haben Hemden mit großen weiten Aermeln, und mit Broderien von Gold und Seide auf der Brust. Noch andere haben eine Art von Kaftanen über dem Hemde, welche fast von derselben Beschaffenheit ist, wie der Mannspersonen ihre; darüber tragen einige eine Monsoria, oder einen Ueberzug von dünnem Leinen; endlich kommt die Haik, um welche sie eine Hazem binden, die einiger Maßen eine Taille hervor bringt. Die Verheuratheten dürfen ihr Haar nicht sehen lassen, sondern binden einen seidenen Schleyer darum, welcher Abruk heißt, dessen Enden längst dem Rücken herunter hangen, und welcher nach vorn in der Gestalt von einem Sched gelegt ist, worüber sie öfters eine Kopf-Binde (Azeba) haben, die mit ächten Perlen und Gold-Ducaten besetzt ist. Einige haben ausserdem noch zwey andere dergleichen Arten von Schmuck, die Slifa und Sualf genannt werden. Oben in den Ohren haben sie Ringe, worin Steine oder Glas eingefaßt sind; ein solcher Ring heißt Amara. Aber un-

ten in den Ohren tragen sie ungewöhnlich große Ringe mit Diamanten und andern Steinen darin; ein solcher Ring macht am Ohre ein ansehnliches Gewicht aus, und ist so dick als ein guter Pfeifenstiel; man nennt sie Chersa. Um den Hals haben sie 1, 2 oder mehr Perlen-Schnüre, woran Ducaten oder Silber-Platten hängen, worauf eine Schrift steht; dieser Schmuck heißt Tezra. Unter demselben ist noch ein anderer, Cordon genannt, vorhanden, welcher aus Schnüren von Korallen besteht, die mit Stücken von Silber abgetheilt sind, und an dessen Ende ein Ring hängt, der voll von Schnurrpfeifereyen ist, als: Muskat-Nüssen, Elenns-Klauen, u. d. gl. Um die Arme haben sie verschiedene Arten von Ringen. Siehe Fig. 2171 a). Die Ringe an den Händen heißen Chelchal, Deblis, Mokies und Rukus. Auf den Fingern haben sie auch goldene und silberne Ringe, besonders auf dem Zeige-Finger. Ja, sie haben Chelchal um die Beine, und tragen an den Füßen rothe Bambuschen. Die Unverheuratheten lassen ihre Haare in Flechten, jede von 3 Strängen, zugleich mit einigen seidenen Schnüren über den Rücken herab hängen, an deren Enden silberne Doppen und Quaste sind, die bey jedem Schritte ein Geläut verursachen, und Nasia genannt werden; s. Fig. 2171 b). Diese werden auch bisweilen von verheuratheten Maurinnen, und am gewöhnlichsten von den Jüdinnen, getragen. Wenn eine Maurinn ausgeht, windet sie sich dergestalt in den Haik ein, daß man nicht mehr als ein Auge von ihr sieht, welches insonderheit eine vortheilhafte Mode für die häßlichen und armen ist, die auf solche Weise mit den schönen und reichen einerley Achtung genießen; s. Fig. 2171 c).

Die Jaloffen (Jalofer), gehen meistens nacket, nur daß ihre Scham mit einem Ziegen-Felle, welches wie ein Par Hosen gemacht ist, bedeckt wird; Vornehme und Reiche aber tragen kattunene Hemden, welche

che aus den Gewächsen ihres Landes von ihren Weibern gesponnen werden. Sie weben Stücke Kattun, aber nur 1 Spanne weit, weil sie, weitere Weber-Stühle zu machen, nicht wissen, und daher, wenn sie etwas großes machen wollen, 5 oder 6 solche Stücke zusammen zu nähen, genöthigt sind. Ihre Hemden reichen bis an die Hälfte ihrer Hinter-Backen, und haben weite Aermel, die aber nur den halben Arm bedecken. Sie tragen kattunene Hosen, welche bis auf die Schienbeine herunter hängen, und ausserordentlich weit sind, weil sie 30, 35 bis 40 Händebreiten im Umfange haben, so, daß sie voll Falten sind, und von vorn wie ein Sack aussehen, hinten aber einen langen Schwanz auf der Erde nachschleppen. Die Frauens-Personen, sie mögen verheurathet oder ledig seyn, gehen vom Nabel aufwärts bloß; unterwärts haben sie ein Stück Kattun bis auf die Hälfte der Schenkel. Beyde, Geschlechter gehen barfuß, und mit bloßem Haupte; ihr Haar aber flechten sie in Zöpfe zusammen, welche sie in verschiedene Knoten binden, ob es gleich kurz ist.

Fig. 2172, sind drey Afrikanerinnen aus dem Königreiche Whidah oder Juda, auf der Küste von Guinea; nähmlich eine von den Weibern des Königs, eine Frau von Stande, und eine gemeine Frau.

Die Weiber des Königs gehen bis auf die Hüften nacket, um welche sie 2 bis 3 Pagnes von Baumwolle oder Seide tragen, wovon der längste bis auf die Füße geht, die andern aber kürzer sind. Diese Pagnes, welche beynahe wie Weiber-Röcke gemacht sind, sind sehr weit, und formiren um die Lenden eine Art von Wulst. Ueber die Schultern wird ein Streifen seidener Zeug wie ein Mantel geschlagen. Sie tragen um Hals, Arme, Knöchel, und insonderheit um den Bauch, mehrere Schnüre von rothen Korallen, Perlen, auch wohl goldene Ketten. Ihr Kopf-Putz ist ein conischer

spitziger Korb, von feinem Rohre und Schilfe artig geflochten, und bunt gemahlt, der wie ein Bienen-Korb oder wie die päpstliche Krone aussieht. Ihre Haare schmieren sie mit Palm-Oehle, daß sie in lauter kleine Locken laufen, die sie dann mit allerley goldenen Schmuck-Bändern und bunten Glas-Korallen ausputzen.

Die Weiber der Vornehmen, wie hier eine in der Mitte steht, tragen 3, 4 bis 6 Pagnes von Seide, Baumwolle, oder auch feiner Stroh-Matte, mit Franzen besetzt, über einander, wovon immer einer unter dem andern hervor geht, und keiner über 1 Elle lang ist. Den obersten binden sie über den Brüsten, so, daß er über diese herab hängt, und sie bedeckt. Auf dem Kopfe tragen sie eine flache Mütze in Form eines Barretes von weißem Kattun. Sie gehen barfuß.

Die gemeinen Weiber tragen bloß ein langes Stück Leinwand um die Hüften geschlungen, welches bis auf die Füße herab geht. Um den Leib und über die Brust wickeln sie ein Stück Zeug, und über den Kopf, auf welchem die Haare meistens glatt geschoren sind, schlagen sie ein weißes baumwollenes Tuch, welches über den Rücken wie ein Schleyer herab hängt. Diese Tracht, welche einige recht zierlich anzulegen wissen, gibt ihnen oft ein ganz reitzendes Ansehen. Die Sclavinnen haben meist nur einen kurzen schlechten Pagne um die Lenden, und gehen übrigens mit ganz bloßem Kopfe und Leibe.

Fig. 2173, ist ein Vornehmer aus Sogno, im Königreiche Congo. Er trägt einen weiten Mantel von Scharlach-Tuche, oder buntem seidenen Zeuge, welcher immer über den linken Arm geschlagen wird, und den rechten frey lässet; ein Hemd von weißer Leinwand oder Kattun, welches über den Hüften befestigt wird, und bis auf die Füße herab reicht; darüber eine Art Rock von seidenem Damaste, welcher bis auf die Knie reicht, kurze halbe Aermel, und unten eine reiche Bor-

Bordüre hat; an den Füßen Pantoffeln von leichtem Holze, mit Seide überzogen; auf dem Kopfe eine faltige Mütze von weißem Kattun; um den Hals eine lange Schnur hochrother Korallen, und an der Seite einen kurzen Säbel. Sein Sclave, der sonst nur einen Schurz von Palmblätter-Zeuge um die Lenden, hier aber einen Mantel von Stroh-Matte hat, trägt ihm einen Sonnen-Schirm von Stroh, zuweilen auch von Pfauen-Federn gemacht, ohne welchen kein Vornehmer dort ausgeht, nach.

Im Hinter-Grunde jenseit des Flusses, zeigt sich die Art zu reisen, die in Afrika, und insonderheit in Congo, gewöhnlich ist. Da es hier keine Pferde gibt, so lässet man sich von seinen Sclaven, oder gedungenen Trägern, die man in den angelegten Post-Häusern findet, in einem Hamak, über welchen ein Anderer den Sonnen-Schirm hält, auf den Schultern tragen. Will man geschwinde reisen, so nimmt man mehrere Sclaven mit, die einander im Tragen ablösen, und dann so schnell gehen, als ein Pferd traben kann. Der Hamak selbst, ist eine 7 F. lange, und 12 bis 14 F. weite Hänge-Matte von starkem baumwollenen Zeuge oder Netzwerke von Bast, die oben und unten an einem starken Bambus-Rohre hängt, und in welcher man schräg oder die Quere so bequem, wie in einem Bette, liegt. Will man des Nachts reisen, so schlägt man, um sich vor den Thau zu verwahren, welcher in diesem Lande gefährlich ist, eine mit Gummi und Palm-Oehle getränkte Leinwand über den ganzen Hamak; und so kann man sicher und bequem darin schlafen. Ein Mehreres von den Hamaken, und der Art darin zu reisen, findet man im XX Th. S. 696, fgg.

Bey den Hottentotten gehen sowohl Männer, als Weiber, fast ganz unbekleidet, und, ich möchte beynahe sagen, nacket, indem die geringe Bedeckung ihrer Scham-Theile unmöglich als Kleidung in Anschlag kommen kann. Bey dem männlichen Geschlechte, besteht diese Bedeckung in einem weit offenen, herab hangenden ledernen Beutel, Fig. 2174, dessen Höhlung zwar dazu bestimmt zu seyn scheint, dasjenige, was die

Scham-

Schamhaftigkeit zu verhüllen befiehlt, einzuschließen, welcher aber dieses sehr wenig erfüllt. Diesen Beutel nennen sie mit dem orientalischen Nahmen Schakal, welcher sonst einer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung befindlichen Gattung Füchse gehört, weil die Beutel fast durchgängig von dem Leder dieses Thieres, die rauche Seite auswendig verfertigt sind. Als eine andere Bedeckung, welche die Anständigkeit von den Männern erfordert, kann man die beyden ledernen Riemen ansehen, die gewöhnlich vom Ende des Rückgrathes tief auf die Lenden herab hängen, und die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreyeckes haben, wovon die Spitzen an den Gürtel befestigt sind. Diese Riemen sind nur wenig bereitet, und verursachen daher, wenn der Hottentotte läuft, ein gewisses Geklapper oder Gerassel, und durch ihr Flattern eine ihm vielleicht nicht unnütze Kühlung. Doch soll der einzige und eigentliche Zweck derselben seyn, dem Hottentotten beym Niedersetzen die Vertiefung des Hintern auszufüllen. Sie werden alsdann hervor gezogen, so, daß sie auch vorwärts bedecken, und zu beyden Seiten an dem beschriebenen ledernen Beutel anschließen.

Die Hottentottinnen bedecken sich mit weit größerer Sorgfalt, als die Mannspersonen. Selten begnügen sie sich mit Einer, sondern fast durchgehends haben sie 2, und sehr oft 3 Bedeckungen. Diese bestehen aus bereitetem und wohl eingeschmiertem Leder, und schließen, mit einem Riemen befestigt, beynahe wie die Schürzen der europäischen Frauenspersonen, an. Die äussere ist allezeit die größte, und hält $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Elle ins Gevierte; sie ist gemeiniglich mit Glas-Korallen und allerley Figuren geschmückt. Sie dient bloß zum Putze, und geht ungefähr auf die halbe Lende herab. Die mittlere ist etwann um die Hälfte kleiner, und dient als eine anderweitige Decke dessen, was die Züchtigkeit verbergen heißt, wenn die Pracht-Decke abgelegt wird,

oder

oder sich durch einen Zufall aufschlagen sollte. Die dritte oder innere ist kaum größer, als eine Hand, und soll bey der monathlichen Reinigung, welche indessen für die Frauenspersonen in diesem Lande mit weit weniger Beschwerde als in Europa, verbunden ist, gute Dienste thun. Alle diese Schürzen, so gar die mit Korallen besetzte, sind eben so eingeschmiert, als besudelt, als der Körper selbst (*). Eine davon, insonderheit die inwendige, scheint es indessen zu seyn, wodurch der würdige Jesuit Tachard verführt worden ist; denn er ist derjenige, der die Fabel von dem natürlichen Vorhange der Hottentottinnen in Europa zuerst erzählt hat. Als ein wesentliches Stück der Wohlanständigkeit beobachten die Weibsleute auch den Umstand, daß sie die Schürzen dicht andrücken, so, daß sie auch, wenn sie sich niedersetzen, unter das Gesäß zu liegen kommen.

Die

(*) Die Hottentotten, beyderley Geschlechts, beschmieren sich mit einer Art Wollust, den ganzen Körper mit Fett, und reiben darauf etwas Ruß ein. Dies waschen sie nie ab; auch thun sie, um ihre Haut zu reinigen, nie etwas anders, als daß sie, z. B. wenn beym Schmieren des Wagens, Theer oder Pech sich an den Händen fest setzt, solches mit Kuh-Mist ohne Mühe abreiben, und überdieß noch wohl mit diesem Reiben den ganzen Arm hinauf bis an den Elbogen fortfahren. Da also Staub und anderer Schmutz an der mit Ruß vermischten Schmiere, und so gar an ihrem Schweiße, beständig fest kleben muß, wenn gleich vieles davon bey der Arbeit oder sonst wieder abgeht, so wird doch dadurch ihre natürliche Farbe ganz unkenntlich, und verwandelt sich aus einem glänzenden Nußbraun in ein schmutzig dunkles Braungelb. Einige wenige zärtlichere Bauerfrauen lassen einige ihrer hottentottischen Mägde rein scheuern, damit sie nicht zu unsauber seyn, ihrer Kinder zu warten, oder andere Reinlichkeit erfordernde Geschäfte zu verrichten. Indessen behaupten viele Colonisten, daß dergleichen Waschen das Ansehen der Hottentotten im geringsten nicht bessere. Sie halten dafür, die gelbbraune Farbe sey wohl so leidlich, als die hellgelbere, ein eingeschmierter Hottentotte sehe nicht so nackt, und dabey völliger aus, und eine ungeschmierte Hottentotten-Haut scheine, wie ungeputzte Schuhe, eine Nachlässigkeit, einen Mangel an Putz, zu verrathen.

Die übrige Kleidung der Hottentotten besteht in einem Pelze, oder vielmehr kleinen Pelz-Mantel von Schaf-Fell, dessen rauche Seite einwärts gekehrt ist, und den sie vorn auf der Brust zusammen knüpfen. Wenn es nicht sehr kalt ist, lassen sie ihn lose und nachlässig über die Schultern hangen, da er bis auf die Waden reicht, und den untern Theil der Brust, den Unter-Leib und den vordern Theil der Lenden und Beine ganz nacket lässet. Bey regnerischem und kalten Wetter hingegen wickeln sie ihn um, so, daß dadurch auch der vordere Theil ihres Körpers ungefähr bis auf die Knie bedeckt wird. Wenn ein Schaf-Fell allein zu diesem Zwecke nicht hinreicht, stücken sie einen Lappen an, der mit einem Riemen, einer Sehne, oder einer Darm-Schnur, daran befestigt wird. Bey warmer Witterung haben sie bisweilen die rauche Seite dieses Pelzes, oder (wie er in verdorbenem Hollandischen heißt,) Kroß, auswendig, noch öfter aber nehmen sie ihn alsdann ganz ab, und tragen ihn auf dem Arme. Ueberhaupt aber gibt sich der Hottentotte ordentlicher Weise die Mühe nicht, damit abzuwechseln, sondern begnügt sich damit zur Kleidung und zum Bette, indem er des Nachts auf dem bloßen Felde liegt, und wenn es kalt ist, so dicht zusammen kriecht, daß sein so genannter Kroß oder Karoß ihn völlig bedeckt. Fig. 2175 b), ist ein Hottentotte, in seinen Kroß gekleidet, Toback rauchend, einen Wurf-Spieß (die Hassagay) in der Hand. Derjenige Pelz-Mantel oder Karoß, den das Weibsvolk in gleicher Absicht gebraucht, unterscheidet sich von der Kleidung der Mannspersonen, durch weiter nichts, als daß die Frauen hinten am Halse einen langen Kragen haben, den sie so zusammen wickeln, daß er einen kleinen Beutel bildet, dessen rauche Seite nach inwendig gekehrt ist. In diesem tragen sie ihre kleine Kinder, denen sie, wie auch bey gewissen andern Nationen zu

ge-

geschehen pflegt, bisweilen über die Schultern die Brust reichen; s. Fig. 2175 a).

Der Kopf hat bey den Männern selten eine nationelle Bedeckung. Einige tragen eine eingeschmierte lederne Mütze, wovon die Haare durch Bereitung weggeschaffet sind. Die, welche den Colonisten benachbart sind, bedienen sich europäischer Hüte, die sie entweder ganz niedergeklappt, oder nur auf einer Seite aufgeschlagen, tragen. Die Hottentottinnen gehen ebenfalls sehr oft mit bloßem Haupte. Setzen sie etwas auf, so ist es eine kurze Mütze von kegelförmiger Gestalt; diese ist aus einem Segmente des Magens eines Thieres, und zwar ohne Naht, verfertigt, und hat alle die Schwärze, welche Ruß und Fett ihr geben kann. Zuweilen ist sie so bereitet, daß sie ganz zottig, manchmahl sammetartig und ziemlich hübsch lässet; s. Fig. 2175 a). Oben auf einer solchen Mütze tragen sie bisweilen einen andern Kopf-Schmuck, der in einem ovalen Kranze, oder, wenn man es so nennen will, einer Krone besteht, welche aus Büffelkuh-Haut so verfertigt ist, daß die braunen Haare nach aussen stehen; s. Fig. 2176. Dieser Kranz ist ungefähr 4 Finger breit hoch, und umgibt den Kopf so weit, daß er etwas über die Stirn, und eben so tief nach dem Nacken herab, geht, ohne jedoch die Spitze der oben beschriebenen Mütze unsichtbar zu machen. Die Ränder, sowohl der untere, auf dem die Krone ruhet, als auch der in die Höhe stehende, sind ganz eben, und sehr artig mit einer Reihe kleiner Schnecken, etwann 30 an der Zahl, aus dem Geschlechte der Porzellanen, besetzt. Diese sind ganz dicht und dergestalt neben einander gereihet, daß sie auswendig ihren weißen Schmelz oder Glanz nebst ihrer Oeffnung zeigen. Zwischen diesen Schnecken-Reihen laufen 1 oder 2 andere parallel, oder wellenförmig, in verschiedenem Geschmacke. Man stellt sich kaum vor, wie artig diese Schnecken auf dem braun-

haar-

haarigen Büffelkuh-Leder abstechen, und wie diese ganze lederne Krone in ihrer Art wirklich eine sonst schmutzige hottentottische Dame schmücken und erhöhen kann.

Die Ohren pflegen die Hottentotten mit Gehängen und Ringen nicht zu zieren; die Nase auch nicht, wie verschiedene andere Wilde thun. Indessen ist, um mehrern Prunkes willen, die Nase bey einigen mit einem von Ruß gemachten dunkeln Rande, oder zuweilen mit einem Flecken von Röthel bezeichnet, oder eben so häßlich, ein Theil des Gesichtes oder der Kinnbacken damit bemahlt.

Der Hals ist bey Mannspersonen bloß; die Frauenspersonen aber zieren ihn mit einem ihrer Meinung nach sehr schätzbaren Geschmeide. Dieses besteht aus 8 bis 10, an einem ledernen Riemen aufgereiheten Schnecken-Häusern, die ungefähr so groß als Bohnen sind, und einen weißen Glanz, wie Glasur oder Emaille, mit etwas großen unebenen schwarzen Flecken haben. Als ein Hals-Band zusammen gesetzt, zieren sie in der That, wiewohl vielleicht nicht im Verhältniß zu dem Preise, um den sie verkauft werden, denn gemeiniglich kommt ein Stück davon nicht wohlfeiler als ein Schaf, weil sie nur an einer entlegenen Küste im Lande der Kaffern zu finden seyn sollen; siehe Fig. 2177.

Der Unterleib ist derjenige Theil, den jedes Geschlecht am sorgfältigsten schmückt, um die Aufmerksamkeit des andern auf sich zu ziehen. Denn ob sie gleich auf europäische Glas-Korallen, besonders blaue und weiße, von der Größe einer Erbse, vielen Werth setzen, und sie sich auch anschaffen, so gebrauchen doch die Männer solche niemahls, und die Weiber selten zu Hals-Geschmeiden; dagegen aber beyde Geschlechter, neben dem Gürtel, an welchem ihre Schürzen oder Jacken befestigt sind, eine oder mehrere Schnüre solcher Korallen mitten um den Leib wickeln.

Ringe an den Armen und Beinen, sind ebenfalls Theile ihres Schmuckes, bey beyden Geschlechtern. Die meisten dieser Ringe werden aus dickem Leder gemacht, und gewöhnlich rund ausgeschnitten. Sie nehmen durch Schlagen und Feuer eine solche Härte an, daß sie jede Beugung behalten. Diese Ringe haben die Meinung veranlasset, als wänden die Hottentotten Därme um die Beine, um im Nothfalle davon essen zu können. Die Mannspersonen tragen bisweilen 5 oder 6 an den Armen, unmittelbar über der flachen Hand; an den Beinen aber findet man bey ihnen dies Geschmeide selten. Ehrwürdige Matronen tragen deren oft eine beträchtliche Anzahl sowohl an den Armen als Beinen, vornehmlich aber an letztern, und zwar so, daß diese vom Fuße bis an das Knie damit bedeckt sind; s. Fig. 2175 *). Die Ringe sind übrigens von ungleicher Dicke, wie ein Gänse-Kiel, bisweilen 2 oder 3 Mahl so dick. An den Beinen sitzen sie eben nicht regelmäßig, sondern große und kleine unter einander. Sie sitzen auch gar nicht fest, sondern bewegen und drehen sich beym Gehen auf allerley Art. Man sieht leicht ein, daß sowohl die Verfertigung, als auch der Gebrauch dieser Ringe den hottentottischen Frauen viel Mühe und eine wirklich nicht geringe Last und Unbequemlichkeit verursachen, mehrerer andern Ungemächlichkeiten nicht zu gedenken. Aber so sonderbar ist der Geschmack der Menschen, daß, von den rohen Hottentotten an, bis zu denen Völkern, bey welchen Künste und Wissenschaften blühen, alle zur Zierde ihrer Gestalt auf dasjenige verfallen, was nicht nur unnütz ist, sondern auch zum Theil den ganzen Körper, oder einzelne Gliedmaßen, in Fesseln legt. Eiserne, kupferne, vornehmlich aber messingene Ringe, von der Dicke eines Gänse-Kieles, werden für vornehmer und kostbarer, als die ledernen, gehalten. Bisweilen werden sie auch mit diesen zugleich, insonderheit am Arme, getragen.

Die Mädchen dürfen keine Ringe gebrauchen, ehe sie mannbar sind.

Die Kleidung der Madegassen (oder der Einwohner auf der Insel Madagaskar) ist bloß eine 3 Ellen lange Schürze (*), welche sie über die Schultern werfen, so, daß beyde Enden vorn hinunter hangen. Die Vornehmern tragen dieselbe aus Seide oder Baumwolle, an dem Saume mit Fransen und gläsernem oder zinnernem Spielzeuge besetzt. Das Haupt bedecken sie mit einem Käppchen aus Binsen. Die Weiber bekleiden den untern Theil des Leibes mit 3 bis 4 Ellen blauer Leinwand, welches die Dienste eines Unter-Rockes thut; und unter demselben tragen sie dann noch, der Reinlichkeit wegen, ein größeres oder kleineres Stück weißer Leinwand. Ueberdieß haben sie noch eine Art von Wämmschen oder Halb-Hemde von blauer Leinwand, welches aber nur bis an die Hälfte des Busens hinunter reicht, und vorn, statt der Agraffen, mit einigen goldenen oder silbernen Platten geschmückt ist. Sie tragen auch Ohr-Gehänge, silberne und gläserne Arm-Bänder, und am Halse goldene oder silberne Ketten, die im Lande selbst verfertigt werden.

IV. In Amerika.

In Virginien, verschneiden sich die Mannspersonen die Haare auf mancherley Art, und reissen sich mit einer Muschel-Schale die Haare aus dem Barte; die Angesehensten aber behalten eine lange Flechte hinten am Kopfe. Der gemeine Gebrauch der Frauenspersonen ist, daß sie ihre Haare sehr lang tragen, die ihnen über

(*) Sie besteht aus Zeuge, der aus den Blättern des Raphia oder Mafhi, einer Art von Palmbaum, verfertigt wird, (welcher vielleicht mit dem Sagu auf den Molucken einerley ist). In Europa sind diese Zeuge unter dem Nahmen der Baumrinden-Zeuge (Baum-Bast, s. Th. III, S. 590) bekannt, und einige davon sind feiner, als unsere schönste Camelote.

über den Rücken hin flattern, oder mit einem Korn-Faden in einen einzigen Zopf zusammen gebunden sind. Bey beyden Geschlechtern erscheinen die Oberhäupter niemahls ohne eine Art von Krone, 5 oder 6 Z. breit, oben offen, und aus Muschel-Schalen und Beeren gemacht, die durch eine sonderbare Mischung derselben und der Farben vielerley Gestalten bilden. Sie tragen auch zuweilen um den Kopf ein Stück von gefärbtem Pelzwerke. Die gemeinen Indianer gehen in bloßem Kopfe, schmücken ihn aber ohne andere Regel, als nach ihrer Phantasie, mit großen Federn. Die Kleidung der Häupter, ist eine Art von sehr weitem Mantel, worin sie nachlässig den Leib einhüllen, und den sie zuweilen mit einem Gürtel um die Lenden fest binden. Der Ober-Theil geht gerade über die Schultern, von da das Uebrige bis unter die Knie herab hängt. Unter diesem Mantel haben sie ein Stück Leinwand oder ein kleines Fell unten um den Bauch herum fest gemacht, welches sich bis mitten auf die Hüfte erstreckt. Das gemeine Volk hat nur einen Strick um die Lenden, und zieht zwischen die Schenkel einen Streifen Leinwand oder von einem Felle, dessen beyde Enden hinten und vorn von dem Stricke gehalten werden. Diejenigen, welche Schuhe tragen, machen sie von Hirsch-Leder, und setzen noch ein anderes Stück darunter, um die Sohle desto dicker zu machen; diese Beschuhung wird oben auf dem Fuße mit Schnüren zugezogen, so wie man einen Beutel zuzieht, und die Schnüre oder Riemen werden um den Knöchel fest gebunden.

Die Wilden in Acadien oder Neu-Frankreich, bedecken ihre Blöße allein mit Häuten von wilden Thieren, oder mit gewissen Decken, welche man ihnen für ihr Pelzwerk gibt, und darin sie sich einhüllen. Unter den Kleidern der Manns- und Weibspersonen ist fast gar kein Unterschied. Der Weiber ihre hängen, so wie die Unter-Röcke unsers Frauenzimmers, ganz

bis zu den Füßen herunter, da hingegen der Männer ihre nicht über die Knie gehen; denn diese wollen die Beine frey behalten, damit sie desto besser auf der Jagd fortkommen können. Im Sommer tragen einige Mannspersonen nur ein bloßes Hemd, welches noch dazu so kurz ist, daß sie sich eines Gürtels bedienen müssen, woran ein Stück Zeug oder Haut befestigt ist, um dasjenige, was man aus Schamhaftigkeit verbirgt, damit zu bedecken. Dieses Hemd verfault ihnen auf dem Leibe; denn wenn sie es einmahl angelegt haben, ziehen sie es niemahls eher wieder aus, als bis es ganz zerrissen ist. Sowohl Weibs- als Mannspersonen gehen fast beständig mit bloßem Haupte. Zuweilen setzen sie eine kleine von Zeuge gemachte Platt-Müße auf, welche nur die Scheitel bedeckt. Einige tragen auch Schuhe und Strümpfe. Die Strümpfe sind aus zwey Stücken Zeug, Mazamet genannt, gemacht; diese nähen sie auswendig zusammen, und es sind daran allemahl zwey Flügel, die 4 Z. breit über die Naht hervor gehen. Ihre Schuhe werden aus Fellen von See-Wölfen, wie Tanz-Schuhe, verfertigt, und sind flach und bequem; sie kommen mehr unsern Socken gleich, weil sie ohne Absätze sind; man befestigt dieselben mit Riemen, welche, wie die Schnüre an einem Beutel, durch Löcher, die in den Quartieren gemacht sind, gezogen werden. Sie verfertigen dieselben auch wohl von Elenn-Leder, welches sie mit Farben bemahlen, und mit Haaren von weißen und rothen Stachel-Schweinen besetzen; solche aber werden nur zum Verkauf für diejenigen gemacht, welche sie als eine sehenswerthe Seltenheit mit nach ihrem Lande nehmen wollen. Man trifft nichts desto weniger unter diesen lumpig einher gehenden Leuten zuweilen einige Stutzer an, welche ein französisches Wesen annehmen. Wenn sie im Winter verschiedene Thiere fangen, bereiten sie deren Häute im Frühlinge, und vertauschen dieselben gegen

Kleider, womit sie sich vom Kopfe bis zu den Füßen ordentlich auspuzen.

Die Wilden in dem Lande Guiana, gehen ganz nacket, und sind in den Wäldern zerstreuet. Einige an dem Amazonen-Flusse wohnende Nationen sehen es so gar als ein sicheres Zeichen eines künftigen Unglückes und des noch in eben demselben Jahre bevorstehenden Todes an, wenn jemand die Scham-Theile bedecken wollte. Diejenigen hingegen, welche es für nöthig halten, dasjenige, was der Sittsamkeit zuwieder ist, dem Auge zu entziehen, bedecken sich vorn mit einer Camiza, oder einer baumwollenen Binde, worauf sie mit Roucou, oder dem Safte eines andern Gewächses verschiedene viereckige Figuren gemahlt haben. Diese Binden sind 4 bis 5 Sch. lang, und 7 Z. breit. Sie binden solche als einen Gürtel mit einem baumwollenen Bande an, und lassen sie zwischen den Schenkeln hängen. Die Männer glauben, daß sie galant aussehen, wenn sie dieselben bis auf die Ferse herunter hängen lassen. Die Weiber gebrauchen eine Schürze, welche fast dreyeckig, und oben beynahe 1 Sch. breit, sonst aber mit gläsernen Korallen besetzt ist. Die entfernten Völker, welche nicht leicht Gelegenheit haben mit den Europäern zu handeln, bedecken sich mit einer Muschel, oder mit einem Stücke Schildkröten-Schale, die sie mit einem Faden um den Leib binden. Eine Abbildung einer Indianerinn und eines Indianers in Guiana, sieht man Fig. 2178.

Die Patagonier kleiden sich in die Haut der Guanicos, welches eine Art von Reh ist. Sie nähen sie in große Stücke, ungefähr 6 F. lang und 5 F. breit, zusammen, die sie sodann mit der rauchen Seite einwärts um den Leib wickeln, und mit einem Gürtel befestigen. Ihre Schenkel sind nacket. An den Füßen haben die Männer eine Art von Halb-Stiefeln, die von der Wade bis unter die Ferse gehen, und unten

am Absatze einen langen hölzernen Sporn haben. Es sind aber keine Schuhe daran. Alles geht übrigens mit bloßem Haupte. Die Männer haben kurze Haare wie Sau-Borsten, die Weiber aber flechten sie in Zöpfe, und hängen Glas-Knöpfe daran.

Die Grönländer sind, nach Verhältniß, von der Natur besser in Ansehung der Kleidung, als Nahrung, versorget, und die Haut der Thiere fehlt ihnen weniger, als das Fleisch. Sie haben Pelzwerk von allerley Art. Ihr Ober-Kleid ist wie eine Monchs-Kutte auf allen Seiten zugenähet, so, daß sie erst die Arme hinein stecken, und dann den Rock wie ein Hemd über den Kopf herab ziehen müssen. Er ist vorn nicht offen, sondern bis an das Kinn zu, und oben mit einer Kappe versehen, die man bey kaltem und nassem Wetter über den Kopf zieht. Dieser Rock geht den Mannspersonen nur bis auf den halben Schenkel, und liegt nicht fest an, lässet aber, weil er vorn zu ist, keine Luft durch. Statt der Hemden haben sie Vogel-Pelze, mit den Federn einwärts gekehrt. Sie tragen auch wohl Rennthier-Pelze, über welche sie noch einen andern von dünnhärigen Rennthieren ziehen; es sind aber solche jetzt schon so selten, daß nur die reichsten Frauenspersonen damit prangen können. Die Seehund-Pelze sind die gemeinsten; das Rauche an denselben ist meistentheils auswärts gekehrt. Der Saum und die Naht sind mit zarten Streifen von rothem Leder und weißen Hunds-Fellen zierlich besetzt. Doch tragen die meisten wohlhabenden Mannspersonen jetzt Ober-Kleider von Tuche, blau gestreifter Leinwand oder Kattune, wiewohl nach grönländischer Mode gemacht. Ihre Beinkleider sind von Seehund- und dünnhärigen Rennthier-Fellen, und oben und unten sehr kurz. Ihre Strümpfe sind von Fellen ungeborner See-Hunde, und die Schuhe von schwarz gegärbtem glatten Seehund-Leder. Sie werden oben mit einem durch die Sohlen gezogenen

Riemen

Riemen zugeschnüret. Die Sohlen stehen hinten und vorn 2 Finger breit herauf, und sind mit vielem Fleiße gefaltet, aber ohne Absätze, und so sind auch ihre Stiefel. Wohlhabende Leute tragen nun auch wollene Mützen, Hosen und Strümpfe.

Wenn sie zur See fahren, ziehen sie über ihre Kleider einen Tuelik, oder schwarzen glatten Seehunds-Pelz, welcher das Wasser abhält, und darunter noch wohl ein Hemd von Därmen, damit sie die natürliche Wärme desto besser bey sich erhalten, und die Nässe mehr abhalten. Dieses See-Kleid ist eine Art von Jacke, woran das Leib-Kleid, die Hosen, Strümpfe und Schuhe nur Ein Stück ausmachen. Es ist von glattem Seehund-Felle ohne Haare, und so dicht genähet, daß das Wasser nicht durchdringen kann. Vor der Brust ist ein kleines Loch, wodurch sie so viel Luft einblasen, als sie für dienlich erachten, sich über dem Wasser zu erhalten, damit sie nicht sinken, und sie stopfen es mit einem Pfropfe zu. So wie sie nun die Luft in diesem Kleide vermehren oder vermindern, senken sie sich auch, und kommen wieder herauf, wie es ihnen gut dünkt. Es sind wirkliche Ballonen, die auf dem Wasser laufen, ohne unter zu sinken.

Die Kleidung der Frauensperſonen ist von der Mannsperſonen ihrer wenig unterschieden. Die Achseln und Kappen daran sind nur etwas höher, und sie ist unten nicht abgestutzt, sondern hinten und vorn, von den Hüften an, mit einem langen runden Zipfel versehen, welcher bis über die Knie hängt, und mit rothem Tuche bebrämt ist. Sie tragen ebenfalls Beinkleider mit einem Gurte darunter, und machen ihre Schuhe und Stiefel gern von rothem oder weißem Leder, deren Naht, welche vorn ist, sie sauber ausnähen und bebrämen. Die Mütter und Kinder-Wärterinnen tragen einen Pelz, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das Kind darin tragen, welches gemeiniglich ganz nacket

darin steckt, und keine andere Windeln noch sonst eine Wiege hat; damit es aber unten nicht durchfalle, binden sie dies Kleid über die Hüften um den Leib mit einem Gurte fest, welcher vorn zugeschnallet oder zugeknöpfet wird. Ihre Alltags-Kleider sind voll Fett und Läuse, welche sie mit ihren Zähnen zerknicken; doch halten sie ihre neue und Stats-Kleider sehr sauber.

Die Mannspersonen tragen ihre Haare kurz, von der Scheitel auf allen Seiten herab hängend an der Stirn aber sind sie abgeschnitten und wohl bis an die Scheitel abgeschoren, damit sie ihnen nicht bey der Arbeit hinderlich fallen. Bey den Weibern würde es eine Schande seyn, die Haare abzuschneiden, welches sie nur in der Trauer thun, oder wenn sie nicht heurathen wollen. Sie binden dieselben zwey Mahl über dem Kopfe zusammen, so, daß über der Scheitel ein langer breiter Zopf, und darüber noch ein kleiner, steht. Diese werden mit einem schönen Bande abgebunden, welches zuweilen mit Glas-Perlen geschmückt ist. Dergleichen tragen sie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, ingleichem auf dem Saume der Kleider und Schuhe. Sie fangen auch an, ein und anderes in ihrer Tracht zu ändern. Die Reichsten binden ein buntes seidenes oder leinenes Tuch um die Stirn, doch so, daß der Haar-Zopf dadurch nicht verdeckt werde, welchen sie für die größte Zierde halten. Diejenigen, welche recht schön seyn sollen, müssen am Kinne, auch wohl an den Backen, an Händen und Füßen, mit einem von Russe geschwärzten Faden durchnähet seyn, wovon die Haut so schwarz bleibt, als ob sie einen Bart hätten, wenn der Faden heraus gezogen worden ist. Die Mütter nehmen diese schmerzliche Verrichtung bey ihren Töchtern schon in der Kindheit vor, aus Furcht, sie möchten sonst keinen Mann bekommen. Cranz sagt, die getauften Grönländer hätten diese Gewohnheit als eine alberne, aber doch zur

sünd-

sündlichen Reitzung abgesehene Eitelkeit längst verlassen. Vielleicht sollten die Frauenspersonen anderswo diese Mode als ein Verwahrungs-Mittel wieder die Versuchungen annehmen!

Die Kleidung der Grönländer beyderley Geschlechtes, stellt Fig. 2179 dar.

Fig. 2180, sieht man Einwohner von Unalaschka, in ihrer Jurte, abgebildet. Unalaschka ist eine von den so genannten Fuchs-Inseln an der nordöstlichen Küste von Amerika, die durch Cook's dritte und letzte große Entdeckungs-Reise, so wie der ganze nördliche Archipelagus zwischen Asia und Amerika nun bekannter geworden ist. Cook war im Oct. 1778 in Unalaschka, und ging von da gerade zurück nach Owyhee zu seinem unglücklichen Tode. Fast alle diese Insulaner und Küsten-Bewohner vom nördlichen Amerika und Asia sind Fischer, und leben wie die Kamtschadalen in Winter-Gruben oder Jurten unter der Erde, welche innerhalb Sparrwerk von Treib-Holz haben, ausserhalb aber mit Gras und Erde bedeckt sind, so, daß sie wie ein Mist-Haufen aussehen. Oben im Dache ist ein Loch, durch welches Licht herein fällt. In demselben steht ein Baum, worein Stufen gehauen sind, um daran aus und ein zu steigen. Kurz, man sieht hier das Innere eines solchen Prunk-Zimmers, mit seinen Bewohnern und ganzen Ameublement, nach Cook. Männer und Weiber haben schwarze Augen und Haar, welches die Männer kurz schneiden und fliegen lassen, die Weiber aber über den Augen wie eine Kolbe stutzen, und auf der Scheitel in einen Knopf aufbinden. Der Mann, der in der Mitte steht, hat einen kurzen Schnurr-Bart, und sowohl in der durchbohrten Ober- als Unter-Lippe Stückchen Knochen zur Zierde stecken. Die Frau ist auf den Backen leicht tätowirt, welches die Männer nie thun, und hat in der Unter-Lippe gleichfalls ein Stück Fisch-Gräthe stecken.

Oft hängen sie auch Schnüre von Knochen in die Nase. Männer und Weiber tragen einen Rock, welcher rund herum zu, ungefähr wie unsere Fuhrmanns-Kittel gemacht ist, und nicht viel über die Knie geht. Der Rock des Mannes ist von Vogel-Häuten, davon die Federn innerhalb auf dem bloßen Leibe liegen, der Rock der Frau aber von Seekalb-Haut, zusammen gesetzt. Beyde sind zierlich mit Läppchen und Streifen von seidenem Zeuge und Tuche, welches sie durch Tausch-Handel von den Russen erhalten, die auch hier so gar Etablissements haben, besetzt. Ueber diesem Rocke tragen die Männer oft auch noch einen ähnlichen von Fisch-Därmen, mit einer Kappe, zuweilen auch, wie hier, die Kappe allein, die sie über den Kopf ziehen, weil sie, so wie der Rock, kein Wasser durchläßet. Auf dem Haupte trägt er eine Art von Hut ohne Kopf, oder einen Schirm von leichtem Holze. Er ist grün oder bunt gemahlt, und rund um das Haupt mit langen Borsten und Bart-Haaren von See-Thieren, woran kleine Glas-Korallen stecken, geziert; und vorn darauf über der Stirn sitzt gewöhnlich ein kleines Götzen-Bild von Knochen. Die meisten Männer tragen eine Art unförmlicher Stiefel, wie dieser. In der rechten Hand hat er ein Canot-Ruder, und in der linken einen Fisch-Korb von Binsen.

Die Frau trägt um den Hals eine Knochen-Schnur. Ihr Rock ist bis unter die Brust aufgeschlitzt, um ihr Kind säugen zu können, welches in einem Binsen-Korbe vor ihr liegt, und gleichfalls mit einer Knochen-Schnur behangen ist. Neben ihr liegt ihr dreyeckiger Sommer-Hut, welcher von Leder gemacht, und mit Borsten, kleinen Federn und Stickerey von gespaltenen Sehnen geziert und sehr künstlich gemacht ist. Des Winters tragen die Weiber Mützen von der Haut der Taucher, die so abgezogen wird, daß sie den Kopf in den Bauch des Vogels stecken, und

Hals, Flügel und Schwanz daran bleiben. Diese Feder-Mützen wissen sie oft mit Pelzwerke und fingerlangen Haar-Franzen so schön zu schmücken, daß sie wirklich recht prächtig aussehen.

Das ganze Ameublement einer solchen Jurte, besteht in Binsen und Gras-Matten, hölzernen Trögen, geflochtenen Binsen-Körben, steinernen Thran-Lampen, und Gefäßen von Rinde und Leder. Von der Unsauberkeit, die darin herrscht, hat man keinen Begriff.

V. In Australien, oder den Inseln der Süd-See.

Das milde, zum Theil auch heiße Klima, welches durch die ganze neue südliche Insel-Welt herrscht, macht Kleidung bey diesen noch halb rohen Kindern der Natur mehr zu einem Gegenstande der Bequemlichkeit, und selbst des Luxus, als des ersten Bedürfnisses. Ihr Kunst-Fleiß ist so entfernt von dem europäischen, als ihr Land. Von Verarbeitung und Zubereitung der rohen Materialien, die ihnen die milde Hand der Natur so reichlich gibt, wissen sie wenig, oder nichts. Ihre Werkzeuge sind elend und ungeschickt, und nur in Neu-Seeland, wo die Witterung schon rauher, als in den andern Inseln, ist, findet man einige Spuren von einer höchst mühseligen Art von Weberey. Fast alle übrige Einwohner der Süd-See-Inseln, welche nicht ganz nacket gehen, wie die von Neu-Holland, der neuen Hebriden, und zum Theil der Sandwich-Inseln, kleiden sich in eine Art von dickern oder dünnern Papier-Zeuge, welcher aus der Rinde des Papier-Maulbeer-Baumes, Brodfrucht-Baumes, und einer Art Feigen-Baumes, ohne Textur, gemacht wird. Ich werde daher Kleidungen aus Neu-Seeland, Otaheite, und den Freundschafts-Inseln, beschreiben, weil diese die interessantesten sind.

Fig. 2181, Neu-Seeländer vor ihrer Wohnung; einer Hütte von Rohr und Schilf, die gewöhnlich

lich nicht über 6 F. hoch ist, so, daß man nicht aufgerichtet darin stehen kann; und statt der Thür nur das 1 Elle große viereckige Loch hat, durch welches sie hinein kriechen. Die Kleidung eines Neu-Seeländers ist gewiß für das Auge eines Europäers auf den ersten Anblick die roheste, die man sich nur denken kann. Sie besteht aus einer Art von Mantel, der aus den Blättern der Schwert-Lilie gemacht ist. Diese Blätter werden in 3 oder 4 Streifen gespalten, und diese, wenn sie dürr sind, dergestalt zusammen geknüpfet und verbunden, daß ein Zeug daraus entsteht, der ein Mittel-Ding zwischen Netz und Bast-Matte ist. Alle die Spitzen dieser Blätter, die 8 bis 9 Z. lang sind, hängen am äussern Theile zottig herab, so, daß es fürchterlich wild aussieht. Diese Mäntel, welche sie als Ober-Kleider tragen, sind zwar häßlich, taugen aber sehr gut für Leute, die oft ohne allen Schutz gegen Regen, unter freyem Himmel schlafen. Wenn sie darin, wie gewöhnlich, auf ihren Ferſen sitzen, wie die hinterste Figur hier vor der Hütte, sehen sie von fern wie kleine Stroh-Hütten oder Heu-Haufen aus. Der hier stehende Mann hat einen solchen Schilf-Mantel um, welcher oben mit einer Schnur fest gebunden, und mit einer daran hangenden großen Nadel von Knochen zusammen gesteckt wird. Darunter ist er ganz nacket, und hat nichts um den Leib als einen Gürtel, der ihnen, so wie den Männern in den Sandwichs-Inseln, zu einem ganz sonderbaren Gebrauche dient. In dem Gürtel steckt auch gewöhnlich das steinerne Pätuh-Pätuh, ihr Hand-Gewehr, worauf sie sich am meisten verlassen, und es zum State, so gut als der Süd-Asiate seinen Dolch, immer in dem Gürtel tragen. In der Hand hat er eine hölzerne Streit-Axt, davon der untere Theil zugleich eine Lanze ist. Am Halse hat er ausser der krummen Nadel noch einen geschnittenen Fisch-Zahn zum Zierrath hängen. Aus-

ser

ser den zottigen Schilf-Mänteln tragen sie auch, wie die hier sitzende Figur, zuweilen ein Unter-Kleid, welches wie ein Hemd gemacht, bunt gestreift, und aus den Fäden einer Pflanze, die man Seiden-Flachs nennen könnte, gewebt, oder vielmehr in einem Rahmen geflochten ist. Sie besetzen diese Kleider mit schmahlen Streifen von Hunds-Fell, und sticken die Säume davon sehr zierlich bunt.

Ihr Haar ist schwarz und stark, meistens hinten abgeschnitten, und das übrige auf der Scheitel in einen Knopf zusammen gebunden, unter welchen sie Vogel-Federn und gewöhnlich einen hohen hölzernen oder beinernen Kamm, mit Muschel-Schalen geziert, stecken. In ihren geschlitzten Ohren tragen Männer und Weiber zum Putze, Knochen, Muschel-Schalen, grünen Talk-Stein, Tuch-Lappen, und oft ganze Büschel weiße Albatroßen-Federn, die ihnen Faust groß neben den Backen liegen, und ein sonderbares Ansehen geben. Der sitzende Mann hat eine 30 F. lange Lanze in der Hand, welche sie in der Mitte anfassen, und damit in einer großen Entfernung werfen und sehr sicher treffen können. Sonderbar ist es, daß sich, der allgemeinen Gewohnheit des schönen Geschlechtes zuwieder, hier die Weiber weniger aus Putz und Kleidern machen, als die Männer. Sie sind dabey überaus schamhaft.

Fig. 2182, ein vornehmer Mann aus der Insel Otaheite, in seiner eigenthümlichen Tracht. Die Kleidung der Otaheiten besteht durchaus in einer Art von Papier-Zeuge oder Tuche, ohne Textur, welches aus den Rinden des chinesischen Papier-Maulbeer-Baumes, des Brodfrucht-Baumes, und eines wilden Feigen-Baumes, durch Maceration, Einweichen und Schlagen mit gekerbten Hölzern, gemacht wird. Sie hat keine bestimmte Form noch Schnitt, und eben so wenig sind ein Par Stücke von ihrem Zeuge zusammen

men genähet; sie besteht in mehrern, oft 30 bis 40 F. langen Stücken von diesem Papier-Tuche, die sie nach eigener Phantasie um den Leib wickeln, bald als einen kurzen Rock, bald als ein Stückchen Schurz nur vorn herab hangen lassen, oft auch einen weiten Mantel um sich schlagen, oder wie ein Scapulier über den Kopf und Schultern hängen. Der vornehme Mann hier trägt dergleichen lange Binde von weißem feinen Papier-Zeuge, welcher so fein als Musselin ist, um die Lenden, so wie um den Kopf gewickelt, und einen weiten Mantel von etwas stärkerm Papier-Tuche. In der Hand hat er einen weißen Stab, als das Unterscheidungs-Zeichen seines Standes. Im Hinter-Grunde zeigt sich seine kleinere Privat-Wohnung, die von dem offenen Hause, worunter seine ganze Familie wohnt, lebt und schläft, unterschieden ist. Sie ist von Rohr-Stäben, und mit Cocos-Palmen-Blättern gedeckt und behangen, und er schläft, als ein Ober-Haupt, mit seiner Gemahlinn allein darin. Sie können leicht abgenommen, und in Kähnen transportiert werden. Da der Papier-Zeug kein Wasser hält, so tragen die Otaheiten bey Regenwetter über diese Kleider, Mäntel von fein geflochtenem Baste oder Binsen, welche das Wasser abhalten, und die sie überaus schön und geschickt zu flechten wissen.

Um auch eine weibliche Figur von Otaheite zu liefern, hebe ich die Figur eines jungen Mädchens, als eine so genannte Atee, oder Geschenk-Trägerinn, gekleidet, Fig. 2183, aus Cook's letzter Entdeckungs-Reise aus. Sie bringt dem C. Cook Geschenke vom Könige Otoo. Diese bestanden in einem ungeheuer langen Stücke von feinem Papier-Tuche, womit man den Leib des Mädchens unter der Brust so lange umwickelte, bis der Wulst 6 bis 7 Ellen im Umkreise dick, und so schwer war, daß ihn das Mädchen kaum noch tragen konnte. Alsdann behing man ihn noch mit verschie

schiedenen Stücken von dergleichen gelben und rothen Zeuge, welches dem Ganzen völlig das Ansehen eines großen runden Reif-Rockes gab. Vorn daran werden gewöhnlich 1 oder 2 Taames oder Brust-Schilder, die man im Kriege trägt, und von bunten Federn, Hunds-Haaren, Netzwerke und feiner Stickerey, gemacht sind, gehangen, welche das Geschenk kostbar machen. In ihrem schwarzen krausen Haare hat dies liebliche Madchen, Blüthen von weißem Cap-Jasmin stecken, welchen sie immer bey ihre Wohnungen pflanzen, weil es fast ihr einziger Putz ist.

Fig. 2184, Poulahoo, König von Tongataboo und den andern Freundschafts-Inseln, Audienz gebend. Er sitzt auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen, innerhalb eines Halb-Zirkels von einer sehr zierlich geflochtenen Schilf-Matte, die seinen Thron vorstellt, unter einem kleinen artig gebaueten Hause, dessen Fußboden, wie gewöhnlich, mit Matten belegt ist. Sein Kopf-Putz besteht in einer Mütze, deren Vorder-Schild in einem Halb-Zirkel, von 18 bis 20 Z. hoch, von einem Ohre zum andern um den Kopf läuft, und sehr schön aus den Schwanz-Federn des tropischen Vogels und rothen Papageyen-Federn zusammen gesetzt ist. Um den Hals hat er eine doppelte Schnur von bunten Federn geknüpft, und um die Lenden, nach Landes-Art, ein langes Stück Papier-Zeug in Form eines Weiber-Rockes geschlagen. Rund um ihn her sitzen in einer kleinen Entfernung seine Verwandte und Diener, die ihm den beliebten Kava-Trank bereiten. Der eine preßt den Saft der Kava-Wurzel in eine Schüssel aus; ein Anderer präsentirt sitzend dem Könige eine Schale davon, während ein Dritter, der eben hinzu gekommen ist, ihm kniend seine Ehrfurcht bezeigt, und sowohl mit Stirn als Händen seine Füße berührt. Hinter ihm sitzt eine alte Frau mit einem Fliegen-Wedel. Das Haus ist, wie

in

in den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln überhaupt gewöhnlich ist, unten rund herum offen; das Dach und innere Gebälk aber sehr zierlich mit bunten Flechten von Binsen, Bast und Weiden, verbunden.

Ueber die Verschiedenheit unserer Kleidertrachten.
Nos *ajustemens* ne sont pas *Nous*.
Lpz. 1775, 8. 5 B.

Ein zünftiger Handwerker, welcher allerley Kleidungsstücke aus gewebten Zeugen verfertigt, wird der Kleider-Macher, und mit einer von einem Theile seiner Arbeit, nähmlich dem Zuschneiden, entlehnten Benennung, der Schneider genannt, von dessen Profession ich an seinem Orte ausführlicher handeln, und wo ich auch eine Methode anzeigen werde, wonach man sich richten kann, wenn man von den gelieferten Zuthaten zu einem oder dem andern Kleidungsstücke sich versichern, und wissen will, ob selbige insgesammt zu dem gemachten Stücke gekommen seyn.

Wenn ich, wie im Vorhergehenden gezeigt worden ist, auf Gottes Erdboden so unzählige Völker, das eine bis über die Nase in Pelz und Thierhäute verhüllt, das andere, so wie es von der Mutter kam, nacket und bloß; das eine zum alleinigen Schutze wieder Sonne, Kälte, Regen oder Wind, mit einfachen Decken überhängt, das andere mit bunten Federn, mit schimmernder Seide, glänzendem Golde, mit Steinen, Perlen, Muscheln und Schellen ꝛc. ausgeziert; das eine mit seiner dem Klima eigenen Farbe, das andere bemahlt, den ganzen Körper mit Oehl und Thran getränkt, mit unaussprechlichen, geheimnißvollen, oder auch unbedeutenden Zügen das Gesicht beschmiert, oder wohl gar zerschnitten, und einer gewirkten Tapete gleich gemacht; endlich, wenn ich, unter so vielen Völkerschaften, die eine wieder bequem und zierlich zugleich angezogen, die andere zum Nachtheil ihrer körperlichen guten Beschaf-

fen-

seuheit wie eine ägyptische Mumie eingewickelt, oder, wie die morduanischen Weiber, unter einer Kleider-Tracht, die so schwer als ein Pferde-Geschirr ist, bald erstickt, auf dem großen Kloße herum kriechen, und dann wieder oft, wegen des bloßen Unterschiedes in Farbe oder Schnitt der Kleidung, einander im Ernst hassen und selbst erwürgen sehe: so fühle ich immer die Versuchung, das königliche Thier, in diesem Stücke, nicht so sehr über seine Mit-Geschöpfe erhaben, und, durch lächerlichen Stolz, oft weit unter diese herab gesetzt, zu denken. Die Natur nahm sich mitleidig der übrigen Thiere an, versah sie mit einer behaarten, weniger empfindlichen Haut, und ließ ihnen größten Theils für den Winter einen eigenen Pelz wachsen, womit sie der Kälte meistens Trotz bieten mögen. Der Mensch erscheint nacket und bloß auf die Welt, und selbst in seinem wilden Zustande schützen ihn nur wenig Haare vor Kälte und Nässe. Zum Glück gab ihm der Schöpfer die Anlage, unter einer angemessenen Erziehung, zum dauerhaften Bewohner sowohl des kalten Nordens, als auch des heißen Erd-Gürtels, gebildet werden zu können, ohne daß er diese Fähigkeit vorzüglich seinem Kleider-Erfindungs-Geiste zu verdanken hätte.

Ob Schamhaftigkeit, oder andere Empfindungen die ersten Menschen dahin verleitet haben, ihre Blöße zu bedecken, und so den ersten Grund zu allen künftigen Kleider-Trachten zu legen, solches ist hier eine ganz gleichgültige Sache. Noch in unsern Tagen gehen unzählige Völker, ohne jene Empfindungen von Schamhaftigkeit, nacket, und selbst die verschiedene Temperatur der von solchen bewohnten Welt-Gegenden, lehrt uns, daß auch Kälte und Hitze nirgends die Art der Kleidung allein bestimmt habe. Man gehe in der Geschichte aller bekannten Völker, so weit es möglich ist, zurück, und es wird ein Stück Kleidung nach dem an-

dern, selbst von dem Einwohner kälterer Gegenden, abfallen, bis wir den Menschen höchstens mit einer Thier Haut bedeckt, auf Schnee und Eis die Güte der Schöpfung rechtfertigen sehen, welche uns, nur dem Scheine nach, bey der Geburt dasjenige entzieht, aber durch Gewohnheit und Sitte in Uebermaß gewinnen lässet, was die übrigen Thiere einer rauhen Witterung entgegen zu setzen haben. Und warum, sagt Montaigne, sollten unsere Decken nicht hinreichen, gleich andern erschaffenen Wesen, auch uns zu schützen, oder, da unser Gesicht der Kälte wiedersteht, warum sollten wir nicht ganz Gesicht werden können?

Das vorzüglichste Kleid der alten Römer war ein weiter Ueber-Rock (Toga); ihren Leib trugen sie noch lange unter diesem bloß und ohne Unter-Kleid (Tunica). Cato behielt diesen Gebrauch seiner Vorältern noch bey; und Plutarch sagt von ihm, er sey nach dem Essen meistens mit seinen Freunden ohne Schuhe und ohne Unter Kleid herum gegangen. In seinem hohen Alter, und nachdem er die größten Würden im State bereits bekleidet hatte, ging der große Mann in einer engen und nur bis unter die Schultern reichenden Tunica herum, und im Sommer arbeitete er mit seinen Knechten auf dem Lande nacket und bloß. Von den alten Deutschen sagt Cäsar, sie badeten ohne Unterschied in Flüssen, und ihre Kleider waren Häute, die einen großen Theil des Körpers nacket liessen (*); und noch die Franken haben sich nicht viel mehr bedeckt getragen (**). Die Jugend ging bey den mehresten Völkern bloß (***); und noch bey uns sehen wir halb gewach-

(*) De bello gallico, L. 6, c. 21.

(**) Nuda sunt pectora ac terga, ad lumbos vsque, inde braccis, alii lineis alii coriaceis tecti crura obtegunt. *Agathias* de Francis, L. 2.

(***) *Lazarus Bayfius*, de re vestiaria, L. 12.

wachsene Knaben und Mädchen bey Schnee und Regen, in Hemden, halb nacket in Dörfern herum laufen, ohne durch Schamhaftigkeit, oder Empfindlichkeit der Haut, sich nach mehrerer Kleidung umzusehen: So dauerte auch einst bey unsern Vätern das Knaben-Alter, in welchem sie nacket und ohne Schamhaftigkeit herum liefen, besonders lange (*); und, nach dem ein Volk die natürliche Lebensart weniger verlassen hat, sehen wir auch diese Sitten mehr beybehalten.

Die physische und moralische Wirkung der nach und nach gestiegenen Kleidungsstücke auf diejenigen, die das Kleid der Natur mit einem künstlichen Ueberzuge beynahe ihres ganzen Körpers verwechselt haben, wäre ein schönes Feld philosophischer Betrachtungen; ich wähle aber nur diejenigen darunter, welche auf die Volks-Gesundheit, und auf die Beschaffenheit unserer Nachkommen, eine unmittelbare und wichtigere Beziehung haben. Der Reiz, welchen die Blöße des einen Geschlechtes auf die Augen des andern macht, ist unstreitig da am größten, wo man gewisse Theile vorzüglich dem Blicke des interessirten Theiles durch Decken entzieht. Dieser Satz ist so wahr, daß die Absicht, natürliche Reize dem forschenden Auge des Jünglinges zu verbergen, und denselben etwas errathen zu lassen, was man eben nicht für verloren wissen will, zur Kunst des schönen Geschlechtes, und zu einem Netze, geworden ist, in welchem wir früh oder spät gefangen werden. Die Geschichte jener Beth-Schwester, welche ihrem Beicht-Vater ihr tägliches Aergerniß wehmüthig klagte, das ihr ein, vor einer Schenke, wobey sie zur Kirche vorüber gehen mußte, hängendes Bild eines nackten wilden Mannes, wieder ihren Willen verursachte, und das, da es jetzt, durch Vermittelung des Seelsorgers, mit einer bemahlten Schürze

 bek-

(*) *Mela*, L. 3, c. 3. *Tacitus*, de Germaniae populis, c. 17.

versehen worden, die gute Beth-Schwester immer mit dem Gedanken: was mag wohl unter der Schürze verborgen seyn? zu martern pflegte, ist die Geschichte des nach langem Bloßgehen endlich in Kleider verhüllten menschlichen Geschlechtes. Die ältesten Bildnisse des Heilandes stellen denselben, wie bey jenen, die hingerichtet wurden, üblich war, nacket und bloß vor; und Molanus (*) sagt: die Bildnisse des Heilandes, welche bloß um die Lenden mit einem Tuche umwunden sind, erweckten mehr die Andacht, als die mit Kleidern; ein Beweis, daß man in Zeiten anfing, an den alten Mahlereyen sich zu ärgern. Gregorius Turonensis (**) erzählt von einem Geistlichen, dem Christus im Schlafe befohlen habe, er sollte sein, in der Kirche, bloß um die Lenden umwundenes Bild, damit der Gekreuzigte von dem Volke nicht nacket und bloß gesehen wurde, mit Leinwand ankleiden. Zu Regensburg auf dem Hoch-Altare, bey St. Emeran, sah Gretser einen Christus, der wie ein Priester angezogen war (***); und noch hängen die schwäbischen Bauern ihren auf dem offenen Felde aufgestellten Christus-Bildern ein Hemd um.

Eine afrikanische große Regentinn, da sie ihre junge Mannspersonen gegen das weibliche Geschlecht erkalten und auf abscheuliche Leidenschaften versinken sah, steuerte dem fast unheilbaren Uebel dadurch glücklich, daß sie ihrem Geschlechte kurze Röckchen anwies, welche gewisse Theile, die vorhin dem Auge bloß lagen, bedeckten, und nur unter größern Bewegungen verstohlner Weise sehen liessen. Bey verschiedenen indianischen

(*) De picturis, c. 79.

(**) L. 7. de glor. Martyr.

(***) *Gretserus*, de cruce, L. 1, c. 22, p. 77. L. 2, c. 3, p. 356. *Otto Chr. Cech*, de eo quod iustum est circa nuditatem, (Jen. 1692) §. 52

ischen Völkerschaften gehen die Mädchen und Weiber nacket; und bloß die feilen Dirnen verhüllen einen Theil ihres natürlichen Reitzes, damit sie das Landvolk zu deren Genuß anlocken.

Dank sey es also dem ehrbarkeitlichen Schleyer, der, an statt Triebe, die von dem Schöpfer unserm Baue einverleibet werden wollten, zu ersticken, unsere Sinne vielmehr auf eine Art zu beschäftigen wußte, die uns in der Wirkung des Schönen auf unser Herz, die Erwartung noch über den Genuß selbst setzen, und so die wechselseitige Neigung durch jede neue Kleidungs-Art, und durch jede neue Darstellung des Verborgenen, sichern ließ. Ich rechne diesen Vortheil der Kleidung, aus triftigen Ursachen, hoch an, und sehe mit zufriedenem Herzen den schon gefühllosen verbuhlten Hagestolz, da, wo er die Natur zu verlassen und in ihrem feilen Reitze einen Ekel zu finden dachte, auf einmahl durch den verrätherischen, einen halbverhüllten jungfräulichen Busen schützenden Flor zu gesunderem Gefühle und zu einer glücklichen Verbindung zurück ziehen.

Möchten doch diese Wirkungen der Kleider, nicht mit andern begleitet werden, deren Folgen unsere gesunde Beschaffenheit, die Schönheit unsers Wuchses, und unsere Fähigkeit zu anhaltenden, oft unvermeidlichen Bewegungen, zerstören! Aber so ist es, leider! die tyrannische Zunft französischer Mode-Händlerinnen und Schneider hat es beschlossen, daß wir Deutsche, in ihren engen Fesseln, Gesundheit und alle Vorzüge unserer männlichen Gliedmaßen verlieren sollen. Man betrachte nur den Zwang unserer heutigen Kleidungs-Art; man sehe, wie von dem Kopfe an, bis zur Spitze unserer Füße, alle Theile unsers Körpers eingezwänget und zu allen freyen Bewegungen unfähig gemacht werden, wenn indessen der sclavische Muselmann, in dessen Augen unsere kurze und enge Kleidung für einen

ehrbaren Mann höchst unanständig scheint, eine beneidenswerthe Freyheit in seinem einfachen und ehrbaren Anzuge genießt. Entweder binden wir unsere Haare enge an dem Haupte zusammen, oder wir schnallen unter einer Perrücke alle unsere Kopf-Adern enge ein; unsern Hals umgibt ein elender Strick, den nur ein Wundarzt, der die Drossel-Adern ungeschickt binden, und dann öffnen wollte, erfunden haben kann; unsere Hemden umgürten Hals und Vorder-Arme; ein enges Wamms umpanzert unsern Rumpf; ein Par Beinkleider umspannen unsere Lenden; Riemen umgürten unsere Knie, und unsere Füße zwingen wir in Schuhe, welche, nebst allem Gefühle, beynahe alle Bewegung ersticken.

Die Natur hat die größern Schlag-Adern, deren Verwundung leicht tödlich werden könnte, tief gelagert, die zurück führenden Gefäße hingegen in großen Stämmen unter der bloßen Haut laufen lassen, wo sie, ohne allen andern Druck, als jenen der allgemeinen Decke, ihr Geblüt dem Herzen zuführen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Lage der größern Blut-Adern an unserer äussern Oberfläche, dieselben von der kühlen, ihre Federkraft merklich unterstützenden, äussern Luft, und vielleicht von einer nähern Wirkung von dieser auf die Masse des Blutes selbst, einen beträchtlichen Nutzen haben mache; und man darf nach Arbeiten, die den Kopf erhitzt, und den Zufluß des Blutes zu demselben allzu sehr befördert haben, den günstigen Einfluß einer etwas kühlen Luft auf das entblößte und gleichsam in ein Luft-Bad gesetzte Haupt nur ein Mahl empfunden haben, um sich von der günstigen Wirkung der Atmosphäre auf unsere entblößte Oberfläche zu überzeugen. Unsere Haut wird bey einiger Kühle der Luft um ein Merkliches gespannter; die unter ihr liegenden Theile werden dadurch gestärket, und die Bewegung der Säfte zu dem Herzen befördert. Die neuern Entdeck-

deckungen haben uns auch gelehrt, daß die Luft für unsere einsaugende Gefäße etwas mehr sey, als bloße Luft, und daß verschiedene in derselben enthaltene Theilchen, die keine Luft selbst sind, durch dieses Mittel unsern einsaugenden Gefäßen, so wie jenen der Pflanzen, beygebracht werden müssen, welche letztere in einem engen Raume und ohne eine freye Bewegung vergeilen, und nie recht gedeihen. Diese Theilchen sind aber nicht gemacht, immer durch einen Schwamm durchgeseihet werden zu können, und unsere Kleider halten so, eben so sehr manches Nützliche von unserer Oberfläche ab, als die Ausdunstungen, welche bey unbedecktem Leibe sogleich in die Luft verfliegen, sich an dieselben anhängen, und unter Verunreinigung der Haut zum Theil wieder eingesogen werden. Daher sind die Hautkrankheiten überhaupt bey denjenigen Völkern am seltensten, welche sich am reinsten halten, und durch öfteres Baden ihre Haut von dem unter den Kleidern sich ansetzenden Schmutze fleißig abspühlen. Je mehr wir uns aber in Tücher und Zeuge einwickeln, um so schwerer kommt es uns an, uns mit Abwaschung unsers Körpers abzugeben, welcher überdieß unter den warmen Decken so empfindlich wird, daß wir bey der geringsten Entblößung sogleich schaudern, und vor jedem nicht vorher wohl gewärmten Tropfen Wasser zusammen fahren. Daher können wir von mancher unserer Schönen, mit Martials, sagen:

Formosam faciem nigro medicamine velas:
Sed non formosa corpore l[a]edis aquas!
Ipsam crede Deam verbis tibi dicere nostris
Aut aperi faciem, vel tunicata laua!

Und wir, die wir, eines geringen Fleckens wegen, unsern Rock von uns legen, die wir unsere Hemden nicht ohne Ekel acht Tage lang tragen können, wir mö-

gen Jahre lang uns mit Abwaschung unserer Hände, des Gesichtes, und mit einigen Fuß-Bädern begnügen lassen, und mit einer Haut umher gehen, welche, wie die Schweitzer-Alpen, mit Schnee, mit einem vieljährigen Kleister überzogen ist, und einem rohen Volke anekeln würde, welches an seinen täglichen Bädern durch keinen beschwerlichen Putz verhindert wird.

Auf einer andern Seite betrachtet, sind die Kleider bey den Menschen eines der gewöhnlichsten Mittel zur Fortpflanzung ansteckender Krankheiten geworden. Ich werde an seinem Orte zeigen, daß die Pest und bösartigen Faul-Fieber, gar häufig durch diesen Weg von einem Lande in das andere übergegangen sind; und bey dem Schlusse des gegenwärtigen Artikels werde ich die Bedenklichkeit des Trödel-Krames bey Seuchen unter dem Volke, zu beweisen suchen.

Die Muskeln, welche unsern Körper fort zu bewegen, seine Theile einander zu nähern, oder von einander zu entfernen, bestimmt sind, liegen, so lange sie unthätig sind, geschmeidig und eben an dem Theile an, den sie bewegen sollen, und lassen solchem, unter den allgemeinen Decken verborgen, das Sanfte und Runde, welches uns der Zeichner vorzüglich an dem weiblichen Körper so lieblich darzustellen weiß. Bey jeder Bewegung des Körpers hingegen, sehen wir jeden dazu behülflichen Muskel in seinem Fleisch-Klumpen nach Verhältniß anschwellen, und die mehr beweglichen Theile dem festen Puncte näher bringen oder andrücken. Daher zerspringt oder trennt sich ein zu enges Kleid, in welches wir uns, der Mode wegen, gedränget haben, so bald wir unsere Kräfte ansträngen, oder wir finden uns in allen solchen Verrichtungen gehemmt. Wer lange in einer so engen Hülle eingeschnürt lebte, verlöre endlich alle Muskel-Kraft, und würde zur Puppe, wie unsere meisten Stadt-Schönen und Stutzer sind.

Aus

Aus allem diesen lässet sich der physische Einfluß jeder Kleider-Tracht auf unsere Gesundheit leicht erklären. So bald der Mensch aus den Kleidern mehr, als ein Mittel wieder Blöße und unangenehme Witterung, machte, ward ihr Anzug zu einem Geschäfte, welches einer öftern Reinigung der Haut selbst meistens im Wege stehen mußte. Vormahls behielt lange jedes Land seine eigene, dem Klima angemessene Kleidung; seit dem aber die Franzosen in dem Besitze einer uneingeschränkten Herrschaft über die Kleider-Tracht aller europäischen Nationen, wenigstens aller Leute von Erziehung, geworden sind, sehen wir den kalten Norden in seidenem Gewande, sich beynahe seiner ursprünglichen Nacktheit nähern; und nachdem wir uns, von unserer Jugend an, als Fremdlinge, gegen unsere vaterländische Luft verwahret, und mitten in Deutschland die Zärtlichkeit einer afrikanischen Haut angenommen haben, setzen wir unsern Leib auf ein Mahl, wenn es der Kalender befiehlt, dem Einflusse aller unserm Klima eigenen Veränderungen einer rauhern Witterung bloß, und ziehen uns durch die lächerliche Caprice, in einer kalten Gegend, durch leichte Kleidung den Sommer erzwingen zu wollen, tausend Uebel auf den Hals.

Dergleichen Wirkungen der Kleider verdienen gewiß die Rücksicht der Polizey, welche sich bisher immer mit bloßer Mäßigung des verderblichen Aufwandes in der Kleider-Tracht beschäftigt hat, ohne das Wichtigste bey dem ganzen Gegenstande, nähmlich den Einfluß der verschiedenen Kleidungs-Arten auf die Gesundheit der Bürger, ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Die alten Römer haben nicht nur jedem Geschlechte, sondern auch jedem Stande und jedem Alter, seine eigene Kleidung angewiesen, und die Censoren wachten lange sorgfältig auf die Beybehaltung dieser Sitte. Bey uns trägt sich ein jeder wie er will; und wenn eine unsinnige Mode unsere Jugend zu Krüppeln bildet, uns-

sere Schwangere haufenweise mißgebären, und unsere Töchter zu lungensüchtigen Geschöpfen macht: da beobachten die Gesetze ein tiefes Stillschweigen.

Von der Kleidung der Kinder in Absicht auf ihre Gesundheit, s. im XXXVII Th. S. 638, fgg.

Wie gut es sey, zu allen Jahrszeiten einerley Art von Kleidung zu tragen, s. im XI Th. S. 355, fgg.

J. P. Frank System einer medicin. Policey, 3 B. (Mannh. 1783, 8.) S. 718, fgg.

Diss. de vestitu. Præs. *Jo. Jac Baier.* Resp. *Jo. Fr. Schwarz.* Altd. 1704, 4. 2 B.

Diss. de morbis a vestitu. Præs. *Aug. Quir. Rivinus.* Resp. *Jo. Polyc. Kiesling.* Erford. 1721, 4. 3 B.

Ein Auszug aus derf. u. d. T. Abhandlung von einigen gefährlichen Krankheiten, die sich sowol das schöne Geschlecht, als die Mannespersonen, durch verschiedene Arten der Kleidungstrachten zuziehen kann, s. im 51 und 52 St. der hannov. nützl Samml. v. J. 1756.

Diss. de vestitus vitiis morborum causis, Præs. *Mich. Alberti.* Resp. *Casp. Gottl. Schlegelmilch.* Hal. 1729, 4. 3 B.

Diss. de vestitus ratione ad valetudinem, Præs. *Jo. Henr. Schulze,* Resp. *Chr. Lud Wegener.* Hal. 1737, 4., 3 u. e. h. B.

Reflexions anatomiques sur les incommodités, infirmités, inconveniens et même maladies considerables, qui arrivent au corps humain a l'occasion de certaines attitudes et de certains habillements, par M. *Winslow,* s. in den *Memoir. de Par.* 1740, S. 59, fgg.

D. übers. u. d. T. Anatomische Betrachtungen über Beschwerungen, Krankheiten, u. d. gl. die man sich durch gewisse Kleidungen und Stellungen des Leibes zuzieht, s. im 6 St. des 2 B. des Hamb. Magaz. 1748, 8. S. 620 — 628.

Ein Auszug davon u. d. T. Observations sur certaines habitudes et certains habillemens qui peuvent nuire à la santé, s. im *Journ. oecon.* Juin 1759, S. 278 — 280; und im *Nouvelliste oecon. et litter. To. 33. p. I m. d'Avr. M. et J.* 1760, S. 66 — 70.

Diss. de morbis ex varia conditione vestimentorum oriundis, Præs. *Andr. El. de Büchner,* Resp. *Godofr. Henr. Beyer,* Hal. 1750. 4. 6 B.

Gedanken eines Arztes über die Kleidung, s. im 3 Th. der gesellschaftl. Erzähl. Hamb. 1754, gr. 8. 56 St. S. 49 — 64; 59 St. S. 97 — 112, und 62 St. S. 145 — 160.

Anmerkung von den Fehlern der Kleidung, in Absicht der Gesundheit, s. im 29 St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1755, S. 451.

Chr. Tob. Ephr. Reinhardo satyrische Abhandlung von den Krankheiten der Frauenspersonen, welche sie sich durch ihren

Putz

Putz und Anzug zu ziehen, 2 Theile, Glog. und Berl. 1756, 1757, 8. 20 u. e. h. B. n. 1 B. Kupf.

Von den Kleider-Moden, s. Hrn. D. Unzer's Arzt, 1 Th. Hamb. 1759, gr. 8. 12 St. S. 177 — 192.

Diss de valetudine hominis nudi et cooperti, Præs. Ge. Gottl. Richter, Resp. B. A. Schloss, Gott. 1763, 4. 6 B.

Extrait d'une Thèse de Medecine, l'homme nud et couvert; soutenue à Gottingue sous la présidence de M. Richter, par Mr. Schloss, st. in No. 50 der Gazette salut. d. J. 1763.

Der Putz und Anzug der Frauenspersonen, als eine Ursache vieler Krankheiten, st. im 31 — 34 St. des Stuttg. allg. Magaz v. J. 1768.

Recherches sur les habillemens des femmes et des enfans, ou Examen sur la maniere dont il faut vêtir l'un & l'autre sexe, par Mr. Alphonse le Roi, a Par. 1772.

Die Pracht, so fern sie sich durch die Kleider an den Tag legt, oder in Kleidern besteht, wird die Kleider-Pracht genannt. Diese kann kaum höher steigen, als sie zu unsern Zeiten gestiegen ist. Meistentheils ist es ein Uebel, wozu die Frauen ihre Männer verführen, die am Ende beyderseits dadurch gestürzet werden. Die Kleider-Pracht scheint dem schönen Geschlechte eigenthümlich zu seyn, daß sie durch alle Lebens-Umstände darin einen Vorzug behaupten wollen. So gar ein Tagelöhner-Weib muß ein seidenes Kleid haben, wenn auch gleich der Mann in einem groben Tuche neben ihr her zieht. Die Pracht fängt von dem Kaufmanne an, und geht stufenweise herab. Der Kaufmann und seine Gemahlinn zeigen sich im fürstlichen Aufzuge; der etwas minder vornehme Bürger und seine Frau gehen wie Adelige; der ordentliche Bürger, wie ein Kaufmann; die Dienstbothen und gemeinen Leute, wie sonst der Bürger. Nur wenige Vernünftige richten und tragen sich nach ihrem Stande, und diese redliche Leute sind alsdann in den Augen solcher Windmacher aufs höchste verachtet. Was kann aus einer solchen Kleider-Pracht anders, als Mangel und Armuth, entstehen? Jeder erschöpft sein Vermögen, und borgt noch dazu, um entweder mehr oder eben so viel Staat zu machen, als andere ihres

res gleichen. Im Kleide scheint Mancher ein Mann von vielen tausend Thalern zu seyn, und bey einiger Nachforschung ist er so viel tausend schuldig, als man ihn reich schätzte. In so glänzendem State, als diese Leute einher ziehen, klagen sie doch über schlechte Zeiten. Die Klagen aus dem Munde solcher Leute kommen mir immer weit lächerlicher vor, als ein witziger Einfall eines Bauern. Ewicht man zu ihrem Troste: Sie sollen nicht so viel auf Kleidungen wenden; so bekommt man die Antwort: Ich kann meinem Stande nichts vergeben, und schlechter hergehen, als andere." Gleich als ob der Stand, der Rang und das Ansehen eines Mannes, oder einer Frau, von seinem Rocke und von ihrem Schlumper abhinge.

Das heißt wahrhaftig schön und bündig ausgedacht.
Sonst hatte nie das Kleid, Mann und Verstand gemacht.
Glück zu, o Welt! daß du den großen Geist geboren,
Der jetzt so edel denkt! ; ; Lacht Freunde, lacht der Thoren.

Die Mode in der Gestalt und Art der Kleider, wird die Kleider Mode genannt. Die Kleider-Mode ist nur ein Rad, welches sich um seine eigene Achse dreht. So manche Trachten, die es jetzt wieder in die Höhe gebracht hat, trifft man vor 3 bis 400 Jahren an. Moden in Kleidern sind nichts; allein, wenn sie unschuldig sind, so müssen wir sie beobachten; und es wird genug seyn, wenn wir weder die Ersten noch die Letzten darin sind, uns weder zu geringe noch zu kostbar kleiden, und den männlichen Wohlstand nicht mit einem weichlichen und weibischen Putze verwechseln. Denn sonst fallen wir in einen andern Fehler; und eine übertriebene Galanterie ist eben so lächerlich, als eine cynische Sauerey.

Man wird, was die gesammte Kleidung betrifft, eine Kleinigkeit bemerken, die zwar an sich selbst nicht viel zu bedeuten hat, die aber deswegen sehr merkwürdig ist, weil man aus derselben entweder auf die Nachlässigkeit eines Menschen, oder auf seine Neigung zur Accurateſſe, schließen kann. Ich meine die genaue Sorgfalt, oder die Nachlässigkeit, die eine Person in ihrem ganzen Anzuge von sich blicken lässet. Es kommt hier gar nicht auf die Kostbarkeit der Kleider, und aller dazu gehörigen Stücke, an. Die ordentlichsten Gemüther, die in allen ihren Sachen im höchsten Grade accurat und sorgfältig sind, sind nicht allemahl reich; und es ist ihnen daher unmöglich, viel auf ihre Kleidungen zu wenden. Allein, man wird Personen genug von beyderley Geschlechte kennen, welche dem Werthe nach ganz schlechte Kleider tragen, sie sitzen ihnen aber so ordentlich, nett und knapp am Leibe, daß es eine Lust ist, sie anzusehen. Es gibt aber auch Personen, die sich in die reichsten Zeuge kleiden, und mit Gold, Silber und Edelsteinen überall prangen: allein, sie kriechen mit einer so erstaunlichen Nachlässigkeit und Sorglosigkeit in ihre Kleider, daß nichts an ihrem Leibe fest sitzt, und eine solche Person ist zuweilen nicht besser, als ein Nagel in einem Kleider-Schranke, an welchem die Kleider schlaff herunter hängen.

Es ist wahr, man kann sehr leicht einen kleinen und kindischen Geist verrathen, wenn man mit einer gar zu großen Sorgfalt und Aemsigkeit sich ankleidet, und wenn man gar zu viel Zeit darauf verwendet; denn diese Sache gehört zu der allergeringsten Gattung der menschlichen Verrichtungen. Es kann auch sowohl ein Frauenzimmer, als auch eine Mannsperson, in ein gezwungenes und affectirtes Wesen fallen, und sich dadurch lächerlich machen. Allein, um der Ausschweifungen in dieser Sorgfalt willen, muß man sie selbst nicht

nicht ganz verdammen. Wo ist ein menschliches Verhalten zu finden, in welchem nicht viele Menschen ausschweifen sollten? Die Putz-Narrheit pflegt sich auch dadurch zu äussern, wenn man sich mit gar zu vieler Sorgfalt und Accurateſſe kleidet.

Weil es unter beyden Geschlechtern Personen gibt, welche glauben, es gehöre diese Sache unter die Kleinigkeiten, um welche sich nur müßige Leute, kindische Gemüther und Puß-Narren, bekümmern: so entschuldigen sie ihre gar zu große Nachläſſigkeit in ihrer Kleidung damit, daß sie zu viel zu thun hätten, daß sie keine Zeit übrig behielten, auf diese Possen zu denken. Große Gelehrte sind oft auf das Studieren so erpicht, daß sie so gar oft vergessen, ihre Kleider dergestalt zu zuknöpfen, daß sie ihre Blöße hinlänglich bedecken. Manche Hausmutter glaubt berechtigt zu seyn, nicht die geringste Sorgfalt auf ihre Ankleidung zu wenden, weil sie, ihrem Bedünken nach, zu viel in ihrem Hauswesen zu thun hat. Sie hält sich wohl gar über andere Frauen auf, und hält sie für Müßiggängerinnen und schlechte Haushälterinnen, welche allemahl nett einher gehen. Das Laster sucht sich allemahl zu rechtfertigen; und die Erfahrung lehrt, daß es nur auf die Gewohnheit ankommt, daß ein Frauenzimmer sowohl als eine Mannsperson sich in der Geschwindigkeit so ordentlich, als möglich, ankleide.

Wenn man nun diesen Fehler, von dem ich jetzt geredet habe, bloß vor sich betrachtet, so scheint er freylich sehr wenig zu bedeuten. Es scheint allerdings nicht viel auf sich zu haben, ob ein Frauenzimmer sich enge oder weitläuftig schnürt. Allein, wenn man auf die Quelle desselben sieht, so ist er ein Beweis einer sehr großen Unvollkommenheit, gleichwie die entgegen gesetzte Tugend ein Zeichen einer sehr großen Vollkommenheit des Gemüthes ist. Alle menschliche Handlungen, alle Tugenden, alle Haus-Geschäfte, alle Werke

der

der Kunst alle Thaten, wenn sie anders in der gehörigen Vollkommenheit verrichtet werden sollen, erfordern, daß man einen gehörigen Fleiß auf sie wende. Dieser Fleiß schließt sehr vieles in sich. Man muß alle seine Gedanken zusammen fassen: man muß auf alles Achtung geben; man muß seine Kräfte in dem gehörigen Grade anstrengen, und mit der nöthigen Munterkeit anwenden. Versieht man es in einem dieser Stücke; denkt man nicht genug auf die Sache, die man unter Händen hat; übersieht man vieles bey der Verrichtung der Sache; ist man nicht geschäftig genug: so verrichtet man die Sache nur so obenhin, und man begeht viele Fehler, man unterlässet vieles, was man thun sollte, und verrichtet vieles ganz anders als man sollte. Und man kann leicht erachten, wie viel Schade und Nachtheil sowohl für uns selbst, als auch für Andere, daher entstehen kann. Es ist demnach eine der größten Vollkommenheiten des Menschen, wenn man keine nachlässige Gemüthsart hat. Nun kann man mit Recht behaupten, daß ein Mensch, der so erstaunlich nachlässig in seiner Ankleidung ist, dadurch verrathe, daß er ein nachlässiges Gemüth besitze. Geschäftige und accurate Leute übersehen nichts, und sie richten ihre sorgfältige Aemsigkeit auch auf alle Kleinigkeiten. Man wird daher auch meistentheils, ja allemahl, finden, daß z. B. eine Hausfrau, die so nachlässig in ihrer Kleidung ist, auch eben so nachlässig in ihrer ganzen Wirthschaft ist. Wenn hingegen ein Mensch sich gewöhnet, in seiner Kleidung und in andern Kleinigkeiten accurat zu seyn, so erlangt er auch überhaupt die Fertigkeit, in allen seinen Verrichtungen sorgfältig und accurat zu seyn. Wer im Kleinen nicht treu ist, der ist auch im Großen nicht treu. Wenn man also eine Person gewahr wird, die in ihrer Kleidung so viel Nachlässigkeit blicken lässet, so kann man unmöglich das Vertrauen zu ihr fassen, daß sie in wichtigern Geschäften

schäften accurater seyn werde. Ein Frauenzimmer, und eine Mannsperson, die in der Welt noch erst ihr Glück machen wollen, empfehlen sich sehr schlecht, und legen ihrem Glücke große Hindernisse in den Weg, wenn sie sich in ihrer Kleidung so nachläßig beweisen. Sie sind selbst Schuld daran, daß man es ihnen nicht zutrauet, daß sie in wichtigen Geschäften accurat und sorgfältig genug seyn werden. Und um dieser Ursachen willen ist es eine wahre und große Zierde für einen jeden Menschen, wenn er sich beständig mit der nöthigen Accurateſſe und Sorgfalt ankleidet, zumahl da der Wohlstand, die guten Sitten, und das so genannte Decorum, diese Sache ohnedieß fordern.

Ich halte es für ein wichtiges Stück der Kinder-Zucht, daß man die Kinder bey Zeiten zu dieser Sorgfalt gewöhne. Viele Aeltern sind darin so nachläßig, daß sie ihre Kinder den ganzen Tag in der nachläßigsten und liederlichsten Kleidung herum laufen lassen. Die Kinder gewöhnen sich dieses nachläßige Wesen an, und werden mit der Zeit in wichtigern Dingen eben so nachläßig. Wenn man aber bey Kindern dergleichen Unordnung nicht duldet, so werden sie es endlich gewohnt, und sie bekommen dadurch eine Fertigkeit, wichtigere Sachen mit der größten Sorgfalt zu thun.

Eine obrigkeitliche Verordnung in Ansehung der Kleider, worin besonders der Kleider-Pracht Gränzen gesetzet werden, und, in dieser Absicht, jedem Stande und jeder Classe der Einwohner eines States vorgeschrieben wird, was für Kleider sie tragen sollen, wird die **Kleider-Ordnung**, L. Lex s. Ordinatio vestiaria, genannt. Ehedem waren diese Kleider-Ordnungen sehr gebräuchlich. Man hielt sie für einen sehr ernstlichen Gegenstand der Polizey, ja für ein so wichtiges Geschäft, daß der ganze Reichs-Tag in Deutschland sich mehr als ein Mahl damit beschäftigt,

und Reichs-Kleider-Ordnungen verfertigt hat (1). Allein, heut zu Tage hat man ganz andere Grundsätze in der Polizey angenommen, und man wird, ausser der churf. sächsischen (2), wenige neuere Kleider-Ordnungen, in welcher die Einwohner des Landes wegen der Kleider-Tracht, die ihnen verstattet oder verbothen seyn soll, in gewisse Classen vertheilet werden, in Deutschland mehr antreffen.

Man glaubt heut zu Tage, und zwar mit gutem Grunde, daß der Luxus in der Kleider-Tracht dem Nahrungs-Stande sehr zum Vortheil gereiche, indem sowohl der Absatz der Manufactur- und Fabrik-Waren dadurch befördert, als auch der Fleiß und die Arbeitsamkeit ermuntert wird, damit man es Andern in Kleidern gleich thun könne. Man hält daher die Kleider-Ordnungen für schädlich, und nimmt den Grundsatz an, daß man einem Jeden die Freyheit lassen solle, Kleidungen zu tragen, welche er will, wenn nur keine ausländische, sondern inländische Waren dazu genommen werden (3). Dieser Grundsatz ist nun zwar an sich

(1) S. die Reichs-Abschiede, de an. 1500, §. 22; de a. 1530, §. 98, 99. Reform. guter Policey, de a. 1530, §. 9 — 27. Reform. guter Policey zu Augspurg 1548, §. 9, 10.

(2) Vom 21 Febr. 1750. Sie befindet sich im 7 B. der leipziger Samml. S. 466, fgg. und in Gottfr. Schmieders des Churfürstenthums Sachsen allgemeinen und der Residenzstadt Dresden besondern Policey-Verfassung, 1 Th. (Dresd. 1774, gr 8.) S. 45, fgg. Das Rescript, deren eingeschärfte Beobachtung betreffend, d. d. Dresd. d. 28 Apr. 1756, st. in Schmieders 2 Th. (Dresd. 1783) S. 695, f.

(3) S. v. Justi Policeywissenschaft, 2 B. §. 289. Eb. Dess. Grundsätze der Policeywiss. 3te Ausg. mit Verbesser. und Anmerk. von Hrn. Hofr. Beckmann, Gött. 1782, gr. 8.) §. 322, S. 277, f. Philippi vergrößerter Staat, 12 Cap. S. 313. Freyh. v. Schrödern fürstl. Schatz- und Rentkammer, Cap. 56, und Supplem. ad Cap. 56, S. 389. Zink, in seinen, im 7 B. der leipz. Samml. S. 427, fgg. befindlichen Gedanken von Kleiderordnungen, scheint dieselben

sich richtig, er ist aber nicht allgemein, sondern findet nur in einem solchen Lande seine Anwendung, welches sich in den glücklichen Umständen befindet, daß es mit guten Manufacturen und Fabriken hinlänglich versehen ist. Wie aber, wenn das Land keine feine Tuch- und Zeug-Manufacturen, keine Gold- und Silber-Fabriken, keine Sammet- und Seiden-Manufacturen ꝛc. hat, und wenn für dergleichen fremde Waren jährlich viel Geld aus dem Lande geht; in welchen Umständen sich die meisten kleinern deutschen Staten befinden; sollte in einem solchen Lande eine Kleider-Ordnung nicht nützlich und nöthig seyn? Ich meine allerdings, wofern nähmlich die Einwohner von den untersten Ständen und Classen so thöricht seyn sollten, es in Tragung des Sammtes, der Seide, des Goldes und Silbers, den andern von den höhern Classen nachzumachen. Ausserdem aber würde ich auch hier zu keiner Kleider-Ordnung anrathen, wenn gleich die Einwohner der höhern Classen für solche Waren ihr Geld ausser Landes schicken müßten. Denn in diesem Falle würde man bedenken müssen, daß die Tragung ausländischer Kleider-Waren ein nothwendiges Uebel sey, wo allemahl genug gewonnen seyn würde, wenn man dieses Uebel bey den niedrigen Classen der Einwohner verhindern könnte. Diese niedrige Classen begreifen aber auch das männ- und weibliche Gesinde in sich, welches bey den Einwohnern der höhern Stände dient. Es würde also in solchem Falle auch diesem Gesinde die Tragung der Livree, oder Kleider, wozu die Sammet- und Seiden-Waren, oder Tressen, ausserhalb Landes fabricirt und gekauft werden, nicht zu gestatten seyn, obgleich, solche Waren zu tragen, den Herrschaften selbst

Aben eher zu vertheidigen, als zu mißbilligen; doch will er, daß dabey auf die Umstände des Landes gesehen werden müsse; und hierin hat er Recht.

selbst erlaubt ist. Man sollte nicht einmahl die Ausnahme gelten lassen, welche sich in der churfürstlichen Kleider-Ordnung findet, daß nähmlich distinguirte Haus-Officianten, Kammer-Jungfern, Kammer-Mädchen ꝛc. die ihnen sonst nicht erlaubten Kleidungen alsdann zu tragen befugt seyn sollten, wenn ihnen dieselben von ihrer Herrschaft geschenkt würden; denn diese Ausnahme, so billig sie auch scheint, kann zu vielen Unterschleifen, wodurch die Kleider-Ordnung beständig übertreten wird, Anlaß geben, und würde der Polizey sehr viele verdrießliche Untersuchungen verursachen.

Daß besonders dem Gesinde eine Kleider-Ordnung vorzuschreiben nöthig sey, erhellet daraus, daß, wenn solches nicht geschieht, sondern man demselben hierin alle Freyheit gestattet, zu ihrer Untreue und unordentlichem Leben nur noch mehr Anreitzung und Gelegenheit gegeben, und in diesem Stücke die Gesinde-Ordnung fast ganz unwirksam gemacht wird. Letztere schreibt dem Gesinde den jährlichen Lohn vor; dieser ist auch bey einer ordentlichen und vernünftigen Lebens-Art zureichend. Wenn aber die Mägde seidene Kleidungen, oder goldene und silberne Spitzen und Tressen auf ihren Hauben, Schuhen und Pantoffeln ꝛc. tragen dürfen, will es immer eine der andern hierin gleich thun. Weil nun die Mägde solchen Aufwand von ihrem Lohne nicht bestreiten können, die Polizey aber ihnen solchen, wegen ihres Luxus und ihrer Thorheit, nicht erhöhen will, so ist Untreue und Hurerey der gemeine Weg, welchen die Mägde, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, einschlagen; trotz aller Strafe, welche die Polizey darauf gesetzt hat. Diesem Uebel abzuhelfen, sollte man dem Gesinde allemahl und ohne Unterschied, es mögen die Kleider-Waren im Lande selbst fabriciret werden, oder nicht, eine Kleider-Ordnung vorschreiben, wenn man auch alle übrige Stände und

Classen der Einwohner damit verschonen wollte. Durch solche Kleider-Ordnung würde die Gesinde-Ordnung ungemein unterstützet werden; und darin besteht hauptsächlich die Güte der Polizey-Gesetze, wenn sie so eingerichtet sind, daß eines dem andern die Hand biethet, und zur Beförderung dient.

In Frankreich hat der Luxus, welcher daselbst zu allen Zeiten herrschte, eine Menge Gesetze wieder denselben veranlasset. Das erste dieser Art ist von Carl dem Großen. Als dieser Monarch das erste Mahl nach Italien zog, brachten seine siegreiche Truppen aus diesem Lande den Geschmack an der Kleider-Pracht mit sich, und breiteten ihn unter der Nation aus. Man sahe bald nichts anders, als seidene Kleider mit dem kostbarsten Pelzwerke, welches die Venetianer aus dem Orient brachten, geziert. Der Kaiser, ein Feind aller Pracht, schwieg anfangs dazu still, und glaubte, wie ich weiter unten erzählen werde, seine Unterthanen durch sein Beyspiel wieder zur Simplicität zurück zu führen; da er aber, statt der gehofften Verringerung, die Vermehrung des Uebels gewahr wurde, bediente er sich der Gewalt, die fernern Progressen desselben zu hemmen. Es erging daher eine Verordnung, daß niemand das beste doppelte Unter-Kleid höher, als mit 20 Sols, bezahlen sollte; der Preis des einfachen war 10 Sols, und die übrigen verhältnißweise; das beste Ober-Kleid mit Marder- oder Fischotter-Häuten gefüttert, war auf 30, und ein mit Katzen-Fellen gefüttertes auf 10 Sols festgesetzt. Wer diese Bestimmung überschritt, mußte eine Geld-Buße von 40 Sols an den König, und 20 an den Angeber, erlegen. Der Sol betrug damahls so viel als 46 der heutigen.

Ludwig der Gütige machte auch Pracht-Gesetze für die Geistlichen und Soldaten. Beyden wurde verbothen, seidene Kleider, wie auch goldene und silberne Zierrathen zu tragen. Besonders wurden den gemeinen Geistlichen die Ringe mit kostbaren Steinen untersaget, und bloß Prälaten erlaubt; auch wurden alle mit Gold und Steinen gezierte Gürtel, Schuhe und Messer, wie auch vergoldete Zäume an den Pferden und Mauleseln, allen Geistlichen verbothen, und dieses bloß vornehmen Militär-Personen und Rittern bewilliget. Von vorbesagter Regierung an, bis zu Ludwig dem Heiligen, findet man keine neue Pracht-Gesetze.

Selbst

Selbst Ludwig machte eigentlich deren keine; er war für seine Person sehr mäßig; aber es gab zu seiner Zeit Männer und Weiber, die sehr ausschweifend in ihrem Putze waren, diese wurden von dem Könige nur mit Sanftmuth getadelt. „Ein Mann", pflegte er zu sagen: „muß sau„ber gekleidet seyn, wäre es auch nur seiner Frau zu gefal„len; er muß so in seinen Kleidern gehen, daß die vernünf„tigen Leute nicht sagen können, daß er zu viel, noch die „jungen Leute, daß er zu wenig thue".

Philipp der Schöne, sein Enkel, begnügte sich nicht mit bloßen Worten, sondern machte strenge Gesetze gegen den Luxus. Im J. 1294 wurde gegen die Kleider-Tracht eine große Verordnung bekannt gemacht. Es wurde den Bürgern verbothen, Grauwerk und Hermeline zu tragen, Zierrathen von Gold und Edelsteinen zu haben, auch den Weibern wurden die goldenen und silbernen Kronen untersagt. Kein Geistlicher, der nicht Prälat war, oder sonst eine Würde hatte, durfte kostbares Pelzwerk tragen, ausser zur Bedeckung seines Hauptes. Die Herzoge, Grafen und Barone von 6000 Livres Einkünfte, wie auch die Ritter, durften allein jährlich vier Kleider haben, ihre Stallmeister und Knappen aber nur zwey. Dieses galt auch von den Prälaten und ihren Almosenieren, Secretären und Assistenten. Wer 3000 Livr. Einkünfte besaß, hatte die Erlaubniß zu drey Kleidern jährlich; wer 2000 hatte, zu zwey, und so verhältnißweise. Jungen Leuten und unverheuratheten Frauenzimmern wurde nur Ein Kleid erlaubt; auch wenn letztere verheurathet waren, mußten sie wenigstens 2000 Livr. Renten haben, um mehr als Ein Kleid tragen zu dürfen. Der Preis der Zeuge wurde festgesetzt; für die vornehmsten Herren und Damen, 25 Sols die pariser Elle; für den niedern Adel, 18; für den Stallmeister und Knappen, 6 bis 7; für die angesehensten Bürger, 15 bis 16, und für die geringern 10, für ihre Weiber, nur 12 Sols, u. s. w. Auf die Uebertretung dieser Verordnungen wurden starke Geld-Strafen gesetzt. Der Sol der damahligen Zeit galt 12 der jetzigen, und der Livre ungefähr 12 der heutigen. Dieses Pracht-Gesetz aber wurde weder lange Zeit, noch genau, beobachtet.

Carl VII., nachdem er die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, machte auch dergleichen Gesetze, die ebenfalls, wenig befolget wurden. Ob gleich Ludwig IX. im-

mer sehr schlecht gekleidet ging, liebte man doch die Pracht unter seiner Regierung. Diesem Uebel wollte Carl VII. dadurch abhelfen, daß er alle reiche Stoffe in seinem ganzen Königreiche verboth; die seidenen Zeuge waren bloß dem vornehmsten Adel erlaubt. Ein Gesetz, wodurch die Tuch-Manufacturen in Languedoc sehr empor kamen! Der gute König Ludwig XII. ließ den Luxus unangetastet, obgleich er und Anna von Bretagne das Beyspiel zur Simplicität gaben. Franz I. aber, welcher anfangs die Pracht begünstigt hatte, war gezwungen, dem großen Mißbrauche Einhalt zu thun. Er machte ein Gesetz, wodurch allen Unterthanen, selbst den Prinzen, verbothen wurde, sich in Gold- oder Silber-Stoff zu kleiden, reiche Stickerey zu tragen, auch Pferde-Geschirr mit Gold und Silber zu zieren, bey 1000 Sols Strafe, die jetzt 7 bis 8000 Livr. betragen würden. Von diesem Gesetze war bloß die königliche Familie ausgenommen. Es wurde aber sehr durch die Erlaubniß geschwächt, die den Cavaliers und Damen ertheilt wurde, ihre prächtige Kleider abzutragen. Unter diesem Vorwande blieb es beym Alten, bis eine Gelegenheit sich ereignete, wo der Luxus seine völlige Gewalt wieder erlangte. Dieses war die Zusammenkunft Franz I. und Heinrich VIII, Königs von England, zwischen Guignes und Calais, wo beyde Könige sich einige Tage lang mit unsäglicher Pracht einander Feste gaben, daher auch dieses Feld das goldene Lager genannt wurde. Der Wunsch des Königs von Frankreich, sich daselbst in seinem ganzen Glanze zu zeigen, verursachte, daß ein Jeder, bis auf die geringsten Hof-Bedienten, Gefahr lief, sich durch einen ausschweifenden Aufwand zu ruiniren; „auf eine solche Art", sagt du Bellai: ‚daß viele ihre Waldungen, Mühlen und Wiesen auf ihren Schultern trugen'.

Heinrich II. und seine Maitresse hatten auch einen Hang zur Pracht; man bewies aber dem Könige durch Gründe, daß der Luxus dem State schädlich sey, daher er ihn 1549 durch ein neues Gesetz mäßigte. Da die Stände zu Orleans 1560 versammelt waren, entwarf man vortreffliche Gesetze über allerley Gegenstände, wovon aber sehr wenige wegen der darauf folgenden bürgerlichen Kriege ausgeführet wurden. Der Kanzler de l'Hopital ließ 1565 ein Gesetz gegen die Vertugaden ergehen; eine Mode, die von den spanischen Damen herkam, und welche die

französischen bis zur Leidenschaft liebten; auch verboth er, mit silbernen Agrafen, und überhaupt mit Goldschmiedearbeit, die Kleider und Gürtel zu zieren. Alle diese Gesetze aber hatten keinen Bestand. So gar noch in demselben Jahre wurden die Vertugaden den Damen von Toulouse wieder erlaubt. Carl IX. machte auch Pracht-Gesetze 1567 und 1573; ingleichem Heinrich III. 1583, die so wenig, wie alle vorige, befolget wurden.

Heinrich IV. konnte sich mit diesem Gegenstande nicht eher beschäftigen, als bis die Ruhe in seinem Reiche wieder hergestellt, und sein Thron befestigt war. Dieses war 1604. Allein, geleitet durch die Rathschläge des weisen Sully, hütete er sich sehr, seinen Unterthanen irgend etwas zu verbiethen, was in Frankreich fabricirt wurde. Er gab alle Aufmunterung zum Seidenbau, und zu allen Manufacturen die sich der französischen Seide bedienten; nur die fremden Zeuge wurden strenge verbothen, so wie alle auswärtige Producte, die zum Luxus gehörten, als: Spitzen, Perlen, Diamanten, u. s. f. In diesem Edicte, welches 1604 bekannt gemacht wurde, erklärte der König, daß dieses Verboth nur die rechtschaffenen Leute beyderley Geschlechtes anginge, daß er aber den Huren und Spitzbuben die Freyheit liesse, sich nach Gefallen zu kleiden. Nach dem Tode Heinrich VI. verboth Maria von Medicis alle Stickereyen und Tressen auf Kleidern und Hüten, wie auch alle Degen und Stock-Bänder.

Im J. 1625 gab das Parlament zu Dijon ein sonderbares Gesetz, worin, ausser der Kleider-Ordnung, die Waapen und Titel des Adels, wie auch die Titel aller andern Personen beyderley Geschlechtes festgesetzt wurden. Durch die Bemühungen des großen Colbert wurden nachher alle Arten von Manufacturen in Frankreich vervielfältigt und in Flor gebracht, die Pracht-Gesetze wurden aufgehoben, oder blieben unbeobachtet; denn man nahm den Grundsatz in Frankreich an, daß man daselbst den Luxus leiten, aber nicht unterdrücken müsse.

In Constantinopel sind den Christen und Juden nicht allein alle lebhafte Farben zu ihren Kleidern verbothen, sondern wenn sie ihre Häuser auswendig anstreichen lassen wollen, so muß dieses gleichfalls mit einer dunkeln Farbe geschehen. In Aegypten kann ein

Jeder die Farbe seiner Kleider nach eigenem Gefallen wählen, wenn er nur nicht grün nimmt; denn diese Farbe haben die Muhamedaner unter der türkischen Regierung bloß ihren Glaubens-Genossen vorbehalten. Man hat darüber vielleicht kein ausdrückliches Gesetz von der Obrigkeit; man könnte aber von dem Pöbel insultirt werden, wenn man sich grün kleidete.

Die schwarze Kleider-Tracht der Geistlichen, rührt von Kaiser Carl V. her, der sie aus Spanien nach Deutschland brachte, wo sie Hof-Etiquette wurde, dann sich auf den Kanzeln und in den Gerichts-Stuben bis auf unsere Zeiten, wiewohl nicht ohne einige Modificationen erhalten hat.

Auszug aus der dresdenschen Kleider-Ordnung, v. J. 1482, st. in Jo. Aug. Schlettweins Archiv für den Menschen und Bürger ꝛc. 5 B. (Lpz 1782, gr. 8.) S. 505, fgg.

Aeltere pfälzische geistliche Kleiderordnungen, d. d. Heidelberg, d. 24 Jul. 1600; 12 Jan. 1613, und 9 Dec. 1619, st. im Journ. von und für Deutschl. 2 Jahrg. 1785, 7 St. S. 76 — 79.

Policey und Ordnung, wie es mit Kost, Tracht, Kleidungen, vnd etzlichen andern Sachen hinfüro, in Vnsern beyden Städten, Berlin und Cölln an der Spree, soll gehalten werden, Frf. a. d. O. 1604, st. auch in Mylius Corp. Const. March. 5 Th. 1 Abth. Col. 71.

Constitution und Ordnung, wie es hinführo sowohl in Kleidungen und Livréen, als bey den Gastereyen ꝛc. in der Chur- und Mark Brandenburg gehalten werden solle, v. 28 May 1696, eb. das. No. 10, Col. 89.

Edict, daß nach Verlauf 6 Monathe die Dienstmägde und ganz gemeinen Weibsleute, sowohl Christen als Juden, keine seidene Röcke, Camisöler und Lätze ferner tragen sollen, d. d. Berl. 6 Nov. 1731, eb. das. No. 22, Col. 111, st. auch nebst Hrn. v. Ludwig Erläuterungen darüber, in Dessen gelehrten Anzeigen, 1 Th. Halle, 1743, 4. S. 325, fgg.

Hildesheimische Kleider-Ordnung, d. d. 13 Dec. 1779, st. in Schlözer's Briefwechsel, 47 und 48 Heft, S. 321 — 323.

Antwort auf verschiedene Vorschläge wegen einer Kleiderordnung, st. in J. Mösers patriot. Phantasien, 1 Th. (Berl. 1778, gr. 8.) S. 149 — 153.

Von der Aufmerksamkeit des nürnbergischen Raths auf den Luxus und besonders die Kleider-Pracht, kommen in den Jahrbüchern Nürnbergs verschiedene Beyspiele vor, welche man im Journal von und für Deutschl. 5 St. v. J. 1784, S. 501, f. angeführt findet.

Ver-

Verantwortung bey Gelegenheit einer übertretenen Kleiderordnung des vorigen Jahrhunderts, st. im 3 St. der Olla Potrida, v. J. 1786, S. 51 — 63.

Im Nov. 1786, kam zu Wien, folgendes Projekt einer neuen Kleidungsordnung in Wien, welche künftiges Jahr 1787 beobachtet werden soll, im Drucke heraus.

„Zuförderst scheint mir nöthig zu seyn, dem Adel einige besondere Vorzüge zu bestimmen, aus der Ursache, weil bey verschiedenen Stellen Männer von verschiedenem Adelstande dienen. So z. B. gibt es unter den Hofräthen Grafen, Baronen, Ritter; unter den Regierungsräthen Grafen, Baronen, Ritter und Räthe, die nicht von Adel sind. Und so auch bey andern Stellen. Alle Hofräthe z. B. sollen einer wie der andere an ihrer äusserlichen Tracht zu erkennen seyn, und doch soll man auch kennen, welcher von ihnen ein Graf, ein Baron, oder ein Ritter ist. Ferner stehen viele Adels-Personen in keinem öffentlichen Amte, welche doch auch nothwendig ein Unterscheidungszeichen haben müssen, weil sie durch die Tracht, welche die, so in öffentlichen Aemtern stehen, kennbar macht, nicht zu unterscheiden wären.

Der Adel besteht aus Fürsten, Grafen, Baronen und Rittern.

Das besondere Unterscheidungszeichen des Adels könnte, nach meinem Dafürhalten, in den Federn auf dem Hute bestehen.

Was die Fürsten betrifft, deren ohnehin nicht viele sind, sollten sie auf ihrem Hute weiße mit einigen schwarzen vermengte Federn tragen. Diese würden das Zeichen des Hermelins seyn, welcher die Fürsten-Mütze und den Fürsten-Mantel schmücket. Die Fürstinnen sollten gleichfalls entweder auf ihrem Kopfputze statt des Poutets, oder im Sommer auf

ihren Hüten nur weiße mit einigen schwarzen vermengte Federn haben, die eben also das Sinnbild des Hermelins sind. Diese weiße mit schwarzen vermengte Federn darf kein Graf, keine Gräfinn, und folglich noch weniger ein niedrigerer Stand, tragen. Uebrigens mögen sich diese hohe Personen einer Kleidungsart der Mode bedienen, welche ihnen beliebt. Weil aber im Winter auch Fürstinnen Pelze zu tragen pflegen, (ich verstehe hier Pelze ohne Kapuze, denn sonst würde ich Pelz-Mäntel, oder Salope mit Pelz gefüttert, sagen) so sollen nur die Fürstinnen goldene, mit so genannten goldenen Flinderln gestickte Schnüre und Quasten daran tragen dürfen. Was das äussere Pelzwerk betrifft, so steht es ihnen nur allein zu, Hermelin-Pelz zu gebrauchen. Man will ihnen hiermit nicht sowohl etwas vorschreiben, als vielmehr einen Vorzug einräumen.

Die Grafen sollen ganz weiße Federn auf dem Hute tragen. Diejenigen welche in keinem Amte stehen, und die also keine bestimmte Kleidungsart zu tragen haben, mögen bordirte oder gestickte, sammetene oder seidene Kleider tragen, welches sich auch von ihren Söhnen versteht. Die Gräfinnen sollen auf ihrem Kopfputze und Sommerhüten ganz weiße Federn haben. Uebrigens als Damen vom hohen Adel gleichfalls Kleider von was immer für beliebigem Stoffe, und nach was immer für einer Mode, tragen dürfen. Die Quasten und Schnüre an den Pelzen, sollen allein von mattem Golde oder Stickwerk mit Flinderln, die Pelze aber, was für eine sie wollen, nur nicht nach Art der Hermelin, seyn.

Den Baronen oder Freyherren sind zum Unterscheidungszeichen weiße mit rothen vermischte Federn auf dem Hute bestimmt. Jene, die in keiner Hof-

Bedienung stehen, und also keine bestimmte Kleidertracht beobachten müssen, sollen keine gestickte, wohl aber boroirte Kleider tragen dürfen. Der Kleidungsstoff mag Sammet, Seide, oder sonst eine Gattung seyn, was es für eine wolle. Dieß versteht sich gleichfalls von ihren Söhnen. Die Baronessinnen sollen gleichfalls weiße mit rothen Federn auf ihrem Kopfputze und ihren Hüten tragen. Daß es ihnen verbothen seyn soll, sich nur weißer, wie die Gräfinnen, zu bedienen, darf ich wohl nicht erst erinnern. Die Kleidungs-Tracht, und die Stoffe, woraus sie besteht, mag ebenfalls nach beliebiger Mode seyn. Die Schnüre und Quasten an den Pelzen sollen von Silber, mit silbernen Flinderln gestickt seyn.

Die Ritter dürfen auf ihren Hüten nur ganz schwarze Federn tragen, und die Kleider jener, die in keinem öffentlichen Amte stehen, dürfen mit keinen andern Borten, als die nur 1 Zoll breit sind, verbrämet seyn. Die Ritter-Frauen tragen auf ihrem Kopfputze und Sommerhüten gleichfalls ganz schwarze Federn; die Quasten und Schnüre an den Pelzen dürfen nur von mattem ungestickten Silber seyn.

1. Anmerkung. Es versteht sich von selbst, daß die Herren eben nicht gestickte oder bordirte Kleider tragen müssen; denn wenn sie auch in ganz glatten Kleidern ausgehen, fahren oder reiten wollen, so unterscheiden sie die Hut-Federn. Wenn sie gewisser Ursachen wegen incognito ausgehen, und auch das Unterscheidungszeichen, die Federn, weglassen, so müssen sie sichs aber auch gefallen lassen, wenn sie allenfalls für Handwerker gehalten, und auch als solche behandelt werden. Die Westen von reichem Goldstoffe, sollen nur Fürsten, Grafen und Freyherren, die von Silberstoffe aber nur die Ritter tragen dürfen. Die rothen Mäntel gebühren nur dem Adel.

2. Anmerkung.

1. Anmerkung. Was die Frauen betrifft, a) nur diese von Adel lange Mäntel oder so genannte Saloven tragen. Die Saloven der Fürstinnen, Gräfinnen, Baronessinnen, können von schwarzer, weißer, grauer, oder einer andern Farbe seyn, ausser es wäre der Fürstinn beliebig, sich eine von den Farben, die schwarze ausgenommen, für sich bestimmt zu wählen.) die Ritter-Frauen aber dürfen nur schwarze lange Mäntel oder Saloven tragen. b) Weil die kurzen schwarz taffetenen Mäntelchen für Frauen, die nicht von Adel sind, bestimmet worden, so ist es gleichfalls nur den Adelichen erlaubt, sich im Sommer der gestrickten Mäntelchen zu bedienen. Die Ritter-Frauen dürfen nur schwarz gestrickte tragen. c) Nur den Frauen von Adel ist es erlaubt, Perlenschnüre in den Ohren und Hand-Braselette zu tragen.

Nachdem nun dem Adel besondere Vorzüge bestimmet worden, so folgt die Ein- und Abtheilung der verschiedenen Stände in folgende Classen. 1. Die Staatsbeamten, vom Präsidenten bis zum Kanzlisten. 2. Die Professoren der Universität. 3. Die Doctoren der Rechte. 4. Die Doctoren der Medicin. 5. Die Apotheker. 6. Die Chirurgi. 7. Die Künstler. 8. Die Wechsler, Kaufleute und Fabrikanten. 9. Die Bürger. 10. Diejenigen Handwerker und Gewerbtreibende, die keine Bürger sind, aber eine besondere Freyheit, Decret oder Schutz haben. 11. Die unbefugten Handwerker oder Stöhrer, und die Handwerksbursche. 12. Die übrige Gattung der Mannspersonen.

Hierauf folgt ein besonderer Artikel für die herrschaftlichen 1) Kanzleydirectoren, Secretairs, Cassier, Haushofmeister, Verwalter, u. s. w. 2) Kanzlisten, Hausinspector, Stallmeister, Kammerdiener, dann 3) für die Livereyleute.

Anmerkung. Das weibliche Geschlecht wird nachher gleichfalls in Classen eingetheilet, und jeder derselben ihre Kleidertracht angewiesen werden.

Erste

Erste Classe.

Was die Staatsbeamten betrifft, so ist schon lange der Wunsch geäussert worden, der nunmehr erfüllet werden soll, daß eine Uniform eingeführet werde. Nichts ist leichter, als dieses. Denn so wie man z. B. alle preußische Regimenter von den kaiserlichen unterscheiden kann, so wird man dann auch die Beamten der verschiedenen Stellen erkennen und unterscheiden können. Die Präsidenten sollten die Generals-Uniform, die Räthe jene der Staabsofficiere, nämlich eine mit breiten Borten verbrämte Weste, diejenigen Beamten welche ihnen am nächsten sind, als: die Secretairs, Expectoren ꝛc. 1 Zoll breite Borten, und die Kanzlisten die simple Uniform tragen. Die Knöpfe sollen von eben solcher Art seyn, wie die beym Militär, nämlich von Metall oder mit Metall überzogen, doch nach Verschiedenheit der Stellen und Uniform von verschiedener Gattung. Da es ganz wohl angeht, so vielerley Uniformen als kaiserliche Haupt-Stellen zu machen, so könnten alle diese durchaus gelbe Borten und Knöpfe, der Stadtmagistrat aber, und die Beamten, welche unter demselben stehen, weiße Borten und Knöpfe haben. Die Amts-Gerichts-Kanzleydiener, Hausinspectoren oder Haushofmeister, sollen zwar eben die Uniform haben, wie die Kanzlisten, aber neue tuchene Knöpfe von der Farbe der Uniform. Die Adelichen tragen ihre Federhüte, die übrigen aber Hüte ohne Federn. Die Hausknechte bey den Aemtern und Kanzleyen haben ohnehin Hof-Livereyen.

Die jubilirten Beamten tragen die Uniform der Stelle, wo sie bestanden, fort; sie sollten aber auch Klappen am Rocke haben, wie die Officiere, die keine Dienste mehr thun. Die Quiescenten tragen

gleich-

gleichfalls die Uniform so lange fort, bis sie wieder in ein anderes Amt eintreten.

Zweyte Classe.

Universität. Da die geistlichen Professoren keiner Uniform oder besonderer Kleidungsart bedürfen, ausser man wollte ihnen ein besonderes Zeichen geben, das sie, wie z. B. die Geistlichen von St. Peter, an der Brust tragen sollten: so ist hier nur die Rede von den Weltlichen. Diese sollen Kleider von Tuch, Seiden- oder anderm Zeuge von was immer für einer Farbe tragen; ihre Rockermel-Aufschläge sollen mit drey Reihen neben einander aufgenähter Gold- $\frac{1}{4}$ Zoll breiten Borten besetzt seyn; dabey aber dürfen sie bordirte oder gestickte Westen tragen.

Dem Hrn. Rector Magnificus kann ein besonderes Zeichen, gleich einem Orden, zwischen die Knopflöcher der linken Brust einzuhängen, und den Decanen ein dergleichen die Facultät bezeichnendes, gegeben werden, welches sie bey Abtretung ihren Nachfolgern zu übergeben haben. Das Universitätskanzley-Personale, wie auch der Pedell, kann eine Gattung von Uniform haben.

Die Gelehrten. Es gibt wohl gar keine Gelehrten, die nicht ohnehin, zu einer oder der andern Classe gehören, oder ihr Unterscheidungszeichen hätten. Die Gelehrten der k. k. Bücher-Censur, die der k. k. Hof- und jene der Universitäts-Bibliothek, gehören unter die Räthe und Beamten der Stelle, unter welcher sie stehen, und haben also die Uniform. Ein und anderer ist von Adel, und viele haben auch ihr besonderes Ehrenzeichen; andere sind sonst angestellt. Und jener Scribler ist ja nicht ein Gelehrter.

Dritte Classe.

Die Doctoren der Rechte, Advocaten, Notarien. Diese dürfen eben die Kleidungstracht haben, wie die Vorhergehenden; nur tragen sie nur zwey Reihen eben so breite goldene Borten auf den Rockermel-Aufschlägen. Die Sollicitatoren sollen auf ihren Rockermel-Ueberschlägen zwey Reihen Gold-Schnüre zu tragen befugt seyn, die Schreiber aber müssen nur gelbseidene zwey Reihen Schnüre eben daselbst aufgenäht haben. Den Sollicitatoren ist nicht erlaubt, Seidenzeuge zu ihren Kleidern (ausser allein zu den Beinkleidern) zu wählen, wohl aber dürfen sie Halbseidenzeuge dazu nehmen. Die Schreiber dürfen nur Tuch und Wollenzeug zu ihren Kleidern nehmen.

Anmerkung. Die Grundgerichtsschreiber sollen durchaus schwarze Knöpfe auf ihren glatten, von allem Golde und Silber entblößten Kleidern, aber auf ihrem Hut auf der linken Seite einen silbernen Quast tragen. Die übrigen Schreiber, sie seyn der Grundgerichtsschreiber Gehülfen, oder sie nähren sich sonst, ohne irgend einem Herrn zu seyn, mit Schreiben, wie auch jene, die die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Sprache unterrichten, haben durchgehends schwarze Knöpfe auf den simpeln Kleidern zu tragen.

Vierte Classe.

Die Doctoren der Medicin und Chirurgie eben so, wie die Doctoren der Rechte, nur mit dem Unterschiede, daß die zwey Reihen Borten auf den Ueberschlägen Silber sind.

Anmerkung. Ich war lange im Zweifel, welche Classe man der andern vorsetzen, und welcher man Gold, welcher aber Silber, geben sollte, aus Furcht, es möchte unter denselben des Vorranges wegen ein Streit entstehen. Man sagt wohl, die Welt könnte ohne Advocaten seyn, aber die Aerzte sind wegen der Gesundheit der Menschen nöthig. Aber die Welt

kann

kann nicht ohne Rechtsgelehrte seyn; und die Aerzte könnten wir größtentheils ersparen, wenn wir unserer Gesundheit selbst besser schonten. Ueberhaupt ist es hier schwer zu entscheiden. Diese Herren sollten sich lieber in der Güte mit einander verstehen. Auch könnten die Doctoren der Rechte ganz schwarze Kleider, oder schwarze Westen und Beinkleider, weil sie mit Tinte umgehen, die Doctoren der Medicin und Chirurgie aber rothe tragen, weil sie öfters mit Blut zu thun haben. Ein anderer sagt dagegen: die Letztern sollten vielmehr immer schwarz gehen, und ihre verstorbene Patienten betrauern. Ich weiß hier nicht zu entscheiden. Unterschieden müssen sie doch seyn.

Fünfte Classe.

Die Apotheker. Die Kleidertracht derselben ist wie in der vorhergehenden Classe; das besondere Unterscheidungszeichen nur 1 Zoll breiter goldener Borten auf den Rockermel-Ueberschlägen. Die Apothekergesellen sollen nur $\frac{1}{4}$ Zoll breite Börteln eben daselbst haben.

Sechste Classe.

Die Chirurgi sind den Vorstehenden gleich. Zum besondern Unterscheidungszeichen haben sie Silber. Die Gesellen, wenn sie nicht die Feldscherer-Uniform tragen dürfen, haben, wie die Apothekergesellen, $\frac{1}{4}$ Zoll breite Börteln, aber von Silber.

Siebente Classe.

Die Künstler. Diese theile ich ab in Tonkünstler, Schauspieler, Feuerwerker, Buchdrucker, Bildhauer, Kupferstecher, Mahler, Steinschneider, Erzschneider, Stempel- und Petschierstecher.

1. Die Musici. Diese muß man in drey Abtheilungen bringen. Zu der ersten Abtheilung gehören die Tonkünstler im eigentlichen Verstande, wel-

welche Compositores, Chorregenten ꝛc. sind. Diesen ist erlaubt, bordirte, oder mit Gold oder Silber gestickte Westen zu tragen; zu ihren Kleidern mögen sie sich Tuch, Seiden- oder Wollenzeug wählen, doch sollen sie auf den Rockermel-Ueberschlägen drey Reihen goldene Schnüre zum besondern Unterscheidungszeichen tragen. Zur zweyten gehören die Kirchen-Musici, und welche in der Musik als Lehrer unterrichten. Diese dürfen nur $\frac{1}{4}$ Zoll breite goldene Börteln auf der Weste tragen, die drey Reihen goldene Schnüre aber haben sie mit der ersten Abtheilung gemein. Die übrigen geringern sollen nur drey Reihen gelbseidene Schnüre auf den Rock-Ueberschlägen haben.

Anmerkung. Es ist nöthig, daß ein Ausschuß von der ersten Abtheilung erwählet werde, welcher den zwey letztern Abtheilungen wegen unparteyisch entscheide.

2. Die Schauspieler müssen wir in zwey Abtheilungen bringen. Zur ersten Abtheilung gehören jene des National-Theaters, und diejenigen, welche ihrer Kunst wegen zu diesen gerechnet werden können, als: berühmte Ballettmeister, Bereiter, und fremde berühmte Schauspieler, die in den Vorstädten spielen, oder sonstige Truppen. Die von der ersten Abtheilung haben die Leibskleidung, ausser den drey Reihen der goldenen Schnüre, mit der ersten Abtheilung der Tonkünstler gemein, nur daß sie, anstatt der drey Reihen Schnüre, Federhüte mit hellgrünen Federn tragen sollen. Die zweyte Abtheilung ist der zweyten Abtheilung der Tonkünstler gleich, und trägt, an statt der drey Reihen Schnüre, Federhüte mit dunkelgrünen Federn.

3. Die übrigen Künstler sind theils Bürger, theils keine. Sie tragen durchgehends Kleider von Tuch oder feinen Zeugen; ihre Westen können auch

bordirt, oder mit Seide gestickt seyn. Ihr besonderes Unterscheidungszeichen ist: Rockermel-Aufschläge mit Einer Reihe silberne Schnüre versehen. Diejenigen, welche Bürger sind, können sich zugleich des bürgerlichen Ehrenzeichens bedienen. Einige dieser Künstler haben Gesellen, als: die Buchdrucker, Bildhauer; diese tragen Reihen weiße Schnüre, welches auch von den Kupferdruckern zu beobachten ist.

Achte Classe.

Wechsler, Kaufleute, Fabrikanten. Die Wechsler sind zwar gewöhnlich Adelspersonen; ist dieses nicht, so gehören sie zu dieser Classe. Es hat aber diese Classe der Bürger dieses voraus, daß sie bordirte oder gestickte Westen und bordirte Hüte tragen dürfen. Zum besondern Unterscheidungszeichen haben sie auf der linken Seite des Hutes an einer goldenen Hutschnur einen goldenen Quast. Die Kaufmannsdiener dürfen weder Gold noch Silber auf dem Kleide tragen; nur haben sie zum Unterschiede eine goldene Schnur, oder ein sehr schmahles goldenes Börtlein, ohne Quasten, inwendig um den Hutkopf. Die Officianten der Schreibstuben der Wechsler sind als herrschaftliche Beamte zu betrachten, wovon unten in einem besondern Artikel geredet wird. Doch sollen sie zugleich, als Beamte des Handelsstandes, inwendig um den Hutkopf, die höhern Beamten drey, die mindern zwey, goldene Schnüre, oder sehr schmahle Börteln, haben. Die mindesten Schreiber können auch allenfalls den Kaufmannsdienern gleichgehalten werden.

Anmerkung. Unter den Fabrikanten verstehe ich jene, die eine ansehnliche Fabrik im eigentlichen Verstande haben, nicht aber z. B. leonische Bortenmacher, welche etwa ein paar Weibsbilder und ein paar Lehrmädel auf dem Stuhle sitzen

sitzen haben. Gehören unter die befreyten Handwerker, oder sie sollen sich um die bürgerlichen Ehrenzeichen bewerben. Allenfalls könnte man diesen eine Rose von rother Seide mit Gold auf den Hut, eben wo die Hutschlinge ist, erlauben.

Neunte Classe.

Die Bürger. Da die bürgerlichen Compagnien bestehen, so scheint es ganz leicht zu seyn, den Bürgerstand zu bezeichnen, in dem nur jeder seine Uniform tragen dürfte. Weil sich aber dieses bey diesen Handwerksleuten und Professionisten nicht allezeit oder täglich thun läßt, so mögen sie, um sich als Bürger zu zeigen, ihre Uniformhüte oder simple Hüte mit den Uniformrosen geziert tragen. Gold oder Silber wird von den bürgerlichen Professionisten, Handwerkern, Wirthen ꝛc. auf den Kleidern nicht getragen. Diejenigen bürgerlichen Professionisten, welche bisher nicht zu den bürgerlichen Compagnien eingetreten sind, müssen sich dahin einschreiben lassen, um ihre bestimmte Uniformen, Regimentshüte, oder wenigstens Quaste oder Rosen, auf den Hüten tragen zu können. Auch der Stock mit den Stockquasten, welche dem *Port d'épée* gleichkommt, gehört nicht zu den Unterscheidungszeichen.

Zehnte Classe.

Diejenigen Handwerker und Gewerbtreibende, die keine Bürger sind, aber eine besondere Freyheit, Decret oder Schutz haben. Dergleichen sind einige Professionisten, welche die Erlaubniß haben, auf ihre Kunst zu arbeiten, oder auch einen oder zwey Gesellen zu halten, aber keinen Jungen zu lehren. Desgleichen gewisse Gewerbtreibende auf den Frey-Gründen, Krämer ꝛc. Diese sollen zum Unter-

schiede, daß sie weder Bürger, noch unbefugte oder Stöhrer sind, eine schwarze Masche auf der linken Seite des Hutes, bey dem gewöhnlichen Hutknopf, und eine goldene Hutschleife tragen, sonst aber weder auf dem Hut, noch sonst, einiges Gold oder Silber tragen. Diesen aber soll anbey erlaubt seyn, Stockquaste von schwarzer Seide zu haben.

Anmerkung Die Lotterie-Collecteurs und die Tabak-Traffikanten, die keine Bürger sind, gehörten auch unter diese Classe; sie müssen auch dabey bleiben, wenn nicht das k. k. Lotterieamt und die k. k. Tabackgefälls-Administration ihnen eine bestimmte Kleidung gibt.

Eilfte Classe.

Die unbefugten Handwerker oder Stöhrer, weil sie nur verheurathete Gesellen sind, haben vor den Handwerksgesellen gar keinen Vorzug. Die Handwerksgesellen müssen die simpelste Kleidertracht, ohne alles Gold oder Silber, Maschen, oder sonstigen obangeführten Unterscheidungszeichen haben. Hauptsächlich ist es den Friseurs und einigen andern verbothen, so genannte Modegalantons in ihren Aufzug zu affectiren. Die Friseurs sollen nur weiße oder weißgraue Kleider mit weißen Hüten tragen.

Den Stöhrern und Handwerksgesellen, welchen es vermöge ihrer Profession erlaubt ist, Stöcke zu tragen, ist nicht erlaubt, andere Stockquasten, als von schwarzen Leder, zu haben. Auch ist ihnen das Haarpuder verbothen.

Die Lehnlackeyen gehören auch zu dieser Classe. Doch mögen diese auf ihren Livereyen etwas Silber oder Gold haben, und sich etwas einpudern. Desgleichen mögen die Lehnkutscher und Fiaker bordirte Hüte haben.

Zwölfte Classe.

Die übrige Gattung der Mannspersonen, als: Träger, Wascher, Taglöhner. Diese müssen ebenfalls bey der ihnen angemessenen simpelsten Kleidungsart verbleiben, dürfen nichts von Silber oder Gold, auch keine Stöcke, noch weniger Haarpuder, tragen.

Anmerkung. Es gibt noch ein und andere Menschen, die theils vormahls Kaufmannsdiener, theils Livereybediente oder dergleichen, gewesen, die sich mit Negoziren, und weiß mit was alles, abgeben. Diese müssen sich bey Behörde melden, und gewärtig seyn, was ihnen für eine Classe angewiesen wird.

Nun haben wir noch von der Dienerschaft der Herrschaften zu reden. Diese wird füglich in 3 Classen abgetheilt, nämlich:

1. Kanzleydirectoren, Secretairs, Cassier, Hausmeister, Verwalter.
2. Kanzlisten, Hausinspectoren.
3. Livereybediente.

Der ersten Classe soll erlaubt seyn, mit 1 Zoll breiten Borten verbrämte, oder auch gestickte Westen zu tragen, und zu ihren Kleidern Tuch, Seiden- oder Wollenzeug zu nehmen. Ihr besonderes Unterscheidungszeichen besteht in dem vergoldeten Wappenschild der Herrschaft, welche sie in den Knopflöchern der linken Seite an einem Bande tragen müssen, dessen Farbe die Herrschaft bestimmen mag.

Anmerkung. Die Hofräthe oder Kanzleydirectoren in fürstlichen Häusern können, zu einem andern Unterscheidungszeichen, den vergoldeten Wappenschild in einer mit weißen, rothen, grünen, und besetzten Einfassung tragen.

Die zweyte Classe ist nur befugt, $\frac{1}{2}$ Zoll breite Borten auf den Westen zu tragen, und sich zum

Kleidungsstoff Tuch, Halbseiden- oder Wollenzeug zu wählen. Ihr Unterscheidungszeichen besteht in dem versilberten Wappenschilde an eben dergleichen Bande, wie die erste Classe.

Anmerkung. Ob diese zwey Classen silberne oder goldene Borten auf den Westen tragen sollen, hat die Herrschaft zu bestimmen.

Die dritte Classe hat die gewöhnliche Liverey der Herrschaft. Es ist ihnen aber ausdrücklich verbothen, in andern Kleidern sich irgend wohin zu begeben.

Anmerkung. Die durch den Tod ihrer Herrschaft dienstlos gewordenen Hausofficiere sollen so lange, bis sie nicht irgend wo angestellt worden, den Wappenschild ihrer Herrschaft an einem schwarzen Bande tragen dürfen. Jene aber, welche aus andern Ursachen dienstlos geworden, sollen nur das vorige Band tragen, dessen unterer aus dem Knopfloche heraus hängender Theil, worin vorher der Wappenschild gehangen, offen ist, bis sie wieder irgendwo angestellet werden, oder einen andern Stand angetreten haben. Diese Erlaubniß aber soll nicht länger als ein halbes Jahr dauern, wornach sie sich, wenn sie in dieser Zeit nicht in einen andern Dienst eingetreten, bey der Polizeyinstanz zu melden haben, die ihnen sodann, dem Befinden nach, die Classe anweisen wird, welche ihnen gebührt.

Kleidungsordnung für das weibliche Geschlecht.

Erste Classe.

Die Frauen der Herren Hof- Regiments- und Landräthe, die, oder deren Herren nicht von Adel sind, dürfen sich eben so tragen, wie die Frauen vom Ritterstande; nur ist es ihnen nicht erlaubt, sich der Federn auf dem Kopfputze, oder der Sommerhüte zu bedienen. Auf den Hüten sollen sie, anstatt der Federn, schwarze Bänder mit einer angespann-

spannten Masche, und an den Pelzen seidene Schnüre und Quasten mit einer goldenen so genannten Eichel, welche die Schnüre zusammen hält, tragen, welches nur ihnen allein eigenthümlich seyn soll; auch ist es nur noch den Frauen dieser Classe erlaubt, goldene kettenartige Ohrgehänge zu haben.

Zweyte Classe.

Die Frauen der Titularräthe, der Magistrats-Räthe, der Hofsecretaire, Regierungssecretaire, Registratoren, und überhaupt derjenigen höheren kais. Beamten, welche auf ihrer Uniformweste den schmahlen Borten tragen dürfen; den Frauen der Universitätsprofessoren, der Doctoren, und endlich der fürstlichen Räthe und Kanzleydirectoren, ist es allein erlaubt, die kurzen schwarztaffeten Mäntelchen zu tragen. Auf den Sommerhüten sollen sie gefärbte Bänder mit ausgespannter Masche, und auf den Pelzen seidene Schnüre mit einer silbernen Eichel haben.

Dritte Classe.

Die Gattinnen der k. k. Kanzlisten, und jene der höhern Magistratsbeamten, welche auf ihrer Uniform den schmahlen Silberborten tragen dürfen, wie auch jene der Tonkünstler ersterer Abtheilung, sollen schwarz oder weißtaffetene, oder musselinene Halstüchel mit einer kleinen Kapuze, zum Unterscheidungszeichen tragen dürfen. Auf den Sommerhüten haben diese nur eine kleine simple ungespannte Masche. Auch sind nur noch dieser Classe die so genannten Boufants, und eine Haar- oder so genannte Ohrwuckel auf jeder Seite zu tragen erlaubt. Auf den Pelzen haben sie vorn zwey goldene Spangen, und rückwärts pur seidene Schnüre und Quasten.

Vierte Classe.

Die Gattinnen der Magistratskanzlisten, der übrigen Unterbeamten, derjenigen die auf den Wechsel-Stuben dienen, (die mindern Schreiber ausgenommen) der Sollicitatoren und der Gerichtsschreiber, tragen entweder lange oder kurze Kleider mit Falten oder ganzem Leibe, ohne eine Einfassung mit Taffet oder Bänder von einer andern Farbe; lange schwarz taffetene oder weiß musselinene oder leinwandene Für-Tücher mit Dünntuch oder Spitzen garnirt. Die Haare dürfen keine Ohrwuckeln, wohl aber einen mäßigen Toupee haben. Die Hauben sind von Dünntuch geheftet, mit Bändern. Auf den Sommerhüten sollen sie gefärbte Bänder mit einer simpeln Masche, und auf den Pelzen vorn eine silberne Spange, rückwärts aber seidene Schnüre und Quasten tragen.

Die Gattinnen der Schreiber bey den Advocaten, jene der Gehülfen, der Gerichtsschreiber, und der übrigen Schreiber und Instructoren, dürfen zwar auch Kleider, wie die vorigen, aber keine garnirte Fürtücher, und keinen Toupee oder tappirten Haare, und auf ihren Hauben nur vorn und rückwärts eine Bandmasche tragen.

Fünfte Classe.

Die Gattinnen der Schauspieler, und die unverehlichten Schauspielerinnen, mögen lange oder kurze Kleider tragen. Ihr besonderes Unterscheidungszeichen besteht darin, daß sie kurze gelbe, rothe, grüne oder blaue Fürtücher, und auf dem Kopfputze und den Sommerhüten graue Federn tragen. Die hellere oder dunklere Farbe mag sich nach dem Vorzug richten, der bey den Mannspersonen angemerkt worden. Auf den Pelzen haben sie eine goldene

Spange,

Spange, aber rückwärts keine Schnüre und Quasten. Sie werden aber wohl selbst nicht ermangeln, sich durch einen starken Anstrich zu unterscheiden.

Sechste Classe.

Die Gattinnen der herrschaftlichen Hausofficier, wie auch die Kammerjungfern. Deren ihre lange und kurze Kleider sollen mit Taffet oder Bändern von einer andern Farbe eingefasset, ihre kurze, schwarz taffetene, weiß musselinene oder leinwandene Fürtücher aber mit Dünntuch oder Spitzen, oder auch Musselin oder Leinwand garnirt seyn. An ihren Pelzen dürfen sie eine silberne Spange, aber keine Schnüre und Quasten, tragen.

Siebente Classe.

Die Gattinnen der Kaufleute, oder der Fabrikanten im eigentlichen Verstande, tragen lange offene Kontuschen oder Schaketkleider, lange Fürtücher von mause- oder silberfarbenen Taffet, oder von weißen Musselin, wie auch geheftete Dünntuchhauben mit Bändern. Die Haare können einen mäßigen Toupee, und die Pelze seidene Schnüre und Quasten, aber vorn keine Spangen, haben. Auch tragen sie keine Hüte. Die wirklichen Mode-Händlerinnen mögen auch zu dieser Classe gerechnet werden. Verschiedene Weiber aber, die Hauben heften und Mäntel machen, gehören unter die Classe, welche ihnen nach dem Stande ihrer Männer angewiesen ist.

Achte Classe.

Die Gattinnen der Künstler tragen gleichfalls lange offene Kontuschen oder Schaketkleider, lan-

ge schwarze taffetene Fürtücher, und geheftete Hauben mit Bändern. Die Pelze haben weder Spangen, und seidene Schnüre oder Quasten. Keine Hüte, aber im Winter *Capeaucons*, welche auch die vorhergehenden Classen tragen mögen.

Neunte Classe.

Die Bürgerinnen sollen durchaus ohne allen Unterschied in der gewöhnlichen Tracht einher gehen, welche in langen, zugebundenen Kontuschen, von was immer für einem Stoffe, einer goldreichen Schlepphaube, und langen schwarztaffetenen, kattunenen oder weißen Fürtüchern, besteht. Ihre Pelze sind ihre lange Kontuschen mit Pelz ausgeschlagen, oder auch damit gefüttert. Andere Pelze, wie in den vorigen Classen, welche man gewöhnlich Schliefpelze nennt, sollen sie nicht tragen. Schöpfe, d. i. geheftete Hauben, sind ihnen durchgehends verbothen. Weibern der Handwerker und der übrigen Gewerbtreibenden der zehnten Classe, ist eben diese Kleidertracht erlaubt. Die Hüte sind die gewöhnlichen Strohhüte, keine *Capeaucons*.

Zehnte Classe.

Die Weiber der Liverenleute sollen künftig nur Röckeln, und weiße oder Schlepphauben, wie die Köchinnen, tragen dürfen. Die Stubenmädchen-Tracht bleibt, wie sie gewöhnlich bekannt ist. Nur sollen sie künftig auf ihren Hauben keine goldene, sondern allezeit schwarze Spitzen und Spitz-Borten haben. Die Köchinnen sollen Röckeln und Schlepphauben zwar mit goldenen Spitzen, aber übrigens von puren Sammet oder Seidenzeuge, tragen. Die Kuchelmädchen endlich sollen nur

Schlepp-

Schlepphauben von Sammet, oder Seidenzeuge mit schwarzen Spitzen und Spitzborten tragen dürfen. Die Kindsweiber tragen sich nach der Classe, in welche ihre Männer gehören oder gehört haben.

Eilfte Classe.

Die Weiber der Stöhrer und Handwerksgesellen, der Hausmeister, der Lehenlackeyen, Lehenkutscher, tragen Röckel und Schlepphauben, wie oben die Köchinnen. Doch mögen sich diese eine kleine Blume von Silber oder Gold in den Sammet oder Zeug der Hauben einsticken lassen.

Zwölfte Classe.

Die Weiber der übrigen Gattungen, als: der Träger, Wäscher, Taglöhner, dürfen zu ihren Röckeln keine andere Hauben, als wie eben die Kuchel-Mägde, tragen.

1. Anmerkung. Daß die Töchter eben jene Kleidertracht haben, wie die Mütter, so lange sie ihren Stand nicht durch einen Dienst, oder eine Heurath verändern, versteht sich von selbst.

2. Anmerkung. Es gibt eine Gattung Weibspersonen, auf welche die Polizey wegen der Kleidertracht ein sehr wachsames Auge haben muß.

Im Meklenburgischen erschien im J. 1786, eine Kleider-Ordnung, die mit dem 1788sten Jahre ihren Anfang nimmt. Für die Mannspersonen wird alles Gold und Silber, alle Stickereyen, seidene und sammtene Kleider, Spitzen, Manschetten, und dem Frauenzimmer alle reiche und schwere bunte Stoffe, alle Spitzen und alle Juwelen, ausser den Ringen, untersagt werden.

Wollte man in einem Lande, welches mit eigenen Manufacturen und Fabriken versehen ist, zu dem Ende Kleider-Ordnungen einführen, um eines Theils das

für

für die darin verbothenen ausländischen Waren sonst ausgegangene Geld im Lande zu behalten, andern Theils aber durch Kleidungen die verschiedenen Stände und Classen der Einwohner von einander zu unterscheiden: so wird man bey näherer Untersuchung finden, daß die Kleider-Ordnungen überflüssig, ohne alle Wirkung, und selbst von schädlichen Folgen seyn.

Um das Geld für ausländische Kleider-Waren im Lande zu erhalten, darf man nur einen hohen Impost auf dieselben legen, oder deren Einfuhre zur Consumtion des Landes ganz und gar verbiethen. In dieser Absicht sind also die Kleider-Ordnungen gar nicht nöthig; sie würden vielmehr den Absatz der inländischen Manufactur- und Fabrik-Waren verringern, und den Fleiß und die Arbeitsamkeit der Manufacturiers und Fabrikanten danieder schlagen, welches dem Nahrungs-Stande offenbar zum Schaden gereicht.

Die verschiedenen Stände und Classen der Einwohner durch die Kleidungen zu unterscheiden, ist ebenfalls keine unumgängliche Nothwendigkeit, zugleich aber vielen Schwierigkeiten und schädlichen Folgen unterworfen. Denn wollte man in der Kleider-Ordnung die Arten der Zeuge nach ihrer Kostbarkeit und ihrem Werthe vorschreiben, die ein jeder Stand und Classe des Volkes tragen soll: so findet dieses deshalb große Schwierigkeiten, weil die Menschen von einerley Stande nicht einerley Vermögen haben; und es kann daher keine andere Folge daraus entstehen, als daß entweder die Aermern von jeder Classe und Stande mit ihrer großen Beschwerde sich den Reichern gleich kleiden, oder sich für geringer und verächtlicher gehalten sehen müssen, indem sie dadurch ihre Armuth gleichsam öffentlich bekennen. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn gar keine Kleider-Ordnung vorhanden ist. Denn alsdann steht es in eines Jeden Willkür,

für, sich zu kleiden, wie er will; und man findet eben so viele, die aus Sparsamkeit und Bescheidenheit sich wenig kostbar kleiden, ungeachtet sie das Vermögen dazu haben, als solche, die hierin dem Luxus folgen. Folglich ist hier eine schlechte aber reinliche, Kleidung kein Zeichen der Armuth. Wollte man die Kleider-Ordnungen dergestalt einrichten, daß die geringern Stände sich gewisser Moden und Faßons von Kleidungen nicht bedienen dürften, so müßte alle 3 Jahr eine neue Kleider-Ordnung gemacht werden. So lange man die Veränderung in den Moden gestattet, ist es ungereimt und widersprechend, in Ansehung der Faßon der Kleider, Ordnungen und Reglements zu geben. Wenn man hierin wirksame Gesetze geben wollte, so müßte man alle Moden verbannen, und jedem Stande und jeder Classe des Volkes seine besondere und unveränderliche Tracht vorschreiben; dieses würde aber bey dem jetzigen Zustande der Welt schlechten Nutzen haben.

Der Luxus in Kleidungen ist für die menschliche Gesellschaft nie schädlich, so lange nicht dabey Gold und Silber, als die Materie des Geldes, verwendet und der Circulation entzogen wird. (Eine Untersuchung, ob das Tragen des Goldes und Silbers auf den Kleidern, für den Stat nachtheilig sey, ist im XIX Th. S. 492, f. vorgekommen.) Aller übrige Aufwand bey Kleidungen geht in die Hände der nützlichsten Classen der Menschen, nähmlich der Haus- und Land-Wirthe, der Handwerksleute, Fabrikanten, Künstler, Kaufleute ꝛc. und hat also die heilsamen Wirkungen, daß die Industrie, und die Cultur der Grundstücke erhalten, und in bessern Stand gesetzt werden. Was helfen willkürliche Kleider-Ordnungen? Wer der Eitelkeit ergeben ist, der findet, wenn er auch solche Ordnungen beobachten muß, hundert Gegenstände, um große Depensen für seine Eitelkeit zu machen. Unter-

richt,

richt, Beyspiel, väterliche Warnung, Hervorziehung derer, die sich von dem Luxus entfernen, und ihre Depensen auf eine fruchtbare und nützliche Art machen, und besonders gute Erziehung der Jugend; dieß sind die Mittel, die allein zur Unterdrückung einer herrschenden Eitelkeit und Luxus gebraucht werden müssen.

Da Kleid=Ordnungen zu den politischen Seltenheiten gehören, so kann man daraus schon die Muthmaßung schöpfen, daß die klügsten Statsmänner dabey erhebliche Bedenklichkeiten müssen gefunden haben. Und in der That sind die Schwierigkeiten, welche dergleichen Einschränkung der Kleider=Pracht auf dem Fuße folgen, zahlreich und wichtig genug. Man kann sich fast keine Kleider=Ordnung vorstellen, wenn nicht entweder eine Rang=Ordnung vorhergegangen, oder doch damit verbunden ist. Nicht nur die Billigkeit, sondern so gar die Nothwendigkeit erfordert es, daß einem Jeden, sich nach seinem Stande zu kleiden, erlaubt sey. Es müssen also die Standes=Stufen sowohl für die Bedienten des States, als auch für die, Gewerbe und Nahrung treibende Bürgerschaft, festgesetzt und bestimmet werden. Würde es nicht die größte Unbilligkeit seyn, wenn man einen angesehenen und reichen Kaufmann, mit einem Handwerker, der im Keller zur Miethe wohnt, der Kleidung nach, in Eine Classe setzen wollte? Ein Landes=Herr besitzt freylich die Macht, allen ihr Recht wiederfahren zu lassen, oder auch so gar das äusserliche Ansehen eines jeden seiner Unterthanen durch dergleichen Ordnung zu erheben und zu erniedrigen; es würde daher auch, durch eben diese unumschränkte Gewalt, die Kleider=Ordnung in den Gang gebracht werden können. Gesetzt nun, ein Fürst bediente sich in diesem Falle seiner Herrschaft; was würde daraus entstehen?

1. Ein allgemeines Murren des Volkes. Man mag nun dasselbe für so ohnmächtig erklären, als man will, so ist es doch stets einem unterirdischen Donner ähnlich, worauf eine Erschütterung zu erfolgen pflegt. Eine weise Regierung sucht daher eine solche Unzufriedenheit des großen Haufens, so viel irgend möglich ist, zu verhüten. Unter dem großen Haufen muß man sich nicht bloß die niedrigste Classe von Menschen, welche einen Stat bevölkern, vor-

stellen,

stellen. Auch diejenigen, welche, ihres Verstandes und ihrer Verdienste wegen, vor dem gemeinen Manne einen Vorzug behaupten, würden sich mehrentheils durch eine solche Einrichtung für beleidigt halten. Denn unter allen Tändeleyen der Welt, haben die eingebildeten Zeichen der Ehre, die größte Gewalt über die Gemüther der Menschen. Daher kommt es, daß man unter Tausenden kaum Einen findet, welcher großmüthig genug ist, den hämischen Stolz desjenigen zu verachten, von dem man glaubt, daß er ohne Würdigkeit sey erhoben worden. Wir sind insgesammt geneigt, uns von unserm Werthe vortheilhaftere Begriffe zu machen, als wir billig thun sollten; und unsere Beruhigung besteht darin, wenn solchem Irrthume keine deutliche Gränzen gesetzt werden. Die politische Erschütterung, deren ich vorhin erwähnt habe, darf man aber nicht in dem Ausbruche eines öffentlichen Aufruhres und Empörung suchen. Dergleichen ist, nach den regelmäßigen Verfassungen, worin wir leben, nicht leicht zu befürchten. Ein gemeines Wesen leidet aber schon Gewalt, wenn das gute Vernehmen der Bürger sich in eine feindselige Gährung verwandelt; ja, wenn einige sich gar durch ihren Unwillen so weit treiben lassen, einen andern Wohnplatz zu suchen. Doch bey dem allen wendet man ein: daß es besser sey, das Volk auf wenige Zeit murren, und einige überflüssige Thoren fahren zu lassen, als einer eindringenden allgemeinen Armuth den freyen Lauf zu verstatten. Recht gut! Wird denn aber dieses durch eine Kleider-Ordnung ausgerichtet, oder wirkt dieselbe gerade das Gegentheil? Ich behaupte das letztere; oder, welches einerley ist, es folgt daraus:

2. eine beschleunigte Armuth des States. Denn wenn eine Ordnung dieser Art von einiger Bedeutung seyn soll, muß sie mit einer unverbrüchlichen und dauerhaften Strenge begleitet werden. Verstattet man Ausnahmen, gebraucht man Nachsicht, so ist es in wenigen Wochen eben so viel, als wenn man an die Einschränkung der Kleider-Pracht nie gedacht hätte. Es müssen also schlechterdings die allzu kostbaren und von fremden Zeugen verfertigten Kleider abgeschaffet, und den Besitzern alle Hoffnung benommen werden, solche jemahls wieder gebrauchen zu dürfen. Man zieht aber den Leuten die Kleider, womit sie sich bisher geschmückt und geziert hatten, aus, ohne daran

zu denken, ihnen andere wieder zu geben. Es ist so gar nicht einmahl möglich, die theuern Trachten mit wohlfeilern zu vertauschen. Denn kein Trödeler wird eine alte Ware eines Hällers werth achten, wovon er weiß, daß er sie nicht wieder werde verhandeln können. Auf solche Weise wird der größte Theil der Bürgerschaft in die unvermeidliche Nothwendigkeit gesetzt, neue Geld-Summen auf die Kleidung zu verwenden. Diese Verlegenheit ist um so viel nachtheiliger, wenn die inländischen Manufacturen und Fabriken noch nicht im Stande sind, die große Menge der Waren, welche alsdann erfordert würden, herbey zu schaffen, und man also gezwungen wäre, Auswärtigen den größten Theil des Gewinnes zu zuwerfen. Dazu kommt noch, daß der herrschende Geschmack, oder die überhand genommene Thorheit der Menschen, sich durch kein Gesetz auf ein Mahl wieder vertreiben lässet. Wer gewohnt ist, sich in seidenen und andern köstlichen Zeugen über seinen Stand zu kleiden, der wird es für schimpflich halten, auf ein Mahl so tief herab zu sinken. Lieber wendet er den letzten Noth-Pfennig an, um in den unerlaubten Kleidungsstücken noch eine Art der Pracht zu beweisen. Es ist also offenbar, daß die Geld-Ausgaben vervielfältiget werden, und die Armuth, welche man zu meiden suchte, desto schneller ausbricht.'

Schon der Freyherr von Schröder brachte in Vorschlag, die verschiedenen Stände durch ein zu tragendes Kleinod, oder anderes Zeichen, kennbar zu machen. Nach des Hrn. Marquis Caracciol Vorschlage (*), sollen alle Stände gewisse Achsel-Bänder tragen, um sie unterscheiden zu können; auch die Frauen sollen ähnliche Kennzeichen des Standes tragen; und dann, meint er, würde es niemand der Mühe werth halten, es dem Andern in der Kleider-Pracht zuvor zu thun, weil keiner seinen Stand verläugnen könnte.

Nach

(*) In seiner praktischen Landökonomie der Alten, Augsb. 1770, 8.

Nach dem Vorschlage des Verf. der Einfälle eines Kammeralisten (*), sollen diejenigen, die sich besser kleideten, als es in ihrer Classe erlaubt ist, etwas verhältnißmäßiges zur Armen-Casse opfern. Der Vorschlag ist nicht übel; allein, der stärkste Damm gegen diese Thorheit und die beste Kleider-Ordnung, ist wohl das Beyspiel des Fürsten und seines Hofes. So wie ein jeder dem Hofe in der verschwenderischen Kleider-Tracht nachzufolgen trachtet: so wird auch ein Jeder folgen, wenn der Hof eine vernünftige und dem State vortheilhafte Tracht wählet.

Bis zu den Zeiten Carl's des Großen, hatte sich, oben erwähnter Maßen, unter den Deutschen und Franken die alte einfache Kleider-Tracht erhalten; aber bey Gelegenheit einiger Heerzüge nach Italien, brachten seine Hofleute und Officiere italiänische Moden in ihr Vaterland zurück. Sie trugen seidene Kleider, und fütterten sie mit weichlichen und feinen Fellen, welche die Venetianer aus der Levante brachten, an statt der Lamm-Fischotter- und Katzen-Felle, deren sie sich bis dahin bedient hatten. Dem klugen und patriotischen Kaiser mißfiel dieser verschwenderische Luxus. Er gab verschiedene Gesetze dawieder, welche sich unter seinen Capitularien finden, deren eins auch das allzu theure fremde Tuch, womit man sich kleidete, betrifft. Eines Tages im Winter ritt er auf die Jagd, in seinem Schaf-Pelze, den er so am Halse befestigte, daß er ihn gegen alle Winde und Regengüsse wenden konnte. Seine Hofleute, die er mit dieser Jagd-Partie überraschte, mußten ihn in den seidenen, mit leichtem und feinem Pelze gefütterten, Kleidern, womit sie bey Hofe erschienen waren, begleiten. Das Wetter war höchst elend, stürmte und regnete. Was nun von diesen Kleidern nicht in den dichten Gebüschen hängen blieb, wurde durch den Schnee und Regen verdorben. Da sie, nach ihrer Rückkehr, nach Hause eilten, sich umzukleiden, erlaubte es ihnen der Kaiser nicht, sondern befahl, daß sie sich gleich mit ihm bey dem Feuer trocknen. Hierdurch schrumpften die seidenen Kleider und die fei-

(*) Im 4 St des 1 B. der Hessischen Beytr. zur Gelehrsamkeit und Kunst.

feinen Pelze so zusammen, daß sie des Nachts, als die Hofleute sich auskleideten, auf allen Seiten Risse bekamen. Den folgenden Morgen mußten sie wieder, auf Befehl, mit eben denselben Kleidern bey Hofe erscheinen. Da sie nun mehr zerlumpten Masken, als hofmäßigen Kleidungen, ähnlich sahen, und man in des Kaisers tuchenen, mit Widder-Fellen gefütterten Mantel keine Aenderung wahrnahm, verwies ihnen der Kaiser ihre Thorheit, und bewirkte so viel, daß der deutsche und fränkische Adel zum Gebrauch der inländischen Tücher und Felle zurück kehrte.

Ein Gesetzgeber also, welcher seine Unterthanen aufrichtig liebt, welcher bloß darauf denkt, sie von allen Fesseln zu befreyen, und ihre besondere Oekonomie nach der Betrachtung des öffentlichen Nutzens einzurichten, sucht ihren Geschmack nicht durch Autorität und Gewalt, sondern durch Ueberredung und Beyspiel zu verbessern, damit ein Jeder sich selbst ein Gesetz mache, welches er dem allgemeinen Wohl am gemäßesten findet. Eine solche in diesem Theile der Gesetzgebung völlig neue Methode, wird den Einsichten und Tugenden des Groß-Herzoges von Toscana ewig Ehre machen. Sie ist in einem Schreiben enthalten, welches Se. kön. Hoheit im J. 1781 an den Repräsentanten des Adels, wie auch an die Gouverneurs der Städte in ihren Staten haben ergehen lassen, um es dem Adel bekannt zu machen. Der Inhalt dieses Schreibens ist folgender.

„Se. kön. Hoheit sieht mit einem lebhaften Mißvergnügen den ausschweifenden Luxus, der sich seit einiger Zeit in die Kleidungen, besonders der Frauenzimmer, eingeschlichen hat, und fürchtet so gar die traurigsten Folgen davon.

„Die Damen, welche von ihrem eigenen Vermögen, oder von der Gefälligkeit und dem Reichthume ihrer Männer, große Summen empfangen, haben, statt solche zu so vielen andern nützlichern und edlern Gegenständen anzuwenden, die Schwachheit, sie durch diese lächerliche Art von Eitelkeit zu verschwenden.

Diejenigen, welche von gleichem Stande sind, glauben, wenn sie gleich nicht so viel Vermögen besitzen, aus einem falschen Point d'honneur, sie müßten sich auf eben den Ton, wie jene, stimmen. Die Frauenzimmer von jedem andern Range bestreben sich zu ihrem Unglück, vermöge einer gewissen, ihrem Geschlechte eigenen Nacheiferung, es denen, welche mehr als sie sind, gleich zu thun; und dieser kostbare Eigensinn, den die Mode in der Haupt-Stadt eingeführt hat, verbreitet sich bald in die Provinzen, und selbst nach Proportion, aber mit weit größerm Schaden, auf das Land. Daher entstehen: die so große Schwierigkeit der Heurathen in allen Gesellschaften, der Mangel an Fonds zur Erziehung der Knaben und Mädchen, der Defect in der Casse der Rechnungs-Führer, ihre Schulden und oft ihre Untreue, die Seltenheit der Capitalien in dem Handel, die geringe den Ackerleuten bewilligte Beyhülfe, welche von der Zeit an das Land weniger bestellen, überhaupt das Unglück der Familien, ihre innerliche Uneinigkeiten, und so viel üble Gewohnheit. Dieses Uebermaß von Eitelkeit, welches bey wenigen Frauenzimmern bloß eine verachtungswürdige Schwachheit seyn würde, ist bey den andern, welche glauben, sie müßten jene nachahmen, und die wesentlichsten Pflichten eines Hausvaters und einer Hausmutter nicht mehr erfüllen, ein Verbrechen.

„S. K. H. hat zu Folge dem System, welches Sie angenommen, die Freyheit Ihrer Unterthanen in ihren Handlungen so wenig als möglich einzuschränken, kein Gesetz gegen den Luxus machen wollen, indem Sie an Sich selbst gar wohl empfindet, wie schwer es ist, eine Materie Gesetzen zu unterwerfen, die so viele Gestalten anzunehmen fähig ist, besonders was auf den Putz der Frauenzimmer Beziehung hat, dessen Uebermaß in der vorigen Zeit sowohl, als jetzt, nicht in der Qualität, sondern in der Quantität und in dem Mißbrauche besteht, und Se. Kön. Hoheit wird diese Gesetze, welche nicht weniger die Quelle aller Uebertretungen, als Bedrückungen, sind, als mit Ihrer Gnade streitend, allezeit ansehen.

„Aber der Groß-Herzog setzt so viel Zutrauen in die Achtung Seiner Unterthanen für Ihn, daß Er

nicht zweifelt, sie werden sich, da sie Seine väterliche Absichten kennen, bestreben, ihren Souverain in diesem Stücke, das Ihm so sehr am Herzen liegt, zu unterstützen.

„Da es nothwendig ist, daß diese Reforme bey dem adeligen Stande ihren Anfang nehme, und daß sie sich nach dessen Beyspiele auf alle andere Stände verbreite: so werden Ew. ꝛc. ꝛc. meine königliche Gesinnungen der Versammlung des Adels bekannt zu machen haben. Dem zu Folge wird es Ihren königlichen Hoheiten angenehmer seyn, in den Apartements des Hofes und an den Galla-Tagen den Adel von beyden Geschlechtern, in simpeln und selbst schwarzen Kleidern zu sehen, da die größte Simplicität im Anzuge dem Anstande und der Reinlichkeit gemäßer ist, als aller überladene und theatermäßige Putz.

„Ihre Unterthanen müssen versichert seyn, daß J. K. H. zu viel Verstand haben, als daß Sie den Adel nach den reichen Kleidern schätzen, und vergessen sollten, daß die von Adel sich durch erhabene Gesinnungen, ein weises Betragen, den guten Gebrauch ihrer Güter, und eine kluge Freygebigkeit von andern unterscheiden müssen.

„Im Gegentheil wird Se. K. H., der Groß-Herzog, auf die Mäßigung oder das Uebermaß in den Kleidungen sowohl der Mannspersonen, als ihrer Ehegattinnen und Töchter, aufmerksam seyn, und solches wird für Ihn die stärkste Vermuthung ihres guten oder schlechten Betragens, und ihrer gesetzten oder schwachen Denkungsart, seyn; auch dürfte diese Vermuthung leicht einen großen Einfluß auf die Austheilung Seiner Gnadenbezeigungen haben, vornehmlich bey Aemtern, worin eine richtige Urtheilskraft und eine Gewißheit erfordert wird, daß die Umstände derer, die darum ansuchen, sich in keiner Verwirrung befinden."

Vorstehendes Schreiben des Groß-Herzoges von Toscana an den florentinischen Adel, um Abstellung des Luxus, besonders in der übertriebenen Kleider-Pracht, hat vortrefflich gewirkt. „Unsere Damen „vom ersten Range," schrieb man im J. 1782, aus Flo-

Florenz: „tragen weder Edelsteine, noch goldene und „silberne Stoffe, keine Feder-Büsche mehr, keine „mehr von diesen Straußen-Federn, die ehemahls „bestimmt waren, die Helme der Helden zu zieren. „Nur die Köpfe der Laïden sind noch mit Feder-Bü-„schen geschmückt. Die Röcke, die Unter-Kleider, „die Mantillen sind äusserst modest; und um das gute „Beyspiel zu bestärken, haben die Herren von Stande „sich in trauriges Schwarz gehüllt, ohne Spitzen, „ohne Mussseline, ohne Kammertuch, und so gar ohne „seidene Strümpfe. Das Mißvergnügen der Kauf-„leute darüber geht bis zur Verzweiflung. Aber ihr „Verlust ist bloß vorübergehend, und kann durch wei-„se Anstalten und Beyspiele zum Besten der innern „Betriebsamkeit geleitet werden.“

Ich komme zur Betrachtung der Landes-Uniform, National-Kleidertracht, National-Kleidung, oder Provinzial Tracht, deren Einführung man als ein Mittel wieder die Kleider-Pracht vorgeschlagen, und zum Theil auch wirklich angewendet hat.

Als in Schweden fast alle so genannte Standespersonen sich wenigstens in englische Tücher oder andere ausländische Zeuge kleideten, deren heimliche Einschleppung zugleich den Stat um die dafür zu erlegenden Zoll-Gebühren brachte, verfiel endlich die schwedische patriotische Gesellschaft, im J. 1773, auf den Gedanken, daß vielleicht dem Luxus in Kleidern, und dem Schleich-Handel, durch die Einführung einer National-Kleidertracht noch am leichtesten Einhalt gethan werden könnte. Sie gab daher als eine Preis-Frage auf: Ob es nicht zur Verminderung der häufigen Abwechselungen in den Moden, und zur Abstellung des Contraband-Handels, für Schweden vortheilhaft seyn dürfte, eine nationale, dem

schwedischen Klima angemessene, und von anderer Nationen ihrer verschiedene, Kleider-Tracht einzuführen? (1) Diese Frage erweckte überall eine allgemeine Aufmerksamkeit. Viele Einheimische und Fremde suchten sogleich die Möglichkeit und den Nutzen, ja selbst die Nothwendigkeit davon zu beweisen (2). Manche hielten indessen dafür, daß dieses Unternehmen selbst ein Beweis von der herrschenden Liebe zu Neuerungen sey, und den Contraband-Handel um so weniger mindern könnte, da diese Frage ja nur eigentlich die Veränderung des Schnittes ꝛc. nicht aber die erforderlichen Zeuge, zum Gegenstand zu haben schiene (3). Einige äusserten ihre Besorgniß, daß der Hof nicht allein die Gustavianische (4), oder so genannte burgundische Kleider-Tracht überhaupt einführen, sondern auch so gar jeden Stand durch die Verschiedenheit der Farben unterscheiden wolle (5). Die Gedanken eines Patrioten von Torneo (6) verwarfen diesen Vorschlag geradezu, und fanden besonders in den Provinzen vielen Beyfall. Indessen waren 1774 an die patriotische Gesellschaft allein 65 größtentheils bejahende

(1) Dagel. Alleh. eller Tidn. 1773, No. 244.

(2) En Landmans Bref til sin Væn i Stockholm ang. den nationelle Klædedrægten, Stockh. 1773, 4. 2 B.

Et Folk, en Drægt? Ja. Stockh. 1774, 8. 20 S.
Dagel. Alleh. 1774, Bih. til. No. 14.
Gioerv. Samlaren. 3 D. p. 345 — 349, No. 144.

(3) Bref ifron en Landman i en annan Landsort til den Landmannen, som skrifvit til en Væn i Stockh. angden Nat. Klædedrægten, Stockh. 1774, 4. 2 B.

Svar po den upgifne Froga om den nationelle Klädedrägten, foerfattadt af A. B. Stockh. 1773, 4. 2 u. c. b. B.

(4) *Bercks* (Canc. R.) Afhandlingar om Quinno- och Mans-Kläder, s. *Gioerv.* Samlaren, No. 129, 133, 135, 164, 166, 168.

(5) Afhandling om Klædedrægten, Stockh. 1773, 4. 3 B.

(6) En Patriots Tankar til Kongl. patriot. Selskapet vid Frogan om Klædedrægten, Torneo, d. 1 Jan. 1774, Stockh. 4. 2 B.

de Antworten eingesandt worden. Der königl. Hof-Prediger Erik Wallér erhielt den Haupt-Preis, vier andere aber silberne Jettons (7).

Die Einführung der National-Kleidung in Schweden, unter der Regierung Gustav's III. ist eines von jenen Monumenten, die den Eindruck der Unsterblichkeit haben, die, indem sie von einer Generation der andern übergeben werden, einen unvergänglichen National-Zeitpunct machen. Viel lässet sich von denen Gründen sprechen, die eine Nation bewegen können, eine allgemeine National-Tracht anzunehmen. Diejenigen, welche Seine schwedische Majestät Dero Unterthanen vorzulegen geruhet haben, und die Art, diese Neuerung der Nation beyzubringen, erhellen aus folgendem Circular-Schreiben, welches der König, von Stockholm d. 18 Febr. 1778, an die Landes-Hauptleute und Stadt-Magistrate ergehen ließ.

Gustav ꝛc. Immer auf dasjenige aufmerksam, was das Wohl aller und jeder Unserer lieben getreuen Unterthanen zu befördern vermögend ist, haben Wir in Erwegung gezogen, daß über gewisse Aeste des Handels mit Rechte Klagen geführet werden, als ob sie nicht nur unnütz, sondern auch wegen der großen Menge Geldes, so sie aus dem Reiche ziehen, verderblich wären. Wir haben den Ursachen hiervon sorgfältig nachgespüret, so wie auch denjenigen, welche die Wirksamkeit der sowohl von den Ständen des Reiches, als von Uns, gegebenen Aufwand-Gesetze hemmen, nicht nur in Rücksicht auf die Kleider-Pracht, sondern auch auf die Einführung fremder Waren, durch welche die inländischen Manufacturen verhindert werden, die Vollkommenheit zu erreichen, deren sie fähig sind. Wir haben gefunden, daß diese Ursachen aus der allgemeinen Begierde fließen, sich vor dem Volke durch die Kostbarkeit der Kleider ein Ansehen zu geben. Daher kam nothwendig die Abwechselung in den Kleid-

(7) Kongl. Svensk. Patriot. Selskap. Handl. 3 Stycke, p. 1—128.

ungen, welche insonderheit seit 20 Jahren ungemein zugenommen, und sowohl in Rücksicht auf den Schnitt, als auf den Stoff, sehr schädliche Veränderungen eingeführt hat. Die schwedische Nation hat die Eitelkeit und den Prunk fremder Völker angenommen. Sie ist gegen die Aufwand-Gesetze ungehorsam gewesen. Dieser Ungehorsam hat den dem Menschen natürlichen Hang zur Unabhängigkeit erzeuget. Die Verachtung dieser Gesetze hat allmählich die Verachtung des Ansehens von der Regierung nach sich gezogen, und der Monarch ist genöthigt worden, eine Schärfe zu gebrauchen, welche in gewissen Fällen die anständige Freyheit verletzt, und welche, indem sie die Ruhe und Sicherheit störet, wozu jedermann berechtigt ist, die Empfindungen schwächet, welche die Unterthanen mit ihrem Beherrscher verbinden sollen. Alle Vorsorge, die man genommen hat, den Pracht-Waren den Eingang zu versperren, haben viele Unbequemlichkeiten eingeführt, und man sahe gar oft die Polizey die Ruhe der Bürger stören, um die Handhabung der Gesetze zu bewirken.

Ueberzeugt, daß neue Gesetze nicht besser würden beobachtet werden, und daß sie vielleicht größere Uebel veranlassen würden, als die, welche man vertilgen will, finden Wir, nach reifer Ueberlegung, nichts kräftiger, um allen Unbequemlichkeiten vorzubeugen, als eine von der Kleidung aller andern Nationen verschiedene National-Kleidung einzuführen, welche unserm Klima angemessen und den Fabriken zuträglich wäre, die bereits in Schweden bestehen, oder noch da eingeführet werden können. Aber obwohl diese Maßnehmung Uns das einzige scheint, welches vermögend wäre, der Verwüstung des Luxus vorzubeugen: so halten Wir es doch nicht für schicklich, Unsere Unterthanen durch eine Verordnung zu zwingen, eine Kleidung anzunehmen, die vielen unter ihnen mißfallen könnte. Wir denken, Unser Beyspiel und die Ueberzeugung des Vortheiles, der denjenigen zuwachsen wird, welche ihm folgen werden, werden mächtig genug seyn, die Stelle von Gesetzen zu vertreten, und ihre Wirkung zu thun. Wir sind deshalben sowohl als Unsere vielgeliebten Brüder, die Reichs-Räthe, und die angesehensten Unserer

serer Hofleute, gesinnet, von dem 18ten April an, diese Kleidung anzuziehen, sie beständig zu tragen, und Unsern Truppen eine ähnliche zu geben.

Wir theilen Euch diesen Unsern Entschluß mit, damit Ihr ihn den Rittern und Edelleuten und andern angesehenen Personen Euerer Provinzen eröffnet; und wenn der größere Theil derselben Unser Beyspiel wird angenommen und befolget haben, alsdann werden Wir durch eine dauerhafte Verordnung den Gebrauch dieser Tracht befestigen. Wir schicken Euch ein Muster davon, und empfehlen ꝛc.

Diesem Circular-Schreiben zu Folge, ist, bey dem königl. schwedischen Hofe die Manns-Kleidung weiß und roth für die Galla-Tage, schwarz und roth aber für die andern Tage; die Frauenzimmer-Kleidung hingegen weiß für die Galla-Tage, und schwarz für die übrigen Tage. Die Robe de cour ist, in Ansehung ihrer vorher in Schweden sowohl, als an andern Höfen, gewöhnlichen Form, wenig abgeändert worden, und darf auch künftighin nur von solchen Personen getragen werden, welche bey Hofe vorgestellet worden sind. Ueberhaupt können alle andere Frauenzimmer, selbst nach der vorläufig angekündigten königl. Verordnung (s), noch ferner alle einfarbige Zeuge, als: Moires, Pou-de-Soyes, Taffete, broschierte, einfache oder doppelte, achtfadige, Gros de Tours ꝛc. zu ihren Kleidungen gebrauchen. Es sollen dagegen alle schielige (brokuga) Zeuge zu tragen verbothen seyn. Von allen vorbesagten und ähnlichen Zeugen können daher auch noch künftighin Saloppen, Pelze, Mantillen ꝛc. gemacht und getragen werden. Es soll jedoch keine andere Garnierung, als nur auf dem Kleide ein schmahler Streifen, und auf dem Rocke eine so genannte Falbala, beydes von eben dem Zeuge, wovon das Kleid ist, erlaubet, folglich alle Verzierungen von Blonden, Flor, Blumen, Pompons ꝛc. verbo-

(s) *Gustafs* III. (Konung) Reflexioner (die in Schweden einzuführende National-Kleidertracht betreffend) Stockh. 1778, 4. 2 B. Diese Reflexionen sind in das Protokoll des Reichs-Rathes eingerückt worden.

Transsumt af Protocollet po Stockholms Rodhus d. 12 Mart. 1778. ang. den Svenska Nationelle Klædedrægten, Stockh. 1778, 4. 1 u. 6. h. B.

then, und überhaupt nur 4 Schleifen, zur Aufbindung des Kleides, verstattet seyn.

Fig. 2185 a), zeigt das Modell, welches dem stockholmer Schneider-Handwerke wegen dieser Frauenzimmer-Tracht zugestellet worden ist (9).

Die Mannspersonen können, ausser dem Hofe, alle ihnen selbst beliebige Farben tragen. Wer sich aber, in Ansehung der Form, nach dem Hofe richten, und also diese National-Tracht annehmen will, der soll seine Kleidung entweder nur von Einer Farbe, oder, wenn er zwey Farben gebraucht, den Rock und die Beinkleider von der einen, hingegen die Weste, das Rock-Futter, die Garnierung, die Schärpe über der Weste, die Band-Rosen an den Knien und Schuhen, insgesammt von der andern, nach Maßgebung des Fig. 2185 b) abgebildeten Modelles der Hof-Kleidung, machen lassen. Die Mäntel, wenn man dergleichen gebraucht, werden auf den Achseln mit Band oder Haken befestiget. Die Hof-Tracht kann ganz von Seide seyn. Es darf auch ausserdem jedermann das Unter-Futter und die Schärpe von inländischen Seiden-Zeugen tragen. Alle Arten von einfarbigen Tüchern, Cameloten und Stoffen, sind erlaubt, aber keine seidene Zeuge zum Ueberzuge, noch gesponnene Gold- und Silber-Knöpfe. Bey der Hof-Kleidung sind die Knöpfe überzogen oder gesponnen, und von der Farbe des Unter-Futters. Der Hut ist (à la Henri IV.) rund, mit schmahlen Krämpen, und nur auf einer Seite aufgesteift. An statt der so genannten Kjängor (Halb-Stiefel), können auch, wie die Figur zeigt, Schuhe gebrauchet, und diese mit Band-Rosen gebunden werden. Die Armee soll auf ähnliche Weise gekleidet werden. Die Hof-Livree ist es bereits, jedoch, ausser den Kutschern, ohne Mäntel. Mit den bisher in Schweden gebräuchlichen Mänteln, Surtouts und Pelzen, soll keine Veränderung vorgenommen werden.

Der Entwurf des Königs erreichte seine Vollkommenheit. Am 28 Apr. 1778 erschienen der König, die königlichen Brüder, der Herzog von Südermanland und der Herzog von Ostgothland, die Reichs-Räthe,

(9) Naturens och Konstens Skodeplats, (eine Wochenschrift) Stockh. 1778, 4. No. 25.

the, die Großen des Hofes, und ein Theil der Armee, zum ersten Mahl in der National-Tracht. Sie ist aus dem Costume der Zeiten Gustav's Wasa, eines der glorwürdigsten Stifter der Nation, genommen. Das ganze Reich fiel ihr also bey.

Seit dem Jahre 1783, ist in den ehemahligen ingermannländischen, esthländischen und liefländischen General-Gouvernements, jetzigen St. petersburgischen, revalischen und rigischen Statthalterschaften, auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Maj. der russischen Kaiserinn, Katharina II., folgende Provinzial-Tracht eingeführt worden.

1. Die Männer-Tracht der St. petersburgischen Statthalterschaft, besteht in einem blauen Rocke mit schwarzen sammetnen liegenden Kragen, eben solchen Revers, nebst schwarz seidenem Unterfutter, und einem glatten vergoldeten gewöhnlichen Uniform-Knopfe. Die Aufschläge an den Aermeln sind, wie der Rock, von blauem Tuche, mit 2 Knöpfen, welche frackmäßig angebracht sind. Weste und Beinkleider sind von weißem Tuche; die Knöpfe hingegen sind, wie die vom Rocke, nur etwas kleiner. Die Tracht der Damen besteht in einem blauen Kleide, welches wie ein französisches Fourreau gemacht ist; dazu tragen sie einen weißen Rock.

2. Die Männer-Tracht der revalischen Statthalterschaft, ist einfacher. Der Rock ist von blauem Tuche ohne Revers, eben mit einem liegenden Kragen und Aufschlägen von demselben Tuche. Das Rock-Futter, wie auch Weste und Beinkleider, sind gelb. Die Knöpfe sind ebenfalls, wie die der St. petersburgischen Statthalterschaft. Die Damen tragen ein blaues Kleid, en fourreau, und dazu einen gelben Rock.

3. Die

3. Die Tracht der rigaischen Statthalterschaft, ist eben wie die revalische; nur mit dem Unterschiede, daß alles das, was bey dieser gelb ist, bey der rigaischen weiß seyn muß. Selbst die Knöpfe sind weiß.

Die blaue Farbe der Röcke, in allen drey Statthalterschaften, ist eigentlich gleich. Sie sollte, nach der Vorschrift, das Mittel zwischen hell- und dunkelblau halten. Doch tragen die meisten hellblau. Diese eingeführte Provinzial-Tracht erstreckt sich bloß auf den Adel, und alle diejenigen, welche kaiserliche Landes-Bedienungen, die mit Officiers-Character verbunden sind, bekleiden. Der Theil der Bürgerschaft, welcher keine Bedienung oder sonst irgend einen Rang hat, geht in beliebiger Kleidung, oder auch in der Landes-Tracht, die aber zum Unterschiede überzogene Knöpfe haben muß, die sich nach der Farbe des Rockes und der Weste richten. Bey Hofe darf niemand von Adel anders, als in der Provinzial-Tracht, erscheinen, er müßte denn bey dem Militär engagirt seyn. Dieses wird auch bey jeder andern Feyerlichkeit, da man sich in Galla zeigen muß, beobachtet.

Von der in **Westphalen eingeführten ritterschaftlichen Uniform**, ertheilt Hr. D. Vogt, in Weddigen's westphäl. Magaz. 9 Heft, (Bückeb. 1787, 4.) S. 415, f. folgende Nachricht.

„Schon lange hört man die Klagen über öftere Veränderung der Kleidungsstücke, in deren Hervorbringung die pariser Erfindungskraft so unerschöpflich ist. Sie wird immer eine Last denen, welche nicht eben so viel Vermögen, als Hang zur Eitelkeit, besitzen. Besonders aber drückt solche den Theil des Adels, der seine Lebenszeit gewöhnlich auf dem Lande hinbringt, und daher, bloß des veränderten Geschmackes wegen, die besten Kleider, weniger getragen als von Städte-Bewohnern, auch um so viel mehr mit Schaden vertauschen muß. Thut er es nicht, und erscheint ein solcher Edelmann etwa bey Höfen, oder in gro-

ßen

ßen Städten, in einer Tracht, die zwar vor kurzem noch üblich war, jetzt aber nicht mehr zum guten Tone gehört: so heißt er ein Original vom Landjunker, so viel Verdienste er sonst auch oft haben mag.

„Bey so bewandten Umständen, ist also gewiß nichts besser, als eine dem Wankelmuthe der Mode nur wenig unterworfene Uniform; welche denn dieses Gute auch noch mit sich führt, daß man deren nur eine, oder höchstens zwey, bedarf, wenn man einmahl aus seinem engen häuslichen Zirkel sich zu entfernen, und in dem größern der feinen Welt blicken zu lassen, Beruf oder Lust hat; da im Gegentheil ein halbes Dutzend mit nicht weniger Kosten, als mühsamer Auswahl, neu angeschaffte Kleider, kaum hinreicht, um darin nur mit einigem Anstande sich so öffentlich vorzeigen zu können. Und sollte es auch bloß der Land-Tag nur seyn, um dessen willen der Edelmann seinen ländlichen Sitz einmahl im Jahr verliesse: so gereicht ihm auch hier schon seine allein mitgebrachte ritterschaftliche Kleidung zu großer Gemächlichkeit und wahrem Vortheil.

„Betrachtungen, welche denn gewiß mehr, als Absicht gegen andere Menschen sich auszuzeichnen, den westphälischen Land-Ständen Anlaß gegeben, eine minder kostbare als wohlkleidende Uniform sich zuzulegen. Sie haben dabey die Farbe der Röcke fast durchgehends gleich gewählt, und bey jedem einzelnen Kreise insbesondre einen Unterschied in den Aufschlägen, Unter-Kleidern, oder Art der Besetzung, angenommen. So ist die

Cölln Westphälische ein blauer Rock, pfirsichblaue Aufschläge, weiße Unter-Kleider, und Gold;

die Hoyaische, roth, schwarz, Stroh-Farbe, und Gold;

die Lippische, roth, roth, himmelblau, und Gold;

die Münstersche, roth, grün, Stroh-Farbe, und Gold;

die Osnabrückische, roth, dunkelblau, Stroh-Farbe, und Gold; und

die Paderbornische, roth, himmelblau, weiß, und Gold.

„Zu

„Zu wünschen wäre es, daß der so in Westphalen als andern deutschen Landen, in neuern Zeiten entstandene Geschmack an Uniformen, nicht bloß sich auf Höfe oder Ritterschaften einschränkte; sondern daß er auch übrigens noch über die ersten Classen des gelehrten und bürgerlichen Standes verbreitet würde! Wie vortheilhaft wäre solches nicht manchem, mehr an Titeln als an Besoldung reichen Civil-Bedienten, bey einer oft zahlreichen Familie! und wie wohl befindet sich nicht schon dabey unsere Geistlichkeit! der Officier! der Forstmann! Ansehnlich ist es, was jeder von ihnen in einem Jahre so erspart; und in welchem Maße würde sich nicht mit mehrerer Ausbreitung einförmiger Kleidungen, der Gewinn des States vervielfältigen, besonders desjenigen, dem es an Werkstätten zu Erzeugung der Dinge, welche Mode-Sucht anzuschaffen uns auflegt, noch mangelt!

Im 8 St. des 2ten Jahrg. 1785, des Journals von und für Deutschland, werden folgende Vorschläge zu Einführung einer deutschen National-Tracht (*) bekannt gemacht.

„Es wird in unsern Tagen, und das mit Recht, sehr oft darüber geklagt, daß wir Deutsche, in Kleider-Tracht, Umgang und Sitten, sclavische Nachahmer der Franzosen sind, und daß wir dadurch nicht nur täglich sichtbarer an Originalität und Gepräge verlieren, sondern auch, daß diese Nachahmung der Ausländer einen unserer Moralität, unsern Finanzen und unserer Handels-Bilanz gleich schädlichen Luxus bey uns immer allgemeiner macht.

„Schon oft haben deswegen Patrioten den Wunsch geäussert, daß es doch möglich seyn möchte, eine National-Kleidung in Deutschland einzuführen. Dadurch würde die Ursache zu einem großen Theile jener Klagen gehoben werden, und wir würden besser, dauerhaft

(*) Man findet sie auch im Journ der Moden, v. Febr. 1786, S. 72, fgg. und im 16 St. des hannov. Magaz. v. J. 1786, Col. 245, fgg.

haft gearbeitet, und dennoch um geringern Preis, unsere Tücher und Stoffe von den Kaufleuten geliefert bekommen, wenn nicht mehr der Eigensinn der Mode die Fabrikanten bewöge, ihre Waren liederlich, für kurze Zeit haltbar zu verfertigen, indem sie jetzt nicht gewiß sind, wie lange ein Artikel Abgang finden wird, und daher jeder von dem Augenblicke Nutzen zieht; mancher andern, der Sittlichkeit nicht gleichgültigen Umstände zu geschweigen.

„Allein, wie wäre es anzufangen, eine solche National-Kleidung allgemein zu machen, in Deutschland, wo so viele Ober-Herrschaften, so viele Interessen sich durchkreutzen? Man wird es nicht der Mühe werth halten, die Sache auf dem Reichs-Tage zu verhandeln; und geschähe das auch, so würde jeder deutsche Fürst, jeder freye deutsche Stat, diese Kleidung nach seiner Idee, nach seinem Eigensinne, nach seinem Geschmacke, und nach dem Interesse seiner Fabriken eingerichtet wissen wollen; die höhern Stände würden zu viel Einfluß auf die Wahl dieser Kleidung haben; und endlich, wenn alles dieses gehoben wäre, so würde man dennoch nur ungern sich etwas aufdringen lassen, was man bis jetzt nach Willkür hat einrichten und wählen dürfen. Zwang gefällt nie, auch dann nicht, wenn man zu einer nützlichen Sache gezwungen wird; und bey dem täglich mehr einreissenden Despotismus, fasset man nur zu leicht Vorurtheil und Verdacht gegen jede neue Verordnung; ja, es wäre eine Frage, ob einmahl der Stat das Recht hat, in dergleichen Dingen Vorschriften zu geben, welche die natürliche Freyheit einschränken.

„Viel besser wäre es daher, wenn eine solche Kleidung freywillig durch Sammlung der Stimmen in allen Provinzen Deutschlandes gewählet, und dann auf ein Mahl eingeführet würde.

„Allein,

„Allein, hierbey äussern sich wieder neue Schwierigkeiten. Denn wie schwer würde es nicht seyn, über Farbe und Form einig zu werden, und wie viel Menschen sind nicht, durch Dienst und andere Verhältnisse, ausser Stand gesetzt, sich nach Willkür kleiden zu dürfen!

„Dennoch gibt es in unserm Vaterlande eine Menge von Leuten, die von sich selbst abhängen, als: Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Künstler, Advocaten, Land-Edelleute, Familien die von ihren Renten leben, Aerzte, Wundärzte, Gelehrte, u. d. gl. Die Anzahl derselben erstreckt sich gewiß auf viel Tausende; und mancher, der freylich nicht den Muth haben würde, der Erste zu seyn, der so etwas allein, oder mit einigen guten Freunden anfinge, würde sich gern dazu verstehen, wenn er wüßte, daß in Deutschland zugleich mit ihm auch nur ein Par tausend Menschen sich über thörichtes Vorurtheil hinaus setzten. Und sollte sich dann nicht ein solches Par tausend, von Vorurtheil und Zwang freye, patriotische Menschen in unserm Vaterlande finden? Pfui! es wäre Beleidigung, so etwas zu denken! — Hätten nun aber diese die Bahn gebrochen, so würden gewiß viele, sehr viele nachfolgen, die zu furchtsam sind, die Ersten zu seyn. Mancher jetzt gegen die Neuheit der Sache eingenommene Vater, Ehemann und Herr, würde den wichtigen Nutzen dieser Anstalt einsehen, und den von ihm Abhängenden erlauben, dem Beyspiele zu folgen; ja, wer weiß, ob nicht biedre, edle Fürsten diese Einrichtung gut finden, und in ihren Staten durch Beyspiel und Rath allgemein zu machen suchen würden? Welch eine Ehre dann für die, welche die Bahn gebrochen hätten! Gewiß, sie würden unserm Vaterlande eine Wohlthat erzeigt haben, welche der Unsterblichkeit werth wäre, und die segnenden Folgen für die Nach-

kom-

kommenschaft würden der Preis ihrer Verwendung seyn.

„Es käme also nur auf zwey Puncte an: 1. Auf die Wahl der Kleidung; und 2. auf die Art, über dieselbe einig zu werden und sie einzuführen.

„Was den ersten Punct betrifft, so glaube ich folgende Grundsätze annehmen zu dürfen. Die Kleidung muß seyn: a) wohlfeil; b) von Farben, die nicht leicht Schmutz annehmen, dauerhaft, leicht zu waschen, und von dem Eigensinne der Moden weder erfunden, noch von demselben abhängig sind; c) für jedes Alter passend; d) vom Vornehmen wie vom Geringern, vom Reichen wie vom Armen, leicht anzuschaffen und zu tragen; e) unserm Klima angemessen; f) nicht phantastisch; g) unsern Körper nicht entstellend; h) das Gepräge von Deutschheit tragend; i) in allen Jahrszeiten brauchbar.

„Für den zweyten Punct wage ich nachstehende Vorschläge. 1. Ich werde Sorge tragen, diesen Plan in einigen deutschen periodischen Schriften, Journalen, Zeitungen ꝛc. bekannt zu machen, und bitte die Herausgeber derselben, auch die, welchen ich denselben zu senden nicht Gelegenheit haben sollte, wenn er ihnen zu Gesichte kommt, solchen in ihre Blätter einzurücken. 2. Ich ersuche angelegentlichst alle patriotische Biedermänner, dies nützliche Unternehmen, so viel möglich, bekannt zu machen, insbesondre aber alle Herausgeber periodischer Schriften, Post-Aemter, Collegien, öffentliche und geheime Gesellschaften ꝛc. in den Städten, Flecken und Dörfern ihrer Gegend Einen sichern Mann zu bewegen, daß er sich der Subscription, wovon hernach die Rede seyn wird, großmüthig annehme; in einigen Gegenden Deutschlandes habe ich dergleichen schon gefunden. 3. Ich bitte diejenigen, welche meinem Antrage Gehör gegeben haben, zur Zeit der Frühjahrs-Messe

1786, in Leipzig, an das hochlöbl. churſächſiſche Ober-Poſt-Amt, poſtfrey, einen Zettel abzugeben, und darauf zu ſchreiben: Wir haben in folgenden Städten, Flecken und Dörfern, ſichere Männer gefunden, welche ſich der Unterzeichnung zu Einführung einer deutſchen National-Kleidung unterziehen wollen, nähmlich in ***, u. ſ. w. Die Nahmen der Oerter müßten genannt ſeyn, die Nahmen der Perſonen aber brauche ich nicht zu wiſſen. 4. Fände ich, daß eine hinlängliche Anzahl deutſcher Männer mein Unternehmen begünſtigen wollte: ſo würde ich dafür ſorgen, daß durch eben die Wege, durch welche ich dieſe Vorſchläge bekannt mache, in der leipziger Herbſt-Meſſe 1786, unentgeldlich eine Zeichnung von einer männlichen und einer weiblichen Kleidung, nebſt einer Beſchreibung derſelben, in die Hände des Publicum geliefert werden ſollte. 5. Alsdann fingen die gütigen Bemühungen der Herren Collecteurs an; ſie machten nähmlich einen Aufſatz folgendes Inhaltes: Wir, Endes Unterſchriebene, verbinden uns, im Fall ſich in Deutſchland eine Anzahl von 2000 Perſonen unſers Geſchlechtes finden ſollte, welche gleichen Entſchluß mit uns gefaßt hätten, am erſten Oſter-Tage des Jahres 1788, in der uns vorgeſchlagenen National-Kleidung, genau nach der uns mitgetheilten Zeichnung, öffentlich zu erſcheinen. Dieſer Aufſatz würde von den Theilnehmern unterzeichnet, ſodann in einen verſiegelten Umſchlag gelegt, und darauf geſchrieben, z. B. 87 Perſonen männlichen, und 31 Perſonen weiblichen Geſchlechts, in Hamburg, verbinden ſich, am erſten Oſter-Tage 1788 in der vorgeſchlagenen National-Kleidung zu erſcheinen. Dieſe verſiegelte Briefe aber würden in der Frühjahrs-Meſſe 1787 wieder an das hochlöbl. Ober-Poſt-Amt in Leipzig poſtfrey eingeſchickt. 6. Fände ich die Summe der auſſen bemerk-

merkten Theilnehmer, entweder von männlichem Geschlechte, oder vom weiblichen, oder von beyden Geschlechtern 2000 stark: so würde ich in der Herbst-Messe 1787 bekannt machen, daß nun der Plan zu Stande gekommen sey. Wo nicht; so würde ich in eben dieser Messe die Nachricht geben, daß jeder seinen Brief unentsiegelt wieder abfordern könne, weil die Sache nicht geglückt sey; und so würde dann auf diese Art keines Menschen Nahme compromittirt.

„Es gibt, leider! Leute, welche alle Dinge in das Lächerliche ziehen; es gibt Andere, die in Allem etwas Gefährliches oder Hinterlistiges sehen; es gibt endlich noch Andre, welche nichts gut finden, als was sie, oder irgend eine von den Parteyen, zu welchen sie gehören, erfunden oder vorgeschlagen haben. — Das ist traurig, und von Diesen muß ich freylich erwarten, daß sie meinem Vorschlage, von irgend einer Seite, keine Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen. Allein, das beunruhiget mich nicht. Ich bin mir bewußt, aus guter, ehrlicher, patriotisch deutscher Absicht, diesen Vorschlag zu thun. Ich gehöre zu keiner Partey, habe mir das Ding selbst so ausgedacht, und würde mich herzlich freuen, ohne weiter Ehre davon haben, auch je meinen Nahmen nennen zu wollen, wenn die Sache gelingen sollte.

„Also bitte ich inständigst, gar keine Rücksicht darauf zu nehmen, wer etwa die Person sey, die ihnen diesen Vorschlag thut. Es ist vernünftiger Männer würdig, ohne Vorurtheil, nur zu überlegen, ob die Sache an sich gut ist, und dann zu wählen. Unwichtig aber kann sie gewiß niemand scheinen, der bedenkt, welchen Einfluß Mode, Kleider-Luxus und Nachahmung der Franzosen auf unsere Sitten in allen Ständen haben.“

Ueber diesen Vorschlag zu einer deutschen National-Kleidung, findet man, im Journal von und für

Deutschland, 3 Jahrg. 1786, 2 St. S. 126, folgende Abhandlung von Hrn. Goekingk.

„Es gehört unstreitig mehr Muth dazu, sich durch die in Vorschlag gebrachte National-Kleidung an seinem Wohnorte, unter seinen Mitbürgern, zuerst auszuzeichnen, als, sich nach seinen Vermögens-Umständen und nach eigenen Grundsätzen, simpel und einförmig in seiner Kleidung zu tragen. Das letztere thun schon jetzt viele vernünftige, von ihren Mitbürgern hochgeschätzte Männer, die eben den Zweck, welchen der Verf. des Vorschlages vor Augen hat, auf eine kürzere Art fast eben so gut erreichen. Ihre Kleidung kostet ihnen nicht mehr, ist ihnen ebenfalls bequem, hängt eben so wenig vom Eigensinn der Mode ab, und doch fällt sie ihren Mitbürgern bey weitem nicht so auf, als die National-Kleidung schon deshalb auffallen wird, weil sie eine National-Kleidung, d. i. eine unterscheidende, seyn soll, oder doch ist. Wer die Menschen kennt, und um seiner Ruhe willen ihrer Schwachheit gern schont, der wird gewiß an seinem Wohn-Orte nicht den Anfang machen, die National-Kleidung zu tragen, (wenn er auch von ihrer Nützlichkeit noch so sehr überzeugt wäre,) bloß um sich nicht vor seinen Mitbürgern zu unterscheiden, oder auszuzeichnen. Man könnte mir zwar einwerfen: daß ein vernünftiger Mann sich um der Vortheile anderer willen, nicht abhalten lassen müsse, etwas zu thun, das in seinem freyen Willen steht, sein Verstand für gut erkannt hat, ihm Nutzen, und niemanden Schaden bringt. Er müßte also Muth genug haben, zu denken: die Leute reden, mögen sie doch reden! Was kümmert's mich? Allein, kann es mir gleichgültig seyn, ob meine Mitbürger mich hinter dem Rücken verspotten? ob sie denken, ich allein mit einigen andern, welche die National-Kleidung tragen, wolle klüger seyn als sie, oder suche etwas darin, das meiner Eitelkeit schmeichle? 's ist'n Genie! würde man sagen. Wer seiner Sache so gewiß ist, daß er nur von den Narren seines Wohn-Ortes solche Urtheile zu besorgen hat, und noch dazu von diesen Narren unabhängig ist, der mag immer thun, was er will. Aber wer unter seinen Mitbürgern selbst von solchen, an deren Urtheil ihm etwas gelegen ist, zu befürchten hat, sie möchten ihn für einen Sonderling halten, im Fall er den Anfang machte,

in

in deutscher National-Kleidung aufzutreten, der warte lieber noch ein Weilchen. Es gehört nur wenig Menschen-Kenntniß dazu, um zu wissen, daß solche Urtheile auf unsre Ruhe, Glück und Vergnügen, nicht geringen Einfluß haben. Wer macht gewöhnlich an einem Orte mit einer neuen Mode den Anfang? Entweder der unter den Vornehmsten des Ortes, welcher den Ton unter ihnen angibt, wenn er auch nicht im Range der erste ist. (und nach diesem Muster modeln sich denn bald die übrigen; oder ein Petitmaitre oder Petite-Maitresse, denen höchstens andre Kleinmeister und Coketten nachfolgen, aber von denen verspottet werden, welche den guten Ton zu haben glauben.

„Wenn, glücklicher Weise, der Vorschlag des Ungenannten, dem Ton-Angeber der Vornehmen, an diesem und jenem Orte gefiele, so würde die Ausführung wenige oder gar keine Schwierigkeiten haben, und die übrigen Classen der Einwohner bald von selbst nachfolgen. Allein ich fürchte, dieses wird selten oder nie der Fall seyn. Diese Herren und Damen sind gewöhnlich von dem Schlage, daß sie etwas darin suchen, mit der neuesten Mode des Hofes oder der Haupt-Stadt bekannt zu seyn; ihre Vermögens-Umstände erlauben ihnen gewöhnlich, alle Abwechselungen mitzumachen, und die Eitelkeit mischt sich, zumahl bey dem schönen Geschlechte, so gewaltig mit ins Spiel, daß von daher kein Beytritt zur National-Kleidung zu erwarten steht.

„Die Petit-Maitres werden, aus Ursachen, die in ihrer Natur liegen, die letzten seyn, welche die National-Kleidung anlegen. Auf sie wird aber auch wohl der Verfasser des patriotischen Vorschlages am wenigsten Rücksicht genommen haben.

„Die neue Kleider-Tracht wird also an jedem Orte von andern zuerst eingeführet werden, als denen, welche bisher eine neue Mode zuerst einführten. Dieß ist schon ein böser Umstand. Fallen nun, unglücklicher Weise, ein Par Menschen darauf, die schon vorher irgend etwas komisches in ihrem Character, etwas auffallendes in ihrer Art sich zu kleiden, etwas sonderbares in ihren Manieren, hatten, so ist das Schicksal der National-Kleidung an dem Orte entschieden; man wird sie auslachen, und kein Mensch darin nachfolgen. — So hing gewöhnlich die Einführung des neuen Gesangbuches im Preußischen an je-

dem Orte von dem Grade der Achtung und Liebe ab, welche der Prediger bey seiner Gemeinde hatte.

„Tausend und aber tausend werden wünschen, daß ein solcher Vorschlag zu Stande kommen möchte, aber keiner wird gern der erste seyn wollen, weil er es nicht füglich seyn kann. Wer es allenfalls seyn könnte, (wenn er gleich an seinem Orte den Ton nicht angibt,) der wird wieder andere Bedenklichkeiten haben. Er wird z. B. sagen: wenn die National-Kleidung im Schnitt von der, welche wir jetzt tragen, sehr abweicht, so mag ich mich nicht lächerlich machen; weicht sie davon nicht viel ab, so ist es auch nicht so nöthig, daß ich deshalb von meiner jetzigen Mode abgehe. — Der Mann kann gewisser Maßen Recht haben, wenn er z. B. einen schlichten perlfarbenen Rock bisher zu tragen gewohnt gewesen ist, alle 3 oder 4 Jahre sich einen neuen hat machen lassen, und dann jedes Mahl nach dem Schnitte, der gerade Mode war; denn der Schnitt kostet nichts mehr. Er könnte ferner sagen: wenn ich auch den Anfang machen wollte, und Ihr mit mir, wer ist mir gut dafür, daß Ihr nicht einer nach dem andern wieder abtretet, wenn Ihr finden solltet, daß das Ding keinen Fortgang hat? Ich fürchte aber, den wird es unter uns nicht haben, weil bald einer den Ton angeben und die National-Kleidung lächerlich machen wird, damit sich alles kleiden soll, wie er; und wenn vollends die Weiber der Vornehmsten die Nasen darüber rümpfen, so wird alles wieder den Krebsgang gehen. Rechnet aber nicht darauf, daß uns wenigen viele nachfolgen werden. Der eine wird nicht gern seine gute Kleider verkaufen wollen, um ein schlechteres dafür anzuschaffen; der andre wagt den Beytritt nicht, aus Furcht vor seiner Frau; der dritte, weil er besorgt, seinem Chef zu mißfallen; der vierte, weil er sich einbildet, man würde ihn für ärmer halten, als er scheinen will; der fünfte, weil ihm die Zahl der Subscribenten noch zu klein ist, u. s. f.

„Kurz, die Sache hat Schwierigkeiten von allen Seiten, so bald nicht die Landes-Collegien, der Adel und die Vornehmsten in der Haupt-Stadt einer jeden Provinz, zum größten Theil sich vereinigen, zu gleicher Zeit den Anfang mit der National-Kleidung zu machen. Zu wünschen wäre dieß zwar, aber der Ausgang wird, leider! wahr-

wahrscheinlich zeigen, daß es in keiner einzigen geschehen sey.

„Dennoch kann es leicht seyn, daß von 60 Millionen Menschen, ein Par tausend des Verfassers Verschlag unterzeichnen. Da diese aber so sehr zerstreut seyn werden, daß man 20 Meilen wird reisen können, ehe man ein Mahl eine National-Kleidung zu Gesicht bekommt, so würde der Vortheil nur sehr individuel seyn. Das thäte indeß nichts, wenn sich auch nur wenige Individua besser dabey ständen. National-Kleidung aber könnte sie freylich nicht heißen, auch wohl schwerlich jemahls werden. Und sollte der größte Theil derer, welche die National-Kleidung angenommen hätten, aus Personen vom Mittel-Stande bestehen, so ist noch überdieß zu befürchten, daß sie im Publicum kein Ansehen gewinnen, und gar bald wieder auſſer Cours kommen würde.

„Vielleicht unterzeichnen weit mehr Personen, als der Hr. Verf. erwartet hat; aber wenn die Zeichnung der männlichen und weiblichen National-Kleidung zum Vorschein kommt, so wird sich die Anzahl gewiß wieder vermindern; denn natürlich unterzeichnet doch jeder mit der stillschweigenden Bedingung: wenn ihm die Form der National-Kleidung gefallen wird. Aber gerade wegen dieser, wird ein neuer Lärm entstehen. Tausend Folianten würden die Kritiken nicht alle fassen, welche an allen Orten und Enden darüber werden gemacht werden. Unstreitig wird der Hr. Verf. die Kleidung, der jetzigen Mode, so viel als nur immer möglich ist, anpassen. Freylich ist der französische Schnitt nicht der beste; allein wollte man den morgenländischen, oder polnischen, oder irgend einen andern, in Vorschlag bringen, so würde das ganze Project, so wie es jetzt ausgeführt werden soll, ganz sicher scheitern, wenn auch 9 Zehntheilen aller Subscribenten, z. B. die türkische Tracht, besser als die französische, gefiele. Schade, daß also (wenigstens meiner Einsicht nach) einer von den Haupt-Zwecken der National-Tracht, auf diesem Wege nicht erreicht werden kann!

„Auf diesem Wege halte ich es, nach meiner Menschen-Kenntniß, für unmöglich, daß nur der zwanzigtausendste Theil der Nation jemahls diesen Vorschlag annehmen sollte, die Kleidung mag auch noch so bequem und simpel ausgedacht werden, und ihre Annehmung noch so viel erspa-

ren. Etwas mehr liesse sich vielleicht davon in einem Lande erwarten, wo nur ein Hof, eine Haupt-Stadt den Ton angäbe; aber in Deutschland! —

„Wenn in Hamburg nicht mehr als 150 Personen die National-Kleidung tragen, und sich dadurch unter mehr als hundert tausend andern auszeichnen, so fürchte ich, daß jeder von den 150 schlimmer daran seyn wird, als wenn er die nähmliche Kleidung allein getragen hätte, ehe sie eine National-Tracht war. Ich setze nähmlich voraus, daß die National-Kleidung nicht auffallend verschieden von der Art sey, wie man sich jetzt trägt. Wäre sie dieses, so werden schwerlich in dem großen Deutschlande auch nur 2000 so viel Muth haben, sie anzunehmen. Freylich, wenn jene 150 Personen in Hamburg, aus den Magistrats-Gliedern, den reichsten Kaufleuten und angesehensten Gelehrten beständen, dann würden in kurzer Zeit 15000 und mehr, die nähmliche Kleidung tragen. Aber das ist es eben, woran ich jetzt noch zweifle.

„Etwas mehr Eingang würde der Hr. Verf. gefunden haben, wenn er es hätte möglich machen können, die Stimmen von zehn der vornehmsten und vom Publicum verehrtesten Stats-Bedienten, von eben so vielen oder mehrern Personen aus dem hohen Adel ꝛc. für seinen Plan zu sammeln und mit ihrer Erlaubniß bekannt zu machen; oder, wenn er so glücklich gewesen wäre, in irgend einer nahmhaften Stadt Deutschlandes, eine Gesellschaft von 150 oder 200 Personen, die aus den vornehmsten Stats-Bedienten, Adeligen, Gelehrten, Kaufleuten, Künstlern ꝛc. bestanden hätte, zusammen zu bringen, deren nahmentliches Verzeichniß seinem Vorschlage (als Vorschlage dieser Gesellschaft) hätte angehangen werden können; wenn diese, wahrhaftig ehrwürdige, patriotische Gesellschaft, sich vor der Bekanntmachung des Vorschlages an unsere berühmtesten und populärsten Schriftsteller mit der Bitte gewandt hätte, ihn nach der Bekanntmachung, als Schriftsteller beym Publicum zu unterstützen, oder der Gesellschaft ihre Bedenklichkeiten mitzutheilen; wenn endlich die Gesellschaft einige hundert Thaler auf gutes Glück zu einem so patriotischen Projecte zusammen gebracht, und für eine weit ausgedehnte Bekanntmachung des Plans gesorgt hätte: (denn jetzt werden ihn schwerlich 200000 Leser zu sehen oder etwas davon zu hören bekommen, und was ist das gegen so

viele

viele Millionen?) Um wie viel wäre dann der erste Eindruck verstärkt worden; und wie viel kommt auf den nicht an!

So, wie der Plan jetzt angelegt ist, — es thut mir leid, nicht das Gegentheil hoffen zu können, — wird es wahrscheinlich scheitern, und dieß ein künftiges Unternehmen von der Art erschweren. Aber selbst dann, wenn eine Gesellschaft, wie vorher gedacht, sich zusammen fände, und unsre beliebtesten Schriftsteller die Sache empföhlen, so daß der Vorschlag alle die Autorität für sich hätte, die allein auf eine gewisse Classe von Menschen wirkt, und bey diesem Projecte mir unentbehrlich scheint, so bald die Zahl der Subscribenten nur einiger Maßen beträchtlich werden soll: selbst dann wird unter tausend Deutschen noch immer nicht Einer in National-Kleidung gehen. Die Sache hat noch andre Schwierigkeiten. Schon vor 15 Jahren hatte ich eine Abhandlung über Einführung einer Uniform für die Civil-Bedienten in den preußischen Landen aufgesetzt. Ich sandte sie dem Hrn. Kammer-Präsidenten von Breitenbauch in Minden, zur Bekanntmachung zu, der aber aus dem Grunde nicht meiner Meinung war, weil die preußischen Fabriken auf einmahl zu sehr dabey leiden würden. Ich sah seine Gründe ein, und verbrannte meinen Aufsatz. Zwar sind nach der Zeit bey einigen Classen der preußischen Dienerschaft, als: den Bergwerks- Post- und Forst-Bedienten, Uniformen eingeführt worden; allein, ihre Anzahl und ihr Kleider-Aufwand ist, gegen den ganzen Civil-Stand gerechnet, so geringe, daß die Fabriken nichts dabey gelitten haben können. Der Verf. des Vorschlages zu einer National-Kleidung könnte zwar den nähmlichen Grund auch gegen mich gebrauchen, da ich behaupte, daß nur sehr wenige die National-Kleidung annehmen würden. Allein, mehr will ich auch nicht beweisen, als daß eine solche Kleidung niemahls eine National-Kleidung werden kann. Dieser oder jener Hof, dieses oder jenes Ministerium, darf nur äussern, daß ihm die National-Kleidung mißfalle, (und dieß wird geschehen, so bald die Landes-Fabriken darunter leiden, weil man zu einer National-Kleidung nur wenige, einfache Fabriken gebraucht,) so werden die National-Kleidungen bald wieder verschwinden.

„Die Uniformen haben bey den Mehresten nicht deßhalb so viel Reitz, weil sie der Mode nicht unterworfen sind, sondern weil sie dem Stolze des Mannes schmeicheln, daß er zu einem gewissen Corps gehört (*). Diese Erfahrung auf die National-Kleidung angewandt, so wird sie in einem Lande, wo der Herr und seine Minister die Fabriken begünstigen, ihr Glück nicht machen. Aus deutschem National-Stolze wird höchstens sie ein gutmüthiger deutscher Cosmopolit, oder ein hochherziger junger Schwärmer, dann noch tragen, wenn sie in seiner Provinz auch kein Mensch trägt. Es ist etwas eben so wesentliches, daß ein Mann sich nicht zu sehr von denen in der Kleidung unterscheide, mit welchen er zunächst in Verbindung steht, (z. B. der, welcher bey einem Collegio angestellt ist,) als es überhaupt etwas wesentliches ist, sich anständig zu kleiden. Anständig heißt aber weiter nichts, als sich ganz, oder doch beynahe völlig so zu kleiden wie die, welche mit uns ungefähr gleichen Rang, gleiche Geschäfte haben. General Lee, der so sehr nachläßig in seiner Kleidung war, daß er einst von der Köchinn des Hauses, wohin General Washington ihn zum Essen gebeten hatte, für einen Bedienten angesehen und ersucht wurde, ihr einen Eimer voll Wasser aus dem Brunnen zu ziehen, welches Lee auch that, sagte zu Washington's Adjutanten, der ihn bey dieser Arbeit antraf: You see, young man, the advantage of a fine coat. The man of consequence is indebted to it for respect; and neither virtue nor abilities without it, will make him look like a Gentleman.

„Ich weiß nicht, ob schon jemand, durch seine Art sich zu kleiden, unmittelbar sein Glück gemacht habe? Davon sind mir aber mehrere Beyspiele bekannt, daß jemand, bloß um der Art willen, wie er gekleidet ging, sein Glück nicht

(*) Aber auch aus der entgegen gesetzten Ursache, habe ich schon eine Uniform scheitern gesehen. Der Rang war nähmlich durch einfache, doppelte oder dreyfache Galonierung bestimmt. Nun hatten die adeligen geheimen Räthe eine Galone mehr um den Aufschlag, als die Kammer-Junker, welche von den adeligen geh. Räthen nicht ausgezeichnet und den unadeligen geh. Räthen nicht gleich seyn wollten. So ging es auch mit den übrigen Classen, und die Kosten für eine ziemlich kostbare Uniform waren verloren. Der Herausg. (Freyh. von Bi_ bra.)

nicht gemacht hat (*). Der Mann, welcher seine innere Würde fühlt, ist allemahl über das Kleid hinweg, in so fern dieses Würde geben soll, und der Thor im Silber-Stoff ist ihm darum nicht minder ein Thor; allein, wenn jener nur irgend ein Weltmann ist, so wird er sich auch mit Geschmack kleiden, wo es nöthig ist, reinlich und nicht auffallend, aber allemahl verdenkt er es diesem nicht, wenn er einer der letzten in seinem Orte ist, der die National-Kleidung anlegt. Eine dem Anscheine nach ganz unbedeutende Sache: die Art, die Haare zu tragen, hat einer gewissen berühmten Erziehungs-Anstalt mehr an ihrem Credit geschadet, als der sich vorstellen kann, welcher nicht so viele Stimmen darüber zu hören Gelegenheit hatte, als ich auf meinen Reisen durch Deutschland.

„Es ist fast, als hätten die Menschen, in Ansehung der Art sich zu kleiden, eben so gut auf die Fürsten oder ihre Stellvertreter compromittiret, als in Ansehung der obersten Gewalt. Eine Mode kommt in diesem oder jenem Striche von Deutschland nicht darum in Schwung, weil sie jetzt in Paris regiert, sondern weil es diesem oder jenem Hofe gefallen hat, sie einzuführen. Zu gleicher Zeit sind z. B. an den Höfen zu Berlin, Dresden und München, drey ganz verschiedene Moden im Gange, wovon oft keine einzige zu eben der Zeit in Paris üblich ist. Natürlich bestimmt dieß auch die Tracht der höhern Stände in dem Lande. So kann man jetzt z. B. in Wien fast sicher schließen, wenn man einen Mann in reich galonierten Kleidern gehen sieht, daß er ein Haushofmeister, oder dergleichen, sey. Zu München würde man sich irren.

„Man thut daher den Deutschen zu viel, wenn man sie beschuldigt, daß sie gleich jede neue pariser Mode nachäffen. Manche hat wohl nur ihre Existenz der Phantasie einer pariser Putzmacherinn zu danken, die ihre verlegene Ware gern unter einer andern Gestalt an Mann bringen will,

(*) Als Riedel bey dem Fürsten Kaunitz Audienz haben wollte, hatte er sich ein mit leonischen Tressen besetztes grünes Kleid machen lassen. Dieß mogte nun damahls auf den deutschen Universitäten Galla gewesen seyn; in Wien war es Livree. Nachdem die Bedienten im Vorsahle sich genug über ihn lustig gemacht hatten, schickten sie ihn zurück. Nun erbarmte sich ein Freund über ihn. Er rieth ihm, sich schwarz zu kleiden. Jetzt kam er vor den Fürsten.

will, und denkt: Pour le Nord ist das gut genug. Wer das Glück hat, in einer mittlern oder kleinen Stadt zu leben, wo die Moden nicht so schnell wechseln, als in den Haupt-Städten, der wird noch allenfalls wohl fertig. Wer aber irgend nur eine Reise von einiger Bedeutung zu machen hat, und Gesellschaften besuchen will, der ist desto schlimmer daran. Freylich kann man in einem schwarzen Kleide allenthalben erscheinen; aber hier ist jener Schnitt, dort jene Art von Degen ꝛc. Mode, und so ist man immer anders gekleidet, als der Rest der Gesellschaft. Der kürzeste und beste Weg ist, in Uniform zu reisen. Wer keine Amts halber schon trägt, der kann sich ja nach seinem Gefallen eine machen lassen. Wer kann ihm das, zu diesem einzigen Zwecke wehren, und wer wird sich auswärts darum bekümmern! (*) Die Damen sind in diesem Falle noch übler daran, als wir Männer. Entweder sie müssen eine Trauer vorgeben und sich schwarz kleiden, — und das thun viele, — oder sie sind gezwungen, eine Menge von Schachteln, Futteralen ꝛc. bey sich zu führen die kaum ein Plätzchen zum Sitzen im Wagen frey lassen. Die mehresten Weiber sind nun einmahl so, daß sie eine jede, der Kleidung nach, durch eine schärfere Musterung gehen lassen, als selbst der Officier seine Soldaten. Eben deshalb, weil jede dieß weiß, sind die mehresten über ihren Anzug verlegen, selbst die, welche den Putz nicht lieben. Für die Herren hat man an den mehresten Höfen eine Uniform eingeführt; für die Damen, meines Wissens, an keinem **). Diese hätten ihrer aber im Grunde weit nöthiger, als jene. — Wahrlich! der zehnte junge Mann im Civil-Stande kann schon deßhalb nicht heurathen, weil er das an die Kleidung seiner Frau zu wenden gezwungen ist, wofür er die künftigen Kinder ernähren könnte. Wenn etwas (so lange der Luxus so bleibt; zu Voltaire's superflu si necessaire gehört, so ist es gewiß der Putz der Frau.

„Ich

(*) In entfernten Ländern könnte ein solcher Kunstgriff vielleicht gelingen, nicht aber in benachbarten. So würde sich z. B. ein fuldischer Rath, der en uniforme zu Würzburg erschiene, lächerlich machen, weil man allda sehr gut weiß, daß die fuldischen Räthe dermahlen keine Uniform tragen. v. B.

(**) Uniforme für adelige Damen sind an verschiedenen Orten eingeführt. v. B.

„Ich kehre von dieser Ausschweifung noch einmahl zur vorgeschlagenen National-Kleidung zurück. Es scheint mir eine ziemlich schwere Aufgabe, die 9 Eigenschaften, welche der Hr. Verf. angibt, in Einer Kleidung zu vereinigen. Was das heißen soll: das Gepräge von Deutschheit tragend, weiß ich nicht. Kurz, ich bin auf die Auflösung neugierig. Allein, ist eine National-Kleidung überhaupt nöthig? So lange keine Hoffnung da ist, daß sie von einem beträchtlichen Theile der Nation werde angenommen werden; (und diese fehlt schlechterdings;) so lange diejenigen Stände, welche am mehresten von dem eisernen Zepter der Mode gedrückt werden, sie nicht tragen, (auch dieß wird nie geschehen;) so lange sie mehreren deutschen Ländern, bey der Verfassung, worin ihr Fabrik-Wesen nun einmahl ist, so gar selbst schädlich werden müßte: so lange kann ich mich nicht überzeugen, daß es besser seyn sollte, diesen allgemeinen Vorschlag zu einer sehr eingeschränkten Ausführung zu bringen, als daß vielmehr jedes besondre Corps (es sey so groß oder so klein wie es wolle, es bestehe aus einem Landes-Collegio von zehn Räthen, oder aus einer Innung von zehn Handwerkern,) an jedem besondern Orte darauf denke, sich über eine ihm anständige, wohlfeile und unveränderliche einförmige Kleider-Tracht zu vereinigen. Daß dieses schon geschehen, und oft in Einer Stunde zu Stande gekommen sey, davon könnte ich Beyspiele anführen. Aber man wird von selbst, auch ohne Beyspiele, schon einsehen, daß ein solcher Vorschlag weit leichter auszuführen sey, als daß sich mehrere Personen an einem Orte, die nicht einerley Rang, Geschäfte ꝛc. mit einander gemein haben, sich verbinden sollten, die National-Kleidung zu tragen. Jene abgeredete einförmige Kleider-Tracht gewährt alle Vortheile einer Uniform, die der Landesherr zuweilen diesem oder jenem Stande gibt; so gar schmeichelt sie fast eben so der Eitelkeit gewisser Menschen. Ein ganzes Corps, das sich dazu vereinigt hat, ist nicht den Witzeleyen modiger Spötter so ausgesetzt, als die wenigen, welche an diesem und jenem Orte die National-Kleidung tragen würden, vielleicht zu besorgen haben möchten. Wer wird nicht lieber mit einem halben Dutzend andern, mit welchen er zunächst in Verbindung steht, sich gleich kleiden wollen, als mit so viel Tausenden, die durch ganz Deutschland zerstreut sind, und

ihn gar nichts angehen? „Aber so könnten ja," wird man vielleicht sagen: „eben diese einzelne Corps, die National-„Kleidung zu ihrer Uniform wählen?" Sie könnten es freylich, aber sie werden es nicht thun, um nicht eine National-Tracht zu affectiren, die keine National-Tracht ist. Wenn sie übrigens völlig den nähmlichen Zweck erreichen: was liegt uns am Schnitt, an der Farbe, und dergleichen Neben-Dingen?

„Ich bin nicht für Kleider-Ordnungen. Wenn aber Gesellschaften in den niedrigern Ständen dergleichen Uniformen unter sich einführen wollten, so fürchte ich, würde in einer Stadt, z. B. unter den verschiedenen Gilden, bald eine lächerliche und verderbliche Eifersucht entstehen, es einander zuvor thun zu wollen. In diesem Falle müßte also die Obrigkeit zutreten, damit der Zweck, Ersparung einzuführen, nicht gerade die entgegen gesetzte Wirkung hervor brächte.

„Daß schon irgend eine Gesellschaft von Frauenzimmern sich über eine einförmige Kleider-Tracht, hier oder dort, vereinigt haben sollte, ist mir nicht bekannt (*). Daß eine Flor-Frisur auf ein Kleid, die heute 20 Thaler gekostet hat, in 2 Jahren, wenn die Mode sich ändert, nicht 20 Groschen werth ist, dieß weiß ich zwar. Aber zugleich halte ich es für leichter, zehn Gesellschaften von Männern zu Einführung einer Uniform zu vereinigen, als Eine Frauenzimmer-Gesellschaft. Bey diesem Geschlechte hat die Erziehung und das Beyspiel noch zu wenig gethan. Es liegt in Deutschland, wenige einzelne Städte ausgenommen, mit allen seinen Vorurtheilen noch in der Wiege.

„In einem Lande wie Schweden, das ungetrennt ein Ganzes ausmacht, und dem Auslande seine Fabrik-Waren größtentheils abkaufen mußte, die Handels-Bilanz aber gegen sich hatte, in einer solchen Monarchie war die Einführung einer National-Kleidung leicht, so bald Wirkung und Beyspiel von oben herab kamen. Aber wo beydes, wie bey uns, von unten hinauf wirken soll: was läßet sich da erwarten? Ich erinnere mich nicht, von den Wirkungen, welche die Einführung einer National-Kleidung

(*) Von einer Damen-Gesellschaft in Wien meldeten die Zeitungen etwas ähnliches. v. B.

ung in Schweden gehabt hat, schon etwas gelesen zu haben. Diese Wirkungen auf Industrie, Manufacturen, Handel, herrschaftliche Einkünfte ꝛc. müssen doch nun schon sichtbar seyn. Es würde höchst interessant seyn, von einem sachkundigen Manne davon unterrichtet zu werden. An lehrreichen Resultaten könnte es nicht fehlen."

Bey Gelegenheit der in dem Journal der Moden, Febr. 1786, eingerückten Vorschläge zu Einführung einer deutschen National-Tracht, schreiben die Herren Herausgeber gedachten Journales, Bertuch und Kraus, S. 78, fgg. „Da die Frage, ob „Deutschland eine National-Kleidung tragen kann „und soll, für die Nation selbst und den Nahrungs-Stand „aller deutschen Staten von äusserster Wichtigkeit ist, „so wollen wir — um auch zur Categorie der patriotischen Biedermänner des Hrn. Verf. mit zu gehören — ehe wir selbst noch in der Sache sprechen, „ihm die Stimmen pro und contra im Publiko treulich sammeln helfen, und so wie sie uns eingehen, „hier liefern. Ob der Hr. Verf. dieser patriotischen „Motion daran gedacht habe, auch die deutschen „Frauen zuvor darum zu fragen, ehe er sie machte, „lassen wir unentschieden; wir glaubten indessen dieß „Zeichen der Achtung dem schönen Geschlechte, als „welches in solch einer Committee wohl den ersten „Sitz und Stimme haben möchte, schuldig zu seyn, „theilten daher obigen Vorschlag einer unserer Freundinnen und Leserinnen mit, und baten um ihre Stimme. Sie lebt in der höhern Classe des bürgerlichen „Standes, ist gute Mutter, und eine patriotisch deutsche Hausfrau, und wohnt an einem Orte, wo neue „Moden eben kein großes Glück machen, und Schneider und Putzmacherinn nicht canonisiren. Dieß ist „zu wissen nöthig, um ihre Meinung in keinem falschen Lichte zu sehen; und hier ist ihr Brief.

Meine

Meine Herren.

Auf Ihre Gefahr sey es gewagt, Ihre Aufforderung anzunehmen, und Ihnen meine Meinung über eine einzuführende deutsche National-Kleidung zu sagen. Sehn Sie zu, ob ich Recht oder Unrecht, oder wie es manchmahl der Fall bey Weibern ist, vielleicht beydes zugleich habe; machen Sie auch mit meinem politischen Gutachten was Sie wollen und können; nur wenn Sie's zum Besten der Welt irgend gar wollten drucken lassen, garantiren Sie mir dann mein strenges Incognito.

Ich glaube herzlich gern, daß der unbekannte Verf. seinen Vorschlag zu einer deutschen National-Kleidung aus guter ehrlicher, patriotisch-deutscher Absicht, wie er selbst sage, that; zu keiner Partey gehört, und sich das Ding selbst so ausgedacht hat; aber daß er ihn vielleicht ohne Welt- und Menschen-Kenntniß that, und eben deshalb seinen Plan für ausführbar hielt, ist wohl sicher. Er glaubt, dem schädlichen Luxus durch eine National-Kleidung zu steuern? Nichts weniger als dieß. Seitdem Sie in der Einleitung zu Ihrem Journal der Moden, meine zuvor dunkeln Ideen vom Luxus und seinem Nutzen oder Schaden, aufgeklärt und bestimmt haben, sehe ich, daß Luxus in der verfeinerten Welt nothwendig, und bey der ungleichen Vertheilung der Glücks-Güter dem State selbst wohlthätig, sein Mißbrauch aber, wodurch sich freylich mancher Narr und Verschwender ruinirt, eigentlich eine Seelen-Krankheit ist, die weder durch eine National-Kleidung und Kleider-Ordnung, noch Gesetze überhaupt, curirt werden kann. Alles dieß sind nur Palliativen dafür, und der Verschwender, der nun einmahl die Narrheit hat, sich auszeichnen zu wollen, wird entweder in der National-Tracht selbst noch den schädlichsten Luxus fort treiben, (wie ich dieß Beyspiel an einem Par noch in Deutschland existirenden Provinzial-Trachten selbst unter gemeinen Leuten häufig gesehen habe,) oder in Essen und Trinken, Ameublement, Häusern, Gärten, Equipage, und an hundert andern Orten desto mehr verprassen, weil er nun eben vor Andern gesehen und geachtet seyn will. Ich

habe

habe gehört, es gibt Schweizer, die sich ausser ihrer erlaubten Landes-Tracht eine eigene kostbare Reise-Garderobe halten, und immerfort modisch recrutiren, und Schweizer-Damen, die oft eine Lust-Reise über die Gränze machen, um nur ihre Diamanten einmahl tragen zu können.

Ich glaube also, bey einer einzuführenden deutschen National-Tracht würde nicht nur der vernünftige Haupt-Zweck, die Unterdrückung des schädlichen Kleider-Luxus (denn die National-Originalität und das deutsche Gepräge sind doch wohl nur Neben-Zwecke des Hrn. Verf.) nicht erreicht werden, sondern auch so gar viel Nachtheil für Deutschland daraus erwachsen. Ein grosser Theil deutscher Fabriken, deren Arbeiter jezt alle ihr Brod durch die Mannichfaltigkeit der Fabrikate, Wahl und Geschmack der Käufer, haben, würden auf einmahl durch eine National-Kleidung, die nur einige wenige bestimmte Zeuge und Farben zuliesse, ausser Nahrung gesezt, und viel tausend Fabrikanten würden mit einem Feder-Striche zu Bettlern gemacht, oder müßten sogleich aus ihrem Vaterlande auswandern; denn der Sammet-, Taffet- oder Cotton-Weber kann kein Tuchmacher oder Wollenzeug-Weber mehr werden. Oder man müßte aus Patriotismus alle deutsche Fabrikate in der neuen National-Tracht zu vereinigen suchen? Aber in diesem Falle wäre es wieder um unsere Originalität und Deutschheit geschehen; und ich fürchte, man möchte uns Schuld geben, wir hätten ein etwas südlicheres Original-Modell kopirt.

Daß unsere Männer und Väter bey einer uniformen National-Kleidung auch viel gewinnen würden, zweifle ich sehr. Wenigstens diejenigen Hausväter von zahlreicher Familie nicht, deren Weiber und Töchter jezt noch, da die Wahl der Zeuge und Farben willkürlich ist, durch ihre Spinnräder und den Fleiß ihrer Hände, nicht nur den größten Theil ihrer eigenen Kleidung, sondern auch welche für ihren Mann und Kinder dazu schaffen; welches bis auf die Wäsche, sodann ganz wegfällt.

Die Gleichförmigkeit der Kleidung bey Armen und Reichen kann auch deshalb nicht anders als nachtheilig

seyn, weil sie dem Aermeren tausend Gelegenheiten etwas zu verdienen raubt; denn oft ist Luxus das einzige Mittel, dem Aermern etwas von dem Ueberflusse des Reichen zu verschaffen.

Und endlich rechnet uns denn der feine Herr, der Deutschland eine ewige Uniform geben will, für gar keinen Theil der Nation, daß er uns arme Weiber so ganz unbefugt, vielleicht wieder in die Wülste und Röllerchen unserer Uralter-Mütter aus dem 16ten Jahrhunderte stecken, in ein ewiges Schwarz, Weiß und Grau, wie die Kloster-Schwestern einkleiden, und uns endlich alles Heil und Trost rauben will? Bedenken Sie doch um des Himmels willen, meine Herren! wo sollen wir denn noch Stoff zu Plaudern bey einer drey bis vierstündigen Kaffe-Visite, beym Thee-Tische, oder auf einer Promenade, hernehmen, wenn es keine neue Bänder, Hauben, Hüte, Roben und Fourreaux mehr gibt. Zweyerley risquiren Stat und unsere Männer sicher dabey; entweder wir werden gelehrt, und disputiren über neue Werke und Seelen-Facultäten unserer und anderer Männer, oder wir mischen uns in politische Händel, und kannegießern; welches doch beydes bisher noch ungestörte Vorrechte der Männer waren. Also thun Sie was Sie können, jenen Herrn, der uns so despotisch an den Kragen will, von seinem schlimmen Vorhaben abzumahnen, sonst prophezeihe ich ihm sicher eine Weiber-Rebellion in Deutschland. Was ich dabey thun werde, können Sie rathen. Ich bleibe indessen ꝛc.

Ueber die Nazionaltracht, s. Deutsches Museum, Aug. 1778, S. 98, f.

Die Vortheile einer allgemeinen Landesuniforme, declamirt von einem Bürger, s. Patriotische Phantasien von Justus Möser, 2 Th. (Berl. 1778, gr. 8.) S. 60 — 69 Nachschrift, S. 70. Schreiben eines Frauenzimmers über die Nationalkleidung, S. 71 — 75.

Die Vortheile der Landsuniform, s. Chronologen von Wekhrlin, 2 B. (Frf. und L. 1779, 8.) S. 8 — 16.

Etwas über Uniformen und Kleiderordnungen, s. im 37 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1780.

Ein mit Schlössern und Riegeln versehenes, und zur Aufbewahrung der Kleider bestimmtes, hölzernes

Be-

Behältniß, wird ein Kleider-Kasten, oder Kleider-Schrank, im Oberd. eine Kleider-Röthe, in Thüringen und Franken ein Kleider-Spind, im Niederſ. ein Kleider-Schapp, L. Arca veſtiaria, Fr. Armoire, oder le Garde-robe, genannt. Sie haben entweder nur 1 Thür, oder 2 Thüren. Einige werden ſehr prächtig, nach den Regeln der Bau-Ordnung, zumahl von einem neu angehenden Meiſter zum Meiſterſtück gemacht. Man bringt gemeiniglich unten Schubladen unter der Thüre, und oben inwendig Fächer, um kleine Sachen darin zu verwahren, an. Die Kleider müſſen in den Kaſten oder Schränken, damit ſie keine unrechte Falten und Brüche, oder Runzeln bekommen, oder ſich abliegen, lieber aufgehänget, als über einander geleget, und wenn dieſelben, der Motten, Schaben und Feuchtigkeit wegen, an warmen Sommer-Tagen ausgelüftet worden ſind, wieder ordentlich zuſammen geleget, und an ihrem gehörigen Orte verwahret werden. Siehe auch **Kleider-Rahmen.**

Die theuern Kleider-Schränke trifft man mehrentheils bey mittlern, die wohlfeilern aber bey vornehmen Perſonen an. Man hat Kleider-Schränke zu folgenden Preiſen.

1. Ein großer eichener Kleider-Schrank mit nußbaumenen Füllungen, 6 Fuß lang, 2 F. tief, $7\frac{1}{2}$ F. hoch, mit Architectur, ſo wie die Tiſchler zum Meiſterſtück machen, nebſt Beſchlag 60 Thlr.
2. Ein dergleichen mit leichterm Simswerke 50 Thlr.
3. Ein bloß eichener 30 Thlr.
4. Ein dergleichen von Eichenholze, 5 F. lang, 21 bis 24 Z. tief, 7 F. hoch 20 bis 24 Thlr.
5. Von derſelben Größe, Fichtenholz 11 bis $12\frac{1}{2}$ Thlr.
6. Ein fichtener, mit erhabenem Geſimſe, gebrochenen oder abgerundeten Ecken und nur 1 Thür, 4 F. lang, 2 F. tief, 7 F. hoch, mit Beſchlag und Anſtreichen 6 bis 7 Thlr.
7. Dergleichen ſimpler $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ Thlr.

8. Noch wohlfeiler 4 Thlr.
9. Ein Kleider-Schrank in große Garderoben, 10 F. lang, 2 F. tief, 8 F. hoch, mit 4 Thüren, ohne vieles Sims- oder Leistenwerk, Eichenholz 26 bis 28 Thlr.
10. Ein eben so großer von Kienen-Holze 18 bis 19 Thlr.

Die Kleider-Kasten, können sowohl in zierlichen Kleider-Kammern, als auch in Toilette-Cabineten oder Ankleide-Zimmern, stehen. Sie sind daher entweder von Cedern- Mahagony- oder anderm feinen Holze, vom Cabinet-Macher sauber ausgearbeitet, und zuweilen mit metallenen, vergoldeten oder versilberten Zierrathen versehen; zum Theil sind sie von einländischem festen Holze, ganz geviert, oder geschweift und gebogen, hiernächst vom Bildhauer decorirt, und nach Maßgebung der übrigen Meublen eines Zimmers ganz oder ziervergoldet, versilbert, lackiert, u. s. w. und stehen auf niedrigern oder höhern Füßen. Einige haben oben bloß einen Deckel, andere aber an dessen Statt an der vordern stehenden Seite ein Par Thüren, und die innern Fach-Breter liegen in Nuthen, so daß man die obern heraus ziehen, Kleider einlegen, und sodann nach und nach wieder einschieben kann. Noch andere haben oben einen Deckel, und unten Schub-Kasten.

Ihre Größe kann z. B. seyn: 4 F. lang, 2 F. breit, 2½ F hoch, mit 5 Z. hohen Füßen; oder Länge und Breite wie vorher, die Höhe aber nur 2 F. mit 14 zolligen Füßen.

Garderoben, Engl. Cloth - Press, nennt man auch eine Art Schränke von 4 oder mehr Fuß Länge, deren Untertheil, ausser 6 zolligen Füßen, 2 F. hohe Schub-Kasten hat, das Obertheil aber, von etwa 3½ F. Höhe, verschließen zwey Thüren; und in demselben sind Fach-Breter in Coulissen oder Nuthen, wie schon vorher gedacht worden. Sie werden ebenfalls vom Cabinet-Macher allein, oder mit Beyhülfe des Bildhauers und Mahlers, verfertigt.

1. Ein schön verzierter Kleider-Kasten ersterer Art, nebst der Staffierung und dem Beschlage, kann gemacht werden für 28 bis 36 Thlr.
2. Einer ohne Bildhauer-Arbeit von fremdem Holze, mit einigen metallenen Eck- und andern Zierrathen, für 18 bis 24 Thlr.

3. Ei-

3. Einer von Eichen-Holze, ohne Zierrathen, doch mit gutem Beschlage, für 10 bis 12 Thlr.

Anm. Zwischen diesen dreyen finden Abänderungen, und also auch andere Preise, Statt.

Hrn. Oberhofbaurath Manger Entwürfe und Kostenberechn. zur Meublirung der Wohngebäude ꝛc. (Brandenb. 1783, gr. 8.) S. 297, fgg.

Gemeine Kleider-Schränke sind bey einem Brand-Nothfalle gemeiniglich schwer zu retten; und man thut daher, wegen der Brand-Gefahr, besser, wenn man sich, zur Aufbehaltung der Kleider, eine oder etliche Commoden anschaffet, und die Kleider hinein leget. Wer aber schon Kleider-Schränke im Hause vorräthig hat, und solche nicht gern abschaffen will, oder sie vorzüglich, vor den Commoden, liebt, und sich neue machen lässet, der thut wohl, wenn er solche, wo möglich, nicht hoch im Hause aufbehält, sondern lieber, wo es die Gelegenheit gestattet, im untersten Stockwerke an lustige, trockne und sichere Oerter stellet, weil solcher Gestalt die Kleider bey einer plötzlich entstehenden Brand-Noth, aus den also bey Händen stehenden Schränken gemeiniglich geschwinder vor der Gluth gerettet, auch diese Schränke selbst, bey etwas mehrern übrigen Rettungs-Zeit, aus dem Hause weggeschaffet werden können, insonderheit, wenn man solche nicht gar groß, sondern kleiner als gewöhnlich, und lieber einen mehr, und dergestalt machen lässet, daß sie auch bald zerleget, und ohne Schwierigkeiten durch die Thüren, dazu sie vorher abgemessen und eingerichtet werden müssen, gebracht werden können.

Die geschwinde Fortschaffung der Kleider- und anderer Schränke, woran sonderlich etwas gelegen ist, wird auch dadurch wohl befördert, wenn man dieselben an den Seiten mit ein Par eisernen Handgriffen versehen lässet, weil sie, ohne diese, nicht füglich zum Forthеben und Wegbringen fest anzufassen sind. Arme Leute, denen es an Mitteln fehlt, sich dergleichen ei-

ferne Handgriffe machen zu lassen, können doch wenigstens von starken Stricken sich auch nützliche Handgriffe dazu selbst verfertigen.

Nach Hrn. D. Glaser's Rathe (*), lässet man sich zwey kleine kastenartige Kleider-Schränke machen, und stellet sie, damit sie unten hohl stehen, vermittelst daran befestigter Kugeln, hin. Jeder dieser 2 Schränke, welche dicht an einander stehen, hat unten und oben einen starken eisernen Handgriff, davon man aber, wenn die Schränke aufgestellt sind, nichts gewahr wird. An jedes Schrankes äusserer schmahlen Seite lässet man 4 starke bewegliche Räderchen, die von festem Holze und im Durchschnitte $3\frac{1}{2}$ Z. groß sind, und starke eiserne Stifte zu ihren Achsen haben, befestigen. Ein auf beyde beysammen stehende Schränke gelegter und wohl passender Kranz, der fast eben so, als andere dergleichen auf die Kleider-Schränke zur Zierde gemachte Kränze, aussieht, hält nicht allein beyde Schränke oben zusammen, daß sie nicht von einander gehen, sondern gibt ihnen auch das Ansehen, als wenn es nur ein einziger großer Kleider-Schrank wäre. Diesen Kranz kann eine erwachsene, nur etwas starke Person schnell abheben oder abwerfen, und jeden Schrank, nebst den darin befindlichen Kleidern, ohne sonderliche Mühe, auswärts auf seine Räderchen geschwinde umlegen, und, in Zeit von 1 Minute, leicht in den Keller, oder auf die Straße führen; und von da auch, wenn der Erdboden nicht sehr kothig, oder nicht mit vielem Schnee bedeckt ist, auf den Räderchen an einen entfernten sichern Ort hin führen. Statt der Räderchen möchten wohl ein Par schicklich angebrachte Walzen auch zu brauchen seyn. Allein, im Kothe und Schnee

(*) In seinen Vorschlägen, bey heftigen und geschwinden Feuersbrünsten, Häuser und Mobilien sicher zu retten, (Hildburgh. 1764, 8.) S. 29, f.

Schnee können sie doch nicht, weder auf Räderchen, noch auf Walzen, weit weggeführet werden; daher es noch nützlicher ist, wenn man an ein solches Par oder andere dergleichen kleine Kleider-Schränke, die man im Brand-Nothfalle gern geschwinde retten, und in eine entfernte Gegend in Sicherheit bringen möchte, statt der Räderchen, entweder nur Schlittenkufen-artige Leisten fest und dauerhaft machen, oder, welches noch besser ist, in solche Kufen nur etwas hervor ragende Räderchen (die ich im Art. Lade ausführlicher beschreiben werde,) anbringen lässet: so kann man auch damit schwere Schränke sehr leicht und geschwinde sowohl aus dem Hause schaffen, als auch auf der Straße auf kothigem oder mit Schnee bedeckten Erdboden ungehindert fort bringen.

Die Kleider vor den Motten und Schaben zu verwahren, soll man Campher in ein Tüchlein binden, und in den Kasten oder Schrank unter dieselben an etlichen Orten hinlegen, daß der Geruch davon durchaus gespüret werde. Einige nehmen wälsches Nußlaub, dörren es, und legen es unter die Kleider, oder getrockneten Wermuth, oder im Anfange des Frühlinges gegrabene Baldrian-Wurzel, oder auch Weinraute, Farnkraut, oder Stabwurz ꝛc. Man kann auch die Kleider, um sie vor Motten, Schaben und andern Würmern zu verwahren, und ihnen zugleich einen annehmlichen Geruch zu geben, mit Traubenkraute belegen. Mehrere Mittel werden im Art. Motte vorkommen.

Alte mit Oehl beschmutzte Kleider können, wenn sie fest auf einander liegen, bey mäßiger Wärme bis zur Selbst-Entzündung gebracht werden.

Diejenigen Mannspersonen, welche einen kurzen Hals haben, oder sich nicht gerade zu halten gewohnt sind, pflegen auf den Röcken unter dem

Rinne, oft Flecken zu bekommen, wodurch die tüchenen, zeugenen oder seidenen Kleider ein höchst unangenehmes Ansehen erhalten. Man wäscht die Kleider, welche vom Schweiße schmutzig geworden sind, oder hinten auf dem Rücken, wo der Haarbeutel oder Haarzopf einen ganz schwarzen Schmutz hervor gebracht hat, nur mit ungarischem Wasser, oder mit reinem starken weißen Korn-Branntwein, so weit dieser Schmutz geht. Es reinigt dieses die Kleider vollkommen, und es werden solche wie neu, ohne der Farbe des Kleides Schaden zu verursachen.

No. 15 des leipz. Int. Bl. v. J. 1779, S. 133.

Ein sauberer Besen, die Kleider damit abzukehren, wird ein **Kleider-Besen** genannt; Fr. Brosse, Brossette, Vergette; und wenn er von Sammet ist, Taupe. Die Kleider-Besen werden in Frankreich aus den zartesten Spitzen der Stängel oder Ruthen des Heide-Krautes, Erica vulgaris *L.*, gemacht; und es macht deren Verfertigung eine besondere Manufactur daselbst aus. Eine Bürste, so fern sie zur Reinigung der Kleider dient, heißt eine **Kleider-Bürste**, Fr. Brosse de toilette; s. Th. VII, S. 410.

Bey alten Schriftstellern kommt der Nahme der **Kleider-Säuberer** öfter vor, als der Nahme jedes andern Handwerkes; und doch ist es sehr schwer, die eigentliche Beschaffenheit dieses verloren gegangenen Handwerkes aus den zerstreuten Stellen des Alterthumes zu ergründen. Nicias von Megara hat, nach dem Berichte des Plinius (1), diese Kunst erfunden. Eben dieser Naturgeschichtschreiber gedenkt des Metellischen Gesetzes, welches den Kleider-Säuberern vorgeschrieben war (2). Diesem Gesetze zu Folge wurden die

(1) Hist. nat. L. 8, c. 27. *Polyd. Vergilius* de rerum inventoribus, L. 3, c. 6.

(2) Hist. nat. L. 35, c. 17.

die Kleider erst mit einer gewissen Art von Kreide, die aus Sardinien gebracht wurde, gereinigt, sodann geschwefelt, und zuletzt mit einer andern Thon-Art, Cimolia genannt, hell gemacht. Man legte dieser Thon-Art besonders die Eigenschaft bey, daß sie die guten und kostbaren Farben hell und glänzend machte, wenn sie der Schwefel-Dampf vorher einiger Maßen verdunkelt hatte. In dem 28sten Gesetze der Pandekten (3) kommt von den Walkern folgender Satz vor: *Qui habebat Flaccum fullonem et Philonicum pistorem, uxori Flaccum pistorem legauerat, qui eorum, & num uterque deberetur? Placuit primo, eum legatum esse, quem testator sensisset, &c.* Man sieht aus diesem Beyspiele, welches aus dem Javolenus in die Pandekten ist aufgenommen worden, daß unter den Sclaven auch Kleider-Säuberer gewesen seyn, so wie es gewiß ist, daß zuweilen unter den Sclaven auch Aerzte, wenigstens Wundärzte, gewesen sind (4). Daß aber nicht alle Kleider-Säuberer Sclaven gewesen seyn, sieht man leicht daraus, weil Ulpian die Kleider-Säuberer mit unter die Kaufleute, Varro hingegen eben diese Handwerker unter die Bauern rechnet. Der Vater des Cicero war ein Kleider-Säuberer (5), und Anastasius, welcher unter dem Diocletian die Märtyrer-Krone erlangte, hatte dieses Handwerk selbst erlernt.

Die Kunst der Kleider-Säuberer bestand im Alterthume, wie aus den Schriften desselben erhellet, besonders darin, daß sie die Wolle reinigten, und den Schmutz und die Flecken aus den Kleidern brachten. Die Römer kleideten sich meist in weiße, lange wollene Röcke; und die gefärbten Kleider, besonders die pur-

(3) ff. XXXIV. V. 28. de rebus dubiis.

(4) Medicus Romanus servus LX. solidis aestimatus, L. B. 1671, 8.

(5) *Plutarchus*, in Vita Ciceronis.

purrothen, waren bloß das Zeichen obrigkeitlicher Personen (6). Diese Kleider wurden leicht schmutzig, und man gab sie alsdann dem Kleider-Säuberer, der sie von Flecken zu reinigen, und ihnen ihre vorige Farbe wieder zu geben wußte. Sie räucherten auch, wie schon gemeldet worden ist, und Plinius bezeugt, die Kleider mit Schwefel, wie noch jetzt geschieht, wenn seidene oder wollene Kleider eine blendend weiße Farbe erlangen sollen. Die sauern Schwefel-Dämpfe machen diese Kleider so weiß, daß auch die purpurfarbene Rose von den Schwefel-Dämpfen eine milchweiße Farbe erhält.

Weil aber in Rom ehedem, so wie noch jetzt, die Straßen bald kothig bald aber staubig waren, und die Kleider leicht beschmutzt wurden, so waren zur Reinigung derselben die Kleider-Säuberer desto nöthiger. Diese reinigten die Kleider erst mit einer gröbern erdigen Substanz, und brauchten nachher eine andere Art derselben, die Cimolia. So verfährt man auch noch heut zu Tage, wenn ein Kleid mit Fett-Flecken beschmutzt worden ist, indem man den befleckten Theil mit gemeiner oder venetianischer Kreide, oder, noch besser, mit weißem Töpfer-Thone, bedeckt, welcher das weitere Fortdringen des Oehles hindert, und dann den Thon so lange auf dem Flecken liegen lässet, bis es trocken geworden ist, und von selbst abfällt; s. Th. XIV, S. 102, f. Die Kleider-Säuberer gebrauchten auch Menschen-Urin, um die Kleider roth zu färben. Die durch diesen Urin bereitete Farbe muß einen sehr übeln Geruch verbreitet haben; denn Martialis (7) führt unter verschiedenen unangenehm riechenden Sa-

(6) *Laz. Bayfii* de re veſtimentaria, (Baſil. 1531) p. 14.

(7) L. 4, Epigr. 4.

Sachen, von denen er sagt, daß die Bassa noch übler röche, als sie, auch ein Schaf-Fell an,

quod bis murice — — inquinatum.

Dieser Dichter hat überhaupt der Kleider-Säuberer, wenn er heftig stinkende Sachen recht lebhaft beschreiben wollte, oft gedacht. So sagt er (8):

Tam male Thais olet, quam non fullonis avari
Testa vetus, media sed modo fracta via.

Ich mag jetzt nicht untersuchen, woher ein purpurroth gefärbtes Schaf-Fell einen so übeln Geruch bekomme, und noch weniger, was die Testa vetus eines geizigen Kleider-Säuberers sey; nur die Meinung des Zarotti (9) will ich hier anführen. Die Kleider-Säuberer, sagt Dieser, die Woll-Bereiter und die Färber brauchen bey ihren Arbeiten Menschen-Urin. Plinius (10) sagt; Menschen-Urin diene wieder das Podagra, und beweiset dieses durch die Erfahrung, welche lehrt, daß die Kleider-Säuberer von dem Podagra nicht befallen werden. Daß die Kleider-Säuberer den Menschen-Urin zu ihren Arbeiten gebraucht haben, lässet sich auch aus dem Galenus beweisen, welcher die Gedanken des Quintus, eines zu seiner Zeit sehr berühmten Arztes, anführt. Dieser sagte, die elenden Künste der Harn-Propheten verachtend, die aus dem Urin-Glase alle Krankheiten zu erkennen sich rühmen, daß dergleichen Harn-Beschauen mehr den Kleider-Säuberern, als den Aerzten, zukomme (11). Eben dieses bezeugt auch Mnesitheus, ein Arzt zu Athen, welcher behauptet, der Urin, den ein Mensch, der vielen Wein getrunken hat, lässet, sey schärfer, als

(8) L. 6, Epigr. 92.

(9) De medica Martialis tractatione, c. 24.

(10) Hist. nat. L. 28, c. 6.

(11) De sanitate tuenda, L. 3, c. 13.

als der gewöhnliche, und könne von den Färbern und Kleider-Säuberern besser gebraucht werden (12). Noch jetzt brauchen Handwerker, welche Wolle oder wollene Zeuge reinigen, den Urin zu ihren Arbeiten. In den Werkstätten der Tuch-Macher, wo Wolle gekrämpelt und Tuch gewebet wird, stehen Gefäße, in welche die Arbeiter insgesammt harnen, und den Urin darin so lange stehen lassen, bis er fault, wo sie ihn alsdann erst gebrauchen. Wenn nähmlich das Tuch oder alle wollene Zeuge fertig sind, nehmen sie, um solche vom Oehle und andern Unrathe zu reinigen, von dem auf gedachte Art aufbehaltenen Urin und laulichem Wasser gleiche Theile, und etwas venetianische Seife. Diese Mischung gießen sie in ein hölzernes Gefäß, und tauchen das Tuch hinein. Damit das Tuch aber von diesem reinigenden Mittel vollkommen durchdrungen werde, treten sie es so lange mit Füßen, bis es völlig durchnäßt ist. Dieses wiederhohlen sie zwey bis drey Mahl, indem sie allemahl das erste Wasser weggießen, und das Gefäß wieder mit frischem anfüllen. Hernach pressen sie die Feuchtigkeit rein aus dem Tuche, und waschen es hierauf in reinem Wasser mit venetianischer Seife. Auf diese Art reinigen die Tuch-Macher ihre Tücher, welches sie besonders deswegen thun, damit die Tücher andere Farben desto geschwinder und leichter annehmen. Es ist wahrscheinlich, daß die Kleider-Säuberer im Alterthume die wollenen Kleider auf eben die Art in Urin getaucht, und hernach mit Füßen getreten haben. Deswegen sagt vielleicht auch Plinius, die Kleider-Säuberer würden selten von dem Podagra befallen.

Es ist daher leicht möglich, daß die Kleider-Säuberer und Färber in einer so volkreichen Stadt, wie Rom war, wo die Leute wenig oder gar keine Seife brauch-

(12) *Athenæus* in Deipnosoph. II, 10.

brauchten, (denn diese scheint in Rom, wie Plinius (13) fast ausdrücklich meldet, auch, nachdem die Bereitung derselben durch die Gallier daselbst bekannt geworden war, nicht allgemein gebraucht worden zu seyn; und die alten Deutschen brauchten die Seife, nach dem Berichte des Plinius, wenigstens häufiger,) den Urin nicht allein zur Reinigung der Kleider und zum Färben häufig gebrauchten, sondern daß sie auch die steinernen Gefäße, in welchen sie den Urin aufbehielten, wenn sie zerbrochen waren, auf die Straße geworfen haben, und dadurch den Vorbeygehenden durch den häßlichen Geruch beschwerlich geworden sind. Wegen dieses mit ihrer Arbeit verbundenen, großen Gestankes mußten die Kleider-Säuberer, nebst andern unreinen Handwerkern, in der Gegend jenseits der Tiber wohnen (14).

Es ist auch noch jetzt kein Wunder, wenn die in einem solchen häßlichen Urin- und Oehl-Geruche in warmen Stuben halb bekleidet arbeitenden Walker und Tuch-Macher von mancherley Krankheiten, die von ihren Arbeiten entstehen, befallen werden. Die meisten derselben sind cachectisch, sehen bleich aus, haben schweres Athemhohlen, Husten und Ekel. Denn wenn die eingeschlossene, und mit einem so häßlichen Geruche angefüllte Luft in den Körper Eingang findet, so müssen nothwendig die Lungen von solchen faulen Theilchen, die mit der Luft durch das Athemhohlen in dieselben gebracht werden, Schaden empfinden, mit solchem Unrathe angefüllet, und das ganze Geblüt damit angestecket werden. Auch die Ausführungs-Gefäße der Haut werden von dieser Schmiere verstopft; und daher entstehen alle die Krank-

(13) Hist. nat. L. 28, c. 12.

(14) *Platner* de morbis ex immunditiis, §. 7, p. 78. in Opusc. To. I.

Krankheiten, die einen Mangel der Ausdunstung zum Grunde haben.

Man findet beym Hippokrates verschiedene Geschichten von kranken Kleider-Säuberern. In dem 4ten B. von den epidemischen Krankheiten (15) sagt er: Einem Kleider-Säuberer wurde der Kopf und der Hals, und am 7ten Tage die Hand steif; am 9ten befiel den Schenkel eine Starrheit, und der Husten hörte auf. Merkwürdig ist diejenige Geschichte, in welcher Hippokrates von einer allgemeinen epidemischen Constitution, welche die Kleider-Säuberer besonders befallen zu haben scheint, redet. Bey den Kleider-Säuberern, sagt er (16), entstanden in den Weichen harte unschmerzhafte Geschwulsten; und in der Scham-Gegend und am Halse waren ebenfalls große Beulen. Ehe sie von diesen Geschwulsten befallen wurden, hatten sie ein Fieber mit Husten. Im 3ten oder 4ten Monathe erfolgten abmattende Stuhlgänge. Es entstand Fieber-Hitze, die Zunge wurde trocken, die Kranken klagten über Durst, die Ausleerungen durch den Stuhl waren von übler Vorbedeutung. Die Kranken starben.

Hr. Prof. Schreber, in seiner Abhandlung von der Vorsorge der Policey für Abwendung des Schadens an dem Leben und der Gesundheit der Menschen (*), gibt unter andern auch die Regel: Man gebe den Todten keine Kleidungsstücke mit in den Sarg, die noch lebende Personen am Leibe getragen haben, und er erzählt folgende zwey Geschichten von dem wiedrigen Erfolge.

1. Ein gewisser Herr von einem berühmten adeligen Geschlechte ging mit Tode ab. Der ältere Bruder veranlassete den jüngern, eine noch neue kostbare Perrücke des Verstorbenen an sich zu nehmen, und ihm dagegen diejenige,

(15) *Hippocr.* Epidem. IV. §. 22. p. 758, im 1 Th. der Lindenschen Ausgabe.

(16) Epidem. V. 23. p. 786 im 1 Th. derselben Ausgabe.

(*) Im 10 Th. seiner Sammlung verschied. Schriften ꝛc. (Halle, 1763, gr. 8.) S. 343, fgd.

ge, die er getragen hatte, mit in das Grab zu geben. Es geschahe. Einige Zeit darnach fiel dieser junge und gesunde Herr in eine Krankheit, die den Aerzten genug zu schaffen gab, welche, weil sie die Ursache nicht einsahen, alle Mittel vergebens anwendeten. Er schwoll am Kopfe, und schwand am Leibe und an den Füßen so excessiv, daß er dem Tode nahe war. Niemand von seiner Familie dachte an die Perrücke. Ein Freund, dem er, nach dem Begräbnisse seines Bruders, auf der Rückreise von dem Gute seines ältern Bruders, nach dem Gute, das er bewohnte, zugesprochen, und von dem Perrücken-Tausche etwas erzählt hatte, erinnerte sich dessen noch zur rechten Stunde. Er kam und eröffnete der betrübten Mutter des Kranken, ob dieser Tausch auch wohl die bis dahin unerforschlich gewesene Ursache des großen Elendes ihres Hrn. Sohnes seyn möchte. Diese veranstaltete alsbald, daß der Sarg des Verstorbenen geöffnet, die Perrücke heraus genommen, und in das Wasser geworfen werden mußte. Von Stunde an besserte es sich mit dem Kranken, der seinem Lebens-Ende so nahe war, und er ward ohne Medicamente wieder gesund.

2. Fast auf gleiche Art erging es der Mutter des bekannten frühzeitigen Bäumchens unter den Gelehrten, welches zu bald blühete, Früchte trug, und verging, Hrn. Joh. Phil. Baratier, zu Halle, dessen Leben der Hr. Prof. Formey in französ. Sprache beschrieben hat. Sie hatte ihm, kurz vor seinem Tode, Strümpfe, die sie selbst getragen hatte, angezogen. Die Betrübniß hatte solches vergessen gemacht, und sie waren mit ihm begraben worden. Die Mutter fing darauf ebenfalls an, an den Füßen zu schwellen, und am Leibe zu tabesciren; genesete aber bald wieder, weil die Ursache bald war entdecket, das Grab eröffnet, die Strümpfe abgenommen und in das Wasser geworfen worden.

„Ich habe dafür gehalten," fügt Hr. S. hinzu: „daß die Bekanntmachung dieser Sache, wovon wir so wenig, als von vielen andern sympathetischen Dingen, die Ursache und den ganzen Zusammenhang zu ergründen im Stande sind, auch besonders zu der Zeit,

darin

darin wir uns befinden (*), nützlich seyn könne, weil ich gesehen, daß, da zum Verbinden blessirter Soldaten allerhand Leinenzeug abgeliefert werden mußte, einige ihre Hemden, die sie am Leibe getragen, ohne sie vorher auswaschen zu lassen, hingegeben hatten; welches deswegen sehr zu wiederrathen ist, weil, wenn die Blessierten an den Wunden sterben, und dergleichen Bandagen mit ins Grab und zur Fäulung kommen, gleiches Unheil daher entstehen kann; wiewohl ich auch weiß, daß ein Regiments-Feldscherer die Vorsicht brauchte, zu verordnen, daß die Bandagen vor dem Begräbnisse solcher Leute abgenommen, und diejenigen, die nicht mehr zu gebrauchen waren, in das Wasser geworfen werden mußten."

Da die Gestalt der Kleidung ohne Maß veränderlich ist, indem nicht nur ein jedes Volk, ja in einem Volke eine Provinz vor der andern sich in der Kleidung unterscheidet, sondern auch die angenommene Weise fast täglich verändert, und eine neue Mode nach der andern aufgebracht wird: so ist dieses eine mit von den Haupt-Ursachen, warum heutiges Tages die Kleider fast mehr, als es in Deutschland dienlich ist, in eine öffentliche Handelschaft kommen, und Kleider-Handel getrieben wird, indem nicht allein viele deutsche Herren das Geld für kostbare und auf französische oder englische Mode gemachte Kleider, Hüte, Perrücken, Garnituren ꝛc. nach Frankreich oder England schicken, sondern auch die Franzosen selbst ganze Kisten und Fässer voll auf unsere Messen bringen. Nächst diesem geschieht auch noch ein anderer Handel mit Kleidern, von den so genannten Kleider-Flickern, oder Flick-Schneidern, L. Interpolator vestiarius, Fr. Fripier, welche sich bloß auf das Flicken und Ausbessern der

Klei-

(*) Es war dieses zur Zeit des siebenjährigen Krieges geschrieben.

Kleider legen, oder **Kleider-Händlern**, (Kleider-Krämer, Niederſ. Kleerſeller, im g. L. Trödler, Trödelmann, Trödelfrau) ingl. von den Juden, welche auf Auctionen, und auf andere Art abgelegte Kleider aufkaufen, und ſolche hernach entweder anderweit ausbeſſern, oder auch wohl ſo, wie ſie dieſelben gekauft haben, an Andere wieder verkaufen. Ein Platz, auf welchem mit alten Kleidern gehandelt wird, wird der **Kleider-Markt**, im Niederſ. der Kleer-Winkel, für **Kleider-Winkel**, Fr. Friperie, genannt. Ein anderer Kleider-Handel iſt derjenige, wenn z. B. ein Kaufmann mit einem Generale oder Oberſten einen Vergleich macht (contrahiret), daß er demſelben die benöthigten Kleidungsſtücke für ſo und ſo viel Regimenter und Compagnien verſchaffen wolle; bey welchem Contracte der Kaufmann vornehmlich Acht zu geben hat, daß er ſich eine gute Summe voraus bezahlen laſſe, auch, ehe er ſolche Montur anfängt, ein accurates Modell fordere, ingleichem die Probe vom Tuch, Leder und Leinen, woraus er die Kleidungsſtücke verfertigen zu laſſen gedenkt, erſt vorzeige, damit hernach, ſowohl der Materie als Form wegen, kein Streit entſtehen könne.

Die Kleider-Krämer und Trödler, welche ihre verſchiedene Kleidungsſtücke, ohne Ausnahme, von Jedem, der ſeines Rockes überdrüſſig, oder, ſtatt deſſen, Geldes bedürftiger iſt, noch mehr aber bey öffentlichen Verſteigerungen, von Verſtorbenen, ohne alle Nachfrage an ſich bringen, ſind, in epidemiſchen Zeiten allezeit, und, auſſer ſolchen, gar oft, die unvermutheten Werkzeuge der Fortpflanzung gemeinſchädlicher Zufälle. Im Art. Peſt, werde ich ausführlich beweiſen, daß der erſte Stoff zu den Krankheiten oft Jahre lang, beſonders den wollenen Kleidern, anhänge, und ſich, bey abermahliger Erwärmung durch den feinen Hauch der menſchlichen Ausdunſt-

ung, los trenne, um von den Einsaugungs-Gefäßen des neuen Eigenthümers eingesogen zu werden. In verschiedenen italiänischen Staten braucht man daher die kluge Vorsicht, die von auszehrenden, lungensüchtigen Menschen zurück gebliebenen Betten und Kleidungsstücke, ohne Ausnahme, zu verbrennen. In der Nacht vom 15 auf den 16ten May 1777, sind noch, auf Befehl des Königs von Sardinien, auf dem vaccinischen Felde, alle Haus-Geräthschaften, Tapezereyen, und andere Effecten des an der Schwindsucht verstorbenen Grafen v. Rivera, verbrannt worden; und zu Rom gilt dasselbe Gesetz (*). Von einem an der Hundswuth verstorbenen Jünglinge, hat man, vor einigen Jahren, auch in hiesigen Gegenden, auf herrschaftlichen Befehl, diejenigen Kleider, welche von demselben, bey und seit der Ansteckung, waren getragen worden, in Beyseyn einiger Gerichtsleute, an einem abgelegenen Orte und in aller Stille verbrennen lassen.

Zwar ist, bey solchen unglücklichen Vorfällen, das Verbrennen des zurück gelassenen Kleidungs-Vermögens, oft für die, nicht immer wohlhabenden Erben, von großem Schaden; und man hat auf der andern Seite Beyspiele, daß öfters dergleichen Kleider, ohne sichtbaren Nachtheil, von Andern sind fort getragen worden (**). Allein, man weiß, daß die Pest durch Kaufmanns-Güter, aus morgenländischen Gegenden nach Marseille verführt worden ist, und, durch Austheilung einiger, zum Theil gestohlener, Ballen Tu-

ches

(*) Esprit des Journaux, 1779, Mars, p. 322.

(**) In der Pest hatten sich, 1721, zu Toulon, in wenigen Tagen, alle die, zur Verpflegung der Pest-Kranken und zum Vergraben der Verstorbenen losgelassenen Galeeren-Sclaven, mit den, ihren Patienten noch also warm ausgezogenen Kleidern, prächtig gekleidet, ohne daß das kühne Verfahren unter ihnen das Uebel besonders fortgepflanzt hätte.

ches, von Hand zu Hand, ihren Lauf genommen, und sich ausgebreitet hat. Man weiß ferner, (um nur etwas hier anzuführen,) daß 1711, nachdem man die, vor 2 Jahren ganz Deutschlande bevorstehende Pest glücklich abgewandt hatte, ein polnischer Jude durch alte Kleider, die er in das, nur 2 Meilen von Frankfurth an der Oder liegende Städtchen Reppen, zum Verkauf brachte, diesen Ort und die angränzenden Dörfer mit dieser schrecklichen Krankheit angesteckt habe (*). Die Ruhr, die Faul-Fieber, die Pocken, die Krätze ꝛc. werden durch Kleider, auf eben diese Weise ausgebreitet; und es kommt hier nur auf gewisse Umstände und Anlagen an, um dergleichen Krankheiten, auf eine eigene Art, durch die bloße Berührung der Haut mit ansteckendem Stoffe, zu inoculiren.

Die Polizey muß hiergegen thun, so viel sich immer thun lässet. Wenn man alle Betten, Hausgeräthe und Kleider, die von Menschen gebraucht und getragen worden sind, denen eine ansteckende Krankheit das Leben entrissen hat, zu verbrennen anrathen wollte: so würde das Mittel, der Gefahr zu entgehen, in vielen Haushaltungen, dem Uebel selbst nahe kommen. Genug also, wenn diese Vorsorge nur in den heftigsten Seuchen getroffen wird. Sonst scheint mir hinlänglich: 1. Daß man überhaupt den Handel mit abgelegten, auch noch so gut beschaffenen Kleidern, in einer Stadt, nur gewissen, mit Pflichten belegten Menschen, und nicht jedem fremden Juden, gestatte. 2. Daß man die Trödler dazu anhalte, daß sie jedes Mahl die letzte Abkunft der erkauften Kleidungsstücke in ein eigenes Buch eintragen, in welchem auch die Zeit, wenn solche an sie verkauft worden sind, bemerket werde. 3. Daß sie kein abgelegtes Kleidungsstück, in gesunden Zeiten, vor Verlauf von drey, in Seu-

U 2 chen

(*) Süßmilch's göttl. Ordnung ꝛc. 1 Th. §. 180, S. 327.

chen aber vor wenigstens sechs Wochen, an jemand verkaufen, verleihen, oder auch verschenken mögen. 4. Daß, in besonders gefährlichen und ansteckenden, oder gar pestartigen, Krankheiten, aller Handel mit abgelegten Kleidern so lange gänzlich unterbleibe, bis die Polizey für schicklich halten wird, denselben, unter gewissen Vorsichtigkeits-Regeln, wieder zu gestatten. So eben lese ich in öffentlichen Nachrichten, daß zu Wien die Aerzte, in Zukunft, jederzeit nach dem Absterben ihres Patienten, einen Zettel mit Benennung der gehabten Krankheit zurück lassen müssen, welcher sodann dem Todten-Beschauer übergeben werden solle. Bey solcher Anstalt ist es leicht, in Rücksicht der Kleider, zu bestimmen, was davon erhalten, und was zu allem fernern Gebrauche, durch Verbrennen oder anderes Verfahren, untauglich gemacht werden solle. 5. Daß Spitäler, Lazarethe, Kranken-Häuser, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, auch Zucht- und Kerker-Meister, nicht befugt seyn, die von ihren Verstorbenen zurück bleibenden Kleidungsstücke, von welcher Gattung sie auch seyn, vor ihrer hinlänglichen Reinigung, und einer, wegen Ungesundheit des Ortes und verdächtigem Zustande derer Personen, von welchen sie getragen worden sind, halbjährigen Aufbewahrung in freyer durchstreichenden Luft, an andere Menschen abzugeben. 6. Daß die Kleider-Krämer alles, von fremden oder verstorbenen Menschen, angeschaffte waschbare Leinen durch das Wasser ziehen und reinigen lassen, und zwar alsdann, nach den ersten acht Tagen wieder verhandeln mögen; das Wollen- und Seiden-Zeug aber, welches diese Zubereitung nicht aushalten kann, die oben erwähnte Zeit hindurch, und zwar 7. auf einem bestimmten, nicht mitten in der Stadt, sondern nebenaus liegenden, erhabenen, und dem freyen Durchzuge der Luft ausgesetzten, Boden so aufhängen, daß die mit Nummern (welche mit jenen des Buches

ches gleichlautend seyn müssen,) bezeichneten verschiedenen Kleidungsstücke, ohne einander zu berühren, die Sechswochenzeit oder Quarantaine hindurch, ausdunsten und sich hinlänglich reinigen mögen. 8. Endlich, daß gewisse Aufseher, auf die Befolgung solch einer Ordnung, besonders in etwas bedenklichen Zeiten, genau sehen, und selbst das Publicum, welches bey Versteigerungen dergleichen Kleidungsstücke an sich zu bringen sucht, gewarnet, oder, in gefährlichen ansteckenden Seuchen, der versteigernde Theil selbst zu genauer Beobachtung sämmtlicher jetzt gegebener Vorschriften angehalten werden möge.

J. P. Frank System einer vollständ. medicin. Polizey, 3 B. (Mannh. 1783, gr. 8.) S. 777, flgg.

Bey Erbsonderungen des Lehens und Erbes, bekommt die täglichen Kleider der Schwertmage, nicht der Lehens-Folger (*). Weibliche Kleider gehören

(*) Ein Heergeräths-Erbe verlangte alle Kleider, die in der Erbschaft, ausser dem besten, vorhanden wären, weil der Sachsenspiegel, B. 1, Art. 27, die mehrere Zahl, tägliche Kleider, gebrauche. Die übrigen Erben wollten ihm nur einen Rock, eine Weste und ein Par Beinkleider, geben. Hr. Ordinar Hommel zu Leipzig, ward darum befraget, und gab als erwählter Schiedsrichter zur Antwort: „Obwohl das „Land-Recht im 27 Art. des 1 B. tägliche Kleider in der „mehrern Zahl gedenkt, und daraus geschlossen werden dürfte, daß die Schwertmagen alle Kleider, so viel deren in des „Mannes Erbschaft vorhanden, (nur mit Ausschluß des be„sten) erhalten müßten, weil sonst gar füglich des Mannes „tägliches Kleid eben so gut, als Kleider in mehrerer Zahl, „hätte gesetzet werden können: so ist gleichwohl in Erwegung „zu ziehen, daß, so wie die übrigen Heergeräths-Stücke, um „das Gepäck nicht zu vermehren, gar ärmlich, also auch nicht „zu glauben, daß ein ins Feld ziehender Ritter seinen sämmtlichen Kleider-Schrank mit ins Feld genommen haben werde, wie er denn auch sein Festtags-Kleid, welches man unter dem Harnische ohnedieß nicht zu sehen bekommen, zu „Hause gelassen, also viel weniger sämmtliche Kleider, so viel „er deren hat, auf ein Mahl angeleget haben wird, so, daß „unter den täglichen Kleidern, nach durchgängig angenommener Meinung, weiter nichts, als Rock, Hosen und Wambs, „welches letztere wir heutiges Tages Weste nennen, zu verste„hen.

sämmtlich zur Gerade; auch diejenigen so nicht gefertiget, wenn sie nur zugeschnitten sind (*); ja selbst die, welche von der ersten Ehefrau herkommen, nur muß sie nicht der Mann in seinem Beschlusse gehabt haben. Wenn ein ganzes Stück Zeug, wie es aus dem Laden gekommen ist, noch unzugeschnitten da liegt, gesetzt, daß die Frau es zu einem Kleide gekauft hätte, so ist es doch noch zur Zeit keine Gerade (**). Bey der Leinwand aber verhält es sich anders. Zu Erläuterung dieser Materie dient folgendes Gutachten der Juristen-Facultät.

Ist zu wissen von nöthen: Ob unter Benennung der Kleider des Verstorbenen Wäsche und kostbaren Manschetten, neu gefertigte, noch ungetragene Hemden, ungeschnittenes Tuch und Reste von allerley Zeug; desgleichen Strümpfe, Schuhe, Schuhschnallen, spanisches Rohr, Sackuhr u. d. gl. zu zählen? Ob nun wohl die Auslegung, so die Rechtsgelehrten, wenn von Heergeräthe und Gerade die Rede, von den Kleidern machen, nicht auſſer

„hen. Da übrigens das Wort Kleid in einzelner Zahl meist „nur den Ober-Rock andeutet, so hat vielleicht Hr. Ek von „Repkau, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, aus gutem „Vorbedacht Kleider gesetzt, weil solche nicht aus einem, son„dern verschiedenen Stücken bestehen. Strümpfe, Schuhe, „Stiefeln, Hut mit der Feder, Mütze, Brustlatz, spanisches „Rohr und Schlafpelz, sind zwar im weitläuftigen Verstande „auch Anzugsstücke, und möchten einige unter dem Nahmen „der Garderobe, auch unter der Benennung Kleider, nach „Beschaffenheit der Umstände, wohl verstanden werden, aber „nicht eigentlich so genannte Kleider; folglich kann dieselben „der Schwertmage zum Heergeräthe nicht verlangen, sondern „nur Rock, Weste und Beinkleider, jedoch auch nicht die be„sten, sondern solche, die diesen am nächsten sind. Eben so „wenig mag der Mantel zu denjenigen Stücken, welche den „Leib bekleiden, gerechnet werden; denn er bedeckt nicht so„wohl den Leib, als vielmehr die Kleider. Und weil, beson„ders bey Vermächtnissen, ein jeder Testirer, seinen Erben „äusserst zu beschweren, die Meinung nicht gehabt, sondern „darin Maße gebraucht zu haben vermuthet wird, so muß „ein Legatar hier allzu begehrlich nicht seyn.“

(*) L. R. L. 1, art. 24. Weichbild, Art. 23.

(**) *Carpzov* P. 2. Const. 14. Defin. 32.

auſſer dem Heergeräthe zu erſtrecken ſey, es das Anſehen gewinnet, zumahl da ſelbſt die Willkühre des Ortes, in den Worten: jedoch ſoll das Heergeräthe, item des Vaters Bücher, Rüſtzeug und Kleider den Söhnen allein verbleiben, die Kleider vom Heergeräthe ausdrücklich unterſcheidet, und wenn Kleidung alles dasjenige genennet wird, welches den Leib bedeckt, L. 26. D. de aur. argent. leg. die Wäſche dem Leibe noch näher als der Ober-Rock iſt, auch die römiſchen Geſetze, L. 25. §. 4. de aur arg. welche, daß die Schuhe keine Kleider zu nennen ſind, beſagen heutiges Tages, einiger Rechts-Lehrer Meinung nach, *Huber* Prael. ad ff. h. t. poſit. 5, um deswillen, weil ohne Schuhe und Strümpfe ein Menſch nach unſerer jetzigen Art nicht wohl gekleidet ſey, einer Abänderung zu bedürfen ſcheinen, ſo denn das zur Bekleidung angeſchaffte Tuch, wegen der Beſtimmung, und weil es zu ſolchem Ende erkaufet, den Kleidern gleich geachtet werden dürfte; inſonderheit aber ein römiſches Geſetz, L. 23. §. 1. ff. de auro & argento, die Wäſche in folgenden Worten: Veſtimentorum appellatione continentur omnia lanea lineaque, vel ſerica vel bombycina, quae induendi praecingendiue cauſa parata ſunt, & quae his acceſſionis vice cedunt, quae ſunt inſitae picturae, clauique qui veſtibus inſuuntur, mit unter die Kleider zu rechnen ſcheint.

Dennoch aber und dieweil Kleider und Wäſche einander entgegen geſetzet zu werden pflegen, wo aber eine gewiſſe Art von Dingen einen eigenen Nahmen hat, dieſelbe in gegenwärtiger Materie nicht unter dem gemeinen Geſchlechte begriffen, ſondern als eine beſondere, durch den Nahmen unterſchiedene Gattung, in dieſer Lehre als ein eigenes Geſchlecht betrachtet wird, und gleichwie hiernächſt, indem hier der eigene Nahme es zu einer beſondern Sache macht, da z. E. geprägtes Geld nicht unter das vermachte Gold und Silber gezählet wird, L. 6. D. de ſupell. L. 7. §. 1. eod. L. 19. per tot. D. de aur. arg. alſo die Wäſche von den Kleidern unterſchieden. Uebrigens, da deutſche Kleider ganz anders, als die römiſchen, beſchaffen, das obangezogene Geſetz L. 23. §. 1. ff. de aur. arg. mund. von leinwandnen Kleidern, nicht aber von Hemden, Manſchetten, Schnupftüchern, u. ſ. w. anzunehmen. Und

gleichwie hiernächst Bau-Materialien keine Gebäude sind, L. 17. §. 5. & L. 18. §. 1. ff. de act. emt. also auch das vorräthige Tuch so wenig, als die überbliebenen Reste von Zeugen für Kleider zu achten, allermaßen von der unzugeschnittenen Leinwand so zur Gerade, welche nicht allein Kleider, sondern gar viel anderes unter sich begreift, gezählet wird, auf die in engerm Verstande also benannten Kleider sich nicht schließen lässet, L. 22. D. de aur. arg. leg. Wie denn bey dieser ganzen Lehre Anzugs-Stücke von Kleidern sorgfältig zu unterscheiden, sintemahl sich nicht alles, so man anzieht, Kleider nennen lässet, weil auch sonst die Hand-Schuhe und Perrücken Kleider seyn würden, sondern im engern Verstande des Wortes unter einem Kleide weiter nichts, als Ober-Rock, Weste und Beinkleider, zu verstehen, allermaßen nicht einmahl der Brustlatz darunter zu rechnen:

So mögen des Verstorbenen Söhne die vorhandenen Wäsche und zugeschnittenes Tuch, die Reste von Zeugen, Schlafpelze, Brustlätze, Schuhe und Strümpfe, Hand-Schuhe, und was nicht im eigentlichen Verstande Kleid genennet wird, keinesweges begehren.

Einer Wittwe gebührt das Trauer-Kleid aus des Mannes Verlassenschaft; und wenn sie es sich selbst geschaffet hat, kann sie den Werth von den Erben fordern.

Wenn jemanden ein Kleid vermacht ist, welches er Standes halber nicht tragen darf, so hat er zwar nicht das Kleid, aber doch den Werth desselben, zu fordern.

Otto Ludwig von Eichmann rechtliche Erörterung, ob der vermachte Vsustructus der Kleider ein verus, oder quasi vsusfructus sey? st. in Dessen Sammlung kleiner Abhandl. aus der Rechtsgelehrs. ꝛc (Halle 1782, 8.) S. 277 — 284.

Kleid, (Aufsteck-) siehe Manteau.
— — (Bein-) s. oben, S. 2.
— — (Braut-) s. oben, S. 3.
— — (Ehren-) s. im X Th. S. 190.
— — (Feyer-) s. im XIII Th. S. 257, und oben, S. 3, und 39.
— — (Frauen-) s. oben, S. 2.

Kleid, (Gast-) s. im XVI Th. S. 465.
— — (Haus-) s. oben, S. 4.
— — (Jagd-) s. oben, S. 3.
— — (Jahr-) s. im XXVIII Th. S. 668.
— — (Kinder-) s. oben, S. 2.
— — (Kriegs-) s. unter Krieg.
— — (Leib-) s. in L.
— — (Manns-) s. oben, S. 2.
— — (Nacht-) } s. oben, S. 2.
— — (Nieder-) }
— — (Ober-) }
— — (Reise-) s. oben, S. 3.
— — (Schlepp-) s. oben, S. 4.
— — (Sommer-) s. oben, S. 3.
— — (Sterbe-) s. oben, S. 2.
— — (Trauer-) } s. oben, S. 3.
— — (Ueber-) }
— — (Unter-) s. oben, S. 2, und 3.
— — (Weiber-) s. oben, S. 2.
— — (Winter-) s. oben, S. 3.

Kleid-Holz, s. oben, S. 1.

Kleidchen, s. oben, S. 1.

Kleiden, abkleiden, ankleiden, auskleiden, bekleiden, einkleiden, entkleiden, überkleiden, umkleiden, verkleiden; s. oben, S. 5, fgg.

Kleider-Ausfatz, s. oben, S. 49, fgg.

Kleider-Barchent, Barchent, so fern er zu Kleidungsstücken gebraucht wird, zum Unterschiede von dem Bett-Barchente; s. im III Th. S. 540.

Kleider-Baum, s. Platanus.

Kleider-Besen, } s. oben, S. 296.
Kleider-Bürste, }

Kleider-Fall, s. Haupt-Recht, im XXII Th. S. 283, f.

Kleider-Flicker, } s. oben, S. 304.
Kleider-Handel, }

Kleider-Händler, s. oben, S. 305.

Kleider-Haus, ein Haus, so fern es zur Aufbewahrung der Kleider dient; ein Wort, welches nur 2 Kön. 10, 22. vorkommt.

Kleider-Hüter, ein gleichfalls ungewöhnliches Wort, eine Person zu bezeichnen, welche die Aufsicht über die Kleider eines vornehmen Herren hat, welches 2 Kön. 22, 14. und 2 Chron. 34, 22. angetroffen wird. An verschiedenen Höfen wird eine solche Person jetzt Kleider-Kämmerer genannt. Siehe dieses Wort.

Kleider-Kammer, eine Kammer, so fern sie zur Aufbewahrung der Kleider bestimmt ist. In weiterer Bedeutung, ein jedes Zimmer dieser Art. Mit einem französ. Ausdrucke die Garderobe. Siehe Th. XVI, S. 132.

Kleider-Kämmerer, in einigen Gegenden Ober-Kämmerer, eine Person, welche für die Kleider und Wäsche eines vornehmen Herren Sorge trägt. Ein solcher ist z. B. am königl. französischen Hofe der Grand-Maître de la Garde-robe. Derjenige, dem diese Würde anvertrauet ist, legt seinen Eid unmittelbar in die Hände des Königs ab. Er disponirt über alles Kleider- und Leinen-Geräth, welches der König nicht mehr haben will. In Abwesenheit der Prinzen vom Geblüte, oder des Grand-Chambellan und der ersten Gentils-hommes de la Chambre, vertritt er die Stelle, Sr. Majestät das Hemd zu reichen. Morgens, wenn der König sich ankleidet, legt er ihm die Weste, das blaue Band (Cordon bleu), und den Rock, an; und abends, wenn der König sich auskleidet, reicht er ihm das Nacht-Kamisol, die Mütze und ein Schnupftuch, und fragt dabey, was für ein Kleid Se. Majestät am folgenden Tage zu tragen belieben. Er befindet sich auch bey den Audienzen, welche der König den auswärtigen Gesandten ertheilt. Unter ihm stehen 2 Maîtres de Garde-robe, welche im Dienste

ste jährlich mit einander abwechseln; ferner 4 premiers Valets de Garde-robe, und 16 Valets de Garde robe, 1 Porte-malle, (d. i. ein Bedienter, welcher auf der Reise die nächste Aufsicht über des Königs Kleider und Wäsche hat), 4 Garçons ordinaires de la Garder be, 3 Tailleurs-Chaussetiers & Valets de chambre, 2 Leib-Wäscher (Lavandiers du linge de corps), und 1 Leibwäsche-Stärker (Empeseur ordinaire).

Kleider-Kasten, Kleider-Köthe, s. oben, S. 291.

Kleider-Krämer, s. oben, S. 305.

Kleider-Macher, s. oben, S. 208.

Kleider-Markt, s. oben, S. 305.

Kleider-Mode, s. oben, S. 220.

Kleider-Ordnung, s. oben, S. 224.

Kleider-Pracht, s. oben, S. 219.

Kleider-Rahmen, Kleider-Rechen, in Wien Kleider-Steller, Rick, Riegel, im Braunschweigischen Börte, in Ober-Sachsen Kamm-Bret, in Schlesien Wand-Rechen, in der Wetterau Zapfen-Bret, ein an die Wand mit eisernen Haken befestigtes Bret, darin hölzerne Nägel mit Knöpfen in einer Reihe stecken, woran man Kleider und anderes Geräth hängt. Zuweilen ist über diesem Rechen, als eine Decke, ein horizontal liegendes Bret angebracht, um die Kleider vor den herab fallenden Staub zu bewahren.

Kleider-Sammet, ein Sammet, welcher so gewebt wird, daß alle Theile eines Manns-Kleides auf dem Stuhle entstehen. Siehe **Sammet.**

Kleider-Säuberer, s. oben, S. 296.

Kleider-Schapp, Kleider-Schrank, Kleider-Spind, s. oben, S. 291.

Kleider-Steller, s. **Kleider-Rahmen.**

Kleider-Tracht, s. oben, S. 25; ihr physischer Einfluß auf unsere Gesundheit, S. 217.
— — — — der alten Aegypter, s. oben, S. 26.
— — — — der Afrikanerinnen aus dem Königreiche Whidah oder Juda, s. oben, S. 185.
— — — — der Araber, s. oben, S. 148.
— — — — der astrachanischen Armenianer, s. oben, S. 151.
— — — — der Baschkiren, s. oben, S. 87.
— — — — der Bengaleserinnen, s. oben, S. 159.
— — — — der böheimischen Frauenspersonen, s. oben, S. 139.
— — — — der Carthaginenser, s. oben, S. 76.
— — — — der cassubischen Weibspersonen, s. oben, S. 138.
— — — — der Chineser, s. oben, S. 168.
— — — — der Clementiner, s. oben, S. 108.
— — — — der Curländer, s. oben, S. 103.
— — — — der Dacier, s. oben, S. 73.
— — — — der Dänen, s. oben, S. 83.
— — — — der alten Deutschen, s. oben, S. 73.
— — — — der donischen Kosaken, s. oben, S. 92.
— — — — der Engländer, s. oben, S. 123.
— — — — der Ferro-Insulaner, s. oben, S. 132.
— — — — der Franzosen, s. oben, S. 116.
— — — — der alten Gallier, s. oben, S. 74.
— — — — der alten Griechen, s. oben, S. 28, und 67.

Kleider-Tracht, der heutigen Griechen, s. oben, S. 111; und Griechinnen, S. 147.
— — — — der Grönländer, s. oben, S. 198.
— — — — der guianischen Indianer, s. oben, S. 197.
— — — — der Hebräer, s. oben, S. 37.
— — — — der Hetrusciер, s. oben, S. 70.
— — — — der Hottentotten, s. oben, S. 187.
— — — — der Jakuten, s. oben, S. 165.
— — — — der Jaloffen, s. oben, S. 184.
— — — — der Japaner, s. im XXIX Th. S. 154, f.
— — — — der Indier, s. oben, S. 155.
— — — — der Irelander, s. oben, S. 132.
— — — — der Islander, s. oben, S. 83.
— — — — der Italiänerinnen, s. oben, S. 115.
— — — — der Kalmücken, s. oben, S. 88.
— — — — der Kamtschadalen, s. oben, S. 168.
— — — — der Katschinzen, s. oben, S. 163.
— — — — der Kirgisen, } s. oben, S. 92.
— — — — der Kosaken, }
— — — — der Lappländer, s. oben, S. 84.
— — — — der lausitzer Frauenspersonen, s. oben, S. 141.
— — — — der Liefländer, s. oben, S. 84.
— — — — der Littauer, s. oben, S. 98.
— — — — der alten Lusitanier, s. oben, S. 76.
— — — — der Macassaren, s. oben, S. 172.
— — — — der Madegassen, s. oben, S. 194.
— — — — der mährischen Frauenspersonen, s. oben, S. 140.

Kleider-Tracht, der maldivischen Insulaner, s. oben, S. 169.
— — — — der Maloroßianer, s. oben, S. 92.
— — — — der Mauren in den marokanischen Ländern, s. oben, S. 178.
— — — — der Minorcaner, s. oben, S. 120.
— — — — der Molucken, s. oben, S. 174.
— — — — der Mordvanen, s. oben, S. 94.
— — — — der Morgenländer, s. oben, S. 141.
— — — — der Neu-Seeländer, s. oben, S. 203.
— — — — der Norweger, s. oben, S. 83.
— — — — der Numidier, s. oben, S. 76.
— — — — der Ostiaken, s. oben, S. 163.
— — — — der Ostindier, s. oben, S. 157.
— — — — der Otaheiten, s. oben, S. 205.
— — — — der Parther, s. oben, S. 71.
— — — — der Patagonier, s. oben, S. 197.
— — — — der alten Perser, s. oben, S. 71.
— — — — der heutigen Perser, s. oben, S. 154.
— — — — der philippinischen Insulaner, s. oben, S. 175.
— — — — der Phrygier, s. oben, S. 72.
— — — — der Polen, s. oben, S. 102.
— — — — der Portugiesen, s. oben, S. 122.
— — — — der alten Preußen, s. oben, S. 97.
— — — — der Römer, s. oben, S. 53, fgg. und 68, fgg.
— — — — einiger russischen Nationen, s. oben, S. 87, fgg.
— — — — der Samojeden, s. oben, S. 165.

Kleider-Tracht, der Schotten, s. oben, S. 131.
— — — — der Schweden, s. oben, S. 261, fgg.
— — — — der Schweitzerinnen, s. oben, S. 115.
— — — — der Siamer, s. oben, S. 160.
— — — — der Skythen, s. oben, S. 72.
— — — — eines Vornehmen aus Sogno, im Königreiche Congo; s. oben, S. 186.
— — — — der alten Spanier, s. oben, S. 76.
— — — — der heutigen Spanier, s. oben, S. 119.
— — — — der Sumatraner, s. oben, S. 170.
— — — — der Thracier, s. oben, S. 72.
— — — — der Tschuwaschen, s. oben, S. 96.
— — — — der Tunguſen, s. oben, S. 166.
— — — — der Türken, s. oben, S. 142.
— — — — des ulmer Frauenzimmers, s. oben, S. 134.
— — — — der Unalaſchkaner, s. oben, S. 201.
— — — — der Ungarn, s. oben, S. 103.
— — — — der Venetianer, s. oben, S. 114.
— — — — der Virginianer, s. oben, S. 194.
— — — — der deutſchen Wenden in Hinter-Pommern, s. oben, S. 135.
— — — — des wieneriſchen Frauenzimmers, s. oben, S. 133.
— — — — der Wilden in Acadien oder Neu-Frankreich, s. oben, S. 195.
— — — — der Wilden im Lande Guiana, s. oben, S. 197.

Kleider-Tracht, (National-) s. oben, S. 261.
Kleider-Winkel, s. oben, S. 305.
Kleidung, s. oben, S. 7.
Kleidungs-Stück, s. oben, S. 1, und 8.
Kleie, s. Kley, und Kleye.
Kleien, ist nur in den niedrigen Sprech-Arten für kratzen, üblich, in der vertraulichen Sprech-Art krauen. Imgl. figürlich, ungeschickt schreiben oder mahlen. Siehe Kladde. Engl. claw von Klaue.
Kleimen, s. Kleiben, im XXXIX Th. S. 743.
Klein, kleiner, kleinste, wird allemahl beziehungsweise gebraucht, ein geringeres Maß der Ausdehnung habend als ein anderer Körper; im Gegensatze des groß. Ein Ding ist kleiner als ein anderes, oder klein in Vergleichung mit einem andern, wenn es ganz genommen, einem Theile des andern gleich ist. Dieses andere Ding wird entweder ausdrücklich genannt, in welchem Falle klein im Comparativo oder Superlativo steht, kleiner als ein Sand-Korn, der kleinste von uns, unter uns; oder es wird nicht ausdrücklich gesetzt, sondern als bekannt angenommen, und da steht klein in der ersten Staffel und hat ein absolutes Ansehen, ob es gleich wirklich relativ ist; indem das Gewöhnliche seiner Art allemahl der Maß-Stab ist, der das klein und groß bestimmet, und auf welches sie sich beziehen. Ein kleiner Garten, der Garten ist nur klein, d. i. kleiner, wie die Gärten dieser Art gemeiniglich zu seyn pflegen.

1. Eigentlich.

(1) Ueberhaupt, ein geringeres Maß der Ausdehnung habend, als ein anderes Ding, oder als gewöhnlich ist. Die Schweitz ist kleiner als Deutschland. Europa ist kleiner als Asia. Europa ist der kleinste Welt-Theil. Eine kleine Stadt, ein kleines Dorf. Ein kleines Feld, ein kleiner Wald, ein kleiner Berg. Der kleine Finger, der kleine

Zeh,

Zeh, der kleinste. Etwas klein schneiden, in kleine Stücke schneiden. Klein stoßen, klein mahlen, klein reiben, klein machen. Klein machen wird im g. L. auch figürlich für umbringen, niedermachen, niederhauen, gebraucht. Die kleinen Propheten, dem Umfange des Raumes nach, welchen ihre Schriften in der Bibel einnehmen, im Gegensatze der großen. Der kleine Mensch, die kleine Welt. Klein Asien, klein Polen. Ein kleiner Raum. Kleine Vögel, bey den Jägern, alle Vögel, welche kleiner sind, als die Zipp- und Wein-Drossel. Das kleine Weidwerk, welches zur niedern Jagd gehört. Klein Geld, im g. L., einzelnes Geld, Münze, im Gegensatze des harten, ganzen, oder groben Geldes. Auch in Gestalt eines Haupt-Wortes. Im Kleinen handeln, dem Maße und Gewichte nach, seine Waren in kleinern Quantitäten verkaufen. Im Kleinen arbeiten, kleine subtile Arbeit machen.

Das Klein, oder das Kleine, bey den Fleischern und in den Küchen, die Neben-Theile geschlachteter Thiere, das Hasen-Klein, Gänse-Klein, u. s. f. In der Landwirthschaft werden die Aehren und Stürzel, welche sich von den Garben abgerüttelt haben, oder im Dreschen abgeschlagen worden sind, das Kleine genannt.

Ein kleines kleines Körnchen, in der vertraulichen Sprech-Art, für sehr klein; im Oberd. winzig klein, puter klein.

(2) In engerer Bedeutung. a) Der Ausdehnung in der Länge nach, in einigen Fällen; für kurz. Kleine Schritte machen. Eine kleine Meile. b) Der Ausdehnung in der senkrechten Höhe nach. Ein kleiner Baum. Ein kleiner Mensch. Kleine Leute. Klein von Person, von Statur. Ein kleines kleines Männchen. c) Der Dicke nach, für dünn, fein, zart, subtil, im Gegensatze des grob;

doch nur in einigen Fällen, und zwar am häufigsten im Niederdeutschen. Kleines Brod, im Nieders. für feines Brod. Kleines Garn, kleine Leinwand, klein spinnen, für fein. Kleiner Draht, dünner, feiner Draht. S. Klein-Drahtzieher, Kleinod, Klein-Schmid. Haarklein, so zart wie ein Haar. Im Schwedischen in dieser Bedeutung gleichfalls klen. Im figürlichen, aber nunmehr veralteten Verstande, für subtil, scharfsinnig, kommt es oft bey dem Ottfried vor.

2. Figürlich.

(1) Unerwachsen. Kleine Kinder haben. Die Kleinen, d. i. die kleinen unerzogenen Kinder. Etwas Kleines haben, oder bekommen, im g. L., von einem Kinde entbunden werden. Von klein auf, von Kleinem auf, gleichfalls nur im g. L., von Kindheit an.

(2) Der Zeit, der Dauer nach, nur in einigen Fällen, für kurz. Eine kleine Stunde, im Gegensatze einer starken. Eine kleine Zeit, eine kleine Weile, ein kleiner Augenblick. Vor einer kleinen Weile. Das biblische über ein Kleines, Joh. 16, 16. für in kurzer Zeit, ist im Deutschen ungewöhnlich.

(3) Der Zahl, der Menge nach, aus wenig Theilen oder Individuis bestehend. Eine kleine Anzahl. Ein kleines Gefolge haben. Eine kleine Summe Geldes. Ein kleiner Vorrath von Obst. Das kleine Hundert, das kleine Tausend, im Gegensatze des großen Hundert, des großen Tausend; s. Groß, im XX Th. S. 129. Der kleine, kleinere, oder engere Rath, im Gegensatze des größern. Imgleichen als ein Neben-Wort mit dem unabänderlichen Bey-Worte wenig, im g. L. und der vertraulichen Sprech-Art. Ein klein wenig Geduld. Er be-

findet sich ein klein wenig besser. Gieb mir ein klein wenig davon.

(4) Der Beschaffenheit nach, wenig Grade der innern Stärke habend. Eine kleine Freude. Ich wollte Ihnen gern ein kleines Vergnügen machen. Ein kleiner Verlust. Ein kleines Lob. Ein kleines Glück. Ein kleiner Gelehrter, ein kleiner Mahler, der wenig Fähigkeiten besitzt. Ein kleines Licht. Ein kleiner Gewinn. Ein kleines Geschenk. So wie groß im entgegen gesetzten Verstande in dieser Bedeutung nicht ohne Einschränkung gebraucht werden kann, so gilt solches auch von dem Worte **klein**, indem in manchen Fällen nur allein schwach, geringe, u. s. f. üblich sind.

(5) Der Wichtigkeit, der Menge und Beschaffenheit der Folgen, dem Werthe nach, und darin gegründet. Kleine Leidenschaften, kleine Tugenden, kleine Laster, welche von wenig und geringen Folgen sind. Ein kleiner Verstand. Kleine Gefälligkeiten. Der Kinder kleine Zwiste schlichten. Kleine Begebenheiten. Einen kleinen Anfang machen. Ein kleiner Stolz, der sich auf geringe, unerhebliche Vorzüge gründet. Ich habe eine kleine Bitte an Sie. Kleine Seelen, welche sich mit kleinen, unerheblichen Dingen beschäftigen. Der kleine Krieg, der bloß durch streifende Parteyen und unter denselben geführt wird. Das geht sehr in das Kleine. Wer das Kleine nicht begehrt, ist des Großen nicht werth. Im Kleinen treu seyn.

(6) Dem Vorzuge vor der Menge nach. a) Dem äussern Stande, der Würde nach, im Gegensatze des groß; wo es doch nur selten für geringe gebraucht wird. Die Großen und Kleinen, die Vornehmen und Geringen. b) Den innern Vorzügen, den innern Eigenschaften nach. Klein denken, sich in seiner Art zu denken nicht über den großen Haufen erhe-

ben. Ein kleiner Geist, eine kleine Seele. c) Nach einer noch weitern Figur, verächtlich, doch nur in einigen Fällen. Sehr klein von jemanden denken, urtheilen, sprechen. Siehe Verkleinern, S. 327.

Bey dem Notker und Willeram chlein, im Schwabensp. clain, im Niederf. kleen, im Schwed. klen. Das k ist ein Präfixum, oder vielmehr ein bloßer müßiger Vorschlag. Das Stamm-Wort ist noch in dem Niederf. leen, Angelf. laene, hlaene, Engl. laen, mager, und in der hochdeutschen verkleinernden Endung lein vorhanden. In den Mund-Arten gibt es noch verschiedene andere Wörter, den Begriff des klein in dessen eigentlichen Bedeutung auszudrucken. Dahin gehören das Oberdeutsche winzig, das Bayerische putzlich, klein und dick, L. pusillus, das Niederf. vöge, im Tatian fohe, im Angelf. fea, im Engl. few, und das gleichfalls Niederf. lütt, lütjer, lüttik, bey dem Ulphilas leitil, bey den ältern Oberdeutschen lutzel, lüzzel, im Angelf. lyt, im Griech. λιτος.

Klein-Auge, eine Art Wallfische, Physeter microps; s. Wallfisch.

Klein-Bänker, an einigen Orten ein Handwerksmann, besonders ein Bäcker, welcher seine Ware nur in einer kleinen öffentlichen Bank feil haben darf; zum Unterschiede von einem Groß-Bänker, der in der allgemeinen großen Bäcker-Bank feil haben darf.

Klein-Bauer, an einigen Orten ein Hintersaß oder Halb-Bauer, zum Unterschiede von einem Groß-Bauer. Siehe Bauer.

Klein-Binder, ein Faß-Binder oder Böttcher, welcher nur kleine Arbeiten verfertigt, im Würtembergischen ein Kübler, an andern Orten ein Weiß-Binder, oder Roth-Binder; zum Unterschiede von einem Groß-Binder, Küfner, oder Schwarz-Binder. Siehe Th. VI. S. 89, f.

Klein-Braune, (der) in dem Weinbaue Meißens, eine Art Weines, dessen süße Trauben von leberbrauner Farbe sind, welcher unter die besten Arten gehört, und im Würtembergischen der Kuhländer genannt wird.

Klein-Drahtzieher, in den Draht-Fabriken, ein Drahtzieher, welcher den von den Grob-Drahtziehern bis zur Dicke eines Feder-Kieles gezogenen Draht weiter bearbeitet, und ihn bis zu jeder verlangten Feinheit bringt. Er wird auch Scheibenzieher genannt, weil er sich dazu gewisser mit Löchern versehener Scheiben bedient. Siehe Th. IX, S. 489.

Klein-Enke, in der Landwirthschaft Ober-Sachsens, auf starken Land-Gütern, wo sechs oder mehr Pferde gehalten werden, ein Pferde- oder Acker-Knecht, welcher auf den Mittel-Enken, oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, auf den Groß-Enken folgt, und an andern Orten der **Klein-Knecht**, der Unter-Knecht, im Nieders. Swöpenknecht, Swöpenjunje, Swöpker, von Swöpe, eine Peitsche, genannt wird. Siehe **Enke**, im XI Th. S. 30.

Klein-fränkische, (der) in Meißen, eine Art Wein-Stöcke, welche Churfürst Johann Georg I. aus Franken einführen ließ; zum Unterschiede von dem Groß-fränkischen.

Klein-fügig, ein Wort, welches im Oberdeutschen bekannter ist, als im Hochdeutschen. 1. Klein, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, in welchem Verstande im Oberdeutschen auch das Haupt-Wort die Kleinfüge üblich ist. Die Vogtey ist wegen ihrer Kleinfüge einer andern einverleibt worden. Bluntschli. 2. Im figürlichen Verstande, klein, dem Werthe, der Wichtigkeit nach, gering, unerheblich.

Daher die **Kleinfügigkeit**, gleichfalls am häufigsten im Oberdeutschen, die Unerheblichkeit, kleine, geringe Beschaffenheit eines Dinges, in Ansehung seines Werthes und seiner Folgen.

Klein-Gut, in den Stückgießereyen, eine oder mehrere Kanonen, welche am Boden über dem Zünd-Loche

nicht die gehörige Dicke haben, und daher nicht vollgültig sind.

Klein-Handel, s. im XXI Th. S. 641.

Klein-jährig, im Forstwesen, kleine, d. i. dünne, schwache Jahre, oder Zeichen des Jahrwuchses habend; im Gegensatze des grob-jährig. Siehe im XXVIII Th. S. 670, f.

Klein-Käfer, Dermestes *Linn.*; s. im XXXII Th. S. 70.

Klein-Klieber, bey den Böttchern, derjenige, welcher das Holz mit Keilen kleiner spaltet; von klieben, spalten.

Klein-Knecht, s. Klein-Enke.

In den Schäfereyen ist der **Klein-Knecht** derjenige, welcher das Zeit-Vieh hütet.

Klein-Kohle, Gruben-Kohle; s. im X Th. S. 621, Anm.

Klein-laut, einen kleinen, d. i. schwachen Laut von sich gebend. Es wird nur im g. L. im figürlichen Verstande gebraucht. **Kleinlaut seyn**, niedergeschlagen, Fr. abattu, decouragé. **Kleinlaut werden**, seinen Kleinmuth durch Worte und Töne verrathen; imgl. in seinem Trotze, in seinem Stolze nachlassen.

Klein-Meister, eine ungeschickte Uebersetzung des Franz. Petit-maitre, wofür Andere das erträglichere süßer Herr gebraucht haben.

Klein-Schmid, eine vornehmlich im Niedersächsischen übliche Benennung eines Schlössers; im Gegensatze eines Grob-Schmiedes. Siehe im XXV Th. S. 576.

Klein-Schreiber, eine Art Käfer, Dermestes Micrographus *Linn.*; s. im XXXII Th. S. 77.

Klein-Silber, eine Art Silber-Blätter; s. im XIX Th. S. 577.

Klein-Specht, Grau-Specht, Certhia familiaris L. s. im XIX Th. S. 793.

Klein-speisig, im Bergbaue, aus kleinen glänzenden Würfeln, oder kleinen glänzenden Blättern bestehend; im Gegensatze des grobspeisig. Kleinspeisiger Bley-Glanz. Kleinspeisiges Erz. Siehe Speise.

Klein-städtisch, im g. L., der Art kleiner Städte und ihrer Einwohner gemäß. Das ist sehr kleinstädtisch gesprochen. Ein kleinstädtisches gezwungenes Betragen. Auch zuweilen als ein gelinder Ausdruck für verächtlich, niedrig.

Klein-Vogt, s. Groß-Vogt, im XX Th. S. 143.

Kleine, das Abstractum des Wortes klein, in seinen eigentlichen Bedeutungen. Die Kleine des Gartens, einer Person, u. s. f.

Ob es gleich nach dem Muster des Wortes Größe gebildet ist, so ist es doch wenig gangbar, weil Kleinheit dafür üblicher ist. Bey dem Ottfried sind Kleini, im figürlichen Verstande tiefsinnige, spitzfindige Gedanken.

Kleinen, verkleinen, klein schlagen, ein nur im Berg-Baue übliches Wort. Die Gänge kleinen, das Gestübe verkleinen, das in den Gängen gebrochene Erz kleiner schlagen, oder stoßen.

Von dem Comparativo, kleiner, ist **kleinern**, in dem zusammen gesetzten **verkleinern** üblich, kleiner machen, doch nur in engerer Bedeutung, kleiner vorstellen, als ein Ding ist. Man hat Gläser, welche die Gegenstände **verkleinern**, so wie man welche hat, welche sie **vergrößern**. Die **Umstände verkleinern**, sie kleiner, geringer machen, als sie sind, im Gegensatze des **Vergrößerns**. **Verkleinernde Wörter**, oder **Verkleinerungs-Wörter**; in der Grammatik, Diminutiva.

Figürlich und in engerer Bedeutung **verkleinert** man eine Person oder Sache, wenn man ihren

Werth, ihre Güte geringer vorstellt, als er in der That ist. Jemanden verkleinern.

Daher verkleinerlich, ein nur in der figürlichen Bedeutung des vorhergehenden Zeit-Wortes übliches Wort, dem Werthe, guten Rufe einer Sache nachtheilig, ein geringerer Grad, als schimpflich. Das wäre Gott verkleinerlich, würde zur Verkleinerung seines Ruhmes gereichen. Seltener braucht man es als ein Bey-Wort. Ein verkleinerliches Urtheil, besser ein verkleinerndes oder nachtheiliges.

Kleinet, s. Kleinod.

Kleinheit, das Abstractum des Bey-Wortes klein, in seiner eigentlichen Bedeutung, welches für Kleine üblich ist, die Eigenschaft eines Dinges, da es seiner Ausdehnung nach weniger Raum einnimmt, als ein anderes. Die Kleinheit eines Sand-Kornes. Die unbegreifliche Kleinheit mancher Insecten.

Kleinhovie, Kleinhovischer Baum, Kleinhovische Pflanze, eine dem Kräuterkundigen und Aufseher des botanischen Gartens in Java, Hrn. Kleinhov zu Ehren, von Hrn. v. Linné also genannte Gattung Pflanzen, mit an einander gewachsenen 10 Staubfäden, und 1 Staubwege. Man kennt bisher nur Eine Art, welcher Linné den Beynahmen Hospita gibt. Dieser Baum, welchen Rumph Cari-marus nennt, wächst in Ost-Indien. Er trägt wechselweise auf eigenen Stielen stehende, scharf zugespitzte, herzförmige, völlig ganze Blätter. Der Kelch besteht aus 5 länglichen abfallenden Blättchen, davon das unterste kleiner als die übrigen ist; von den 5 längern lanzettenförmigen Blumenblättern hingegen ist das obere kleiner, breiter und ausgewölbet. In der Mitte der Blume steht ein Säulchen, welches ein kleines, glockenförmiges, mit 5 auswärts gebogenen Zähnen besetztes Honigbehältniß trägt; in diesem stehen 5 kurze und 5 lange Staubfäden, und der Fruchtkeim mit einfachem

sachem Griffel. Das fünfeckige aufgeblasene Samen-Behältniß enthält 5 Körner. Die Frucht ist fast wie bey der Herz-Erbse. Die Blätter dieses Baumes geben, wenn sie jung sind und zerquetschet werden, einen violenartigen Geruch von sich. Die Amboiner pflegen deswegen sich damit den Kopf zu waschen; die Europäer aber sollen davon ein Jucken auf der Haut empfinden.

Kleinie, Cacalia Kleinia *L.*; s. **Pest-Wurzel.**

Kleinigkeit, ein kleines, d. i. unerhebliches, unwichtiges Ding, in der 4ten und 5ten figürlichen Bedeutung des Wortes klein; Fr. Bagatelle, Minucie. Zehn Thaler sind ihm eine Kleinigkeit. Sich über eine Kleinigkeit vereinigen. Man mag gern, wie Montagne sagt, große Männer bey Kleinigkeiten belauschen. Angenehme Kleinigkeiten, welche an sich nichts bedeuten, und dennoch in dem Umgange der Welt so erheblich und so nöthig sind.

In der Mahlerey, Bildhauerey, und Kupferstecher-Kunst, versteht man unter **Kleinigkeiten**, Fr. Détail, die kleinen Partien einer Figur, oder eines andern Gegenstandes, als: die Augenlieder, die Augenbraunen, der Bart, das Weiße im Auge, die Farbe des Augapfels, die kleinen Furchen in den Gelenken der Finger, die kleinen Gesichts-Falten ꝛc. Ein Mahler, ein Kupferstecher, darf sich nicht mit diesen Kleinigkeiten, bey Figuren, welche klein sind, oder in der Ferne gesehen werden, beschäftigen. Das Vergnügen, ein Stück zu machen, welches den Fleiß des Künstlers zeige, verführt sie zuweilen, sich mit der feinen Ausarbeitung des Kopfes einer entfernten Figur zu beschäftigen; allein, sie verschwenden ihre Mühe am unrechten Orte, weil das Werk dadurch frostig wird; es verliert ein Verdienst, welches anderswo hätte Statt finden können, und macht einen Fehler wieder die Zeichnung und den gesunden Verstand. Ei-

nige kleine und künstlich gegebene Drucke bilden artige Köpfe, und selbst Leidenschaften, besser, als alle Sorgfalt in Anzeigung der Augapfel, der Augenlieder, der Nasenlöcher, und anderer solcher Kleinigkeiten.

In der ganzen Natur gibt es eigentlich keine einzige Kleinigkeit. Die vollkommenste Uebereinstimmung, und der genaueste Zusammenhang, herrscht durch alle Reiche der Natur. Die Schöpfung der Milbe erforderte nicht geringere Weisheit, und mit ihrer Hervorbringung war nicht weniger Absicht verknüpft, als mit der Schöpfung des Behemoths. Im kleinsten Gründlinge ist die Allmacht so sichtbar, als im großten Wallfische; im Strauße ist sie nicht herrlicher, als im Zaunkönige. Das feinste Mos wurde nach eben dem Plane geschaffen, als die Cedern von Libanon. Im Diamante strahlt die Macht des Schöpfers nicht herrlicher, als im Sand-Korne; und das Sonnen-Stäubchen hat keinen andern Urheber, als die unübersteigbaren Berge, die ihre Scheitel tief in die Wolken einhüllen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Natur bey der Einrichtung und Bildung der menschlichen Natur, eine gewisse Mittelmäßigkeit beobachtet hat, vermöge welcher nichts in dem Menschen gar zu besonders groß, und nichts gar zu besonders klein ist. Daher kommt es, daß ein Dichter, wenn er erhaben denken will, gar leicht in das Ungeheure aufschießen kann, wenn nähmlich die Sachen und Gedanken in Beziehung auf den Menschen gar zu groß sind. Hingegen werden wir auch bemerken, daß eine Sache sehr leicht gar zu klein für die menschliche Natur seyn kann. Man wird sehr leicht überzeugt werden, daß eine Handlung, die überhaupt eine lasterhafte Handlung ist, wirklich aufhört ein Laster zu seyn, wenn sie unendlich klein angenommen

men wird, und daß eine tugendhafte Handlung in eben dem Falle aufhört tugendhaft zu seyn. Durch solche Kleinigkeiten macht sich ein Mensch lächerlich; und daher kommt es, daß eine gar zu große Genauigkeit allemahl in das Lächerliche fällt, weil sie sich nothwendig mit unendlichen Kleinigkeiten beschäftigen muß; und sie kann also unmöglich unter die Tugenden, welche der menschlichen Natur gemäß und anständig sind, gezählet werden. Es gibt z. B. eine lächerliche Sparsamkeit in Kleinigkeiten, von welcher ich im Art. Sparsamkeit sprechen werde. Oft rührt auch dieser Fehler aus einer übertriebenen Liebe zur Gerechtigkeit her. Die Gerechtigkeit muß in das Lächerliche fallen, so bald sie auf einer unendlich großen Kleinigkeit beruhet. Es gibt Menschen, die das Sonderbare in ihrem Character besitzen, daß sie in der Austheilung der Ehre, und in dem Gebrauche der Zeichen derselben, auf das strengste gerecht und pünctlich verfahren. Eben so gerecht und pünctlich sind Andere in der Austheilung des Essens und Trinkens. Eben so lehrt auch die Erfahrung, daß Leute sich lächerlich machen können, wenn sie sich gar zu sehr hüten, niemand zu betriegen, oder unnöthige Unkosten zu verursachen. Es ist allerdings eine Grobheit, wenn man andern Leuten zu viel Unkosten verursachet, ihnen hunderterley Commissionen aufträgt, welche ihnen viele Ausgaben verursachen, und niemahls an eine Ersetzung oder Genugthuung denkt. Allein, dehnt man dieses bis auf gar zu große Kleinigkeiten aus, so fällt man unfehlbar in das Lächerliche.

Es kommt zu kindisch heraus, wenn man in Kleinigkeiten zu sorgfältig ist. Es scheint dieses ein nothwendiger Fehler alter Leute zu seyn, daß sie in Kleinigkeiten gar zu sorgfältig sind. Wenn sie jungen Leuten einen Unterricht ertheilen, wie sie sich bey gewissen Gelegenheiten verhalten sollen, so vergessen sie

auch

auch nicht einmahl solche Kleinigkeiten, die sich von selbst verstehen. Mancher Alte hat noch nicht genug, zu sagen: Schickt diesen Brief auf die Post; sondern er befiehlt euch auch, ein Couvert darum zu machen, und ja nicht zu vergessen, dasselbe zu zusiegeln. Es ist oft unerträglich, alle die Befehle anzuhören, welche man bekommt, wenn man auf eine Reise sich begeben will. Kurz, das Alter macht ungemein behutsam und sorgfältig, und das ist ein vortrefflicher Vorzug der Alten. Indessen entsteht daher die Schwachheit, von der ich jetzt geredet habe; und ob man dieselbe gleich den Alten sehr leicht verzeihen kann und muß, so bleibt sie doch allemahl eine Schwachheit.

Hierher gehört auch die gar zu sorgfältige Erzählung der Geschichten, wenn man nicht nur alle kleine Umstände erzählen will, sondern wenn man auch nicht einmahl in einer unendlich großen Kleinigkeit etwas falsches sagen will. Im gemeinen Leben trifft man viele solche Erzähler an, welche eine kleine Historie durch Stunden ausdehnen können, wenn sie in der Erzählung der kleinen Umstände gar zu genau gehen. Unter den historischen Schriftstellern trifft man eben solche Leute an. Sie erzählen uns oft, ob ein König, wenn er von einem Feldzuge triumphirend in seine Residenz zurück gekehrt ist, auf einem Hengste oder Wallachen seinen Einzug gehalten hat. Und wenn ein anderer Schriftsteller etwa gesagt hat, daß die Pagen blau gekleidet gewesen sind, so schreiben sie eine Wiederlegung, machen den Schriftsteller als einen Lügner herunter, und beweisen, daß sie rothe Kleider gehabt haben. Wer die Wahrheit gar zu sorgfältig, bis auf die größten Kleinigkeiten, ausdehnt, der hat eben den Fehler in seinem Gemüths-Character, von dem ich jetzt gehandelt habe.

Es gibt gewisse kleine Umstände und Fälle, die einen so großen Einfluß auf das ganze Leben eines Menschen haben, daß sie es oft glücklich oder unglücklich machen. Wir finden den Einfluß dieser Kleinigkeiten selbst in dem Reiche der Natur. Es kommt oft auf etwas ganz geringes an, daß ein Baum

geräth, oder ausgeht, daß er gerade oder krumm wächst, und daß er wenig oder viel Früchte trägt. Mit dem Menschen ist es eben so. Ein Samen-Korn ist etwas sehr Kleines, allein es bringt oft ein sehr großes Gewächs hervor; und ein ganz geringer Eindruck zu gewissen Zeiten, etwa in der zarten Jugend, oder wenn unser Gemüth in besondern Bewegungen ist, thut eine erstaunende Wirkung. Wenn ein Jeder sein Leben in dieser Absicht untersuchte, die ersten Anfangs-Gründe der Dinge, die ihm wichtig sind, und darauf sein Wohl und Weh ankommt, gleichsam heraus zu graben: so würde er erstaunen, daß aus einem gemeiniglich so geringen Anfange so etwas Großes entstanden ist. Diese Kleinigkeiten sind von zweyerley Art: äusserliche, und innerliche. Durch die äusserlichen verstehe ich alles, was ausser unserer Seele vorgeht; gewisse Geberden, die einen Menschen angenehm und unangenehm machen; Umstände der Zeit und Gelegenheit, u. d. gl. Die innerlichen Umstände liegen in der Seele, und in ihren Fähigkeiten, gewisse Eindrücke zu empfangen, oder ihnen zu wiederstehen. Wenn ein Jeder sich untersuchen will, was ihn zu dem Beruf gebracht habe, den er hat, warum er arm oder reich, vornehm oder geringe sey, so weiß ich gewiß, daß sehr viele endlich auf eine von diesen beyden Arten der Kleinigkeiten kommen werden. Insbesondre werden diese Wahrheit diejenigen erkennen, die zu sehr heftigen Empfindungen aufgelegt sind. Die Eindrücke, welche sie zu gewissen Zeiten oft sehr zufällig erhalten, sind wie ein Blitz, der mit grausamen Donnern einschlägt, und eine entsetzliche Feuersbrunst verursachet. Seelen, die so geartet sind, sind, wenn sie gerühret werden, durch und durch gerührt; und alsdann sind sie geneigt und eilfertig, Entschlüsse zu fassen und Handlungen zu begehen, die oft von großen und zuweilen von entsetzlichen Folgen sind. Ein Mensch, der von einer Sache

heftig

heftig gerührt und gleichsam durchdrungen ist, ist nicht der geringsten Ueberlegung fähig; er glaubt, er könne nicht irren, und thut alsdann Dinge, die ihm zeitlich und ewig leid werden. Ich will z. B. nur des Ehe-Standes gedenken, der durch die heftigste Liebe angefangen ist, und sehr kläglich geführt wird. Der schöne Anblick, die süße Stimme, eine kleine artige Wendung des Leibes, hat oft einen Freyer zum Bräutigam, und auf sein ganzes Leben zum verdorbenen Mann gemacht. Heftige Gemüther werden durch unendliche Kleinigkeiten zu einer That bewogen, über deren Wirkung sie hernach selbst erstaunen und erschrecken.

Ein merkwürdiges Beyspiel einer äusserlichen Kleinigkeit, die einen großen Einfluß auf Krieg und Frieden in Europa hatte, finden wir in der englischen Geschichte. Da dieser Hof mit Frankreich in einen offenbaren Krieg verwickelt war, wobey aller Handel und Wandel mit Frankreich aufgehoben war, und alle französische Waren verbothen waren, hatte eine Dame, die eine große Macht über das Herz ihrer Monarchinn besaß, große Lust, einen Unter-Rock von französischem Zeuge zu tragen; und sie brachte es dahin, daß ein sehr gemißbilligter Friede geschlossen wurde.

Alle Geschichten sind voll solcher Begebenheiten; und Carthago wurde zerstöret, bloß weil Cato, oder wie der Mann sonst hieß, eine Hand voll schöner Feigen in den Sahl des römischen Rathhauses warf, und ausrief: Solche Feigen wachsen in Afrika! (s. Th. XII, S. 434, f.) Dieses bewog den Rath, der Republik zu Carthago, welche die billigsten Friedens-Vorschläge that, den Krieg anzukündigen, welcher sich durch Vertilgung dieses States, durch Zerstörung vieler Städte, durch Verwüstung vieler Länder, und durch den Tod von fast einer halben Million Menschen, endigte.

Man wird in der Geschichte hunderterley solche Kleinigkeiten finden, die Krieg erreget, und das Wohl und Wehe ganzer Länder verursachet haben. Wie oft ist nicht das menschliche Geschlecht ein Spiel bloßer geringschätziger Dinge gewesen! Manche große Geschichte ist durch ein wahres Nichts zur Wirklichkeit gekommen; und das Sprich-

Wort: Maxima de nihilo nascitur historia, ist in mehr als Einem Verstande wahr befunden worden. Es ist daher kein Wunder, wenn die Begebenheiten eines einzelnen Menschen sich oft von Kleinigkeiten herschreiben, und daß ein Wort, ein unvorsichtiger Scherz, ein ungefährer Zufall, ein hitziger Entschluß, seine wichtige Folgen auf eine ganze und lange Lebenszeit hinaus habe.

Kleinlich, ist nur im g. L. üblich, ein wenig klein, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, zart, schmächtig. Ein kleinliches Kind.

Im Oberd. kleisper, vermuthlich für kleinbar, kleinsbar, im Niederf. kleenlik, kneenlik, kleensen.

Kleinod, ein kleines, zartes Ding, im Gegensatze größerer Dinge seiner Art.

1. Ueberhaupt, wo dieses Wort noch in verschiedenen einzelen Fällen des gem. Lebens vorkommt. So nennen die Fleischer die Neben-Theile des geschlachteten Viehes, welche als eine Zulage mit verkauft werden, die Füße, den Kopf, die Kaldaunen und das Geschlinge, die Kleinode, oder Kleinodien.

In der leipziger Ordnung für die Land-Fleischer, von 1774, heißt es: es soll kein Fleischer die Kleinod bey der Bank feil haben, bey Verlust der Kleinod.

Im Erzgebirge werden die Garten-Gewächse das Kleinet, oder das Kleinod, genannt, wo das Wort ein Collectivum ist; und in andern Gegenden Ober-Sachsens sind die Kleinete, oder Kleined-Gärten, Kleined-Stücke, diejenigen Felder, oder Stücke Felder, welche mit Garten-Früchten bestellet werden. In noch weiterer Bedeutung wurden ehedem Eyer, Würste, Fleisch und allerley Eß-Waren Kleinet genannt, wovon Haltaus im Glossar. nachgesehen werden kann.

2. In engerer Bedeutung, kleiner Hausroth, kleine häusliche Werkzeuge; eine veraltete Bedeutung, in welcher in dem Sachsenspiegel Bürsten, Scheren, Spiegel, Kämme, Kleinode genannt werden. In ei-

einem andern alten Schriftsteller bey dem Frisch kommen silberne Schüsseln unter dem Nahmen der **silbernen Kleinote** vor.

3. In noch engerer Bedeutung, ein jedes kostbares kleines Stück dieser Art, so fern es zum Schmucke oder Putze dient; eine größtentheils gleichfalls veraltete Bedeutung. In der Wapen-Kunst werden die Helm-Zierrathen, als: Kronen, Hüte, Wülste, Küssen, Thiere, u. s. f. **Kleinode** oder **Helm-Kleinode** genannt.

Bey den ehemahligen Kampf- und Wett-Spielen, führte der ausgesetzte Preis den Nahmen des **Kleinode**, er mochte nun bestehen worin er wollte. **Die so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod, 1 Cor. 9, 24. Jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, Phil. 3, 14.**

4. In der engsten und noch nicht ganz veralteten Bedeutung, werden Edelsteine und aus Edelsteinen oder edeln Metallen verfertigte und zum Schmucke dienende Dinge, das Geschmeide, **Kleinode**, und im g. L. **Kleinodien**, genannt. **Abrahams Knecht zog hervor güldene und silberne Kleinod und Kleider, 1 Mos. 24, 53. Güldene und silberne Kostbarkeiten, Hr. Ritter Michaelis. Die güldene Kleinod, die ihr dem Herrn zum Schuldopfer gebt, 1 Sam. 6, 8. 15. Ihr Töchter Israel, weiner über Saul, der euch schmückte mit güldnen Kleinodien an euren Kleidern, 2 Sam. 1, 24.** Die **Reichs-Kleinodien**, der zur Reichs-Krone gehörige Schmuck, als ein symbolisches Zeichen der höchsten Gewalt und Würde; die goldene Krone, Scepter, u. s. f. Siehe im XXXII Th. S. 324, sgg. Im figürlichen Verstande auch eine kostbare, sehr schätzbare Sache, welche man mit aller Sorgfalt zu erhalten bemühet ist, oder bemühet seyn sollte.

Ehe-

Ehedem nur Kleinet, Kleinatt, mit dem Tone auf der ersten Sylbe, im Schwed. Kleinod, im Böhm. Klenot, im mittlern Lat. Clenodium und im mittlern Griech. Κλεινώδιον. Wachter und Frisch glauben, daß die letzte Hälfte das Suffixum heit sey, welches mit der Zeit in et, im Lat. in odium, und aus diesem im Deutschen wieder in od verwandelt worden ist. Allein, da die Alten wirklich ein Suffixum ode hatten, welches die Stelle des heit vertrat, indem Bettelode bey dem Notker Mendicitas ist: so ist es wahrscheinlicher, daß aus Kleinod mit der Zeit Kleinet geworden ist. Od ist ein sehr altes, fast in allen europäischen Sprachen befindliches Wort, welches überhaupt ein Gut, eine Sache, welche man besitzt, als ein Gut betrachtet, bedeutete, und mit seinen Ableitungen otag, reich, odagen begabt, u. a. m. bey unsern ältesten Schriftstellern häufig vorkommt. Heriotum, Hereotum, bedeutet im mittlern Lat. Kriegs-Geräth, Waffen, eigentlich Heer-Gut, Alledium, ein eigenthümliches angeerbtes Gut; Od, Oede, aber im ältern Schwedischen sehr oft den Schatz. Kleinod ist also überhaupt ein jedes kleineres Ding als ein Gut, eine Ware betrachtet, und in engerer Bedeutung der kleinere Schatz.

Unter Kleinode oder Kleinodien, Frauenzier, Geschmeide, oder Schmuck, in der letzten oder engsten Bedeutung, L. Mundus muliebris, Cleinodia, oder Cimelia, Fr. Joyaux, oder Pierreries, versteht man den sämmtlichen Frauen-Schmuck, d. i. alles, was von Golde und Edelsteinen, Perlen, Korallen-Schnüren, Ketten, Spangen, Ringen ꝛc. für das Frauenzimmer bereitet wird, und überhaupt entweder eine Arbeit der eigentlichen Geschmeide-Macher, oder auch wohl der Gold-Schmiede, und anderer dergleichen Künstler, davon sich dieser mit diesem, jener mit einem andern Stücke dieses weiblichen Schmuckes beschäftigt.

In Sachsen werden die Kleinode unter die Gerade gerechnet, wenn sie der Frau eigen gewesen, nicht aber, wenn sie ihr von dem Manne allein zum Ge-

brauche geliehen worden sind, ob sie gleich nach dem Tode unter ihren Sachen gefunden werden.

Siehe auch Geschmeide, im XVII Th. S. 487, f. und Juwele, im XXXI Th. S. 954, fgg.

Kleinode, goldene und mit Edelsteinen besetzte Ringe, und andere dergleichen kostbare Sachen, muß man in Büchsen, Schächtelchen oder Kästchen von ächtem Porzellane aufheben; und damit solche nicht zerbrechen mögen, kann man auch wohl noch Futterale von starkem Eisen-Bleche darüber machen lassen, und jene in diese einsetzen.

Diesen Vorschlag thut Hr. D. Glaser (*), und es veranlassete ihn dazu folgende Erfahrung. „Da ich," schreibt er: „ungefähr 14 Tage nach dem Brande, auf meiner „Brandstätte, in einer gewissen Gegend, wo ein Schrank „gestanden hatte, den da und dort noch immer glüenden „Schutt behutsam, jedoch mit vergeblich mir gemachter „Hoffnung, aufhacken und aus einander streuen ließ, um „vielleicht gewisse in Gold eingefaßte Diamante und andres dergleichen Geschmeide, so in einem Schächtelchen „gelegen, das im Schranke gestanden, und in großer Eile, „beym Schrecken und der davon entstandenen Vergessenheit, nicht war gerettet worden, wieder zu finden: so „zeigte sichs, daß weder silberne, noch messingene, eiserne, „stählerne und gläserne in und auf solchen Schranke gestandene oder gelegene Gefäße und andere Dinge von der „Gluth waren unversehrt geblieben, sondern theils ganz, „theils halb zerschmolzen, und theils sehr verbrannt, und „meistens verdorben, ja so gar Theeschalen von schlechtem „Porzellane zersprungen, oder verbrannt und unscheinbar „geworden waren, weil eine starke Menge von abgezogenem Branntweine, und viele mit Spiritus angestellte „Arzeneyen, auch destillierte Oehle und andere sehr brennbare Materien, so neben solchem Schranke waren aufbehalten worden, die Gluth sehr stark vermehret hatten. „Nur ein halbes Dutzend dresdnische feine und blau gemahlte Theeschalen, die in eben dem gedachten Schranke „gestanden, und allein die große Gluth ausgehalten hatten,

(*) In seinen, oben, S. 294, angeführten Vorschlägen ꝛc. S. 70, f.

„ten, wurden aus dem noch glüenden Schutte unversehrt „hervor gezogen, die noch schön und als noch ganz neu „aussahen; welche ich auch, zum traurigen Andenken sol„ches Brandes, noch habe, brauche und werth auf behal„ten werde.

„Wer aber die Kosten nicht daran wenden kann oder „will, sich Gefäße von solchem feinen Porzellane dazu an„zuschaffen, der kann sich dafür wenigstens eiserne oder ir„dene unverglasurte Gefäße, die im Feuer gut dauern, „zu deren Bereitung sich die Erde, welche zu den hessischen „Schmelztiegeln gebraucht wird, auch gut schicken möchte, „machen lassen und solche Kleinodien darin auf behalten; „doch bin ich nicht gut dafür, ob nicht die Gluth an man„chen Edelgesteinen, welche in diesen irdenen, oder auch in „eisernen Gefäßen auf behalten werden, die Farbe verän„dern könne, und werde. Es sind bey unsern Suhla„ischen Brande nicht wenige Kleinodien, wegen dieser Un„vorsichtigkeit, verloren gegangen, da fast alle Abgebrann„te ihr goldenes und silbernes, theils auch mit Edelgestei„nen versetzte Geschmeide, z. E. goldene Kettchen, Hals„Kreutzchen, Ohrengehänge, Ringe und dergleichen Dinge, „nur in zierlichen hölzernen, oder von andern verbrennli„chen Zeuge gemachten Schächtelchen oder Büchsen hatten „verwahret gehabt. Was nun davon in den Brand ge„kommen, davon hat man also hernach, unter dem Schut„te, das Wenigste wieder gefunden, zumahl da auch die „Wenigsten das Nachsuchen darüber zu rechter Zeit ange„stellet, auch nicht behörige Vorsichtigkeit, Behutsamkeit „und rechten Fleiß beym Nachsuchen angewendet haben."

Bey den westphälischen Bauern heißt **Kleinod**, kleine Noth, Klipp-Schulden und kleine Plagen.

Kleische, ein Fisch; s. **Kliesche**.

Kleise, Flachs-Seide, Cuscuta; s. Th. XIV, S. 5.

Kleister (*), (der) L. Glutinatorium, Fr. Colle, ein kleberiges Verbindungs-Mittel, doch nur in engerer

(*) Im Nieders. und Dän. Klister, im Schwed. Klister, im Böhm. Kleystr, bey den ältern Lateinern Glus, nachmahls Gluten, im mittlern Lat. Glis. Es stammet von dem noch im Holländ. üblichen klissen, klessen, kleben, Klesse und Klisse, eine Klette, her, welches wiederum mit Kley, zähe, fettige Erde,

Bedeutung, ein aus Mehle bereitetes Verbindungs-Mittel; ein Brey, in so fern er gebraucht wird, zwey Körper an einander zu kleiben; Mehl-Kleister, L. Gluten farinaceum, Puls glutinatoria, Fr. Colle de farine. In noch engerer Bedeutung führt zuweilen der aus Stärke oder Stärk-Mehle bereitete Brey diesen Nahmen, zum Unterschiede von der Pappe, welche aus Rocken-Mehle gemacht wird; Stärk-Kleister, Fr. Colle d'amidon.

Daher kleistern, mit einem Kleister befestigen, verbinden, L. glutinare, Fr. coller; besonders in den Zusammensetzungen: Ankleistern. Aufkleistern, einen Bogen Papier, einen Zettel u. s. f. aufkleistern. Bekleistern, vermittelst eines Kleisters mit etwas überziehen, etwas mit Papier bekleistern; figürlich, einer bösen Sache mit etwas einen guten Schein geben. Einkleistern, mit Kleister in etwas befestigen. Ueberkleistern, mit einem Kleister, oder auch vermittelst desselben, überziehen. Verkleistern, zukleistern, vermittelst eines Kleisters verschließen; ein Loch, die Fenster verkleistern; jemanden die Augen verkleistern, figürlich im g. L. ihn bestechen, ingl. ihm einen blauen Dunst vor die Augen machen; eine Oeffnung, ein Loch in einem Fenster zukleistern.

Ausser dem häuslichen Gebrauche des Kleisters, bedienen sich desselben verschiedene Künstler und Handwerker, insonderheit: Buchbinder, Kartenmacher, Mahler, Schuster, Weber ꝛc.

Den Buchbinder-Kleister kocht man von Kraft-Mehle oder weißer Stärke, weil solcher weit fester hält, als der von Weitzen-Mehle gemachte, wie

Erde, Kleben, Kleiben, u. s. f. Eines Geschlechtes ist. Im Nieders. ist Kluster, ein Klumpen, eine Masse mehrerer an einander hängender Dinge.

wie denn auch in den Stärk-Kleister die Würmer nicht so leicht kommen, als in den andern; daher nöthig ist, daß derselbe zu Büchern, welche lange in Bibliotheken stehen müssen, gebraucht werde; zu gemeinen Schul-Büchern, welche bald abgenutzet werden, kann es die andere Sorte verrichten. Man weicht eine hinlängliche Quantität feiner weißer Stärke mit etwas kaltem Wasser ein; doch muß man nicht mehr Wasser darauf gießen, als nöthig ist, daß die Stärke sich darin auflösen kann; es darf also keine Feuchtigkeit darauf fließen. Wenn man dem Wasser eine Stunde Zeit gelassen hat, sich in die Stücke der Stärke hinein zu ziehen, und dieselbe aufzulösen, so wird diese mit einem großen hölzernen Löffel, den man in der Altmark einen Schleif nennt, entwey gedrückt und zerrieben, so daß keine Klümper mehr darin sind, und es ein gleichförmiger wohl aufgelöseter Brey werde. Sodann thut man, verhältnißmäßig, etwas gestoßenen Alaun dazu, welcher das Sauerwerden des Kleisters, welches sich zur Sommers-Zeit wohl zuträgt, verhütet, denn dadurch würde derselbe wässerig und unbrauchbar werden. Hernach gießt man nur ein wenig lauliches Wasser hinzu, (weil das kalte den Kleister nicht gut steif werden lässet,) damit er ziemlich dünn werde; doch darf er nicht dünner seyn, als eine starke Mehl-Suppe. Zugleich muß man in einem Thee-Kessel kochendes Wasser bereit halten; dieses gießt man, während daß man mit der rechten Hand den dünnen Brey vermittelst des hölzernen Löffels umrührt, mit der linken schnell und in eins weg, ohne aufzuhören, in den Kleister-Napf (Fr. Jatte), auf jenen mehlsuppenähnlichen dünnen Brey, bis man merkt, daß derselbe klar wird und zusammen geht. Dann hört man mit dem Zugießen auf; es sey denn, daß man den Kleister nicht sogleich gebrauchen wollte, da man ihn denn ein wenig dünner machen kann. Von dem

Rande des Napfes streicht man nun mit dem Löffel alles ab, bringt es auf die Masse, und streicht auch diese damit eben. Hat nun der Kleister eine Weile gestanden, so hat er oben eine Haut bekommen, über welche man etwas Wasser laufen lässet, damit sie dadurch wieder geschmeidig werde. Wenn der Kleister hernach ganz kalt geworden ist, gießt man alles übrige Wasser rein ab, und zieht von der obern Haut so viel ab, daß nur so viel Kleister entblößet werde, als man fürs erste gebrauchen will, weil unter der Haut der Kleister frisch bleibt; die Haut selbst aber ist nicht zu gebrauchen.

Vom Kleister der Kartenmacher, s. im Art. Spiel-Karte.

Der Kleister der Mahler, wird aus Mehl und Wasser gemacht. Man gießt zu dem Mehle so lange Wasser hinzu, bis das Mehl wohl aufgelöset wird, und die Mischung wie ein trübes Wasser und etwas gräulich aussieht. Man setzt nachher das Gefäß über ein gelindes Feuer, und rührt die Composition so lange um, bis sie dick wird. Ohne diese Vorsicht würde das Mehl sich zu Boden setzen, und gleich anfangs dick werden und kochen, ohne Kleister zu machen. Um den Kleister zu verstärken, thut man, in verhältnißmäßiger Quantität, Knoblauch hinein, und gießt, zur Abhaltung der Würmer, einige Tropfen Essig darunter, wenn er dick zu werden anfängt. Die Mahler gebrauchen diesen Kleister zum Gründen der Leinwand, ehe sie den Farben-Grund darauf anlegen, und zum Abziehen der Gemählde auf neue Leinwand.

Vom Kleister, womit der Schuster die Lagen der Absätze über einander befestigt, s. im Art. Schuster.

Der Kleister, womit von dem Weber die Ketten-Fäden gesteift werden, ist in Leim-Wasser gekocht, und wird die Schlichte, Fr. Chas, genannt.

Von den meisten dieser Künstler und Professionisten, kann, zu Ersparung des Getreide-Mehles, Kartoffel-Mehl, (s. Th. XXXV, S. 313, fgg.) oder Mehl aus wilden Kastanien (s. eb. das. S. 340), genommen werden. Letzteres ist insonderheit den Buch-Bindern zu empfehlen, um zugleich dadurch die Bücher-Würmer abzuhalten.

Kleister-Aal, Kleister-Aelchen; s. im XXIX Th. S. 764, fgg.

Kleistern, s. oben, S. 340.

Klemm, ist nur im g. L. der Hochdeutschen für das mehr Oberdeutsche Klamm üblich. Das Wasser ward klemm, fing an zu mangeln, war schwer zu haben. Das Geld ist hier sehr klemm, schwer zu bekommen und zu erwerben. Geldklemme Zeiten. Wo es in noch weiterer Figur für bedrängte, schlechte Zeiten, in Ansehung der Sitten, steht. Siehe **Klamm**, im XXXIX Th. S. 336, f.

Klemm-Schlot, in den niedersächsischen Torf-Ländern, ein kleiner Wasser-Graben, das Wasser von dem Torfe dadurch abzuziehen.

Vielleicht von klemm, so fern es enge bedeutet. Siehe **Schlot**.

Klemme. (die) 1. Ein Werkzeug, etwas damit zu klemmen; z. B. ein eisernes Werkzeug der Korb-Macher, mit welchem die Rinde von den Weiden, gleich nach dem Abschneiden, wenn sie noch grün sind, abgestreifet wird; s. im Art. **Korb**. Dergleichen sind auch die Backen an dem Schraub-Stocke, Fr. Machoires d'étau, mords d'étau.

2. Ein enger Ort, ein enger Paß, wo mehrere durchreisende Personen gleichsam zusammen gedrücket oder geklemmet werden; doch nur im g. L. In die Klemme gerathen. Den Feind in der Klemme haben. Ingleichen nach einer noch weitern Figur, doch auch nur im g. L., ein bedrängter Zustand, Verlegen-

heit; L. Augustia, Fr. Presse Gêne. In der Klemme seyn, oder sitzen, zwischen Thür und Angel stecken, d. i. auf allen Seiten bedrängt seyn; sich in der größten Verlegenheit befinden, weil man zu der einen oder andern Extremität greifen muß, oder sich zwischen zween mächtigen Feinden befindet, u. d. gl. Fr. être à la gêne, être la gaufre dans une affaire. In die Klemme gerathen. Jemand in die Klemme bringen. Für Mangel, in welchem Verstande Matthesius Klemme an Brod sagt, ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich.

3. Ein Krampf der Muskeln, bey Menschen, welcher vornehmlich die Kinnbacken schließt; der Klemm-Fluß, die Mund-Klemme, Mund-Sperre, der Kinnbacken-Krampf, Kinnbacken-Zwang, Gr. und Lat. Trismus; s. im XXXVIII Th. S. 14, fgg.

Imgl. eine Krankheit der Thiere, insonderheit der Pferde, welche in einem Krampfe der Muskeln besteht, welcher den Vorderleib oder auch einen größern Theil des Körpers befällt, und nach und nach von einem Theile des Leibes zum andern weiter fortgeht; die Hirsch-Krankheit, Maul-Sperre; s. im XXIII Th. S. 764, fgg.

4. Im Nieders. bedeutet **Klemme** auch Kraft und Nachdruck in Worten und Handlungen. Eine Rede, welche keine Klemme hat, keinen Nachdruck.

Klemmen. 1. Sehr drücken, im g. L. Lat. arctare, constringere, Fr. etreindre, presser, pincer, serrer. Der Schuh, das Kleid klemmet mich.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, vermittelst zweyer harten Körper von beyden Seiten sehr drücken. **Sich klemmen**, oder sich den Finger klemmen, mit dem Finger zwischen zwey solche Körper gerathen. Sprichw. Wer sich zwischen Vettern und Freunde stecket, der klemmet sich.

So

So auch in den Zusammensetzungen. **Abklemmen**, durch Klemmen absondern; sich einen Finger abklemmen. **Anklemmen**, klemmend einer Sache nähern; einen an die Wand anklemmen, d. i. andrücken. **Beklemmen**, wie das einfache klemmen, in die Enge bringen und drücken, doch nur in der figürlichen Bedeutung, Verlegenheit, Beängstigung verursachen; sich in beklemmten Umständen befinden. Daher die **Beklemmung**, sowohl von der Handlung, als auch der Empfindung eines hohen Grades der Angst, wobey die Brust gleichsam zusammen gepresset wird.

Die Nieder-Sachsen brauchen für beklemmen und Beklemmung, benauen und Benautheit, von nau, genau, enge.

Einklemmen, in oder zwischen etwas klemmen; jemandes Finger einklemmen, zwischen der Thür.

Bey dem Wingbeck klemmen, bey dem Hornbeck chlamen, im Niederf. gleichfalls klemmen, im Schwed. klaemma. In einem andern, aber damit genau verwandten Verstande bedeutete es ehedem auch theils kleben, wie noch das Engl. clamm, theils mit Klauen oder Haken fest halten. Siehe **Klamm**, **Klammern** 2, und **Leim**, von welchem Worte es durch den vorgesetzten Gaumen-Laut gebildet worden ist. Ehedem wurde es irregulär abgewandelt, welche Form noch in beklommen üblich ist.

Klemmig, ist nur im Bergbaue für fest üblich. Klemmiges Gestein, festes Gestein.

Es ist von klammen, so fern es nicht nur drücken, sondern auch verbinden bedeutete. Siehe **Klamm** und **Klammgällig**.

Klempener, zusammen gezogen **Klempner**, L. Bractearius, Bracteator, Laminarius, Fr. Ferblantier, Taillandier en fer blanc, ein Handwerker, welcher allerley Geschirre und Arbeiten aus weißem oder gelben Bleche verfertigt, und im Oberd. Klampferer, Spängeler, Spängler, an andern Orten aber Klimperer, Klipper, Laternen-Macher, Flaschner,

Becken-Schläger, Blech-Schmid, genannt wird. An einigen Orten sind diese Handwerker noch von einander unterschieden, und da ist der Klempener in engerer Bedeutung, derjenige Handwerker dieser Art, welcher seine Arbeit mit weichem Lothe lothet.

Die Nahmen Klempener, Klämperer, Klipper, haben sie von dem Getöse, welches sie durch das Hämmern des Bleches auf dem Amboße machen. Siehe das folgende Klempern.

Der Klempener verfertigt aus Messing-Bleche und verzinntem Eisen-Bleche beynahe alle die Küchen- und Haus-Geräthe, die der Gold-Schmid aus Gold und Silber, und die Messing-Arbeiter massiv aus Messing gießen. Geschickte Klempener sind überdieß im Stande, alles, was nur ein Käufer verlangt, aus Blech zusammen zu setzen. Ihre meiste Arbeiten bestehen aus mehrern Stücken, die sie mit dem Winkelmaße und Zirkel zuschneiden, mit verschiedenen Instrumenten, insonderheit mit hölzernen und eisernen Hämmern, nach der Figur jedes Geschirres biegen, und durch Schnell-Loth oder durch das Falzen vereinigen.

Die vornehmsten Materialien, sind Messing-Blech, und verzinntes Eisen-Blech. Von der Verfertigung des Messing-Bleches, s. im V Th. S. 676, fgg. Der Messing-Hammer benennt einige Bleche nach dem Klempner, und diese, nebst dem Rollen-Bleche, sind es, welche dieser Professionist verarbeitet. Er kauft von der ersten Art die Bleche No. 12 bis 17, worunter No. 17 die feinste ist, und bezahlt 1 Pfund mit 12 Groschen. Diese dünne Bleche würden durch die Gluth verzehret werden, wenn der Klempener dieselben mit Schlag-Loth vereinigen wollte. Er löthet daher stets mit dem Löth-Kolben. Aus eben der Ursache sind die Becken-Schläger genöthigt, diejenigen Stücke, welche zwey Mahl gelöthet werden müssen, ein

ein Mahl mit Schnell = Loth zu löthen, ungeachtet sie weit stärkere Bleche verarbeiten; z. B. das Seiten-Blech einer Zucker = Dose wird durch Schlag = Loth vereinigt, die Füße aber werden nur mit dem Löth-Kolben angelöthet.

Von dem verzinnten Eisen = Bleche, und dessen Bereitung, wie auch dem schwarzen oder unverzinnten Bleche, s. im V Th. S. 660, fgg.

Die übrigen Materialien, sind: Zinn und Bley, zum Schnell = Loth; Colophonium, zum Löthen; Borax, zum Verzinnen, und Messing = Draht, zu Bügeln. 1 Pfund von dem letztern kostet 12 Gr. Eisen = Draht wird um den obern Rand vieler Geschirre gelegt. Man kauft ihn in Ringen; 1 Pfund feiner kostet 5, und grober 4 Gr.

Die dem Klempner eigenen Werkzeuge, sind folgende. Der Löth = Ofen, ein cylindrischer Wind-Ofen von Eisen = Blech, mit einer eisernen Röhre, die den Rauch durch ein Fenster abführt. Seine Größe richtet sich nach dem Raume der Werkstätte. Die großen fressen mehr Kohlen, als die kleinen, und beyde thun einerley Dienste. In diesem Ofen erwärmt der Klempener den Löth = Kolben, eine an einer eisernen Stange befestigte vierseitige abgestumpfte Pyramide von Kupfer, welche vorn, womit man streicht, schmähler als hinten, ist; Fig. 2186. Bloß die schmahle vierseitige Spitze des Kolbens wird verzinnt, und an das Loth gestrichen. Das Colophonium zum Löthen, und der Salmiak zum Verzinnen, werden in besondern Büchsen aufbehalten. Das Loth der Klempener besteht aus gleichen Theilen Zinn und Bley. Nimmt man Probe = Zinn, so vermindert man den Zusatz des Bleyes, weil dieses ohnehin schon wenigstens zum 10ten Theil Bley ist. Wenn der Klempener zwey Stücke zusammen löthen will, schüttet er gepülvertes Geigen = Harz (Colophonium) aus der Harz-

Büchse Fig. 2187, auf die Naht des Bleches oder Messings, wovon das Zinn leichter fließt, und wodurch ein genauer Zusammenhang der gelötheten Theile bewirket wird. Wenn die Fuge solcher Gestalt mit dem Harz-Pulver bestreuet worden ist, nimmt man, mit der Spitze des Löth-Kolbens, welcher im Löth-Ofen heiß gemacht ist, von der länglich runden Platte des Lothes einen Tropfen Loth ab, und streicht die verzinnte Kolben-Spitze über die Fuge, so fließt das Zinn hinein, greift an, erkaltet, und hält beyde Theile zusammen.

Wenn Messing verzinnet werden soll, wird dasselbe auf derjenigen Seite, wo dieses geschehen soll, welches man seine linke Seite nennt, von aller Unreinigkeit gesäubert. Alsdann wird die glatte oder polierte Seite mit nasser Kreide bestrichen, damit nicht etwa überlaufendes Zinn an derselben haften möge; auch wird sie nach der Verzinnung, oder wenn sie von den Kohlen angelaufen ist, mit Baumöhle wieder abgeputzet. Das Messing muß recht warm, doch nicht glühend, oder zu heiß, seyn, wenn es nicht schwarz werden soll. Das geschmolzene Zinn lässet man tropfenweise auf ein kaltes Eisen fallen, damit dieses Zinn, wenn man es auf das warme Messing legt, desto leichter schmelze. So bald das Zinn auf dem Messinge fließt, streuet man ein wenig gestoßenen Salmiak, aus einer löcherigen Büchse pudernd auf das Messing, wovon im Messinge rothe Flecken entstehen. Wenn man alsdann mit Werg das Zinn auf die rothen Flecken reibt, legt es sich sogleich an das Messing an. Der Ueberfluß wird mit Werg abgerieben, und solcher Gestalt das fließende Zinn überall auf das Messing ausgebreitet. Zu dieser Arbeit wird gemeiniglich nur Probe-Zinn genommen; Geschirre von Wichtigkeit erfordern englisches Zinn.

Wenn der Klempener Geschirre, die zum Feuer gesetzt werden sollen, verfertigt, so muß er sich des

Schlag-

Schlag-Lothes, welches die Gelbgießer fertig haben, bedienen; andere messingene Waren verlöthet er mit eben dem Lothe, dessen er sich bey dem schwarzen Bleche bedient, wodurch er die Arbeit abkürzt.

Fig. 2188 ist der blecherne Löth-Ofen der Klempener. a, das angelehnte Blech. b, eine Gieß-Kelle. c, der in dem Ofen zum Löthen erhitzte Löth-Kolben. d, die Röhre, die den Rauch abführen muß. e, die Salmiak-Büchse.

Auf der Werk-Bank, einer gewöhnlichen hölzernen Bank, liegen die kleinern Werkzeuge des Klempeners. Sie ist mit einer Leiste umgeben, an welcher viereckige Löcher in den Tisch gemeißelt sind, worein die Angeln kleiner Polier-Stöcke und Sperr-Hörner gesteckt werden.

Der Klempener gebraucht Blech-Scheren, Fig. 2189, von verschiedener Größe, mit starken Backen, um die Eisen- und Messing-Bleche nach seinen Absichten zu zerschneiden. Ferner Winkel-Eisen, um Sachen rechtwinkelig zusammen zu setzen. Das Werk-Bley, Fig. 2190, ist eine vierkantige, mit Zinn versetzte, bleyerne Platte, worauf der Professionist das Messing legt, die Verzier- und Durchbruchs-Meißel ansetzt, und solche mit dem großen Bley-Hammer in das Bley treibt, um in das Messing tiefe Zierrathen hinein zu bringen. Siehe im V Th. S. 698, f. Die Hämmer des Klempeners, als: den Polier- Klopf- Treibe- Teller- Schlicht- Bley- (oder Durchschlag-) und Sieb-Hammer, findet man im XXI Th. S. 334, f. beschrieben, und in Fig. 1197 bis 1203 abgebildet. Der Bley-Hammer hat eine runde Bahn. Sonst treibt der Klempener seine bunte Arbeiten auf dem Werk-Bleye, oder Kitt-Stocke, mit Punzen bildhauerisch heraus. Die Zeichnung wird auf der linken Seite vorgeschlagen, und hernach

nach mit Meißeln und Punzen auf der rechten Seite nachgearbeitet.

Wenn man Sachen polieren oder zum Glanze schlagen will, nimmt man einen kleinen verstählten und glatten Amboß, und einen ebenfalls verstählten Hammer; beyde müssen blank und spiegelglatt seyn, daher der Amboß, Fig. 2191, Polier-Stock, und der Hammer Polier-Hammer, heißt; letzterer ist an seiner Bahn rund, bauchig, und mit Zinn-Asche und Branntwein, oder mit Blutstein, poliert. Will man nun Blech oder Messing dadurch poliert heraus bringen, und zum Glanze schlagen, so legt man dasselbe zweyfach zusammen, die beyden linken Seiten einwärts gegen einander gekehrt, und bringt es auf den Polier-Stock, welcher die rechte Seite als eine blanke Unterlage glättet, während daß die zweyte oben hinauf gewandte rechte Seite von dem Polier-Hammer glänzend geschlagen wird.

Auf dem Sperr-Haken, welcher auch das Sperr-Horn, imgl. der Horn-Amboß genannt wird, einem Amboße mit zwey Haken, oder krummen spitzigen Haken, werden Sachen zu Ringen umgebogen, oder gewölbet. Man hat ihn von verschiedener Gestalt. Mit dem Schlicht-Hammer von viereckiger Bahn, werden ebene Sachen glatt geschlagen. Der Planier- (Gleichzieh-) Hammer, von Gestalt des Polier-Hammers, wird zu flachen Polituren gebraucht. Der Teller-Hammer dient zum Schlichten, ist poliert, von länglich runder Bahn, in verschiedener Größe. Wenn Sachen einen Bauch bekommen, oder rund gewölbt werden sollen, wird das Blech, welches man in Arbeit nimmt, mit einem hölzernen Hammer auf dem Sperr-Haken rund geschlagen, wozu man noch verschiedene eiserne Cylinder braucht, wenn die Arbeit eine Röhre betrifft.

Die

Die Treibe-Hämmer dienen, mit ihren gewölbten, runden oder länglich runden Enden, gerade Stücke Blech, rund, oder zu dem Abschnitte einer Kugel, heraus zu treiben.

Der eiserne Senk-Stock, oder Siek-Stock, Fig. 2192, ist ein tragbarer Amboß, oben mit allerley Reifen ausgefeilt, nachdem die Gesimse oder Gesims-Glieder, welche der Professionist Sieken nennt, und andere an den Gefäßen anzubringende Zierrathen, es erfordern. Man hat zu jeder Art von Furchen auch besondere einpassende Hämmer, um damit die vorgezeichneten Stellen des Messings in die bestimmten Furchen zu treiben. Wenn ein Stück steif und stark werden soll, oder wenn man an Stellen einen eisernen Draht einlegen und verbergen will, schlägt man dazu vorher die Furchen in das Messing auf dem Senk-Stocke ein.

Der Kreutz-Stock, ist ein Amboß, Sachen von Messing- oder Eisen-Bleche darauf umzuschlagen. Dieses Umbiegen geschieht bey schmahlen Sachen auf dem Umschlag-Eisen, Fig. 2193; dieses ist 9 Z. lang, und hat an einem Ende eine Angel, weil man es bey dem Gebrauche in einen Klotz steckt. An dem obern Ende ist ein breites und stumpfes Eisen, gleich einem Meißel. Man legt auf diese stumpfe Schärfe die Bleche, wenn sie umgebogen werden, und hierdurch eine Kante erhalten sollen. Ist die meißelartige Schärfe dieses Eisens länger und rechtwinkelig auswärts gebogen, so wird es ein Börtel-Eisen, Fig. 2194, genannt, weil der Klempener den Umfang der runden Böden eines Geschirres, z. B. eines Durchschlages, auf dieses Eisen legt, wenn er ihnen einen Bord, d. i. eine Zarge, geben will, worein ein Seiten-Blech eingesetzet und verlöthet werden soll.

Die Meißel des Klempeners sind folgende. 1. Die Scharf-Meißel, sind gewöhnlich kleine und

ge-

geschärfte Meißel. Der Professionist schlägt hiermit auf dem Werk-Bleye die Löcher der durchbrochenen Arbeit aus; und daher besitzt er Meißel dieser Art mit breiten und schmahlen Schärfen. 2. Die Flächel-Meißel, Fig. 219 a), sind eigentlich nichts anders, als starke Grabstichel, ausser daß sie vorn nicht eine Spitze, sondern eine schräge Fläche haben, wovon sie auch den Nahmen führen. Der Klempener graviert hiermit auf dem Bleche, und nennt dieses flächeln. 3. Die Putz-Meißel, haben abgekürzte Spitzen, womit Löcher, z. B. in den Boden eines Durchschlages, gemacht werden. Man legt den Boden des Durchschlages auf das Werk-Bley, schlägt die Löcher mit dem Putz- oder Durchschlag-Meißel durch, ebnet den Grath mit dem Durchschlag-Hammer, löthet das Seiten-Blech aus zwey runden Hälften zusammen, gibt dem ausgetriebenen und durchlöcherten Boden mit dem Börtel-Eisen eine Zarge, setzt diese in das Seiten-Blech ein, und vereinigt beyde Theile mit Schnell-Lothe. 4. Die Durchbrech-Meißel, b sind kleine Stämpel; denn auf dem einen Ende sind Sterne und andere kleine Figuren ausgeschnitten, die man zur Zierde in das Blech abdruckt. 5. Die Karniffel-Meißel, c, gleichen den runden Meißeln, oder so genannten Hauern; und auf jedem Ende steht auch wohl ein kleiner Zacken, um damit punctierte Kreise auf das Blech zu schlagen. 6. Die Zier-Meißel, oder Verzier-Meißel, d, sind ebenfalls runde und halbrunde Hauer mit Zähnen. 7. Die Buckel-Meißel, e, sind Bunzen, womit erhabene Figuren auf dem Bleche ausgetrieben werden. Mit den runden Meißeln, oder so genannten Hauern, werden Löcher in die Bleche geschlagen, z. B. das Loch, worin die Röhre an einer Gieß-Kanne eingesetzet werden soll.

Mit dem Nagel-Eisen verfertigt der Klempener, Nägel, wie der Kupfer-Schmid. Er rollt nähmlich

die

die Bleche zusammen, steckt sie in ein Loch des Nagel-Eisens, und gibt ihnen mit dem Hammer einen Kopf.

Die Klempener nennen ihre spitzige Durchschläge, womit sie Löcher beym Nageln und Nieten in das Blech schlagen, Stämmpolen, Fig. 2196.

Das Faust-Eisen, Fig. 2197, ist ein rundes, oben kolbiges Eisen, fast wie eine Faust, Sachen darauf zu Buckeln zu schlagen.

Von Zangen hat dieser Professionist Falz- Spitz- und Verzinn-Zangen. Die Falz-Zange, Fig. 2198 a), hat breite Kneipen, weil man hiermit die Bleche falzt oder umbiegt. Einige sind nur klein, andere aber stark und lang. Die Spitz-Zange, Fig. 2198 b), hat runde Kneipen, womit das Blech und der Draht rund gebogen werden. Die Verzinn-Zange, womit man das Blech aus der Verzinn-Pfanne zieht, ist wie eine Schmiede-Zange gestaltet.

Das Polieren erfordert allerley Gärber-Stähle, fig. 2199, um dasjenige, was der Hammer nicht polieren kann, glatt zu reiben. Das Polieren geschieht drehend, mit Oehl und Tripel.

Das verzinnte und das Messing-Blech werden auf einerley Art verarbeitet, wenige Fälle ausgenommen. Die Sprödigkeit des verzinnten Eisen-Bleches hindert, daß es sich nicht, wie das Messing-Blech, kalt unter dem Hammer ausstrecken lässet; daher kann man auch dem erstern keine runde, sondern bloß eine eckige Kante geben, weil bey runden Kanten das Metall nachgeben muß. Schlechte Stücke von weißem Bleche, als: Laternen, gemeine Lampen, Löffel ꝛc. werden auch nicht mit dem Polier-Hammer geebnet. In den übrigen Fällen bleibt sich die Bearbeitung in beyden Blechen gleich. Der Klempener bearbeitet sie aber theils zur Festigkeit und Zierde der Gebäude,

theils zu kleinen Waren, die er in einem Laden oder in einer Bude zum Verkauf ausstellt.

Bey dem Baue eines Gebäudes, deckt der Klempener mit verzinntem oder schwarzem Eisen-Bleche, (s. im VIII Th. S. 610) verfertigt die Wasser-Rinnen an den Dächern, (s. im V Th. S. 671, fgg.) und hält durch Vorschläge von Eisen-Blech die Nässe ab, z. B. von dem Wetter-Boden der Thürme.

Zum Behuf der Truppen im Kriege verfertigen die Klempener auch Pontons zu den Schiff-Brücken. Gewöhnlich aber verfertigen sie nur aus Eisen- und Messing-Bleche verschiedene Haus-Geräthe, wovon wenige aus dem Ganzen geschlagen, und die meisten aus einigen Theilen durch das Falzen und Löthen zusammen gesetzet werden. Unverzinntes Eisen-Blech wird selten verarbeitet.

Die erste Arbeit bey allen verzinnten Eisen- oder Messing-Blechen zu feinen Waren, ist, daß sie ausgezogen, d. i. unter dem Hammer aus dem Groben poliert werden. Die Bleche werden vorher mit gepülverter Kreide und einem leinenen Tuche abgerieben, und alsdann auf den Polier-Stock gebracht, wo jederzeit zwey Bleche zugleich ausgezogen werden. Bey dem Messing-Bleche berühren sich die beyden polierten Seiten, und der Polier-Hammer fällt dabey bald auf die eine, bald auf die andere der unpolierten Seiten. Wenn der Polier-Hammer mit der runden Bahn das Seinige gethan hat, ebnet der Planier-Hammer mit seiner geraden Bahn das Blech völlig. Die Stücke eines Geräthes, welches aus Blech zusammen gesetzt werden soll, werden hierauf nach dem Zirkel und Winkel-Maße zugeschnitten, auf dem Sperr-Haken, wenn es nöthig ist, zu einem Cylinder geschlagen, und mit Schnell-Loth zusammen gelöthet. Was bey dem Gebrauche der Gewalt des Feuers ausgesetzt ist, würde kein Schnell-Loth vertragen,

gen, sondern muß durch einen Falz und durch Nägel vereiniget werden. Indessen kommen in dieser Werkstätte viele Fälle vor, wo man das Blech nicht völlig so brauchen kann, wie es ist, sondern die Handgriffe des Kupfer-Schmiedes zu Hülfe nehmen muß, welches in allen denen Fällen Statt findet, wo ein Theil eines Geräthes bauchig ist, oder die Gestalt einer Schale hat, in welchem Falle der Klempener einen solchen Theil aus einer von dem Messing-Hammer erhaltenen Schale auftiefen muß, um ihm die verlangte Gestalt zu geben. Es geschieht solches erst mit einem hölzernen Hammer, und hernach mit dem Treibe-Hammer, worauf der Teller- und Schlicht-Hammer, die aufgetiefte Fläche ebnen. Das Auftiefen findet nur bey dem Messing-Bleche Statt.

Von Eisen-Bleche verfertigen die Klempener: Thee-Maschinen, Thee-Kessel, Kaffe-Kannen, Eimer von allerley Größe, Gieß-Kannen, kleine Blumen-Kannen, Spreng-Trichter, Salat-Eimer, Fisch-Eimer, Stiel- oder Stock-Laternen, große Laternen mit vier Horn-Tafeln, andere Laternen, Wand-Laternen, Blend-Laternen, zusammen gelegte Taschen-Laternen, Salz-Fäßchen, allerley Stürzen, Durchseiher, Reib-Eisen, Anrichter, Blaker, Blaker-Leuchter, viereckige Leuchter, Trichter-Leuchter, Schaum-Löffel, große Vorlege-Löffel, Salat-Durchschläge, Thee-Breter, Thee-Kannen, Thee-Büchsen, Zucker-Dosen, Schreibe-Zeuge, Feuer-Gieken, Wage-Schalen, Stall-Blaker, Bier- und Wein-Heber, Tobacks-Dosen, Lichtscheren-Kästchen, Quart-Nößel- und halbes Nößel-Maße, Branntwein-Mäßchen, Trichter, Spar-Büchsen, Gewürz-Kästchen, große und kleine Geld-Büchsen, Muskaten-Reiber, Nadel-Büchsen, Pomaden-Büchschen, Klapper-Büchsen, Vogel-Näpfe, Schrank-Bleche, Topf-Deckel, Licht-Knechte, Kinder-Becher, Kinder-Kannen und Spielzeug, Feuer-

Töpfe, Patronen, Kutsch-Bleche, Tobacks-Raspeln, Barbier-Becken, Barbier-Flaschen, Spiegel-Lampen, Schul-Lampen, Nacht-Lampen, Bader-Lampen, Licht-Formen, Eyerkäse-Formen, Torten-Formen, Bretspiel-Leuchter, Tobacks-Büchsen, Puder-Büchsen, Wachsstock-Büchsen, Seifkugel-Büchsen, Feder-Büchsen (Pennäle), Feuerzeug-Kästchen, Licht-Dämpfer, Pfeifen-Futterale, Wasser-Kellen, Stuben-Sprenger, Pulver-Flaschen, Baumöhl-Ständer, Kuchen-Spritzen, Glas-Deckel, Nacht-Töpfe, u. s. f.

Von Messing-Bleche befinden sich unter den Klempener-Waren allerley Kirchen-Geräthe, welche in Altar-Leuchtern mit und ohne Arme, Kelchen, Blumen-Töpfen, Oblaten-Schachteln, Wein-Kannen, Becken, Tauf-Schüsseln, Kron-Leuchtern von geschlagenem Messing, Monstranzen, Weih- und Räucher-Gefäßen, Salben-Büchsen, Lampen des so genannten ewigen Lichtes ꝛc. bestehen; und von andern Geräthen: allerley Leuchter, Tisch-Blätter, Spiegel- und Bilder-Rahmen von getriebener Arbeit, Spiritus-Studier-Nachteinsetz-Lampen, Reise-Kessel, in welchen man, währendem Fahren, Wasser mit Spiritus zum Kochen bringen, Kaffe kochen ꝛc. kann, Bett-Wärmer, Butter-Stecher, Stech-Becken, u. d. gl.

Die Klempener gehören unter diejenigen Handwerker, die in einem State, besonders aber in großen Ländern, unentbehrlich sind. Es ist keine Haushaltung, weder in den Städten, noch auf dem Lande, welche nicht verschiedenes Haus-Geräth von Blech nöthig haben sollte. Was für eine Summe Geldes würde demnach nicht für blecherne Waren aus dem Lande gehen, wenn dasselbe keine eigene Klempener haben sollte! Man sieht dieses in den kleinen deutschen

schen Ländern, wo die benachbarten fremden Klempener auf den Jahrmärkten der kleinen Städte alle ihre Waren in einer Stunde los werden, und viel Geld mit fort schleppen; wobey auch noch diese Beschwerlichkeit sich mit einfindet, daß die Käufer, die dergleichen Waren nicht entbehren können, ihnen, unter dem Vorwande des gestiegenen Blech-Preises, dafür bezahlen müssen, was sie fordern. Der Klempener wird einem großen State, welcher oft in Krieg verwickelt wird, auch aus der Ursache nothwendig und unentbehrlich, weil er nicht allein die unzählig vielen Feld-Flaschen für die Armee, sondern auch die Pontons zu den Schiff-Brücken verfertigt, auch in großen Städten die blechernen Dach-Rinnen macht, und die Dächer der Kirchen, Thürme und großen Palläste, mit Eisen-Bleche deckt. Und wenn in einem State Blech-Hämmer vorhanden sind, so dienen die Klempener denselben zu großer Beförderung, indem sie den Absatz des Bleches vermehren helfen. Ja, wenn auch keine Blech-Hämmer sind, und wo man sich des ausländischen Bleches bedienen muß, da bleibt der Klempener allemahl ein nützlicher Professionist, und sein Gewerbe allemahl einträglich, weil seine Arbeit den Werth des Bleches selbst gemeiniglich übersteigt.

Der Klempener bedarf keiner großen Unterstützung von Seiten der Regierung, indem er zu seiner Profession eben keine große Anlage und Vorschuß an Gelde nöthig hat. Sein Handwerkszeug besteht, wie aus der obigen Beschreibung zu ersehen ist, in wenigen und gar nicht kostbaren Stücken; und seine vornehmste und wichtigste Materialien sind Eisen- und Messing-Blech, welches er gemeiniglich in kleinen Quantitäten kauft. Zuweilen verzinnet er sein Eisen-Blech selbst; daß er aber seine Waren ganz aus schwarzem Bleche völlig verfertigen, und sie hernach erst, also verfertigt, verzinnen soll, wie du Hamel und von Justi in Vor-

schlag gebracht haben, ist bey den allerwenigsten Waren anwendbar. Die vornehmste Unterstützung der Klempener würde darin bestehen, daß, wie in den kön. preußischen Landen geschehen ist (*), die Einfuhre aller ausländischen Klempener-Waren gänzlich verbothen wird; diese Unterstützung gereicht dem State selbst zum Nutzen.

Die Klempener haben ein geschenktes Handwerk, und es bekommen in der Mark Brandenburg in den kleinen Städten die einwandernden Gesellen 4 Groschen zum Geschenk, in Berlin aber freye Zehrung auf der Herberge, bis sich ein Meister für sie findet. Ohne alle Unkosten lernt ein Lehrbursch das Handwerk in sechs Jahren; kann er aber seinem Meister auf irgend eine Art Vergütigung geben, so wird er nach vier Jahren losgesprochen. Gesellen wandern, wie bey allen übrigen Professionisten, wenigstens drey Jahr. Das festgesetzte Meisterstück ist, nach Sprengel, eine große und künstlich ausgearbeitete Laterne von Messing, eine Studier-Lampe, und ein drittes Stück, welches der angehende Meister sich wählen kann; nach Hrn. Prof. Halle aber: eine Lampe, eine Straßen-Laterne, und eine zierliche große Haus-Laterne.

Die Klempener haben auch ein kramendes Handwerk, so, daß sie sowohl in derjenigen Stadt, wo sie wohnen, einen Kram-Laden halten und darin ihre Waren verkaufen, als auch die Jahrmärkte anderer Städte beziehen dürfen. Zuweilen wird ihnen das Recht zugestanden, daß, wenn in Jahr- und Wochen-Märkten um die Stände gelöset wird, die eingezünfteten Klempener den fremden vorgehen, und vor letztern die

(*) Vermöge der Verordnungen v. 7 May 1765, und 24 Jun. 1768, im Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt; 21 Oct. 1768, in Berlin und der Mark Brandenburg.

die Vor-Stände haben. Den Glasern dürfen die Klempener an einigen Orten nicht in das Handwerk fallen, und dürfen daher die Gläser in den Laternen nicht selbst einsetzen, sondern müssen selbige von den Glasern einsetzen lassen (*).

General-Privilegium und Gildebrief des Klempner-Gewerks in der Chur- und Mark Brandenburg dies- und jenseits der Oder und Elbe, insonderheit des Klempner-Gewerks in Berlin, d. d. Berl. d. 16 Nov. 1734, st. in Mylius Corp. Const. March. 5 Th. 2 Abth. Anh. No. 21, Col. 233 — 242.

General-Privilegium und Gildebrief des Klempner-Gewerks im Königreich Preussen, litthauischen Departements, insonderheit dessen der Stadt Tilsit, d. d. Berl. d. 25 Jul. 1752, im Nov. Corp Const. March. Th. 1, Col. 1159

Herzogl. Würtembergischer Freyheitsbrief vor das Spenglerhandwerk, v. 11 Mart. 1555, und confirmirt unterm 11 Jul. 1747.

In Dresden haben die Klempener (oder, wie sie daselbst genannt werden, Klemperer,) unter d. 13 Febr. 1764, folgende Taxe bekommen:

	Th	Gr	Pf.	bis	Th	Gr	Pf.
Ein messingenes Kaffebret, nach Proportion der Größe - - 2,	3	—	—		3	12	—
Eine ordinäre Kaffekanne, worein eine Kanne Wasser geht - -	1	—	—		1	2	—
Eine dergleichen von einer halben Kanne - - - - - - - -	—	16	—		—	18	—
Eine dergleichen von einer viertel Kanne - - - - - - - - -	—	—	—		—	10	—
Eine Zuckerschale zu 1 Pfund Zucker	1	8	—		1	10	—
Eine kleinere - - - - - - - - -	—	—	—		—	16	—
Ein Leuchter von Messingblech -	—	12	—		—	16	—
Ein Lichtknecht von dergleichen Blech	—	4	—		—	5	—
Ein Kannenmaß von weißem Blech	—	—	—		—	5	—
Eines von ½ Kanne - - - - -	—	—	—		—	2	6
Ein ordinärer Bierheber - - -	—	3	—		—	4	—
Ein Trichter mit aufgesetztem Rand 2/3	—	4	—		—	6	—
Eine Fuhrmannslaterne mit Horn	—	12	—		—	18	—

(*) S. Göttingische Policeyverordnung, v. J. 1758, in den hannover. Anzeigen von demf. Jahre.

	Th	Gr	Pf	bis	Th	Gr	Pf
Eine Elle schwarze starke Ofenröhre von 5½ Zoll weit	—	10	—		—	11	—
Eine Elle von dergleichen Blech, von 5 Zoll weit	—	8	—		—	10	—
Eine Elle von 4 Zoll weit	—	7	—		—	8	—
Eine Elle Dachrinne von weißem verzinnten Doppelblech, die unterhängen	—	10	—		—	12	—
Eine Elle dergleichen so aufs Dach kommen	—	15	—		—	16	—
Ein Reibeisen auf Holz	—	2	—		—	3	—
Ein Durchschlag	—	2	—		—	3	—

Gottfr. Schmieders des Churfürstenth. Sachsen allgemeine und der Residenzstadt Dresden besondere Policey-Verfassung, (Dresd. 1774, gr. 8.) S. 603, f.

Aus nachstehender berliner Taxe, v. 1 Febr. 1771, wird man die Klempener-Waren ausführlicher ersehen.

Von Messing.	Th	Gr	Pf.	bis	Th	Gr	Pf.
Ein großer Fisch- oder Salat-Eimer, nachdem solcher stark und gut gearbeitet	1	14	—		2	—	—
Eine Feuer-Stube	1	8	—		1	20	—
Eine große Salz-Meste ordinärer Façon	1	20	—		2	—	—
Eine kleinere dergleichen	1	12	—		1	20	—
Eine große Schüssel-Stürze	1	8	—		1	12	—
Eine dergleichen kleinere	1	4	—		1	8	—
Eine dergleichen noch kleinere	—	20	—		1	—	—
Eine dergleichen zur Assiette	—	18	—		—	20	—
Eine ordinäre Teller-Stürze	—	16	—		—	18	—
Ein großer Durchschlag	1	—	—		1	4	—
Ein kleiner dergleichen	—	16	—		—	20	—
Ein Reibe-Eisen	—	12	—		—	14	—
Ein Mittel-Reibe-Eisen	—	10	—		—	12	—
Ein noch kleineres dergleichen	—	6	—		—	10	—
Ein großer Anrichter	—	12	—		—	14	—
Ein dergleichen kleinerer, nach Proportion	—	6	—		—	12	—

Eine

	Th	Gr	Pf.	bis	Th	Gr	Pf.
Eine große Schaum- oder Braten-Kelle	—	10	—		—	12	—
Eine mittlere dergleichen	—	8	—		—	10	—
Eine kleinere dergleichen	—	6	—		—	8	—
Ein großer Aufschiebe-Leuchter	—	16	—		—	18	—
Ein kleinerer dergleichen, nach Proportion	—	10	—		—	16	—
Ein großer Hand-Blaker	—	12	—		—	14	—
Ein kleinerer dergleichen	—	8	—		—	12	—
Ein ganz kleiner	—	6	—		—	8	—
Eine Nacht-Lampe	—	8	—		—	10	—
Ein Leuchter-Knecht	—	2	—		—	3	—
Eine große Hand-Laterne mit 4 Glas-Scheiben, nach unterschiedenen Sorten	2	—	—		5	—	—
Eine Taschen-Laterne mit 3 Scheiben	1	8	—		1	20	—
Eine dergleichen mit 1 Scheibe	—	20	—		1	4	—
Eine zusammengelegte, imgleichen eine Buch-Laterne	1	8	—		1	16	—
Eine Thee-Maschine	5	—	—		8	—	—
Ein großes Thee-Bret	2	—	—		4	—	—
Ein mittleres und kleines, nach Proportion	1	8	—		2	—	—
Ein großer Thee-Kessel	3	—	—		3	12	—
Ein mittlerer dergleichen	2	12	—		3	—	—
Ein dergleichen kleiner	—	20	—		1	—	—
Ein Zieh-Topf	—	16	—		—	20	—
Ein ganz kleiner	—	12	—		—	16	—
Eine große Thee-Dose zu 1 Pfund	1	8	—		1	12	—
Eine dergleichen zu $\frac{1}{2}$ Pfund	—	20	—		1	—	—
Eine dergleichen zu $\frac{1}{4}$ Pfund	—	12	—		—	16	—
Eine dergleichen zu $\frac{1}{8}$ Pfund	—	8	—		—	10	—
Eine ordinäre große Kaffe-Kanne	1	4	—		1	8	—
Eine dergleichen, etwas kleiner	1	—	—		1	4	—
Eine dergleichen, mittlere Sorte	—	20	—		1	—	—
Eine dergleichen kleinere	—	12	—		—	16	—
Eine dergleichen ganz kleine	—	8	—		—	12	—
Eine große Zucker-Dose	1	—	—		1	4	—
Eine dergleichen kleinere	—	12	—		—	20	—
Eine ganz kleine dergleichen	—	8	—		—	10	—

	Th	Gr	Pf.	bis	Th	Gr	Pf.
Ein Barbier-Becken	—	16	—		—	20	—
Ein großes Schreibe-Zeug	2	—	—		2	8	—
Ein dergleichen kleines	1	4	—		1	8	—
Von Blech.							
Ein großer polirter Fisch-Eimer	—	20	—		—	22	—
Ein ordinärer dergleichen	—	16	—		—	18	—
Ein kleiner dergleichen	—	14	—		—	16	—
Ein Bohnen-Eimer	—	10	—		—	12	—
Ein Salat-Eimer	—	20	—		1	—	—
Eine Feuer-Stube	—	20	—		1	—	—
Eine große Salz-Meste	—	20	—		1	—	—
Eine mittlere dergleichen	—	16	—		—	20	—
Eine kleine dergleichen	—	12	—		—	14	—
Schüssel-Stürzen, nach Proportion der Größe	—	12	—		—	22	—
Eine dergleichen zur Assiette	—	10	—		—	12	—
Eine Teller-Stürze	—	6	—		—	8	—
Ein großer Durchschlag	—	8	—				
Ein dergleichen, etwas kleiner	—	6	—				
Ein dergleichen, noch kleiner	—	4	—				
Ein dergleichen, ganz kleiner	—	3	—				
Ein großes Reibe-Eisen auf eisernen Stangen	—	8	—				
Ein dergleichen kleineres	—	4	—		—	6	—
Ein großes Reibe-Eisen auf Holz	—	3	—				
Ein dergleichen kleineres	—	2	—				
Ein Anrichter, nach der Größe	—	3	—		—	5	—
Ein großer Aufschiebe-Leuchter	—	8	—				
Ein dergleichen kleinerer	—	5	—		—	6	—
Ein dergleichen ganz kleiner	—	4	—				
Ein großer Hand-Blaker	—	6	—				
Ein dergleichen mittlerer	—	5	—				
Ein dergleichen kleiner	—	4	—				
Ein dergleichen ganz kleiner	—	3	—				
Ein Leuchter-Knecht	—	1	—				
Eine Nacht-Lampe	—	4	—				
Eine Büchsen-Lampe auf Holz	—	5	—				
Eine dergleichen zum Aufhängen	—	3	—				
Eine Schuh-Lampe auf Holz	—	3	—				
Eine dergleichen zum Anhängen	—	2	—				

	Th	Gr	Pf.	bis	Th	Gr	Pf.
Eine große Hand=Laterne mit 4 Glas=Scheiben	1	16	—		2	—	—
Eine dergleichen mittlere	1	8	—		1	12	—
Eine kleine Hand=Laterne	1	—	—		1	4	—
Eine Taschen=Laterne mit 3 Scheiben	—	8	—		—	16	—
Eine dergleichen mit 1 Scheibe	—	8	—		—	14	—
Eine zusammengelegte Taschen=Laterne im Futteral	1	—	—		1	2	—
Eine große Hand=Laterne mit 3 Horn=Scheiben	—	20	—				
Eine dergleichen kleinere	—	12	—				
Eine ganz kleine dergleichen	—	7	—				
Eine große runde ganz blecherne Hand=Laterne mit Löchern	—	14	—				
Eine dergleichen kleinere	—	8	—		—	10	—
Eine Müll=Schaufel	—	6	—		—	8	—
Ein Feuer=Zeug	—	4	—				
Ein Trichter, nach Verschiedenheit der Größe	—	1	—		—	20	—
Eine Bier=Schupe	—	20	—		1	—	—
Ein Bier=Heber	—	3	—		—	6	—
Eine große Gieß=Kanne	1	12	—				
Eine dergleichen kleinere	—	16	—		1	4	—
Eine ganz kleine dergleichen	—	12	—				
Eine große Spreng=Röhre	—	6	—				
Eine dergleichen kleinere	—	4	—				

Das Flaschner=Handwerk ist bloß ein Ausspröß=ling des Klempener=Handwerkes, welches sich die blechernen Flaschen, besonders die Feld=Flaschen bey den Armeen vorzüglich eigen gemacht hat; daher es ein Irrthum ist, wenn sowohl der Klempener, als der Becken=Schläger, von Einigen Flaschner genannt werden. Die Flaschner verfertigen allerley Flaschen, insonderheit Feld=Flaschen, sowohl aus verzinntem Bleche, als auch aus unverzinntem, in welchem letz=tern Falle sie dieselben auch selbst verzinnen. Sie lö=then überdieß mit weichem oder Schnell=Lothe, und kom=

kommen auch darin mit den Klempenern überein. Ausser den Flaschen verfertigen sie auch alle übrige Klempener-Arbeit; daher es unnöthig wäre, sie von dem Klempener zu unterscheiden, wenn sie nicht selbst sowohl durch den Nahmen, als auch durch ihre Handwerks-Gebräuche sich von denselben unterschieden. Indessen gibt es ihrer nur wenige, und man trifft sie kaum an einem oder dem andern großen Orte an. Siehe auch im XIV Th. S. 49, f.

Der Becken-Schläger, oder, wie er in Nieder-Sachsen heißt, der Blech-Schläger, vereinigt den Kupfer-Schmid und Klempener in sich, doch mit dem Unterschiede, daß er mit dem Hammer vornehmlich in Messing arbeitet, und allerley Gefäße nach den Hand-Griffen des Kupfer-Schmiedes sowohl durch Auftiefen bildet, als auch aus Messing-Blech nach den Handgriffen des Klempeners zusammen setzt. Von dem Klempener unterscheidet er sich besonders dadurch, daß er stärkeres Messing-Blech verarbeitet, als dieser, und daher seine Arbeit, wenn es erfordert wird, auch mit hartem oder Schlag-Lothe löthen kann, dessen der Klempener bey seinem schwachen Bleche sich nicht bedienen darf.

Ich nehme hier das Beckenschläger-Handwerk in seinem ganzen Umfange, indem dasselbe in Ober-Deutschland, und besonders in Nürnberg, ganz anders eingerichtet ist, als in Ober- und Nieder-Sachsen. Die nürnbergischen Becken-Schläger vereinigen in sich auch den Messing-Brenner und Messing-Hammer, indem sie ihr Messing selbst brennen, es zu Blech schlagen, und allerley Becken, Pfannen, Wageschalen, Kessel ꝛc. auftiefen. Sie arbeiten dabey nicht nur in Kupfer, sondern schlagen auch, wenn es verlangt wird, silberne und goldene Becken, alles aus freyer Hand.

Die

Die Becken-Schläger in Ober- und Nieder-Sachsen versteigen sich so weit nicht, sondern verfertigen aus den auf dem Messing-Hammer aus dem Groben bearbeiteten messingenen Schalen allerley Becken und Schüsseln, und verfertigen auch aus starkem Messing-Bleche allerley Klempener-Waren, als: Kaffe-Kannen, Leuchter ꝛc. löthen solche, wenn sie in das Feuer kommen sollen, mit Schlag-Lothe, und besitzen überdieß die Geschicklichkeit, feine getriebene Arbeit in Messing und Kupfer aus freyer Hand zu machen, und dieselbe an einem großen Rade mit Messern und Feilen zu polieren. Ausser dem Messinge verarbeiten sie auch Kupfer, doch nur zu allerley kleinen Waren, indem sie die größern dem Kupfer-Schmiede überlassen. Uebrigens verfertigen sie auch allerley Gefäße aus Roth-Metall und Domback, doch alles mit den Hand-Griffen des Klempeners; daher es unnöthig ist, weiter etwas davon zu sagen, als daß dieses Handwerk eine eigene für sich bestehende Zunft ausmacht.

Weigels Abbildung der gemeinnützl. Haupt-Stände ꝛc. (Regensp. 1698, 4.) S. 318, fgg. und 380, fgg.
Melissantes Handbuch für Bürger und Bauern, (Frf. und L. 1744, 8.) S. 413, fgg.
Halle Werkstäte der heutigen Künste, 3 B. (Brandenb. und L. 1764, 4.) S. 299, fgg.
Sprengels Handwerke und Künste, 5 Samml. (Berl. 1770, 8.) S. 152, fgg.
Bergius neues Policey- und Cameral-Magaz. 2 Th. (Lpz. 1776, 4.) S. 405, fgg.
(v. Pfeifer) Lehrbegriff sämmtl. ökonomischer und Cameral-Wiss. 3 B. 2 Th. (Mannh. 1778, 4.) S. 190, fgg.
Kurzer Begriff menschl. Fertigkeiten und Kenntnisse ꝛc. 2 Th. (Lpz. 1779, 8.) S. 402, fgg.

Klempern. 1. Denjenigen wiederhohlten klingenden Schall von sich geben, welchen dieses Zeitwort nachahmet, von welcher Art z. B. derjenige ist, welcher entsteht, wenn man Blech oder dünnes klingendes Metall auf einem Amboße hämmert.

2. Diesen Schall verursachen, hervor bringen. **Auf dem Amboße klempern.** Figürlich, ungeschickt

auf

auf einem Saiten-Instrumente spielen. Den ganzen Tag auf dem Clavire klempern.

Es wird auch häufig klimpern geschrieben und gesprochen, ob gleich dieses eigentlich einen feinern oder höhern Klang dieser Art ausdrückt. Es ist das Iterativum von dem noch im Oberd. üblichen klampen, klempen, welches einen ähnlichen aber nicht so oft wiederhohlten Schall nachahmet, und von welchem das vorige Klempener abstammet.

Klempner, s. Klempener.

Klenke, bey den Bürsten-Machern, die kleinen zusammen gebundenen Bündel Borsten, die zu einer Kopf-Bürste neben einander gebunden werden, aus welchen Bündeln die ganze Kopf-Burste entsteht.

Klepitt, s. Klapitt, im XXXIX Th. S. 344.

Kleppel, kleppeln; s. Klöppel, Klöppeln.

Klepper. 1. Im g. L. eine Person, welche gern und viel läuft, Fämin. die Klepperinn, Nieders. Klepperske, welches auch in weiterer Bedeutung von einer sehr geschäftigen Person gebraucht wird.

Daher Busch-Klepper, im g. L. ein Räuber, der sich in den Gebüschen versteckt, und den Vorbeyreisenden daselbst auflauert; ein Strauch-Dieb, Nieders. Tuunsliker, weil er gleichsam hinter den Zäunen schleicht.

Frisch schreibt Busch-Klapper, und leitet die letzte Hälfte dieses Nahmens von klappern oder klopfen her, wodurch diese Leute ihren Gehülfen ein Zeichen zu geben pflegen.

2. In engerm und gewöhnlicherm Verstande, ein Pferd von mittelmäßiger Höhe, welches nur zum Laufen gebraucht wird; ein Reit-Pferd geringerer Art; Fr. Bidet, Criquet, petit cheval de selle. An Höfen hat man eigene Klepper-Ställe für Pferde dieser Art, welche zu den Parforce-Jagden, Hetzen, Beitzen, Reisen, Verschickungen, u. s. f. gebraucht werden; Fr. écurie aux chevaux de selle.

In der zweyten Bedeutung im Dän. Kleppert, im Böhm. Kleprlik. Das nächste Stamm-Wort ist noch in dem Nieders. kleppen, laufen, vorhanden, welches, so wie das Franz. galopper, wiederum von laufen, Nieders. lopen, abstammet, und eigentlich den Schall nachahmet, welcher durch das schnelle Auftreten auf dem Boden verursacht wird, daher auch bey den römischen Dichtern ein Pferd sonipes genannt wird. Klappen und kleppen sind also genau verwandt. So fern dieses letztere Zeit-Wort eine Nachahmung des Schalles ist, wird auch der im XXXIX Th. S. 191, fgg. beschriebene Kirsch-Fink, Loxia Coccothraustes *L.* an einigen Orten, insonderheit in der Schweitz, Klepper genannt, weil er durch das Aufbeißen der Kirsch-Kerne einen ähnlichen Schall macht.

Klepper, (Busch-) s. auf der vorhergeh. Seite.

Klepper, (Lehen-) s. **Klepper-Lehen**, unter **Lehen.**

Klepper-Lehen, s. **Lehen.**

Klepper-Mann, s. eb. das.

Klepper-Stall, s. auf der vorhergeh. Seite.

Klesebusch, in einigen Gegenden eine Benennung der Hülsen-Staude, Ilex Aquifolium; s. **Stech-Palme.**

Klette, ein sich anhängendes Ding, besonders in folgenden Fällen.

1. Eine Art kleiner Vögel, welche zu den Sichel-Schnäblern gehören, sich mit ihren Krallen an die Bäume hängen, und sie solcher Gestalt hinan klettern; **Baum-Klette, Baum-Grille,** Falcinellus *Klein.* deren es verschiedene Arten gibt, wohin auch die **Purpur-Klette,** aus Virginien, Falcinellus Phoeniceus, die **blaue Klette** oder das **Schwarzkehlchen,** die **grünkehlige Klette,** und andere Arten, gehören. Im g. L. wird dieser Vogel auch **Kletterchen, Kletterlein,** genannt. Siehe **Grau-Specht.** Siehe im XIX Th. S. 793, fgg.

2. Der mit Schuppen bedeckte Kelch und Samen-Kapsel gewisser Gewächse, deren Schuppen an der Spitze hakenförmig gebogen sind, und sich daher leicht

an die Kleider hängen, wenn man ihnen zu nahe kommt; imgl. diese Pflanzen selbst, als: die gemeine Klette; die kleine Klette, welche auch Spitz-Klette genannt wird; die Leber-Klette, und die Igel-Klette. Jemand eine Klette anhängen, figürlich, im g. L., ihm etwas Böses nachsagen, ihn verhöhnen; s. Klebe-Läppchen, im XXXIX Th. S. 395.

In der zweyten Bedeutung im Oberdeutschen Kleppe, wovon das Lat. Lappa bloß durch den Mangel des zufälligen Gaumen-Lautes unterschieden ist; im Nieders. Klive, bey den ältern Franken Cliba, im Angels. Clyfwyrt, Clate, im Engl. Clot-bur, im Franz. Glouteron. Woraus zugleich erhellet, daß dieses Wort von kleben nur im Suffixo unterschieden ist, und mit seiner ganzen Verwandtschaft zu Klaue, Lab, Leim, u. s. f. gehört. Siehe Kletten-Stange.

Der Ritter Linné hat die Kletten-Pflanze in die erste Abtheilung seiner 17ten Classe gesetzt, die er Syngenesia Polygamia aequalis nennt, weil die Pflanzen eine gleiche Anzahl weiblicher und Zwitter-Blumen haben, die alle in einem gemeinschaftlichen Kelche beysammen stehen. Der gemeinschaftliche, fast kugelförmige Kelch besteht aus übereinander liegenden, lanzenförmigen, und mit einem rückwärts gebogenen Stachel oder Haken sich endigenden Schuppen. Alle Blümchen sind Zwitter; haben eine lange, dünne Röhre, und 5 schmahle, gleichförmige Einschnitte; einen verwachsenen, walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit 2 auswärts gebogener Staubwegen; das Blumenbett ist mit Spelzen besetzt, und die Frucht-Keime verwandeln sich in krumme, eckige, und mit einer platt aufsitzenden Haarkrone besetzte Samen. Linné hat drey Arten.

1. Gemeine Klette, glattblätterige Klette, große Klette, Hopfen-Klette, Klettenwurzel, Dockenkraut, Grindwurzel, (welche Benennung auch

auch das im XX Th. S. 62, fgg. beschriebene Lapathum *Tourn.* oder Rumex *L.* führt,) Ohmblätter, Wanzenkraut, Bardana s. Lappa maior *Offic. Dod.* & *Lob.* Prosopion, Prosopis *Dioscor.* Personatia *Fuchs.* & *Fracastor.* Lappa maior, s. Arctium Dioscoridis *C. Bauh.* Lappa maior vel Bardana *Lobel. J. Bauh.* Lappa Arctium *Hill.* Personata *Camerar.* Personata s. Lappa maior altera *Matthiol.* & *Dalech.* Lappa maior, capitulo glabro maximo *Raj.* Lappa capitulis glabris maioribus *Hall.* Arctium Lappa, foliis cordatis inermibus petiolatis *Linn.* Arctium Lappa, foliis cordatis inermibus petiolatis, capitulis maioribus sparsis *Mill.* Fr. Bardane, Glouteron, Herbe aux punaises, Herbe aux Teigneux, Lapourdier, Napolier, Tignon; Engl. Burdock; Schwed. Karborrar; lett. Dadschis; esthn. Kobro lehhed, wächst häufig an den Rändern der Wege, Zäunen und andern ungebaueten Oertern, und blüht im Sommer. Die zweyjährige Wurzel geht tief in die Erde, wird fingersdick, und vertheilt sich in viele, mit zarten Fäserchen besetzte Aeste; sie ist äusserlich mit einer braunen oder schwärzlichen Haut umgeben, inwendig aber weiß und schwammicht. Im ersten Jahre treibt dieselbe nur Blätter, im zweyten aber einen starken, röthlich gestreiften, rauchen, 2 bis 3 F. hohen, in viele Aeste getheilten Stängel. Die Wurzel- und Stängel-Blätter sind nur der Größe nach unterschieden. Sie sind gestielt, groß, rundlich oder herzförmig, am Rande kaum merklich eingekerbet, ohne alle Stacheln, oberwärts grün, unterwärts mehr oder weniger mit einem wollichten Ueberzuge bedeckt. Die Blumenköpfe sitzen an den Enden der Zweige, von 3 bis 6, auf kurzen besondern Stielen bey einander. Die Blümchen sind röthlich violet. Diese Pflanze erhält öfters eine veränderte Gestalt, insonderheit in Ansehung des Kelches, und einige Schriftsteller unterschei-

den drey, andere zwey Arten, welche aber die meisten der Neuern nur für Abänderungen ansehen. Man findet Stöcke mit grünen, größern und kleinen Blumenköpfen; auch einige, deren Kelchschuppen mit einem weißen wollichten Wesen überzogen sind. Diese hat auch ehedem Hr. v. Haller als verschiedene Arten angenommen, doch in der neuern Ausgabe der Schweitzer-Pflanzen, dieselben mit Linné als Spiel-Arten vereinigt. Miller hat hingegen die Stöcke mit glatten und die mit wollichten Kelchen von einander abgesondert, und als zwey verschiedene Arten angegeben; und man könnte vielleicht diesem Schriftsteller folgen, und die glattblätterige Klette mit grünen Kelchen, von der glattblätterigen Klette mit wollichten Kelchen, (welche letztere auch Berg-Klette und Roß-Klette genannt wird, Arctium montanum *Penæ* & *Lob.* Lappa maior montana capitulis tomentosis *Bauh.* Lappa capitulis & foliorum facie inferiori tomentosis *Hall.* Arctium tomentosum, foliis cordatis inermibus, capitulis tomentosis reticularis *Mill.*) unterscheiden, da sie stets dasselbe Ansehen behalten, und der wollichte Kelch weder grün oder glatt, noch der grüne wollicht wird.

Da die Kletten-Pflanzen zu denen Gewächsen gehören, die man noch nicht als eine Nahrung für Insecten angemerkt hat, so suchte Hr. Retzström, in Schweden, zeitig und oft auf ihnen nach, in Hoffnung, neue und noch nie beschriebene Insecten darauf zu finden. Es ist ihm auch dieses im Jul. 1750 gelungen, da er eine Art Schmetterlinge um die Kletten-Büsche herum fliegen, und sich zuweilen auf die Blumen derselben setzen sahe. Sie waren sehr schnell und flogen geschwinde weg, so daß man kaum einen unter hundert fangen konnte. Er fand bey der Untersuchung, daß diese Schmetterlinge noch von niemand beschrieben wären, daher untersuchte er ihre Beschaffenheit

heit und Lebensart, und lieferte davon in den Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1752, (im 14 B. der deutschen Uebersetz. S. 72, fgg.) folgende Beschreibung.

„Als die Schmetterlinge jeden Abend um die Kletten-Büsche flogen, schloß ich, daß ihr Geburtsort daselbst wäre, suchte aber die Eyer vergebens auf in den Blumen, Stielen und Blättern, bis ich im Oct. eben dieses Jahres, da die Kletten den Samen gaben, folgendes fand. An statt, daß die Kletten ihre Samen einzeln locker stehen haben, solche, wenn sie reifen, auf das Erdreich auszustreuen: so fanden sich an solchen Kletten, welche von den Schmetterlingen für ihre Brut waren ausersehen worden, die Samen klumpenweise zusammenhängend, manchmahl 3, 4, 5, 6, auch alle in einem Klumpen, dazwischen dünne Fasern und Spalzen, welche vermuthlich aus den Blumen genommen und gestopft waren, wie man in hölzernen Gebäuden, wo das Holz nicht recht zusammen schließt, die Fugen mit Mose ausstopft. Als ich diese Samen-Klumpen öffnete, fanden sich in jedem kleine Raupen, die sich auf diese Art Herberge auf den Winter verschaffet hatten.

„Ich untersuchte die Ursache, warum diese Samen solchergestalt zusammen gewachsen waren, und muthmaßte, es möchte eben so mit dem Samen zugehen, wie mit den Galläpfeln auf den Eichen.

„Ich bemerkte einige Zeit darnach, als ich diese Klumpen öffnete, daß die Raupe in einer weißlichen harten Haut lag, die quer durch den Samen ging. Diese Haut war auch die Ursache, daß die Samen zusammen hingen, weil einige gleichsam an sie angeleimet waren. Ich sahe aber auch andere Samen, welche nicht an die Haut rührten, und doch zusammen hingen, bey denen also die Haut den Zusammenhang nicht verursachen konnte.

„Als ich diese Samen absonderte, zeigte sich auf jeder Seite des Samens ein dunkler und rother Fleck, welcher immer kleiner ward, je weiter die Samen von der Wohnung der Raupen ab lagen, bis die Flecken kaum zu sehen waren. Als ich mit einer Stecknadel in diese Flecken bohrte, sah ich, daß es Raupen-Löcher waren, die mit Unrathe von Raupen und Mehl erfüllt waren, welches

nach seiner Verhärtung den Samen zusammen hielt, als ob es Kalk wäre.

„Hierbey sah ich, daß die Raupe, nachdem sie in der Blume ausgekrochen ist, zwischen den Samen hinunter, und an die Seite des nächsten Samens kriecht, nachgehends sich in das eine Ende des Samens dränget, und das Innere oder den Kern verzehrt, den ausgeleerten Rand aber mit ihrem Unrathe und Mehle ausfüllt: so geht sie durch den ganzen Samen, und nach dem Maße, das sie frißt, füllt sie es wieder aus, daß die Schale des Samens nachgehends so voll ist, als zuvor. Darauf kriecht sie durch eben das Loch heraus, durch das sie hinein gekommen ist, stopft es alsdann wieder zu, und kriecht in das nächste Samenkorn, wo sie alles hinter sich stopft, so, daß beyde Körner zusammen hängen, als wären sie zusammen genagelt. Auf diese Art geht die Raupe durch die Samenkörner, und befestigt sie an einander, daß sie wie zusammen geleimt sind. Wenn man sie von einander sondert, wird man fast nichts gewahr, weil der Weg, den sie durch die Samen nimmt, sehr enge ist, vornehmlich wenn sie das erste Mahl in den Samen gekrochen ist, da sie sehr klein und dünn ist. Nach und nach wird das Loch immer größer, indem die Raupe wächst, und das Mehl und der Koth haben einerley Farbe mit dem Samen.

„Wenn die arbeitende Raupe von der Zeit erinnert wird, an ihr Winter-Lager zu denken, so hört sie auf, die Samen solcher Gestalt in gerader Linie zusammen zu hängen, wiewohl der größte Theil in den raupenreichen Blumen ihre ganze Arbeits-Zeit mit dem Winter-Gebäude beschäftigt ist. Die Raupe gräbt auf die erste Art einige zunächst herum stehende Samenkörner aus, und macht in die innern Seiten der Samen, oder diejenigen, die gegen einander stehen, ein großes Loch, darein sie die Seite oder ein Ende ihres Gebäudes setzen kann. Also dient jeder Same, da der obere Theil weiter ist, zugleich zur Wand und zum Dache.

„Wo sie zu vielem Vorrathe kommen kann, füllet sie alle Samen-Schalen, und läßet im andern Falle eine oder mehrere ledig, doch daß ihre Löcher an den Seiten sowohl, als die andern Löcher, wohl zugemacht werden.

„Innerhalb dem Umfange dieses Samens spinnt sie ein längliches sehr dichtes Gewebe zusammen, das etwas grö-

größer als ihr Körper ist, der quer durch den Samen liegt. Die Seide, woraus es gemacht ist, ist an sich selbst zähe und kleberig, wenn sie zuerst aus der Raupe Körper kommt, und befestigt sich durch ihre eigene Kleberigkeit; wenn sie aber trocknet, wird sie glatt und hart, und sie trocknet sehr geschwinde.

„Das Ausgraben dieser Schalen, die zu den Wänden dienen, scheint doppelten Nutzen zu bringen, daß nähmlich die Raupe während ihrer Arbeit ihre Nahrung darin findet, und denn auch, daß ihr Gebäude ungestört bleibe, wie geschehen würde, wenn einige Vögel, als: Stieglitze, oder andere, die Samen verzehren wollten, die leeren Schalen aber lassen sie wohl stehen.

„Auch das scheint nicht vergebens, daß die leeren Schalen wieder zugemacht werden, vornehmlich weil die Kletten im Herbste meistens abfallen, da sich denn das Wasser bald durch die Schale und nachgehends durch das Gewebe ziehen könnte, wodurch die Raupe darin Schaden leiden würde.

„Die Ordnung der Raupen-Kammern unter einander wiese, mit was für Vorsichtigkeit diese kleine Schmetterlinge ihre Eyer in die erwähnten Blumen legen, daß zwischen jedem Eye so viel Platz bleibt, als die Raupe zu ihrem Gebäude braucht, und nicht viele Eyer in eine Blume zusammen, sondern alle abgesondert kommen.

„Man kann hieraus folgende Schlüsse ziehen. 1. Kein Weibchen legt mehr als Ein Ey auf eine Stelle. 2. Sie können die Blumen, wo schon Eyer darin sind, von den andern unterscheiden; denn sonst könnte ein Weibchen auf zwey Mahl, oder zwey Weibchen, eines nach dem andern, Eyer in eben die Blume legen, wodurch die Ordnung würde gestöret werden; aber daß dieses nicht geschieht, lehrt die Erfahrung vornehmlich auf den großen Büschen, wo ich 600 befruchtete Blumen gezählt habe. Rechnet man nun nur 2 Raupen in jeder Blume, wiewohl ihrer fast noch einmahl so viel sind, so hat ein Busch 1200 Raupen-Wohnungen, und alle in ihrer Ordnung. Diese Ordnung macht, daß die Eyer schwer zu finden sind, weil man sie nicht sieht. Wie ist es diesen Schmetterlingen möglich, die Blumen mit Eyern von den andern zu unterscheiden? Thut dieses nicht ihr schärfer Geruch? 3. Die Eyer müssen in kernreiche Blumen geleget werden, wenn die Raupe

beym Leben bleiben soll, denn sie hat keine Füße, sondern nur sechs kleine Zacken an den drey vordersten Gliedern unter dem Bauche, mit denen sie sich, durch Beyhülfe der Ringe, durch die Samen ziehen kann. 4. Die zarten Raupen drängen sich zwischen den Samen, an der Stelle, wo sie auskriechen, hinunter. 5. Sie werden, wie anderes Ungeziefer, von der Sonnen-Wärme ausgebrütet, daher befinden sich auch viel mehr Raupen auf den Büschen, die vor dem Nord-Winde beschirmet sind, und nach Süden zu stehen, als auf den andern. 6. Die Raupen leben nur vom Kerne im Kletten-Samen; würden sie also nicht eben die purgierende Kraft in der Arzneykunst haben, wie der Same selbst? 7. Sie erbauen sich ihre Winter-Wohnungen selbst auf eine vorsichtige und künstliche Art; ihr Mehl und ihr Koth verrichten den Dienst der Nägel bey hölzernen Gebäuden. 8. Bey diesem hand- fuß- und wehrlosen Gewürme leuchtet ein Gesetz der Allmacht hervor, welches einen aufmerksamen Betrachter mit heiliger Verehrung seines Stifters rühren muß.

„Die Eyer werden im Jul. geleget, so bald sich die Kletten-Blumen geöffnet haben. Alsdann wird an der Winter-Wohnung bis in die Mitte des Aug. gearbeitet, da sie sich bis mitten in den April des folgenden Jahres hinein legen, und alsdenn in Puppen verwandeln, auf welche Art sie 245 Tage, oder 35 Wochen, ohne Speise, und ohne ab- oder zu zunehmen, liegen. So bald im Winter gelindes Wetter einfällt, rühren sie sich; und eben dieses thun sie, wenn sie in der stärksten Kälte heraus genommen, und auf die bloße Hand geleget werden.

„Die Verwandlung in Puppen geschieht bey ihnen, so viel ich mit bloßen Augen habe bemerken können, folgender Maßen. Wenn die Zeit gekommen ist, welche die Natur der Raupe vorgeschrieben hat, nicht länger in ihrer Kindheit zu bleiben, sondern in die Jugend zu treten, so verändert sie sich weder in der Länge noch in der Breite, aber am äusserlichen Ansehen und der Einhüllung innerhalb einigen Stunden so merklich, daß sie nachgehends ganz ein anderes Geschöpf scheint. Gegen die Verwandlungs-Zeit, nachdem die Raupe ein Par Tage zuvor mit eingebogenem Kopfe ganz unbeweglich gelegen hat, welches deswegen zu geschehen scheint, damit die Haut auf dem Rücken ausgedehnet wird, und also leichter Risse bekommt

und

und aufspringt, fängt die Kopf-Schale, die zuvor hellbraun war, an, nach und nach dunkler, und die 3 vordersten Ringe, nebst den darunter sitzenden 6 Zäckchen, werden in eine kleine Hülse zusammen gezogen, die nach und nach gelb wird und verwelkt, bis des Schmetterlings Kopf, Augen, Hörner, Rüssel, Füße und Flügel, welche alle schon innerhalb der Raupe ihrer Haut stecken, eine Festigkeit bekommen haben, indem die überflüssige Feuchtigkeit im Körper von ihnen weggedunstet ist, wobey zugleich die Puppe oder die Bedeckung selbst trocknet und fester wird. Wenn die Natur solcher Gestalt alles geordnet hat, so springt die Raupen-Haut am Kopfe auf, da denn die erwähnte Schale mit den Raupen-Ringen und Zäckchen nachgeben und abfallen muß; man findet sie auch allezeit auf dem Boden in der Raupen-Wohnung liegen.

„Wenn nun die Raupe auf die beschriebene Art ihre zweyte Verwandlung erlitten hat, so ist sie mit einer neuen dichten und glatten Haut oder Puppe über den Rücken, Kopf und ganzen Unterleib bedeckt, welche anfangs blaßgelb ist, nach 14 Tagen hellbraun wird, und je näher sie der Verwandlung kommt, desto dunkler wird. Diese Puppe ist der Länge nach vielen andern ungleich. Denn anstatt, daß die Bedeckung der Flügel bey andern nicht weiter, als höchstens auf die Hälfte ihrer Länge geht, so reicht sie bey dieser zu äusserst hinunter bis an den Schwanz, und gleicht einem Frauenzimmer-Mäntelchen mit einer Kappe über den Kopf, mit dem Unterschiede, daß die Kappe über den ganzen Kopf geht, und mit dem Mäntelchen in einem Stücke zusammen hängt.

„Nachdem sie unter dieser Bedeckung gleichsam eingehüllt wieder 100 Tage gelegen und gefastet hat, bis sie ganz und gar in ihren männlichen Zustand ist versetzet worden, so bemühet sie sich gegen das Ende des Jun., oder den Anfang des Jul., heraus zu kommen, beuget daher den Kopf mit einem Theile des Körpers auf und nieder, bis die Hülle auf dem Rücken aufspringt, da denn das Thier zuerst bemühet ist, den Kopf durch die Oeffnung zu bringen, und wenn es dieses erhalten hat, die weiße Haut erreicht, welche die Samenkörner verbindet, und die Wohnung selbst ausmacht, welche es auch öffnet, bis es an das Seiten-Loch gelanget, wo der Ausgang ist, da es sich hinein dränget, und arbeitet, den Kopf, und nachgehends

den Schwanz und die Füße heraus zu bekommen, welches ziemlich schwer zugeht; wenn es aber endlich geschehen ist, so spannt es weiter die Füße aus, und schlägt mit dem Schwanze gegen diese Raupen-Wohnung auf und nieder, damit es die Flügel heraus ziehen kann, welche zu äusserst bis in den Boden der Puppe hinunter gehen, und da gleichsam doppelt liegen, oder sich wie ein Haken krümmen. Endlich, nachdem der Schmetterling auf diese Art durch den Samen gekrochen ist, und sich heraus gearbeitet hat, ist er anfangs durch und durch feucht und weich; aber nach einer Stunde, wenn die Flügel steif geworden und ausgestreckt sind, und alles in gehörige Ordnung gebracht ist, ist er sogleich fertig zu fliegen. Darauf fängt er an sich zu paren. Das Weibchen bemüht sich, seine Eyer an die Stellen zu legen, wo die Jungen am besten fortkommen können. Nachdem die Hälfte des Augusts vorbey ist, sterben die Aeltern, daß also ihre Lebensart als Schmetterlinge ungefähr 6 Wochen beträgt, welche sie größtentheils für ihre Nachkommen anwenden.

„Die Beschreibung wird sich also folgender Maßen abfassen lassen. Die Raupe ist weiß, wenig oder fast gar nicht haarig, so lang als eine kleine Fliege. Ausser Kopf und Schwanze hat sie noch 11 Glieder, darunter die 3 vordersten auf jeder Seite unten gleichsam 3 kleine Zacken statt der Füße haben, mit denen sie sich durch Beyhülfe der Ringe durch den Samen auf und nieder ziehen können. Der Kopf ist hellbraun. Die Puppe ist lang und so stark, als ein mittelmäßiger Kletten-Same, hellbraun, glatt, einige wenige kleine Erhöhungen oder Ränder ausgenommen, als eine, gerade längsthin vom Kopfe bis an den Schwanz, und drey auf jeder Seite der erwähnten, die gebogen sind. Die erste weiset die Lage und Zusammenfügung der Hörner und Flügel, die letztern sechs zeigen eben dieses von den Füßen an. Am Oberleibe, der meistens bloß ist, zeigen sich von den vorigen 10 Ringen der Raupe jetzt nur 7. Die übrigen machen die Rücken-Haut aus, die mit der Bedeckung des Kopfes und Unterleibes einem Mäntelchen mit einer Kappe gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß die Kappe den ganzen Kopf bedeckt, und mit dem Mäntelchen, dessen Schneppen zu äusserst hinunter an den Schwanz gehen, in einem Stücke zusammen hängt. Am Kopfe sitzt an jeder Seite ein kleines rundes

Tüp-

Täppelchen wie Augen. Der Körper des Nachtvogels ist so lang als einer Stuben-Fliege, aber etwas dünner. Kopf und Rücken sind weißgelb. Die Augen schwarzbraun. Die Zunge oder der Saug-Rüssel zusammen gerollt wie eine Uhr-Feder; weißlich. Die Fühlhörner borstenähnlich, dunkelgrau, etwas kürzer als der Körper. Brust und Bauch aschfarben, ins Dunkle fallend. Die Ober-Flügel vornher aschgrau, hintenzu röthlich mit kleinen dunkeln Rändern, und einem kleinen schwarzen runden Flecke auf jedem gezeichnet; des Männchens Flügel aber sind ziegelfarben, und haben 2 dergleichen Flecken auf jedem Flügel. Die Unter-Flügel sind schwarz, vom Rücken bis an und in den Rand gleichsam dichthaarig, oder mit kleinen kurzen Fransen geziert, und unten perlfarbig, doch etwas dunkler mit einem kleinen lichten Flecke an dem Grunde oder dem Rande des Flügels. Die Füße gleichen an Farbe dem Kopfe. Die Hinter-Füße, welche viel länger sind, als die Vorder-Füße, haben an dem mittelsten Gelenke, oder mitten am Schienbeine, hinten kleine Haare oder Fransen, wie an den Flügeln, doch etwas kürzer.

„Dieser solcher Gestalt von mir zuerst gefundene Schmetterling, ist also in des Hrn. Leibarztes Linnäus Verzeichnisse der schwedischen Schmetterlinge, in der Fauna Suec. in folgende Ordnung und mit folgendem Nahmen einzurücken: Phalaena ſeticornis, ſpirilinguis, alis incumbentibus: ſuperioribus cinereo-gryſeis, puncto atro; inferioribus atris, omnibus margine poſtico interiore, barbatis.“

Kein Vieh rührt die Kletten, weder grün, noch trocken, an; daher es ein Zeichen eines nachlässigen Wirthes ist, wenn er sie auf Wiesen duldet, zumahl da sie leicht zu vertilgen sind. Da die Wurzeln nur 2 Jahr dauern, so können sie mit weit leichterer Mühe ausgerottet werden, als Gewächse, welche bleibende Wurzeln haben; denn wenn man sie abschneidet, ehe sie Samen tragen, so kann man ihrer in 2 bis 3 Jahren gänzlich los werden. Denn diejenigen Pflanzen, welche von dem Samen aufgehen, blühen erst im zweyten Jahre; und wenn der Same reif ist, so verderben ihre Wurzeln.

Ob gleich diese Pflanzen ein Unkraut zu seyn scheinen, und es auch, wenn sie auf den Wiesen wachsen, wirklich sind, so sind sie doch nicht ohne Nutzen. Die Wurzeln sind süßlich von Geschmack, und angenehm von Geruch, sie sind genießbar, und schmecken fast wie Artischocken. Auch lassen sich die zarten Stängel der jungen Blätter im Frühlinge zur Speise zubereiten. Man zieht nähmlich von denselben die äussere bittere Haut ab, schneidet die Stängel schräg wie Schmink-Bohnen, mit denen sie denn an Gestalt und Geschmack völlig überein kommen: nur muß man sie schnell kochen, und das erste Wasser abgießen, damit sie weder zähe werden, noch wild schmecken; man brühet sie wie Spargel ab, und kocht sie entweder in Butter, oder bereitet sie mit Essig, Oehl und Pfeffer, oder mit Salz, zu.

Insonderheit aber macht der nützliche Gebrauch in der Arzeneywissenschaft die Kletten-Pflanzen schätzbar. Die Aerzte gebrauchen davon die Wurzel, Blätter und Samen.

Bey der von Geoffroy angestellten ehemischen Untersuchung, sind von 5 Pfund frischen Kletten-Wurzeln, 1 Pfund und 10 Unzen klarer, grünlicher, und nicht merklich sauer schmeckender Liquor; 2 Pf. 4 U. 1 Drachme und 6 Gran erst klarer, sehr saurer, zuletzt röthlicher und herber Liquor; 1 U. 3 Dr. rother, sowohl sauer-salziger, als alkalisch urinöser Liquor, und 7 Dr. 24 Gr. Oehl, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 3 U. 7 Dr. 48 Gr. gewogen, welche, nachdem sie in einem Reverberir-Feuer calcinirt worden war, 1 U. 3 Dr. Asche zurück ließ, woraus durch das Auslaugen 5 Dr. 60 Gr. fixes, bald alkalisches Salz gezogen wurden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 11 U. 4 Dr. 66 Gr., in der Calcination aber 2 U. 4 Dr. 48 Gr. betragen.

Der

Der Saft der Wurzeln färbt das blaue Papier etwas roth; woraus erhellet, daß sie ein wesentliches weinsteinartiges zusammenziehendes Salz besitzen, welches mit einer mäßigen Quantität Oehl vereinigt ist.

Zum medicinischen Gebrauch muß man die Wurzeln sammeln, ehe die Stängel aufschießen, und die Blüthköpfe hervor treiben; mithin sind die jährigen die besten, und die zweyjährigen von schlechterm Werthe. Je kleiner und jünger dieselben sind, je saftiger und kräftiger sind sie; dahingegen die ältern und stärkern mehr trocken und holzicht befunden, mithin unkräftig geachtet werden. Man kann die Wurzel zu den zertheilenden, auflösenden und versüßenden Mitteln rechnen, der Sassaparille, China-Wurzel und andern, nicht nur gleich schätzen, sondern auch wirklich vorziehen, und bey vielen langwierigen Krankheiten mit Nutzen gebrauchen. Man hat dieselbe bey venerischen Krankheiten empfohlen. Die Polen sollen bloß dadurch, daß sie sich in Mist vergraben, und durch das Decoct von dieser Wurzel, sich von der Lust-Seuche befreyen (*). Durch ein halbweiniges Decoct von dieser Wurzel und Sennes-Blättern, durch Schwitzen, und durch das Decoct aus der China- oder Sassaparill-Wurzel, als gewöhnliches Getränk getrunken, soll Heinrich III., König von Frankreich, von diesem Uebel befreyet worden seyn (**). Den größten Antheil an dem guten Ausgange dieser Krankheit, haben wohl die Sennes-Blätter, als Purgier-Mittel, das Schwitzen, und die Sassaparille, gehabt. Diese Bemerkung aber hat bewirkt, daß Viele diese Wurzel in venerischen Krankheiten, entweder ganz allein in einem Decocte, oder in Verbindung mit andern wirksamern Mit-

(*) *Sinapii* Absurda vera, s. paradox. p. 109.

(**) *Formius* in *River.* Obss. comm. 41, p. 342.

Mitteln, gegeben haben. Auch Simon Paulli (*) schreibt dem Decocte der Kletten-Wurzel antivenerische Kräfte zu.

Wenn wir aber auch dieses nicht behaupten wollen, so ist doch der Gebrauch der Wurzel bey allen Unreinigkeiten, wodurch unsere Säfte verändert und verdorben werden, von großem Nutzen, und bey der Krätze, allerley Geschwüren, u. s. f. zu empfehlen. Störk hat dergleichen sonderlich bey derjenigen Krätze empfohlen, welche nach einem Fieber zurück bleibt. Auch die besondere Materie, wodurch die Gicht hervor gebracht wird, kann durch diese Wurzel verändert, und die Krankheit gehoben werden. Forestus erzählt ein merkwürdiges Beyspiel, da durch eine Abkochung der Kletten-Wurzel mit Bier, der Urin häufig und so weiß wie Milch abgegangen, und der Kranke dadurch von der Gicht befreyet worden ist. Auch Chesneau empfiehlt diese Wurzel. Hill curirte durch sie sich selbst das Podagra, und hat in einem besondern Werke ihre wirksame Kraft wieder die Gicht angepriesen.

The management of the Gout, with the virtues of Burdock-root first used in the Authors own case. By *John Hill*, the 6th edit. Lond. 1758, gr. 8. 3 u. c. h. B.

D. Crine preiset ebenfalls dieses Mittel wieder das Podagra sehr hoch. Er lässet 2 Loth Kletten-Wurzel zerschneiden, waschen, und in einem verschlossenen steinernen Gefäße $1\frac{1}{2}$ Maß kochendes Wasser darauf stehen, bis es kalt geworden ist, da es unausgepreßt abgegossen, und die Hälfte dieser Portion mit $\frac{1}{2}$ Maß Milch, und 1 Loth Honig, des Morgens laulich, und, wenn es gefällig ist, statt des Frühstückes mit Brod, die andere Hälfte des Abends, eben so, statt der Mahlzeit, genossen wird. Die Wirkung besteht darin, daß die Arzeney den Urin und die gypsige Ma-

(*) Quadripart. botan. p. 402.

Materie treibt, welche zur Gicht und zu Harn-Steinen den Grund legt.

The management of the Gout, by a Physician from his own case, with the virtues of an english plant Bardana, not regarded in the present practice, but safe and effectual in alleviating the disease. By *Ge. Crine.* the 2d. edit. Lond. 1758.

Gemeiniglich ist sie auch in den zusammen gesetzten, wieder die Gicht dienlichen Mitteln enthalten, z. B. in dem Decoct. composito Fulleri (*).

Die Kletten-Wurzel ist auch als ein Mittel wieder den Stein bekannt. Demachy (**) meldet davon Folgendes.

„Ein junger Mensch, der einen Blasen-Stein hatte, wurde in dem pariser großen Hospitale dadurch von dem Schnitte befreyet. Nach 5 Monathen trank er eines Tages viel Bier, und machte dabey mit einer Frauensperson eine Ausschweifung, welche Person aber im übrigen gesund war. Den folgenden Tag bekam er eine Art von Tripper, der mit einer schmerzhaften Steifigkeit des männlichen Gliedes verknüpft war, und fragte mich deswegen um Rath. Ich erkundigte mich nach der Gesundheit der Frauensperson, und fand bald, daß der Tripper nicht von einer venerischen Ursache, sondern bloß von dem zu häufig genossenen Biere herrührte, daher ich ihm nur etwas Franzbranntwein zu trinken verordnete, wodurch auch der Tripper bald wieder verging. Es bekam aber der Kranke plötzlich sehr heftige Schmerzen in der Blase, und sein Urin wurde blutig. Ich ließ ihn bloß ein erweichendes Decoct trinken, das aus 1 Unze Kletten-Wurzel, und 1 Scrupel Lein-Samen, bestand, die in 1 Pinte Wasser gekocht wurden. Nach Verlauf von 5 Tagen, binnen welcher Zeit der Patient ungefähr 10 Pinten ausgetrunken hatte, kam derselbe voll Freuden zu mir, und erzählte mir, er sey nun völlig geheilt, zeigte mir auch zugleich 5 kleine Steine, die mit dem Urin von ihm abgegangen waren. Der Kranke fuhr mit dem Gebrauche des Decoctes der Kletten-Wurzel fort,

(*) Pharmacop. extemp. p. 38.

(**) *Jac. Franc. Demachy* obs. de radicis bardanae vi non diuretica solum, sed et lithontriptica, st. in *Nov. Act. phys. med. Acad.* N. C. To. V. Norimb. 1773, 4. Obs. 54, S. 195, f.

fort, wodurch denn binnen 15 Tagen, auf 14 an Figur, Größe ꝛc. sehr verschiedene Steine abgetrieben wurden. Der Kranke verheurathete sich kurze Zeit darauf, und befand sich vollkommen wohl, es ging auch nie der geringste Gries mehr von ihm ab.

„Diese Erfahrung hat mir nachher gedient, mehrere Personen, bey welchen ich Gries oder Steine vermuthete, dieses Decoct trinken zu lassen, welches ihnen auch immer viel Nutzen schaffte, und in mehrern Versuchen nicht bloß eine harntreibende, sondern selbst eine steinauflösende Kraft zeigte.“

Man weiß auch aus einer Erfahrung, daß diese Wurzel in hartnäckigen rheumatischen Schmerzen heilsam gewesen ist. Man kochte nämlich 1½ bis 2 Unzen dieser Wurzel in ½ Pfund Wasser, ließ es bis zur Hälfte einkochen, that ½ Unze gereinigtes Honig hinzu, ließ diese Mixtur des Morgens im Bette nehmen, und setzte diesen Gebrauch 6 Wochen lang fort (*).

Eben so gewiß ist die auflösende und zertheilende Kraft. Der Erfahrung zu Folge, hat der Gebrauch eines Decoctes der Wurzel bey Kindern, bey welchen Verhärtungen und Knoten in dem Unterleibe, und insonderheit in den Gekröse-Drüsen, wahrgenommen, und daraus eine Abzehrung erzeuget worden, sich kräftig bewiesen, solche aufgelöset, und den verschlossenen Durchgang des Nahrungs-Saftes wieder eröffnet, wozu aber ein anhaltender Gebrauch erforderlich ist. Lieutaud (**) hat solche auch bey den Wöchnerinnen kräftig, und zur Beförderung der Reinigung bewährt befunden. Sonst kann auch das Decoct dieser Wurzel, wie die Quecke und andere dergleichen, bey hitzigen Fiebern und andern Krankheiten gebraucht werden, ohne daß man davon eine besondere Wirkung hoffe; denn daß solcher bey Krankheiten der Brust und Ge-

(*) *Razoux* Tables nosologiques, 1767. p. 256.

(**) Syn. prax. med. p. 563.

Gebärmutter, oder bey dem Seitenstechen, eine vorzügliche Kraft besitze, ist wohl nicht mit Gewißheit zu behaupten.

Die Schäfer pflegen den Schafen, wenn sie husten und zur Lungensucht geneigt sind, die Wurzel klein zerschnitten unter das Futter zu mengen. Wenn ein Vieh siech ist, oder sonst Gebrechen an der Lunge hat, gibt man ihm Kletten-Wurzel, Wohlgemuth, Baldrian und Enzian, unter dem Futter zu fressen.

Nach diesem allen wird man von dem Gebrauche der Kletten-Wurzel wohl nichts schädliches zu befürchten haben. Scopoli will zwar bey einem Mädchen, welches den Trank von dieser Wurzel einige Zeit genossen hatte, eine Steifigkeit in dem ganzen Körper wahrgenommen haben, und daher vermuthen, als ob dieselbe ein scharfes, reitzendes und austrocknendes Salz und Oehl besitze (*), wovon aber Andere bey angestellter Untersuchung keine Spuren haben finden können. Der Zustand dieses Mädchens hat gewiß eine andere Ursache zum Grunde gehabt.

Die geriebenen frischen Wurzeln heilen die unterlaufenen Flecken, wenn man sie in ein leinenes Tuch thut, und warm auf den leidenden Theil legt. Mit Salz gestoßen, und aufgelegt, heilt sie den wüthenden Hunds-Biß.

Von 5 Pfund Kletten-Blätter, welche aus einer Retorte destilliert wurden, sind 1 Pfund, 14 Unzen, 6 Drachm. und 54 Gr. klarer, grünlicher, etwas unschmackhafter, hernach nicht merklich saurer Liquor; 2 Pf. 9 U. 1 Dr. 42 Gr. erst klarer, etwas saurer, hernach röthlichbrauner, sauersal-iger, endlich rother, brandig riechender, etwas herber und ein wenig alkalisch urinöser Liquor; 1 U. 42 Gr. rothbrauner, und mit einem flüchtigen urinösen Alkali begabter Liquor;

1 Dr.

(*) S. Dessen Flora carniol. 1 Aufl. S. 354.

1 Dr. festes flüchtiges Salz, nebst 1 U. 5 Dr. dickes Oehl, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 3 U. 6 Dr. 44 Gr. gewogen, welche, nachdem sie in einem Reverberir-Feuer calcinirt worden, 1 U. 7 Dr. 42 Gr. Asche zurück liessen, woraus durch das Auslaugen 7 Dr. 40 Gr. fixes bloß alkalisches Salz abgezogen worden sind. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 1 U. 2 Dr. 48 Gr., in der Calcination aber 1 U. 7 Dr. 42 Gr. betragen.

Die Blätter sind bitter. Ihr Saft verändert das blaue Papier nicht. Wenn sie getrocknet sind, und hernach verbrannt werden, erregen sie, wie der Salpeter, einiges Knistern und Blitzen; woraus sich vermuthen lässet, daß sie ein ammoniakalisches salpetriges Salz enthalten, welches mit vielem dicken Oehle umhüllt ist. Verschiedene haben dieses Salz wieder das Podagra verordnet, lange vorher, ehe D. Hill es für gut hielt, dieses Salz in ein Elixier wieder das Podagra und die Gicht zu verwandeln (*).

Aeusserlich gebraucht, lindern die Kletten-Blätter die Schmerzen des Krebses, reinigen die Geschwüre, und befördern den Ausbruch des Eiters (**). Sie dienen in geschwollenen Füßen und der Wassersucht. Stahl und Junker schreiben: Wenn diese Blätter gelinde gequetscht werden, resolviren sie das schleimige stockende Wasser zwischen der Haut und dem Fleische. Sie dienen, wenn sie frisch und oft aufgelegt werden, bey Entzündungen, die mit einer brennenden Hitze den Brand drohen. Sie zertheilen die Geschwulst augenschein-

(*) Vniv. Magaz. Jan. 1762, S. 12. Brem. Magaz. 6 B. 2 St. S. 325, f.

(**) D. Schönheyders Bemerkung der Heilkraft der Kletten-Blätter in Verschwärungen der Haut, in Societatis medicae Havnienf. Collectan. Vol. I. (Havn. 1774, 8.) S. 223.

scheinlich, und ziehen zugleich die stockenden scharfen Feuchtigkeiten aus. Mit diesen Wirkungen ist die Linderung der Schmerzen unzertrennlich verknüpft. Sie können daher mit großem Nutzen im Gliederreissen, ja selbst in dem hartnäckigsten Podagra gebraucht werden. Man hat bey diesem Gebrauche nicht die geringste schädliche Folge zu befürchten, weil sie die Schärfe nicht zurück treiben, sondern vielmehr ausziehen, und also die Stelle der blasenziehenden Pflaster vertreten können; ja, diesen noch vorzuziehen sind, weil sie nicht solche Schmerzen verursachen, man auch eine größere Menge Feuchtigkeiten damit ausziehen kann. Von den getrockneten Blättern hat man gleiche Wirkung zu erwarten, wenn man sie vorher in Wasser einweicht. Man stößt auch oder kocht die Blätter in Milch, und macht einen Umschlag daraus, den man, zur Linderung der Gichtschmerzen, auf den leidenden Theil legt, und alle 6 Stunden wiederhohlt. Eben dieser Umschlag löset auch bey Quetschungen das geronnene Geblüt auf, und zertheilt es. Mit Urin und Kleyen zum Breyumschlage gekocht, haben die Blätter eine Geschwulst am Knie zertheilt. Das Kraut und die Wurzel frisch und grün gehackt und in Butter gekocht, geben eine herrliche Brand-Salbe ab, welche, oft übergeschmiert, die vom Feuer verbrannten Glieder bald wieder heilt, und den brennenden Schmerz geschwinde stillt.

Man bereitet in den Apotheken aus den Blättern ein destilliertes Wasser und ein Extract. Die Blätter braucht man zum Unguento populeo *Nicol. Salernit.*

In England gab jemand vor, daß er aus dem Safte der Blätter Gold gemacht habe.

Fünf Pfund frischer Kletten-Same, welche aus einer Retorte destilliert wurden, haben 6 U. 24 Gr. klaren fast unschmackhaften, nicht riechenden und nicht merklich sauern Liquor; 7 U. 7 Dr. 36 Gr. sehr

sauern und herben Liquor; 14 U. rothen, brandig riechenden, sowohl sauern als flüchtig urinösen alkalischen Liquor, nebst 1 Pf. 5 Dr. 36 Gr. flüßiges Oehl, gegeben. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 1 Pf. 7 U. 7 Dr. gewogen, welche, nachdem sie in einem Reverberir-Feuer calcinirt worden, 4 U. 3 Dr. 36 Gr. weißliche Asche zurück gelassen haben, woraus durch das Auslaugen 2 Dr. 14 Gr. fixes Salz nebst einigen talkigen Theilen gezogen wurden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 11 U. 3 Dr. 48 Gr., in der Calcination aber 1 Pf. 3 U. 3 Dr. 36 Gr. betragen.

Der Kletten-Same ist bitter und scharf. Er hat viel Oehl, welches mit einem weinsteinartigen ammoniakalischen Salze verbunden ist. Er ist ein kräftig urintreibendes und steinzermalmendes Mittel. Man nimmt ihn zu 1 Dr. in weißem Weine oder einer andern bequemen Flüssigkeit. Oder man macht von demselben, mit dem Kletten-Decocte oder dem destillierten Kletten-Wasser, eine Emulsion. Apulejus verschreibt den gepülverten Samen, den er täglich früh nehmen lässet, wieder das Hüftweh.

D. Hoffmanns Abh. von der Klettenwurzel, st. im 78 St. der gel. Beytr zu den braunschw. Anzeig. v. J. 1765.

Wie mit Kletten Fledermäuse zu fangen seyn, s. im XIV Th. S. 112.

2. **Maskierte Klette, Klette mit stacheligen Blättern,** Carduus mollis latifolius, lappae capitulis *Bauh.* Cirsium latifolium, lappae capitulis *Tourn.* Cirsium Hallerianum *Hill.* Carduus capitulis in vertice congestis lanigeris, squamis reflexis *Gmel.* Carduus inermis, foliis imis pinnatis, superioribus ovato-lanceolatis serratis, squamis calycis reflexis *Hall.* Arctium Personata, foliis decurrentibus ciliato-spinosis, radicalibus pinnatis, caulinis oblongo-ovatis *Linn.* Arctium foliis cordatis inermibus, capitulis

mino-

minoribus compactis *Mill.* Sie ist zweyjährig, und man findet sie auf den schweitzerischen, savoyischen und östreichischen Alpen. Sie trägt auf der Wurzel gefiederte, auf dem Stängel aber ganze, eyförmig zugespitzte Blätter. Die Spitzen der Kelchschuppen sind nicht rückwärts gebogen, oder mit einem Haken sich endigend, daher Hr. v. Haller und einige Andere diese Art mit dem Distel-Geschlechte vereinigt haben.

3. Distelfinken-Klette, Arctium foliis pinnatifidis aculeatis *L.* Sie wächst auf den ober-krainischen Alpen, und hat die Stellung der Haber-Distel. Ihr Stamm ist kraus und stachelig; ihre Blätter umfassen ihn, sind zerschlissen, in Querstücke getheilt, und an ihrem Rande stachelig. Ihre Blumenkelche stehen an dem Gipfel des Stammes auf Stielen, und haben abstehende, gekrümmte, und gleichbreit-borstenartige Schuppen.

Die Benennung Spitz-Klette, (bey Planer'n Clissen oder Klissen,) führt eine Gattung Pflanzen, deren Befruchtungs-Werkzeuge ganz besonders beschaffen sind. Man findet männ- und weibliche Blumen in Einer Pflanze; und es sind solche zwar von einander abgesondert, doch stehen sie dicht bey einander, und die weiblichen gleich unter den männlichen. Die männlichen gehören zu den zusammen gesetzten, indem ein gemeinschaftlicher Kelch viele derselben einschließt. Dieser Kelch besteht aus vielen, schuppenweise über einander liegenden, schmahlen, unter sich selbst ähnlichen Blättchen, und die darin enthaltenen Blumen stellen eine halbe Kugel vor, und bestehen aus einem röhrenförmigen, fünfzackigen Blumenblatte und 5 Staubbeuteln; zwischen den Blümchen liegen kleine Spelzen. Die weiblichen haben kein Blumenblatt, sondern zwey derselben umgibt ein Kelch, welcher aus 2 dreyfach zerschnittenen, mit Stacheln besetzten, und

mit dem Fruchtkeime verwachsenen Blättchen besteht, welche aber kaum mit bloßen Augen zu erkennen sind; daher auch einige Schriftsteller gar keine Einwickelung, sondern einen nackten Fruchtkeim beschrieben haben; dieser treibt 2 Griffel mit einzelen Stuubwegen. Die längliche Frucht ist über und über mit Stacheln besetzt, am Ende in zwey Spitzen und inwendig in zwey Kammern getheilt, und enthält längliche Samen. Man kennt bisher nur drey wahre Arten.

1. Gemeine Spitz-Klette, (Spitz-Klee, vielleicht nur nach einer verderbten Aussprache,) kleine Klette, kleines Klettenkraut Igel- oder Igels-Klette, (diesen Nahmen aber führt gewöhnlicher die Echinophora *Tourn.* & *Linn.* von welcher ich weiter unten handeln werde,) Bettlerläuse, Bettlerläuse-Kraut (*), Bubenläuse, Antitheſion, Chalcanon, Choiradoletron *Dioſc.* Lappa minor ſ. Xanthium Dioſcoridis *C. B.* Xanthium ſ. Lappa minor *J. B.* Lappa minor *Brunfelſ. Trag. Cord.* Xanthium *Offic.* & *Fuchſ. Dod. Geſn. Tabern. Tourn.* Xanthium ſ. Strumaria *Penæ* & *Lobel.* Bardana minor *Gerard.* Xanthium foliis ſemitrilobis, aculeis uncinatis *Hall.* Lapparia *Heiſteri,* Xanthium ſtrumarium, caule inermi, foliis cordatis trinervatis *Linn.* Fr. petite Bardane, petit Glouteron, Glaiteron, Gletteron, Grappelles, Herbe jaune, oder à jaunir, Engl. leſſer Burdock; wächſt in verſchiedenen Ländern Europens, an ungebaueten Oertern wild, und blüht vom Jun. bis in den Sept. Der rauhe Stängel wächſt ungefähr 1 F. hoch, und verbreitet ſich in viele Aeſte, woran an langen rauhen Stielen einander wechſelweiſe gegen über, breite, herzförmige, ſpitzige, ausgezackte, und mit

(*) Mit dieſer Pflanze iſt das im II Th. S. 279, fgg. beſchriebene Klebe-Kraut, Aparine *L.* welches ebenfalls kleine Klette, und Bettlerslåuſe genannt wird, nicht zu verwechſeln.

mit 3 hinterwärts vereinigten Nerven besetzte Blätter hangen, in deren Winkeln die männ- und weiblichen Blumen platt aufsitzen. Die männlichen haben gelbliche Blumenblätter. Die Samenkörner sind eyförmig, haben an beyden Enden Spitzen, und sitzen in einer trocknen, länglichen, zweyhornigen, stacheligen Kapsel, welche inwendig zwey Fächer hat. Kraut, Blume und besonders die Früchte färben die Wolle schön gelb, wie der Nahme Xanthium, welches eine gelbe Pflanze bedeutet, anzeigt. Die Blätter sind bitter, zusammenziehend, und färben das blaue Papier nicht roth. In der chemischen Behandlung geben sie viel Salz und Oehl. Matthiolus rühmt sie als ein gutes Mittel wieder den Aussatz; und Andere rühmen sie bey verhärteten Drüsen, insonderheit den Kröpfen, wenn man dem Kranken 6 Unzen von dem ausgepreßten Safte derselben, oder 1 Quent Extract davon, gibt. Man legt auch die Blätter äusserlich auf; sie sind, wie die von der oben beschriebenen großen Klette, zertheilend, und dienen, die kropfartigen Geschwulsten zu vertreiben.

Ehemahls pflegte man die Samen, ehe sie reif wurden, zu stoßen, und das Haupt, welches man vorher mit Salpeter rieb, damit zu bestreichen, um die Haare gelb oder blond zu färben, weil diese Farbe der Haare für die schönste gehalten wurde. König versichert, daß die Samen, mit Weingeiste infundirt, den Gries abtreiben. Besser aber ist es, wenn man sie dawieder brauchen will, das Pulver davon bis zu $\frac{1}{2}$ Quent in weißem Weine zu geben. Die zu Pulver geriebenen Samen führt Linné als ein geheimes Mittel wieder die Ruse an, wenn 1 Loth davon eingenommen wird. Auch äusserlich hat man den Samen wieder die Geschwulst der Füße gebraucht.

2. Orientalische Spitz-Klette, Xanthium canadense maius, fructu aculeis aduncis munito *Tourn.*

Xanthium elatius maius americanum, fructu spinulis aduncis munito *Morif.* Lappa canadensis minor congener, sed procerior *Raj.* Xanthium maius canadense *Herm.* Xanthium orientale, caule inermi, foliis cuneiformi-ovatis subtrilobis *L.* Sie wächst in China, Japan, Ceylon und Canada; ist, wie die vorhergehende, ein Sommer-Gewächs, und lässet sich leicht durch die Samen in unsern Gärten im freyen Lande erziehen, verdient aber kaum einen Platz darin. Die ganze Pflanze ist der vorigen sehr ähnlich, und daher haben sie auch Einige nur für eine Spiel-Art gehalten. Linné hat sie erst in den neuern Schriften als eine besondere Art angegeben, und angemerkt, daß die ganze Pflanze viel rauher anzufühlen sey, die Blätter eyrund, hinterwärts keilförmig, und in 3 oder 5 ausgezackte Lappen zerschnitten, und mit 3 getheilten Nerven versehen seyn. Die Frucht ist wohl drey Mahl größer, als bey der vorigen, mit weit stärkern Stacheln besetzt, und endigt sich mit 2 ansehnlichen Haken. Zwischen den männlichen Blumen liegen lange, vorragende, rückwärts gebogene Spelzen, und bey der Frucht stehen 1 oder 2 ganz schmahle Blättchen.

3. Stachelige Spitz-Klette. Xanthium lusitanicum laciniatum, spinis validissimis munitum *Tourn.* Xanthium lusitanicum spinosum *Pluken.* & *Herm.* Xanthium spinosum, atriplicis folio *Morif.* Xanthium spinosum, spinis ternatis, foliis trilobis *Linn.* Die faserige Wurzel treibt einen aufrecht stehenden, 2 bis 3 F. hohen, und in viele aufgerichtete Aeste getheilten Stängel. Dieser und die Aeste sind mit vielen unordentlich oder wechselweise einander gegen über gestellten Blättern besetzt. Diese ruhen auf langen Stielen, sind glatt, glänzend, oberwärts grün, unterwärts weißlich, fangen schmahl an, werden breiter, und gemeiniglich in 3, oder auch 5 spitzige Lappen zerschnitten. Die obern Blätter bleiben ungetheilt, sind

schmahl

schmahl und lanzenförmig. Bey jedem Blatte sitzen gemeiniglich 3, im Ursprunge mit einander verbundene, hernach aber seit- und unterwärts gerichtete, gelbe, starke Stacheln. Nahe an den Blättern sitzen die Blumen. Die Früchte sind zwar auch mit Stacheln besetzt, diese aber sind viel weicher und zärter, als bey den zwey vorhergehenden Arten. Diese dritte Art wächst in Portugal und bey Montpellier wild, ist gleichfalls ein Sommer-Gewächs, welches ein gutes Ansehen hat, und daher in den Gärten gehalten wird. Man säet den Samen auf ein Mistbeet, verpflanzt die jungen Stöcke in gute Erde in gehöriger Entfernung von einander, und begießt sie fleißig, da man denn im Herbste leicht reifen Samen erhält.

Den Nahmen Leber Klette führt die im I Th. S. 453, fgg. beschriebene Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.* wegen ihrer guten Wirkung in den Verstopfungen der Leber.

Die (zum Unterschiede der kleinen Klette, oder gemeinen Spitz-Klette, s. oben, S. 387,) eigentlich so genannte Igel- oder Igels-Klette, Acker Klette, Feld-Klette, ist ein Dolden-Gewächs, welches Planer Stachel-Dolde, und Linne mit dem Tournefort Echinophora genannt hat. Die unter gleichem Nahmen vom Rivinus bestimmte Gattung gehört zum Kletten-Kerbel. Es hat dasselbe, wie die übrigen Gattungen doldentragender Pflanzen, 5 Staubfäden und 2 Griffel; die besondern Kennzeichen aber sind: die einblätterige, in 6 ungleiche Theile zerschnittene Einwickelung der kleinern Dolden, die Ungleichheit der 5 Blumenblätter, wie auch, daß bey den Rand-Blümchen der Stämpel fehlt, und dieselben ohne Samen abfallen, und nur das mittelste nach allen Theilen vollkommen ist. Der Same liegt in einer

besondern Hülle. Linné hat nur zwey Arten, welche an den Ufern des mittelländischen Meeres wild wachsen. Man hält sie in den botanischen Gärten, um der Mannichfaltigkeit willen. Sie haben beyderseits bleibende Wurzeln, welche in dem Boden fort kriechen.

1. Stachelige Igel-Klette, stachelige See-Acker-Klette, stacheliger Meer-Fenchel, Meer-Pastinak, Secucul *d'Guillar.* Cachry marinum *J. Camer.* Crithmum maritimum spinosum *C. B.* Pastinaca marina *Penae, Lobel.* Tribulus marinus quorundam *Dalech.* Echinophora maritima spinosa *Tourn.* Echinophora foliis decompositis *Wachendorf.* Echinophora spinosa foliolis subulato-spinosis integerrimis *L. Fr.* Echinophore, Engl. prickly Sampire, Sea-Parsnep. Die Wurzel ist lang, dick, beynahe so groß als eine Carotte, sehr gesund und gut zu essen. Die Stängel sind ästig, werden 5 bis 6 Z. hoch, und sind mit kurzen dicken Blättern besetzt, welche sich mit 2 oder 3 spitzigen Dornen endigen. Sie stehen parweise gegen einander über. Die Blumen wachsen in einer Dolde, die auf einem nackten Stiele steht, welcher neben an dem Stängel zum Vorschein kommt. Sie sind weiß, und unter der Dolde ist ein Kelch befindlich, der aus verschiedenen Blättchen besteht, die sich mit einem Stachel endigen, und ein sehr gesundes und vortreffliches Eingemachtes abgeben. Sie blüht im Jun., bringt aber bey uns selten reifen Samen.

2 Dünnblätterige Igel-Klette, stachelige Acker-Klette mit dem Pastinak-Blatte, Pastinaca echinophora apula *Column.* Pastinaca sylvestris angustifolia *C. B.* Caucalis caule lignoso, foliis incisis *van Royen.* Echinophora pastinacae folio *Tourn.* Echinophora foliis supradecompositis *Wachendorf.* Echinophora tenuifolia, foliolis incisis inermibus *L.* Engl. Carrot-

rot-leaved-Echinophora. Sie wächst in Apulien an dem Strande, an sonnigen und salzreichen Oertern wild, und wird fast 1½ F. hoch. Der Haupt-Stängel treibt 2 Neben-Zweige an jedem Gelenke, die gegen einander über stehen. Der untere Theil ist mit Blättern besetzt, die, wie die Pastinak-Blätter, zart zertheilt sind. Die Blumen wachsen in kleinen Dolden am Ende der Zweige, und haben einen kurzen stacheligen Kelch. Diese Art blüht im Jul., bringt aber bey uns keinen reifen Samen.

Diese beyde Pflanzen müssen, wofern sie nicht in Gefahr seyn sollen zu erfrieren, in einem trocknen, leichten, sandigen Boden, und in einer gut geschützten Lage unterhalten werden. Sie können im Herbste, im Winter, und zeitig im Frühlinge, ehe sie neue Stängel getrieben haben, durch Zertheilung vermehret werden. Die erste Art aber wird am besten aus Samen gezogen, welcher, so bald er reif ist, auf die für die Pflanzen bestimmten Stellen gesäet werden muß. Sollte man dazu aber keine von Natur warme und gut geschützte Stelle nehmen können, so säe man ihn erst im Frühlinge, weil diejenigen Pflanzen, welche schon im Herbste aufgehen, in einer freyen Lage in strengen Wintern oft erfrieren. Wenn die Wurzeln dieser ersten Art zur Speise bestimmt sind, muß das Beet, damit solche tief eindringen können und größer werden, tief umgegraben, und die jungen Pflanzen gehörig verdünnet, und von Unkraute rein gehalten werden.

Klette, (Acker-) s. oben, S. 391.
— — (Baum-) s. oben, S. 367.
— — (Berg-) s. oben, S. 370.
— — (Distelfinken-) s. oben, S. 387.
— — (Feld-) s. Kletten-Kerbel.
— — (gemeine, großblätterige, oder große) s. oben, S. 368.
— — (Hopfen-) s. oben, S. 368.

Klette, (Igel oder Igels-) s. oben, S. 388, u. 391.
— — (kleine) s. oben, S. 388.
— — (Leber-) s. oben, S. 391.
— — (maskierte) s. oben, S. 386.
— — (Roß-) s. oben, S. 370.
— — (Spitz-) s. oben, S. 387.

Kletten-Kerbel (*), nach Planer'n Hafidolde, Caucalis *L.* Gr. Καυκάλιον (wegen der klappernden und klingenden Samen-Kapseln), Fr. Caucalis Hérissonnée, Engl. bastard Parsley, ist bey den meisten Schriftstellern eine Gattung doldentragender Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen, welche mit dem Dreh-Kraute, oder der spanischen Möhre, Tordylium *L.* viel ähnliches hat. Linné nimmt den Haupt-Unterschied von den Blumen dieser Dolden, indem solche bey dem Dreh-Kraute insgesammt Zwitter, bey dem Kletten-Kerbel aber nur die äusserlichen an der Dolde dergleichen vollkommene, die innerlich gestellten aber männliche sind, daher auch die äusserlichen Strahlen der Haupt-Dolde und ihre Blümchen hier größer, als die innerlichen, erscheinen. Die Haupt-Dolde sowohl, als ihre Abtheilungen, zeigen eine vielblätterige Hülle. Bey den Rand-Blümchen sind die 5 Blumenblätter herzförmig, umgebogen, und das äusserliche ist größer, als die übrigen. Diese haben 5 Staubfäden, 2 Griffel, und einen rauchen Fruchtkeim, welcher sich in 2 vereinigte, längliche, mit erhabenen, steifen und stacheligen Borsten besetzte Samen verwandelt. Bey den männlichen sind die 5 Blumen-Blätter einander gleich und ähnlich. Linné hat 7 Arten dieser Gattung, welche sich insgesammt durch den Samen fortpflanzen lassen, den man im Herbste, so bald er reif ist, ausäen muß.

1. Groß-

(*) Eben diesen Nahmen führt auch eine im XXXVII Th. S. 31, beschriebene Art des Nadel-Kerbels, Scandix Anthriscus *L.*

1. Großblumiger Kletten-Kerbel, Caucalis *Dod. Geſn. Theod. Besler.* Caucalis alia vulgaris *Dalech.* Caucalis coronata umbella *J. Camer.* Caucalis albis floribus vulgaris *Lobel.* Caucalis albo flore, proxime ad Dioſcoridis accedens *Cluſ.* Caucalidis ſpecies *Geſn.* Caucalis Apium arvenſe *Theod.* Caucalis ανανθοκαρπος, ſive εχινοκαρπος, ſive ξανθοκαρπος minor *Thal.* Caucalis λεπτοφυλλος flore magno *Moriſ* Caucalis arvenſis echinata magno flore *C. B.* Caucalis involucro vniuerſali pinnatifido, partialibus indiviſis, umbella multifida *Dalibard.* Caucalis umbella conferta, petalis exterioribus involucello longioribus *Gerard.* Caucalis involucris latifoliis, petalo extremo maximo, ſ. Caucalis umbellis planis, petalis extremis et involucris maximis *Hall.* Caucalis grandiflora, involucris ſingulis pentaphyllis, foliolo unico duplo maiore *Linn.* Engl. Corn baſtard Parſley, Holl. Ackerklitten. Dieſe jährige Pflanze wächſt im ſüdlichen Europa unter dem Getreide. Die Wurzel iſt lang, dünn, gewürzhaft, genießbar. Der Stängel mit ſeinen ausgebreiteten Zweigen iſt faſt mehr geſtreckt, als aufgerichtet. Die rauchen Blätter ſind geſiedert, die Blättchen lanzenförmig, und das Schluß-Blättchen in 3 Lappen getheilt. Die Blätter, welche die Hüllen ausmachen, ſind breit, eyförmig zugeſpitzt; gemeiniglich ſtehen bey der Haupt-Dolde 5, davon das eine größer als die übrigen iſt. Zuweilen zählt man auch wenigere. Bey den Neben-Abtheilungen ſtehen auch gemeiniglich 5, wovon 3 größer, und 2 kleiner ſind. Die Rand-Blümchen ſind ſehr groß, und das äuſſerliche Blumenblatt iſt viel größer als die 4 übrigen. Die Borſten an den Samen ſind ſchwach. Sie blüht im Jul. und Aug. Der Same wird im Sept. reif.

2. Möhrenartiger Kletten-Kerbel, deſſen allgemeine Dolden in drey Theile geſpalten und ohne Blätter ſind, die beſondern aber drey Samen und drey Blättlein haben, Caucalis dauci ſylueſtris folio, echinato magno fructu *Magnol.* Caucalis involucro univerſali nullo, umbella trifida, involucellis polyphyllis *Gerard.* Caucalis foliis triplicato-pinnatis, involucris ligulatis, univerſali unifolio *Hall.* Caucalis daucoides, umbellis trifidis aphyllis, umbellulis triſpermis triphyllis *L.* Dieſe Art wächſt in der Schweiz und bey Montpellier wild. Ihre Blätter ſind, wie bey der gemeinen Möhre, drey Mahl zuſammen geſetzt. Ihre Dolde beſteht aus vielen weißen Blümchen, davon 3 Zwitterblümchen in dem Strahle, die männlichen aber in der Scheibe klein und gleich ſind.

3. Mauritaniſcher Kletten-Kerbel, deſſen allgemeine Hülle aus einem, die beſondere aber aus drey Blättern beſtehen, Caucalis mauritanica, involucro univerſali monophyllo, partialibus triphyllis *L.*

4. Kletten-Kerbel mit breiten Samen, deſſen allgemeine Hülle in viele Theile zerſpalten, deſſen Dolde gedrängt, und deſſen äuſſere Blumenblättchen gröſſer, und ſo lang, als die beſondere Hülle, ſind, Caucalis ſecunda *Theod.* Caucalis monſpeliaca echinata, magno fructu *C. B.* Caucalis umbellis trifidis, umbellulis triſpermis, involucris triphyllis *Sauvag.* Caucalis platycarpos, involucro multifido, umbella conferta, petalis exterioribus maioribus, longitudine involucelli *L.* Er iſt jährig, und wächſt bey Montpellier und in Italien.

5. Morgenländiſcher Kletten-Kerbel, Caucalis orientalis altiſſima, folio ferulae *Tourn.* Caucalis orientalis, umbellis patentibus, foliolis partialibus ſupradecompoſitis laciniatis, lacinulis linearibus *L.* Dieſe Art iſt zweyjährig, und ihr Vaterland iſt der Orient. Die Stängel ſind aufrecht, gegliedert, äſtig,

3 bis

3 bis 4 F. hoch. Die Blätter sind aus einer Menge schmahler Stücke zusammen gesetzt, wie die des Garten-Krautes (Ferula). Die Blumen stehen auf den Enden der Zweige, in Quirlen, (nach Linné, in abstehenden Dolden), sind klein, und zeigen sich im Jul. Der Same wird im Sept. reif.

6. Kleinblätteriger Kletten-Kerbel, Caucalis flore minuto *J. Camer.* Caucalis arvensis echinata, parvo flore & fructu *C. B.* Caucalis tenuifolia, flosculis subrubentibus *Raj.* Caucalis arvensis echinata, parvo flore *Morif.* Caucalis seminum aculeis triglochidibus uncinatis, pilis verticillatis hispidis *Guett.* Caucalis involucro generali nullo, laciniis foliorum peranguſtis *Hall.* Caucalis leptophylla, involucro universali subnullo, umbella bifida, involucellis pentaphyllis *L.* Engl. fine-leaved bastard Parsley. Er ist ebenfalls zweyjährig, und wächst in Deutschland, der Schweitz, Italien und England, unter dem Getreide wild. Die Wurzel ist weiß, und tief eindringend. Der Stängel rund, gegliedert, gestreift, ästig, $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Die Wurzelblätter sind groß, getheilt, auf langen Stielen. Die Stängel-Blätter kleiner, an den Gelenken einzeln stehend. Die Blumen, auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in zweyspaltigen Dolden, deren allgemeine Hülle meistens fehlt, und die besondern aus 5 Blättchen bestehen, klein, röthlich, im Jul. Der Same ist im Aug. und Sept reif.

Der Same der 1, 5 und 6ten Art, muß im Sommer, oder zeitig im Herbste gesäet werden. Die jungen Pflanzen erscheinen bald, bleiben den ganzen Winter grün, blühen im folgenden Sommer, geben reifen Samen, und pflanzen sich nachher durch den ausfallenden Samen zahlreicher fort, als man wünschen möchte.

7. Breit-

7. Breitblätteriger Kletten-Kerbel, Caucalis arvenſis echinata latifolia *C. B.* Caucalis involucris et involucellis pentaphyllis, foliis pinnatis *Gerard.* Caucalis foliis aſperis pinnatis, pinnis ſerratis, involucris ovato-lanceolatis *Hall.* Caucalis latifolia, umbella univerſali trifida, partialibus pentaſpermis, foliis pinnatis ſerratis *L.* Tordylium latifolium *Mill.* Engl. broad-leaved Hedge-Parſley. Er iſt jährig, und wächſt in Deutſchland, der Schweitz, Frankreich, und dem Oriente, unter den Saaten. Der Stängel iſt aufrecht, von unten auf ein wenig äſtig, 2 bis 3 F. hoch. Die untern Blätter ſind aus 3 bis 4 Par, und einem einzelen, gefiederten, ſägeförmigen, lanzenförmigen, breiten, haarigen, zerriſſenen Blättchen zuſammen geſetzt. Die röthlich purpurrothen Blumen ſtehen auf den Enden der Stängel, in dichten nackten Dolden; die allgemeine Dolde iſt dreyſpaltig; die beſondern Dolden haben 5 Samen. Die Blumen kommen im Jul. und Aug. zum Vorſchein. Der Same iſt im Sept. reif.

Kletten-Kraut, Eupatorium cannabinum *Linn.*; ſ. Kunigunden-Kraut.

Kletten Schmetterling, ſ. oben, S. 370, fgg.

Kletten-Stange, bey den Vogel-Stellern, eine lange Stange, an welcher die Leim-Spindeln oder Leim-Ruthen befeſtiget werden.

Gleichfalls von kleben, für Klebe-Stange. Siehe Klette.

Siehe **Leim-Ruthe**.

Kletten-Strängel-Papier, eine Papier-Sorte; ſ. Papier.

Kletten, bey den Tuch-Webern, die Wolle zerfaſern, und das Unreine ausleſen und abſchneiden.

Daher der **Kletter**, oder die **Kletterinn**, eine Perſon, welche dieſe Arbeit verrichtet.

Es gehört mit zu dem Geschlechte des Wortes Klette; zunächst aber zu dem Zeit-Worte klauben.

Kletter, s. im vorhergeh. Artikel.

Kletter-Eisen, ein eisernes Geräth, dessen man sich in verschiedenen Gegenden, insonderheit Englands, zur Ersteigung der Bäume bedient. Da verschiedene Bäume, als unter andern die Büchen, bisweilen auf einige Klafter gar keine Aeste haben, und ganz glatt sind, so würde man unmöglich auf dieselben hinauf kommen können, wofern man nicht dazu eine Leiter nehmen wollte. Dieß lässet sich aber nicht allezeit thun, indem es theils zu kostbar, theils zu beschwerlich seyn würde, dieselbe überall mit sich zu führen. In solchen Fällen aber leistet gedachtes Kletter-Geräth, Fig. 2200, gute Dienste. C. B. A, D, stellt das Eisen vor, und DE, das Band, vermittelst dessen es an das Bein befestigt wird. AB ist derjenige Theil, auf welchem alsdann der Fuß zu stehen kommt, und gleicht der Breite desselben. C, der Steig-Haken, welcher allezeit von der innern Seite des Fußes gegen den Baum zu gekehret wird. Selbiger ist so scharf geschliffen, als es die Schneide eines guten Messers nur seyn kann; denn sonst würde er nicht so leicht in das Holz einhauen. Er läuft aber nicht so spitzig zu, als diese, sondern schließt sich fast so, wie ein flacher Meissel; doch hat er noch etwas mehr Ründung; denn wäre seine Schärfe von der Art, wie bey den Messern, so würde er von keiner Dauer seyn, sondern bald abbrechen. Die Länge dieses Hakens, FC, beträgt ganz genau 2 Zoll.

Kletter-Fuß, ein zum Klettern eingerichteter Fuß, dergleichen die Spechte und verschiedene andere Vögel haben, welche mit zwey Klauen hinten, und eben so vielen vorn, versehen sind.

Kletter-Stange, auf dem Lande einiger Gegenden, ein bäuerisches Spiel, da man auf die oberste Spitze einer lan-

langen, starken, und fast nach Art derjenigen, worauf man sonst ausgeschnitzte und gemahlte Vögel abzuschießen pflegt, ein- und in die Höhe aufgerichteten Stange, allerley zur Kleidung gehörige Stücke anmacht, und an welcher, nachdem sie vorher schon entweder recht glatt gemacht, und überdieß auch wohl noch zu desto größerm Spaß mit Oehl oder Seife eingeschmiert worden ist, insgemein die jungen Leute hinan zu klettern pflegen, da denn derjenige, welcher bis an die Spitze derselben wirklich hinan klettert, ohne daran herunter zu rutschen, dasjenige, was er von den darauf befindlichen Sachen erreicht und mit sich herunter bringt, zur Ergetzlichkeit, und zur Belohnung seiner dabey gehabten Mühe, für sich behalten darf.

Kletterchen, Kletterlein, ein Vogel; s. oben, S. 367.

Klettern, Fr. grevir, grimper, durch Anhäkeln mit den Klauen, oder durch Anhalten mit den Händen und Füßen, auf eine Höhe steigen; einen senkrechten, oder fast senkrechten Körper besteigen, indem man abwechselnd sich mit Händen und Füßen unmittelbar an ihn anstämmt, (oder mit Haken oder Klauen eingreift,) und in die Höhe fort bewegt. So klettern die Katzen, die Affen, die Bären, u. s. f. die Wände, die Dächer, die Bäume hinan. Die Spechte, Stieglitze, Baumkletten, und andere Vögel, klettern gleichfalls. Auch der Mensch klettert in vielen Fällen. Siehe Kletter-Eisen- und Kletter-Stange. Auf dem Dache herum klettern. Und Jonathan kletterte mit Händen und Füßen (den Berg) hinauf, und sein Wasserträger ihm nach, 1 Sam. 14, 13.

Daher **erklettern,** durch Klettern erreichen. Die Höhe, den Gipfel eines Baumes, einer Stange erklettern. Imgl. die Höhe einer Sache durch Klettern erreichen. Einen Baum, einen Thurm erklettern.

Ver-

Verklettern, sich verklettern, zu weit klettern, so, daß man nicht wieder zurück kann.

Im Oestreich. krechzeln, krachzeln, in Bayern kräzen, welche zunächst von kriechen abstammen, in Franken klepern, welches das Frequentativum von kleiben, kleben, ist, im Nieders. klauern, von Klaue, klavvern, klattern, kleggen, im Dän. kravele, klavre, im Schwed. klettra. Die meisten dieser Wörter sind genau mit einander verwandt, und nur in den Suffixis unterschieden. Das Anhäkeln mit den Klauen, und Anhalten mit den Händen und Füßen, ist der herrschende Begriff in denselben. Uebrigens ist klettern ein Frequentativum, dessen Primitivum kletten noch hin und wieder im Oberdeutschen gangbar ist. In der höhern Schreib-Art, und auch in der gemeinen oberdeutschen Mund-Art, bedient man sich des Wortes klimmen. Siehe Klette, Klaue, Kleben, Leiter, u. s. f.

Kleu, s. **Kleuder.**

Kleuder, an manchen Orten nur **Kleu**, ein insonderheit bey der Wolle gebräuchliches Gewicht von 14 schweren Pfunden; so wie an einigen Orten die Wolle nach Steinen von 22 schweren, oder 24 leichten Pfunden verkauft wird.

Klever, s. **Klee**, im XXXIX Th. S. 399.

Kley, (der) ein in der Landwirthschaft, besonders Nieder-Deutschlandes, übliches Wort, eine kleberige Erde zu bezeichnen.

1. In Hamburg und Dithmarsen wird der Schlamm oder Koth Kley genannt. Er hat Kley unter den Füßen, sagt man daselbst figürlich von jemanden, der viele Landgüter hat.

2. An andern Orten ist der Thon, Letten oder Lehm, ja fast eine jede fette und dabey zähe Erd-Art, besonders aber der Märgel, unter dem Nahmen des Kleyes bekannt.

Nieders. auch Klegg, im Wallis. Clai, Holländ. Kley. Im Engl. ist Clay und Klays, Märgel und Thon überhaupt. Im Poln. ist Kley, der Lehm. Der Begriff des

Klebens, der zähen Fettigkeit, ist der herrschende in diesem Worte, daher es mit den Wörtern Kleben, Lehm, Letten, Klette, Kleister, u. s. f. eines Geschlechtes ist. Im Böhm. ist Kly, Bergharz, und Klyh, Leim.

Daher **Kley-Erde**, eine zähe und fette Erde, dergleichen die Märgel-Erde, Thon-Erde, der Letten und Lehm, sind. **Kley-Acker**, ein aus Kley oder Kley-Erde bestehender Acker. **Kley-Land**, ein Land, d. i. ein Stück Feldes, welches aus Kley, oder zäher fetter Erde, besteht. Imgl. ein Boden, welcher aus Kley, oder Kley-Erde, besteht. **Kleyig**, Kley, d. i. eine fette, zähe Erde enthaltend. Ein kleyiger Boden. **Kleyicht**, würde nur bedeuten: dem Kleye ähnlich.

Wo ein Menge wilder Knoblauch unter dem Korne ist, das ist ein Zeichen eines kleyigen Bodens. Der kleyige Boden wird, nach seiner Farbe, in rothen, gelben, weißen und schwarzen, unterschieden; alle aber kommen, in Ansehung ihrer allgemeinen Natur überein. Sie sind von allen andern Arten von Boden darin unterschieden, daß sie zähe, naß und kalt sind; und nachdem sie mehr oder weniger gemischt sind, geben sie dem Lande diese Eigenschaften in größerer oder geringerer Maße. Einige dieser Arten sind zwar so viel zäher, als die andern, daß eine gleiche Mischung mit denselben mehr Schaden thut. Solcher Gestalt macht rother Kley ein Land viel schlechter, als alle andere Arten. Der gelbe kommt dem rothen, in Ansehung der Steife und Kälte, am nächsten. Der schwarze ist nicht so naß und zähe, als die ersten, und der weiße am wenigsten. Doch thut der gelbe in etwas größerer Maße eben solchen Schaden, als der rothe in einer etwas geringern; und so geht es auch mit den übrigen. Der Unterschied kommt, gedachter Maßen, mehr auf die Quantität des Kleyes in einem Boden, als auf die besondere Art desselben, an.

Die

Die Verbesserung eines Bodens beruhet größten Theils auf der Auflockerung desselben, als wodurch dessen Theile der Sonne und Luft mehr bloß gestellet, und geschickter gemacht werden, die verschiedenen Arten von Samen anzunehmen. Da der kleyige Boden der zäheste von allen andern ist, so erfordert er diese Sorgfalt am meisten. Diese zähe Erde wird, bekannter Maßen, durch die Wirkung des Feuers in eine lose, krümelige Materie verwandelt. Was nun das Feuer bey solchen Gelegenheiten thut, das thut auch die Wirkung der Sonne und der Luft; nur erfordert es mehr Zeit. See-Schalen, die eine lange Zeit am Ufer der See liegen, werden durch Sonne und Luft so vollkommen calcinirt, als wenn sie im Feuer gewesen wären. Auf gleiche Weise werden auch solche Schalen, die man im Märgel und in anderer Erde findet, wenn sie eine Zeitlang auf dem Boden ausgebreitet gelegen haben, weich und krümelig. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Kleye. Die Sonne und Luft nehmen die zähe Eigenschaft desselben eben so gut weg, als das Feuer; und häufiges Pflügen verbessert kleyigen Boden, denn die Schollen desselben werden dadurch in verschiedener Lage der Sonne und Luft bloß gestellet; und da sie durch das Pflügen in Stücke zerbrochen werden, so wird dadurch die Wirkung der Sonne und Luft befördert. Auf solche Art kommt häufiges Pflügen einem kleyigen Boden zu Statten. Kley-Land hält das Wasser, welches auf dasselbe fällt: und wenn es wohl eingefeuchtet ist, währt es sehr lange, ehe es trocken wird; und wenn es völlig trocken ist, wird es auch nicht so leicht wieder feucht. In einer trocknen Jahrszeit berstet ein solches Land in Ritzen. Wird es gepflüget, wenn es naß ist, so bleibt es wie Mörtel an dem Pfluge hängen; und in trocknen Jahren reißt der Pflug dasselbe in großen harten Schollen auf, die am Boden lauter Kley sind. Aus dieser Ursache muß der Land-

mann da, wo der eigentliche Boden nicht dick ist, nicht tief pflügen, indem er sonst durch die Mischung des Kleyes seinem Lande Schaden thut.

Aller Kley-Boden erfordert viele Mühe und Sorgfalt, wie auch Geschicklichkeit, damit umzugehen, ist ihm aber sein zähes Wesen benommen, so, daß der Landmann sein Korn hinein bringen, und es wohl bedeckt sehen kann, so giebt es auch öfters reiche Aernden.

Der röthliche Kley, welcher diesem Boden Farbe und Nahrung gibt, ist der zäheste und kälteste von allen Arten, und erfordert die meiste Bearbeitung. Der vermischte Boden über der Lage von lauter Kley ist gemeiniglich von ziemlicher Dicke. Dieses ist ein Glück für den Landmann, indem es ihm Freyheit gibt, tief zu pflügen, als welches ein solches Land mehr, als ein anderes, erfordert.

Die erste Methode, diese Art von Boden zu verbessern, ist diese, daß man das tiefe Pflügen öfters wiederhohle, um die Schollen, so wie Sonne und Luft dieselben calcinirt haben, allenthalben zu brechen, und von einander zu sondern. Hiernächst muß ein Land-Wirth die Düngung mit zu Hülfe nehmen. Der Kley-Boden hat auch die besondere Eigenschaft, daß er alle Arten von Düngungen annimmt, und dadurch verbessert wird. Die Arbeit muß aber alsdann den angewandten Kosten gleich seyn; denn ohne das bereits erwähnte häufige Pflügen wird alles Düngen von keiner Wirkung seyn. Mist vermischt sich nicht leicht mit dieser Art von Boden; allein wenn er wohl eingepflüget wird, ist er von großem Nutzen. Doch ist der Mist auch noch nicht der beste Dünger für diesen Boden. In England, in Northamptonshire dünget man ihn ziemlich vortheilhaft mit Kalke; in Hertfordshire und Buckinghamshire gebrauchen sie Ruß und Asche; was aber am besten mit der Natur dieses Bodens überein

kommt,

kommt, ist Kreide. Ein Landwirth muß sich durch die Kosten, welche diese Art der Zubereitung erfordert, oder durch die Arbeit des öftern Pflügens, nicht abschrecken lassen. Es ist freylich viel beschwerlicher, einen rothen Kley-Boden, als irgend einen andern, zu bearbeiten; allein, der Vortheil, welcher daraus entsteht, ist auch desto dauerhafter. Ein Feld von einem solchen Boden, das einmahl gut bearbeitet ist, bleibt 15 bis 16 Jahr gut. Es ist in der That von dem Kley-Boden überhaupt, und von dem rothen ins besondre, zu bemerken, daß, ob gleich keine Gattung des Bodens so hartnäckig und unfruchtbar ist wenn sie versäumet wird, als diese, doch auch keine so große und gute Eigenschaften besitze, wenn sie auf erwähnte Art gehörig bearbeitet wird.

Je röther diese Art von Boden ist, desto kleyiger ist er auch. Ist er aber von dunklerer Farbe, so hat er gemeiniglich, wiewohl nicht allezeit, mehr rechte fruchtbare Erde. In dem letzten Falle gibt er, vermittelst einer geringen Bearbeitung, eine so viel reichere Aernde. Wird aber die erste Art wohl bearbeitet, so übertrifft sie die letztere.

Die kleyigen Böden haben, gegen andere zu rechnen, in Ansehung ihrer Aernden ihr Vortheilhaftes und ihr Nachtheiliges; besonders aber die von der rothen Art. Zuerst währt es länger, daß das Korn auf einem rothen Kley-Boden zur Vollkommenheit kommt, als dasjenige, welches mit gleichen Umständen auf sandiges oder anderes Land gesäet wird; daher nennt man den Kley-Boden auch den kältesten. Die Erfahrung lehrt, daß solche Aecker am kältesten sind, je dicker die unter dem Boden liegende Schicht des reinen Kleyes ist. Dieses zeigt sich, wenn man den Kley zu verschiedenem Gebrauche, wozu er vortrefflich ist, und wovon ich weiter unten sprechen werde, ausgräbt. Wo nun derselbe sehr dick ist, da ist die Aernde natür-

licher Weise auch allezeit später. Es ist kein Wunder, daß ein Boden sehr kalt ist, der fast allezeit feucht ist. Ein solches Stück Land wird von der Kälte stärker angegriffen, als ein trocknes. Man sieht solches daran: wenn ein starker Frost auf ein Mahl in einer trocknen Jahrszeit einfällt, so thut er den jungen Gewächsen des Gartens oder Feldes wenig Schaden; allein, Frost nach Regen ist schädlich. Der Frost verursachet auf kleyigem Boden keinen so unmittelbaren Schaden; ist er aber einmahl geschehen, so ist er auch desto anhaltender. Ein schwacher Frost durchdringt einen Kley-Boden nicht so bald, als andere Erde; ist er aber einmahl durch den Frost gehärtet, so bleibt er auch länger hart, als ein jeder anderer Boden.

Wenn der rothe Kley-Boden wohl bearbeitet wird, so gedeihet Weitzen sehr gut darauf; Gerste ebenfalls, aber nicht beständig, weil es auf die Witterung ankommt. Ist diese trocken, so geräth die Gerste wohl, im entgegen gesetzten Falle aber nicht; denn dieser Boden hält das Wasser sehr lange, und Gerste kann nicht viele Feuchtigkeit an der Wurzel leiden. Bohnen gerathen in dieser Erde sehr gut; denn sie können viel Wasser vertragen, ja sie erfordern es so gar. In trockner Witterung und auf einem lockern Lande bringen sie nicht so viel, als wenn sie auf einem rothen Kley-Boden stehen. Bohnen erfordern viel Nahrung; und dieser Boden ist, wenn er wohl zubereitet wird, das reichste und nahrhafteste Land.

Der Vortheile ungeachtet, welche der rothe Kley-Boden, wenn er sorgfältig bearbeitet wird, vor vielen andern hat, ist er doch auch verschiedenen Zufällen unterworfen, die seiner ursprünglichen Natur zu zuschreiben sind. Wenn z. B. feuchte Witterung lange anhält, so leidet das Getreide auf solchem Boden allezeit. Bohnen gerathen am besten. Der Weitzen wird taub und blaß, und die Gerste wird gelb; und

wenn

wenn die Witterung feucht bleibt, so kann dieses Getreide sich nicht wohl wieder erhohlen. In einem nassen und kalten Frühlinge pflegen auf diesem Boden die Erbsen nicht zu gerathen. Das gewisse Zeichen davon ist, wenn die grünen Sprößlinge roth werden, und die Erfahrung bestätigt es, daß sie sich alsdann nicht wieder erhohlen. Auf andern Boden pflegen die Schößlinge diese Farbe in schlechter Witterung zu bekommen. Trägt sich dieses aber einmahl auf einem rothen Kley-Boden zu, so ist alles verloren. In solchem Falle ist nichts besseres zu thun, als das Land wieder aufzupflügen, und es mit Haber zu besäen. Dieses Zufalles wegen, habe ich unter denen Gewächsen, die am besten auf diesem Boden gerathen, der Erbsen nicht erwähnt. Allein, ausser Weitzen und Bohnen, auch zuweilen Gerste, ist er auch vortrefflich für Klee; und Rüben gerathen auf keinem Lande besser.

Die Zufälle, denen, gedachter Maßen, dieser Boden mehr, als andere, unterworfen ist, entstehen insgesammt von seiner ursprünglichen zähen Beschaffenheit, und der Erfahrung zu Folge eräugnen sich die Zufälle am häufigsten, wenn der Boden am wenigsten bearbeitet ist. Wer also einen solchen Boden gehörig nutzen will, hat folgendes zu beobachten. Zuvörderst muß man es im Anfange weder an Arbeit noch Kosten mangeln lassen, denn alles dieses wird zehnfältig wieder ersetzt. Man pflüge den Boden wohl und öfters, und sehe dahin, daß der Pflug tief einschneide, und alle Erd-Schollen gut gebrochen werden. Hiernächst muß man so viel Kreide, als nöthig ist, anwenden, und dieselbe gut hinein arbeiten lassen. In Ermangelung der Kreide, muß man sich der andern, oben erwähnten Düngungen bedienen. Geschieht dieses im Anfange auf gehörige Art und Weise, so wird nachgehends eine mäßige Sorgfalt und Mühe zureichen; und man wird solcher Gestalt einen Boden bekommen, der, an statt

das Wasser zu halten, welches die Gewächse, wenn sie noch jung sind, ersticken kann, die Feuchtigkeit, wenn sie zu stark ist, zu den Wurzeln hinunter lassen, und doch allezeit genug davon behalten wird. Ferner muß man hauptsächlich auf Weitzen rechnen; denn diese Getreide-Art wird auf einem rothen Kley-Boden, der solcher Gestalt bearbeitet worden ist, niemahls schlecht gerathen. Auch kann man sich auf Bohnen, Rüben und Klee, sichere Rechnung machen, als welche niemahls mißrathen. In trockner Witterung kann man es auch wohl mit Gerste wagen. Weitzen aber ist für diesen Boden das sicherste Getreide. Endlich, wenn man sein Land durch Fleiß und Kosten in gute Ordnung gebracht hat, muß man es nicht aus Geitz oder Thorheit wieder verderben lassen. Man muß dem Lande nicht durch unzeitiges Aernden, oder gar zu häufiges Säen, die Kraft benehmen.

Man wird finden, daß ein Boden, der mit Rasen bedeckt ist, von einem andern, welcher viele Jahre durch den Pflug geöffnet worden ist, gar sehr unterschieden sey, obgleich beyde dicht neben einander liegen, und ursprünglich von einerley Beschaffenheit sind. Die Ursache davon ist diese. Auf Wiesen bleibt der Boden reiner, und hat seinen gehörigen natürlichen Antheil von fruchtbarer Erde; auf gepflügten Aeckern hingegen wird diese sehr stark abgespühlt, und von den Gewächsen weggenommen, so, daß der kleyige Theil sichtbarer bleibt. Wenn der Landmann also unter dem Rasen auf seiner Weide einen Boden findet, der dem rothen Kley-Lande gleich, und nur etwas dunkler und mürbe ist, so kann er versichert seyn, daß er mit demselben einerley Beschaffenheit habe, und wenn er ein wenig gepflüget worden ist, eben so aussehen würde. Wenn dieser Boden seinen gehörigen Theil von fruchtbarer Erde hat, ist er zu Vieh-Weiden vortrefflich;

besteht

besteht er aber fast mehrentheils aus Kley, so muß ihm durch Düngung geholfen werden.

Wo niedrige Gründe dergleichen rothen Kley-Boden haben, bringen dieselben allezeit, vermittelst weniger oder gar keiner Düngung, sehr viel und zwar vortreffliches Gras hervor. Die Ursache ist diese: der Regen bringt die leichte feine Erde von den höhern Ländern herunter; und wenn die Flüsse sich darüber ergießen, so lassen sie ihren feinen Schlamm darauf zurück, und dadurch werden sie überaus fruchtbar gemacht. Hieraus erhellet, daß die beste von allen Düngungen für diesen Boden, wenn er zur Vieh-Weide gebraucht werden soll, der aus dem Grunde des Wassers genommene Schlamm sey. Die Ursache, warum der rothe Kley-Boden, wenn er zu Wiesen-Land gebraucht wird, von dem von Hügeln herab laufenden Wasser, von den Regengüssen und von den Ueberschwemmungen mehr Gutes, als anderer Boden, genießt, ist diese, weil er die feine, fruchtbare Erde, welche darauf gebracht wird, behält, dahingegen der feinste Theil davon durch andere Arten des Bodens hindurch geht; seine Zähigkeit gereicht ihm also zum Vortheile. Selbst reines Regen-Wasser, so wie es aus den Wolken fällt, enthält sehr vieles von dieser fruchtbaren Erde. Wenn nun ein solcher Regen auf einen lockern Boden fällt, so geht das Wasser hindurch, und diese reine Erde, welche die wahre Nahrung der Pflanzen ist, geht mit. Fällt er aber auf diesen zähen Boden, oder wird auf eine andere Art darauf gebracht, so hält sich das Wasser eine lange Zeit darauf, und diese feine Erde mit, die noch dazu bleibt, wenn auch das Wasser allmählich hindurch gegangen ist. Alles, was also darauf kommt, wird zum Vortheile des Grases aufbehalten. Dieses ist die Ursache, warum Weiden, die einen rothen Kley-Boden haben, allezeit fruchtbar sind, sie mögen auch liegen wie sie wollen.

Was das Verhältniß des rothen Kley-Bodens zu Bäumen betrifft, so ist derselbe für Eichen vortrefflich, aber nicht für Aeschen. Ueberhaupt ist er für diejenigen Bäume gut, die lange einzelne Wurzeln haben, welche tief in die Erde eindringen; nicht sonderlich aber für solche Bäume, die ihre Wurzeln zwar weit, aber nicht tief verbreiten. Die Bäume, welche nicht tief Wurzel schlagen, kommen da am besten fort, wo ein reicher oberer Boden ist; tief wurzelnde Bäume hingegen stehen da am besten, wo sie die unter dem obersten Boden befindliche Lage durchdringen, und Nahrung davon haben können. Ein Vortheil, den der rothe Kley-Boden für die Bäume hat, besteht darin, daß, was für eine Art sich einmahl darin gut anläßet, beständig gut zu wachsen fortfährt; dahingegen in andern Arten des Bodens Bäume öfters anfänglich viel versprechen, und doch hernach sterben. Und wenn die Bäume in diesem groben Boden gleich langsamer wachsen, als in feinerm, so ist das Holz doch auch allezeit fester, gesunder und besser in seiner Art. Die Bäume, welche auf diesem Boden stehen, wachsen allezeit gerade und hoch, weil sie einen tiefen Grund haben; dahingegen diejenigen, die auf einem reichen Boden, der aber einen schlechten Grund hat, stehen, nachher kurz und dick wachsen, und ihre Gipfel, an statt sie zu erheben, weit verbreiten. Diejenigen Bäume, die sich für dieses Land schicken, können auch sicher an Oerter gepflanzet werden, wo andere nicht stehen können; denn sie thun niemahls demjenigen, was auf das um dieselben liegende Land gesäet wird, Schaden. Bäume, die ihre Wurzeln weit verbreiten, verursachen, daß dasjenige, was nahe bey ihnen wächst, sterben muß. Die ersten aber ziehen ihre Nahrung aus einer größern Tiefe, und folglich thun sie keinem Dinge Schaden.

Der gelbe Kley ist, seiner Natur nach, mit dem rothen näher verwandt, als eine jede andere Art. Er ist auch in Ansehung der Theile, woraus er besteht, dem rothen dermaßen ähnlich, daß viele von den im Vorhergehenden gegebenen Regeln auch hier Statt finden. Gleichwie aber Kreide für jenen die beste Düngung ist, so ist es Märgel, wenn man eine gute Art davon haben kann, für diesen.

Zuvörderst muß ein Landmann den Unterschied zwischen gelben Kley und gelben Lehm wohl bemerken; sonst kann er sich, selbst bey der genauesten Beobachtung der hier gegebenen Regeln, Schaden thun, wenn er seine Düngungen auf einem unrechten Boden anbringt. Gelber Lehm ist eine vermischte Erde; er ist aus Kley und vielem Sande, mit wenig anderer Materie, zusammen gesetzt. Der gelbe Kley-Boden aber ist eine Mischung gelben Kleyes mit einem größern oder geringern Theile fruchtbarer Erde, der, die Farbe ausgenommen, dem rothen Kley-Boden sehr ähnlich ist, und keinen andern Sand bey sich hat, als die allgemeine kleine Quantität, die fast in jedem Boden zu finden ist. Der gelbe Lehm ist, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde, krümelig; der gelbe Kley-Boden ist zähe. Jener bricht in kleinen Stücken von dem Pflug-Eisen ab; dieser hingegen hebt sich in langen zähen Streifen.

Der gelbe Kley, woraus dieser Boden hauptsächlich besteht, wird öfter reiner gefunden, als der rothe; und wenn er so beschaffen ist, so verursachet seine Zähigkeit in nassem Wetter, und seine einem Kiesselsteine gleichende Härte in trocknen Zeiten, daß er schwer zu bearbeiten ist. In dem gelben Kley-Boden ist mit dem Kleye mehr oder weniger fruchtbare Erde vermischt; und diesemnach ist derselbe auch bey dem ersten Beyflügen mehr oder weniger fruchtbar, und erfordert nachher bey der Bearbeitung größere oder geringere Kosten.

Je

Je steifer dieser Boden ist, je unfruchtbarer ist er; je besser er sich aber brechen lässet, je fruchtbarer ist er auch, und zwar aus den bereits angezeigten Ursachen. Am steifsten ist er, wenn am wenigsten Erde mit dem Kleye vermischt ist; und folglich ist er am fruchtbarsten, je mehr Erde er hat.

Dieses sieht man in der Natur; und diese muß die Kunst nachahmen. Wenn also ursprünglich keine genugsame Quantität Erde mit diesem Boden vermischt, oder wenn sie vom Regen wegespühlt worden, oder von dem Getreide, welches darauf gestanden hat, weg gezogen ist, (denn dieses verzehrt die Erde): so muß der Mangel durch eine Düngung ersetzet werden, welche die Steifigkeit des Bodens bricht, oder auch durch den Pflug, durch Luft und Sonne, die ihn calciniren, bis er krümelig wird. Beydes zusammen macht diesen Boden dauerhaft fruchtbar. Die an einigen Orten so genannte Hasel-Erde ist eine Mischung von gelbem Kley, mit mehr oder weniger schwärzlicher fruchtbarer Erde: dieses gibt den besten Boden, der natürlicher Weise aus gelbem Kley gemacht wird, und ist für Weitzen und Rocken vortrefflich; es trägt auch andere Früchte gut, Weitzen und Rocken aber am besten.

Die Verbesserung des gemeinen gelben Kley-Bodens, welcher, seiner Natur nach, viel ärmer ist, als vorerwähnte Hasel-Erde, muß mit häufigem und tiefem Pflügen angefangen werden. Wenn hierdurch die Erd-Klöße gebrochen sind, und die Materie weniger krümelig gemacht ist, so müssen Düngungen angebracht werden. Der Erfahrung zu Folge, nimmt dieser Boden die Düngung besser an, als der rothe, und es nichts besser dazu, als Kreide. Märgel ist ebenfalls dazu dienlich, wie ich sogleich zeigen werde. Asche, Ruß, und so gar Sand, sind ebenfalls gut. Mist mischt sich nach der ersten Bereitung auch gut damit.

In Oxfordshire wird Kreide und Sand sehr vortheilhaft vermischet.

In Staffordshire, wo dieser Boden in den gemeinen Feldern sehr häufig ist, besäen die Landleute denselben 2 Jahr, und lassen ihn im 3ten Jahre brach liegen. Sie werfen die Erde in Reihen auf, oder verfahren sonst damit, nachdem die Umstände es erfordern, und gegen das Ende des Märzes bepflügen sie ihn zum brach liegen. Drey Monathe darnach, oder noch etwas eher, bepflügen sie ihn zum zweyten Mahl; und ehe solches geschieht, bewerfen sie ihn mit Küh- oder Pferde-Miste, ausgenommen wenn sie die Schafe darauf in Hürden thun, da sie die Erde sogleich verbreiten, und dieselbe mit dem Pfluge unter Furchen setzen, ehe die Sonne und der Regen sie erschöpfen, und schwächen. Zehn Wochen darnach, d. i. gegen Ende des Augustes, pflügen sie wieder, um das Unkraut zu vertilgen, und die Düngung umzukehren. Ungefähr 8 Tage vor Mich. pflügen sie wieder zur Saat, da denn die Düngung wieder umgekehrt wird, und mit dem schönsten Theile des Landes auf die Saat fällt.

Nach dieser Zubereitung säen sie Weitzen auf das Land, und hernach Bohnen. Zu beyden schickt sich der gelbe Kley-Boden nach dieser Vorbereitung vortrefflich. Also machen sie es in Staffordshire auf den gemeinen Feldern.

Wenn sie eben dergleichen Boden auf ihren eingeschlossenen Grundstücken haben, düngen sie denselben mit einer leichten Art von Märgel. Würden sie kleyigen Märgel auf dieses Land bringen, so würden sie nur eine Steifigkeit mit der andern vermehren. Sie haben aber eine grauliche Art in der Landschaft, die nach dem geringsten Regen sich zerbröckelt; und deren bedienen sie sich dazu. Vermittelst dieser Zubereitungen gibt der Boden nach 8 oder 9 Aernden gutes Gras.

Ob nun gleich dieses Verfahren nicht das beste ist, so sieht man doch die Wirkung, die es thut; und daher lässet sich vieles daraus folgern.

Sie bepflügen ihn vier Mahl für Weitzen; dieses, nebst der Wirkung der Luft, bricht ihn und macht ihn krümelig. Alsdann sauget sich der Regen hinein, an statt darauf liegen zu bleiben, oder ohne Nutzen davon abzufließen, und lässet die schöne Erde, die er enthält, zurück. Eben den Endzweck erreichen sie auch, wenn sie die Erde in Reihen

auf-

aufwerfen; denn in solcher Lage wird der Luft und dem Regen mehr davon bloß gestellet. Wenn sie hierauf noch ein Mahl gepflüget haben, so ist der Boden schon gut für Bohnen, indem die Erde durch das wiederhohlte Pflügen bereits verbessert ist, und weil Bohnen nicht so feine Erde zu ihrer Bedeckung erfordern, als Korn.

Wenn ein Landwirth die Sachen auf solche Art einsieht, wird er in allen Stücken die Ursachen seines Vortheiles und seines Schadens wissen, und in den Stand gesetzet werden, sein Land zu verbessern. Er wird den großen Nachtheil von der gemeinen Bearbeitung des Feldes, und den großen Nutzen, den diese Zubereitung den eingeschlossenen Feldern verursachet, auf das deutlichste einsehen. Bey der ersten Methode geht jedes dritte Jahr verloren; zugleich aber auch ein großer Theil des Vortheiles des zweyten Jahres. Denn bey der andern Art hat ein Landwirth, nach der Aernde der Bohnen, der Erbsen, des Habers und der Gerste, noch eine Aernde von Rüben oder Klee. An statt dieses großen Verlustes, gibt das eingeschlossene Land von derselben Art, wenn es mit grauem Märgel gedünget wird, 8 bis 10 Jahr nach einander Aernden; und wenn es am Ende des Pflügens liegen bleibt, um neue Kraft zu gewinnen, trägt es gutes Gras, und es geht gar keine Zeit verloren. Auch ist es in der That nicht nöthig, es ganz ruhen zu lassen; denn wenn sie es beständig mit Märgel unterhalten, so können sie auch beständig pflügen. Die Düngung verschaffet einer neuen Aernde Nahrung, so bald die vorige dieselbe erschöpft hat.

Ueberhaupt hat ein Landmann, welcher ein eingeschlossenes Feld von dieser Art Boden hat, zuvörderst wohl zu überlegen, was für einer Art von Düngung er am leichtesten und wohlfeilsten habhaft werden kann. Er mache mit öfterm und tiefem Pflügen den Anfang, er werfe das Land in Reihen auf, und zwar so, daß diese gegen Osten und Westen liegen kommen, damit die Sonne desto stärker darauf wirken könne. Ist Märgel in der Nachbarschaft, so untersuche er, ob derselbe sich zu der Verbesserung des Kleyes auf diese Art schicke. Zuerst untersuche er ihn selbst in seiner Hand. Ist derselbe fest und schwer, so taugt er nicht.

Der

Der leichte ist zu diesem Behuf allezeit der beste. Hernach werfe er ein Stück davon in eine Schüssel mit Wasser. Fängt er an sogleich von selbst in Stücke zu zerfallen, und verwandelt sich in kurzer Zeit in eine Art von Pulver, so ist er gut. Bleibt er aber in einem Klumpen, und hat das Wasser wenig Wirkung darauf, so ist er für seine Art von Boden unnütz. Hat er nun guten Märgel bey der Hand, so lege er ihn, zur ersten Zubereitung, in Menge auf, und wiederhohle es hernach in mäßiger Quantität. Hat er aber keinen Märgel von der rechten Art, so nehme er Kreide. Diese thut zwar keine so schnelle Wirkung, weil sie nicht so bald in den Kley hinein dringt; die Kosten und Arbeit aber werden gut belohnet, indem der Vortheil bey dieser Art von Boden beynahe so dauerhaft ist, als bey dem rothen kleyigen. Ist die erste Düngung Märgel, so kann er ohne einigen Zusatz damit fortfahren; ist sie aber Kalk, so wird er wohl thun, wenn er gelegentlich noch andere leichte Düngungen hinzu thut. Wenn man Säge-Späne in Quantitäten haben kann, so wird dadurch die Fruchtbarkeit des Kley-Landes gar sehr befördert; sie wirken auf dieselbe Art, als verwelkte Stängel von Pflanzen. An Orten, wo keine andere Düngung zu haben ist, kann See- oder Fluß-Sand zur Verbesserung des gelben Kley-Bodens gebraucht werden, den man in großer Quantität darüber legen muß. Die Ursache der besondern Unfruchtbarkeit des Kley-Bodens ist ihre zähe Substanz; Sand aber bricht diese Zähigkeit, und macht dem Regen Platz, hinein zu dringen; eben deswegen ist auch Lehm, als eine Mischung von Kley und Sand, fruchtbar. Durch öftere Zubereitungen mit Sand, kann ein kleyiger Boden auf immer in einen lehmigen verwandelt werden; und dann ist ein Zusatz von solchen Düngungen, die ich an seinem Orte anzeigen werde, für lehmigen Boden sehr nützlich. Auch ist es kein Wun-

der,

der, daß Sand auf solche Art einen Kley-Boden verbessert; denn Kley wird auf dieselbe Weise als eine Düngung für Sand-Boden gebraucht; und in dem Falle thut er dieselbe Wirkung. Asche, die eine gute Düngung für gelbes Kley-Land ist, wirkt auf eine doppelte Art, nähmlich sowohl als Sand, als auch vermittelst ihrer andern Eigenschaften, indem sie das Land erwärmet und eröffnet. Nächst den wesentlichern Zubereitungen, ist Ruß ebenfalls eine vortreffliche Düngung. Auch muß das Brennen sowohl zur Verbesserung dieses, als auch des rothen Kley-Bodens, nicht vergessen werden, denn dadurch werden ihre Theile gar sehr gebrochen, und sie werden nicht nur an und für sich selbst fruchtbar gemacht, sondern auch in einen Dünger für andere Arten des Bodens verwandelt.

Ich habe oben von den rothen Kley-Böden angemerkt, daß sie, wenn sie niedrig liegen, sehr grasreich seyn, indem sie den Vortheil, den ihnen das Wasser bringt, behalten. Mit den gelben hingegen hat es keine solche Bewandtniß; denn sie sind, wenn sie niedrig liegen, zu dumpfig, um etwas Gutes hervor zu bringen. Die Ursache davon, ist vielleicht diese, daß sie dichter sind, als die rothen, und daß sie die feine Erde nicht hinein lassen, die mit dem Regen oder sonst kommt, und welche den rothen Kley-Boden in dieser Lage mürbe macht und bereichert.

Man hat, nach angestellter Untersuchung, bemerkt, daß ein gelber Kley-Boden überhaupt weniger fruchtbare Erde enthält, als ein rother, d. i. daß er dem reinen Kleye näher kommt. Ein Stück von diesem Boden, welches unter dem Rasen auf einer Weide weggenommen wird, ist selten reicher, als ein Stück, welches von einem gepflügten Lande von demselben Boden genommen ist. Hieraus ist zu schließen, daß der gelbe Kley-Boden gemeiniglich viel ärmer sey, als der rothe. Dieses ist die Ursache, warum der Märgel

eine

eine so vortreffliche Düngung für den gelben Kley-Boden ist, weil er sich in eine so feine Substanz auflöset, daß er sich mit dem Kleye vermischt, an statt der Erde dient, welche die Natur dieser Zusammensetzung versagt hat, die Zähigkeit des Bodens bricht, und den Regen hinein lässet.

Allein, obgleich niedrige Grundstücke, die einen gelben Kley-Boden haben, gemeiniglich kein so gutes Gras hervor bringen, als die rothen Kley-Böden: so ist doch diese Art der andern gleich, wenn sie trocken liegt.

Da der Boden überhaupt nach demjenigen, was er von Natur hervor bringt, beurtheilet werden kann, so kann solches auch mit großem Nutzen an besondern Oertern geschehen. Es ist allemahl ein Merkmahl eines guten Wiesen-Grundes, wo von Natur eine große Menge Schlüsselblumen steht. Kein Boden aber bringt deren so viele hervor, als dieser. Auch wird er von keinem andern Unkraute, als von Disteln, überlaufen, welche, der Erfahrung zu Folge, ein natürliches Product kleyiger Böden ist, welche gute Kräfte besitzen. Daher ist gelber Kley-Boden auch eine besonders gute Vieh-Weide. Das Schlimmste an diesen Weiden, zumahl wenn sie an dem abhängenden Theile eines Hügels liegen, ist, daß sie im Winter sehr feucht zu seyn pflegen. In Warwickshire macht man daher, um diesem vorzubeugen, tiefe Gräben auf den Weiden; diese nehmen die Feuchtigkeit an, und führen sie allmählich ab, wie man solches an dem beständigen Tröpfeln bey ihren Oeffnungen sieht. Auf solche Art halten sie den Wiesen-Grund, ungeachtet er diesen Boden hat, zu allen Jahrszeiten hinlänglich trocken.

Auf Vieh-Weiden ist es allezeit gut, einen festen Boden zu haben, der einige Feuchtigkeit halten kann; und dieß ist unter andern eine Ursache, warum die Weiden auf einem gelben Kley-Boden gut sind; denn

sie haben gemeiniglich einen reinen gelben Kley unter dem obersten Boden liegen, und der ist einer von den festesten. Eine Weide, die einen gelben Kley-Boden hat und hoch liegt, erfordert häufiger Düngung und Verbesserung, da hingegen diejenigen, welche niedriger liegen, erwähnter Maßen von der Natur bearbeitet werden; doch ist das Heu der besten Niederungen, mit demjenigen, welches auf höhern Grundstücken wächst, nicht zu vergleichen.

Der beste Dünger für hoch liegende Weiden von solchem Boden, ist Mist, der mit Schlamme aus Flüssen oder Gräben vermischt ist. Dieser muß zu solchen Zeiten aufgeleget werden, daß der Regen dessen Reichthum hinein spühlen könne, ehe die Sonne ihn ausdunsten lässet. Ein noch besserer Dünger aber ist, wenn man es haben kann, der Boden eines alten Heu-Schobers; auf demselben ist allezeit eine schöne weiche Erde, und die Menge des darunter befindlichen Heu-Samens verursachet keinen geringen Vortheil, als wodurch der Grund von frischem besäet wird, und welcher mit aller Stärke der Düngung hervor wächst.

In Staffordshire, wo die niedrigen Weiden häufig einen solchen Boden haben, dünget man dieselben mit Märgel, welcher sich sehr gut dazu schickt. Denn da selbst der Schlamm, welcher durch das Uebertreten der Flüsse darauf gebracht wird, bloß auf der Oberfläche liegen bleibt, und von der Sonne gleichsam gebacken wird, so dringt der Märgel selbst in das Herz des Bodens.

Der gelbe Kley-Boden ist kein Boden, in welchem Bäume geschwinde aufschießen; doch gibt er ihnen viele Kräfte. Dieser Boden kommt, bereits erwähnter Maßen, dem reinen Kleye sehr nahe; aus der Erfahrung aber ist bekannt, daß kein Baum, von welcher Gattung er auch seyn möge, in reinem Kley gedeihe. Es ist dieses also kein Boden, auf welchem, zum Vortheile der Wälder, Pflanzungen angeleget wer-

werden können. Hierzu kommt noch, daß die Bäume sehr langsam darauf wachsen. Evelyn hat bemerkt, daß Bäume, welche auf gelbem Kley-Boden wachsen, drey Mahl so viel Zeit brauchen, ehe sie ihre völlige Größe erreichen, als andere. Eben so wenig schickt sich dieser Boden zu Obst-Gärten. Frucht-Bäume wachsen eben so schlecht darin, als Bau-Holz; ja die Früchte bekommen so gar eine andere Beschaffenheit darin. Eine andere große Unbequemlichkeit des gelben Kleyes in Ansehung der Frucht-Bäume, ist diese, daß die Bäume, welche darin wachsen, weit häufiger mit Mose überzogen werden, als diejenigen, welche auf besserm Boden stehen.

Eichen auf diesem Boden wachsen zwar sehr langsam, sie sind aber auch sehr fest. Auch ist dieser Boden ziemlich gut, junge Bäumchen darin aufschießen zu lassen, die nachher in einen andern Boden verpflanzet werden sollen. Denn gleichwie junge Bäume niemahls gut gerathen, wenn sie aus einem guten Boden in einen schlechtern verpflanzet werden, so gedeihen sie hingegen vortrefflich, wenn man sie aus einem Boden dieser Art in gute Erde versetzt.

Evelyn bemerkt, daß einige Arten des Kleyes dermaßen hartnäckig seyn, daß sie durch nichts bezwungen werden können; andere aber so gefräßig, daß sie durch nichts zu sättigen sind. Zur ersten Classe gehören die beyden jetzt beschriebenen Arten: der rothe und gelbe; zur zweyten aber die beyden folgenden, der weiße und schwarze, hauptsächlich aber der weiße; denn der schwarze kommt an einigen Orten der Beschaffenheit der beyden ersten etwas nahe.

Einige praktische Schriftsteller, wohin insonderheit Hougton gehört, haben versichert, daß Kley ungefähr den vierten Theil reines Sandes enthalte. Dieses ist aber nur von dem rothen und gelben Kleye zu verstehen. Der weiße enthält gar keinen; auch würde es

nicht schwer seyn, zu zeigen, daß der gelbe ganz rein sey. In dem rothen findet sich freylich etwas; und das ist die Ursache, warum ein rother Kley-Boden nicht völlig so hartnäckig ist, als ein weißer.

Bey einem weißen Kley-Boden muß der Land-Mann ein ganz anderes Verfahren beobachten, als bey dem rothen und gelben. In Ansehung dieser beyden, muß seine Sorge dahin gehen, daß er sie fein genug mache; bey einem weißen Kley-Boden hingegen muß er dahin sehen, daß er nicht gar zu fein werde. Gleichwie der rothe und der gelbe Kley-Boden zähe und steif sind: so ist der weiße zart, und bricht leicht; er bricht so, wie er vom Pfluge fällt, und daher ist ein solcher Boden gar leicht zu bepflügen. Für die beyden ersten Böden wurde öfteres Pflügen erfordert; dieser aber muß nur wenig gepflüget werden. Da kein Boden so viele Sorgfalt in Ansehung der Düngung erfordert, so muß ein Landmann seine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf gerichtet seyn lassen. Ueberhaupt gleichwie der rothe und der gelbe Kley-Boden starke Düngung erfordern, so muß der weiße reiche Düngung haben.

Die beste Düngung dafür ist Ruß. Dieser scheint zwar ein theurer Dünger zu seyn; man kann aber mit einem wenigen Theile davon sehr weit kommen. Die Erfahrung zeigt, daß ein Scheffel Ruß mit einer ganzen Ladung gemeines Mistes einerley Wirkung habe. Mit 18 Scheffel Ruß kann man einen ganzen Acker weißes Kley-Land vollkommen düngen; und dieselbe Quantität Landes erfordert eben so viel, wo nicht mehrere, Fuder Mist. Ein Landmann muß sich aber vorsehen, daß er nicht damit betrogen werde; denn wenn der Ruß mit Asche vermengt ist, werden wohl 25 Scheffel auf einen Acker erfordert. Nächst dem Ruße ist der Mist die beste Düngung für weißen Kley-Boden; und in dieser Absicht ist die Methode, Schafe in Hürden darauf zu thun, vortrefflich. Nach Ellis Rathe, soll

man

man dieses zuerst thun, und hernach den Mist überall verbreiten. Rasen und Mist, sind ebenfalls nützlich; sie müssen aber eine ziemliche Zeit zusammen liegen, um mürbe zu werden.

Für Vieh-Weide und für Bäume ist dieser Boden gar nicht vortheilhaft.

Die reichste Art des Kley-Bodens, ist der schwarze. Die andern Arten können durch Kunst zur Fruchtbarkeit gebracht werden; der schwarze Boden aber genießt von Natur dieselben Vortheile. Die Mischung in diesem Boden ist so glücklich, daß er in seinem eigenen natürlichen Zustande beynahe so beschaffen ist, als andere durch Bearbeitung verbesserte Böden. Doch ist auch eben dieser Boden einer großen Verbesserung fähig.

Der schwarze Kley-Boden besteht, gleich den andern, aus einem schwärzlichen Kleye, welcher mit einem Theile fruchtbarer Erde gemischt ist, und auch Sand bisweilen in großer, gemeiniglich aber nur in mäßiger, Quantität enthält. Der Kley dieses Bodens ist nicht so zähe, als der rothe oder gelbe; doch nicht so kurz und krümelig, als der weiße. Er dient also schon vermöge seiner eigenen Natur, dazu, einen bessern Boden, als einige der andern, auszumachen; hiernächst vertritt der schon darin befindliche Sand die Stelle desjenigen, der bey andern erst hinzu gethan werden muß; und die Quantität der guten Erde gibt ihm eine große Fruchtbarkeit. Also ist die Zusammensetzung dieses vortrefflichen Bodens beschaffen, welcher, in Ansehung seiner Einrichtung und Consistenz, zwischen dem weißen Kley-Boden, und dem gelben oder rothen, das Mittel hält, und sie beyde an Fruchtbarkeit übertrifft.

Dieser Boden erfordert daher keinesweges das mühsame oder oft wiederhohlte Pflügen, auch nicht die Kosten und die beschwerlichen Düngungen, die bey an-

dern nothwendig sind. Ein leichtes Umkehren der Erde, und reiche Düngungen in kleinen Quantitäten, sind schon zulänglich. Ein Landwirth, der diese Art Boden mit Kreide, Sand ꝛc. düngen wollte, würde einen großen Fehler begehen. Mürber Mist ist der für dieses Land gehörige Dünger. Der beste ist Tauben-Mist. Diesen streuet man mit der Hand über ein Gersten-Feld, so bald die Gerste gesäet ist; der Regen spühlet ihn alsdann hinein. Der Hühner-Mist ist ebenfalls gut, wenn er auf dieselbe Art gebraucht wird, wie auch eine jede andere Art reicher und mürber Dünger.

Der schwarze Kley-Boden ist sehr fruchtbar, wenn er zur Viehweide gebraucht wird, und erfordert weniger Bearbeitung, als irgend ein anderer Boden. Der beste Dünger ist Mist, welcher so lange gelegen hat, bis er verfault ist. Dieser muß sorgfältig über die Erde verbreitet werden, damit ihn der Regen gut hinein spühlen könne.

Bäume verschiedener Art gerathen auf diesem Boden gut, vornehmlich an Oertern, wo nicht nur der Boden selbst, sondern auch die darunter liegende dicke Schicht von Kley, mit kleinen Steinen untermischt ist. Wenn der Kley an dem Boden reiner ist, so ist er gar zu dicht, wodurch die Feuchtigkeit aufgehalten wird, so daß die Wurzeln einiger Bäume ersterben müssen. Sind aber Steine darunter, so machen diese den Boden einiger Maßen locker, daß das Wasser durchlaufen kann, und die kleinen Wurzeln einen Weg bekommen.

Nachdem ich bisher die verschiedenen Arten von Kley, in so fern sie den Boden ausmachen, betrachtet habe, so muß ich auch noch ihre Natur und ihren Nutzen in ihrem reinen und ungemischten Zustande untersuchen.

Ein Landmann, der bloßen Kley auf der Oberfläche eines Theiles seines Landes findet, darf deswegen

an einem daraus zu ziehenden Nutzen nicht verzweifeln. Denn obgleich ein solches Land nicht der Mühe der Bearbeitung werth ist, so kann es doch zu andern Endzwecken dienen. Zuerst muß derselbe untersuchen, von was für Art und Beschaffenheit der Kley sey. Der rothe und gelbe finden sich am häufigsten auf, oder dicht unter der Oberfläche; der schwarze und der weiße aber liegen an den meisten Orten unter dem Boden, oder in einer größern Tiefe. Finden sich alle diese mit einander rein auf der Oberfläche, so kann er daselbst mit ihnen den Anfang machen; haben sie aber daselbst einige Mischung, wenn sich z. B. ein Land findet, welches ein sehr schlechter rother Kley-Boden genannt werden kann: so wird der rothe Kley, wahrscheinlicher Weise, ganz rein und vollkommen in einer kleinen Tiefe gefunden werden, und öfters in einer so dicken Schicht, daß die Oeffnung einer kleinen Grube, vermittelst weniger Arbeit, einen sehr großen Vortheil bringt.

Der rothe Kley ist der schätzbarste, indem er nicht nur zu den besten, sondern auch zu sehr vielen Endzwecken gebraucht werden kann. Er hat keine vollkommen rothe Farbe, wie der Nahme, welcher ihm gemeiniglich gegeben wird, auszudrücken scheint sondern er ist eigentlich braun, und fällt etwas in das Röthliche. Er wird roth genannt, um ihn von dem gelben zu unterscheiden.

Der rothe Kley ist zuvörderst dienlich, den Boden der Teiche zum Wasserhalten dicht zu machen. Wenn die Erde der Teiche dermaßen locker ist, daß sie das Wasser durchlässet, so, daß die Teiche trocken werden: so wird der Boden, er mag kiesig, oder sandig, oder anders beschaffen seyn, wenn er mit rothem Kley, welcher fest darauf gestampfet werden muß, beleget wird, auf lange Zeit eben so gut Wasser halten, als wenn der Teich in einer Schicht von Kley gegraben wäre. An einigen Orten macht man es noch besser.

Man belegt den Boden erst mit einer Schicht von rothem Kley, den man fest stampft, und legt sodann ein gutes Pflaster von Steinen darüber. Dieses macht einen Boden so fest, sicher und dauerhaft, als Bley.

Ferner hat der rothe Kley bey der Brauerey seinen Nutzen. Er lässet sich zur Bedeckung der Spund-Löcher der Fässer sehr gut bereiten. Findet man, daß er anfängt Ritzen zu bekommen, so kann man ihn mit starkem Salz-Wasser, an statt gemeinen Wassers, wieder anmachen; dieses erhält ihn fest und ganz.

Bey dem Pfropfen der Bäume zieht man den rothen Kley allen andern Arten desselben vor. Er wird aber mit Pferde-Miste angemacht. Dieses verhütet, daß er keine Ritzen bekommt, wenn er trocken wird. Mit klein gehacktem Heu vermischt, gibt er eine gute Materie zu Wänden in Bauer-Hütten ab. Wenn er calcinirt ist, ist er ein vortrefflicher Dünger; er wird dadurch gleichsam in Asche verwandelt. Wenn diese über den Boden gestreuet wird, ist sie sowohl für Vieh-Weiden, als auch für Getreide-Land, nützlich. Andern Böden gibt sie Stärke und Kraft.

Der gelbe Kley kommt dem rothen, in Ansehung seiner Natur und Eigenschaften, sehr nahe, und er wird auch gemeiniglich zu denselben Endzwecken gebraucht. Er wird oft eben so vollkommen rein gefunden, als der rothe, und dann ist er eben so glatt und fein; es fehlt ihm etwas von der Festigkeit, die sich in dem rothen findet. Er scheint zwar mit wenigerm Schlagen temperirt werden zu können, als der rothe; soll er aber ein gutes und dauerhaftes Wesen bekommen, so wird noch mehr dazu erfordet; und wenn alle Arbeit daran geschehen ist, ist er doch, wenn er trocknet, dem Reissen weit mehr unterworfen, als der rothe, und auf der Oberfläche durch beständige Feuchtigkeit zu verderben, denn er wird gar bald weich und breyartig, wenn beständig Feuchtigkeit darauf liegt, wiewohl solches

eben

eben nicht tief geht. Hat ein Landwirth die Wahl, so muß er den rothen Kley bey aller Gelegenheit vorziehen.

Der rothe und gelbe Kley kommen in vielen Stücken mit einander überein, wie sie denn beynahe von einerley Natur sind. Beyde dienen zu Ziegeln; insonderheit gibt der rothe eine vortreffliche Art, die zwar eben nicht hoch von Farbe, aber doch sehr stark ist. Doch bedient man sich ihrer nicht viel dazu. Die Ziegel-Streicher nehmen nicht gern bloßen Kley; es erfordert viele Zeit und Arbeit, ihn zur Form zu temperiren, und wenn er trocknet, schrumpft er ein. Die davon gebrannten Ziegel sind stark, aber theuer.

Beyde, der rothe und gelbe Kley, werden auch in England zur Verfertigung verschiedener irdener Geschirre gebraucht, aber selten allein. Der gelbe, ist eines von den Ingredientien der gemeinen staffordshirischen Ware; der rothe wird zu der Zusammensetzung der bessern Arbeiten gemischt. Der gelbe ist auch ein gemeines Ingrediens zu Garten-Töpfen, denn er bekommt im Brennen eine röthliche Farbe.

Gemeiniglich findet sich da, wo der Kley, welcher der Oberfläche nahe liegt, von einer zarten und spröden Art ist, darunter eine Schicht, welche fester und zäher ist. Es geschieht oft, daß, wenn diese beyde Arten zusammen gemischet werden, dieselben eine Erde von gehöriger Consistenz darstellen. Wer also Ziegel streichen will, muß sich durch das erste Ansehen des Kleyes nicht abschrecken lassen, indem solches fast bey allen Arten des Kleyes angeht. Die sehr schlechten und spröden Arten allein sind es, welche hierzu nicht gebraucht werden können; sonst aber lassen sie sich entweder allein bearbeiten, oder auch mit Straßen-Kothe oder Asche verbessern, oder man verbessert auch eine Art mit der andern.

Da der rothe Kley fester ist, als der gelbe, so sollte man glauben, daß sich stärkere Ware daraus machen

lieſſe; allein, es wird daraus nur mittelmäßig feine Ware gemacht; er nimmt die Glaſur nicht wohl an, und iſt ſehr ſpröde. Die zäheſte und ſchönſte ſtafford-ſhiriſche Erde, die man daſelbſt zu Töpfer-Waren mit ſolchem Vortheile gebraucht, gehört gewiſſer Maßen zu der gelben Art von Kley. Es iſt ein reiner zäher und feſter Kley, aber nicht von einerley Farbe, ſondern weiß geſtreift. Dieſen nennen ſie daſelbſt Boutteillen-Kley, und ſchätzen ihn zur Verfertigung ihrer Ware höher, als andere Arten.

Der dunkelfarbige Kley, welcher insgemein ſchwarzer Kley genannt wird, iſt entweder bläulich, oder ganz ſchwarz. Der bläulich ſchwarze Kley liegt gemeiniglich etwas tief; allein die Mühe, zu demſelben zu kommen, wird mehrentheils durch die Dicke ſeiner Schicht erſetzt. Es iſt ein reiner, harter und zäher Kley; er wird gemeiniglich zu Dach-Ziegeln gebraucht, und hat daher den Nahmen Ziegel-Kley bekommen. Dieſer Kley iſt wenigſtens eben ſo zähe, als der rothe Kley von der feſteſten Art. Man verarbeitet ihn aber, ohne Aſche oder Straßen-Moder hinzu zu thun; denn die Dach-Ziegel werden theurer bezahlt; ſie müſſen auch ſtärker und von beſſern Materialien ſeyn, weil ſie ſonſt zu viel vom Wetter leiden. Es findet ſich auch noch eine andere Urſache, warum dieſer zähe Kley allein und unvermiſcht zu Dach-Ziegel verarbeitet wird. Es müſſen dieſe nähmlich von einer Erde gemacht ſeyn, die ſich biegen läſſet; dazu ſchickt ſich aber keine Erde, die eine ſtarke Miſchung von Sand oder Moder hat. In einigen Ländern, vornehmlich in Holland und Schweden, hat man bey den Ziegel-Brennereyen beſondere Kley- oder Thon-Mühlen, welche ich im Art. Ziegel beſchreiben werde.

Der rothe und der gelbe Kley haben oft, nach der Oberfläche zu, einen ſolchen Grad von Fäule, daß es möglich iſt, ſie entweder als Kley auszugraben, oder

auch

auch als einen Boden zu bearbeiten; bey dem schwarzen hingegen findet dieses nicht Statt. Wo derselbe so gemischt ist, daß er wie ein Boden bearbeitet werden kann, da ist es nicht der Mühe werth, ihn als Kley aufzunehmen; wo er aber so rein ist, daß er als Kley zu Manufacturen gebraucht werden kann, da ist es selten der Kosten und Mühe werth, ihn als einen Boden zu bearbeiten.

Ausser den Dach-Ziegeln, wozu diese Art von Kley größten Theils gebraucht wird, macht man an einigen Orten auch irdene Geschirre daraus. Wird er allein dazu verarbeitet, so gibt er nur eine mittelmäßige Ware; wird er aber mit andern nicht so dichten Arten vermischt, so erhält er eine große Stärke und Festigkeit.

In Northamptonshire hat man einen Kley, welcher ganz schwarz ist; und der Gebrauch den sie davon machen, scheint bey dem ersten Anblicke seltsam zu seyn. Es werden nähmlich Tobaks-Pfeifen daraus gemacht; er lässet sich aber vollkommen weiß brennen. Es ist ein feiner, glatter, weicher Kley, von einer tiefen schwarzen Farbe, und frey von aller Mischung mit Sand. Er ist sehr schwer, und von Natur dermaßen hart, daß man ihn mit Wasser erweichen muß, um ihn graben zu können. Er liegt gemeiniglich nahe an der Oberfläche, und zwar in großen Bänken, nicht aber in an einander hangenden Schichten. Ausser demselben findet sich auch ein dunkelgrauer, welcher sich einiger Maßen weiß brennen lässet, und auch zu Tobaks-Pfeifen gebraucht wird; er liegt gemeiniglich nahe bey dem andern, und ist von demselben nur in der Farbe unterschieden. Auch wird zuweilen ein schwarzer Kley gefunden, welcher eben so fein und zähe ist, als der erste von den zwey jetzt gedachten Arten, der sich auch gut zu Pfeifen würde gebrauchen lassen;

er wird aber im Brennen roth. Er gibt eine vortreffliche Art rother Töpfer-Arbeit ab.

Der so genannte weiße Kley, welcher eigentlich von einer dunkeln Bley-Farbe ist, ist in England eine der besten Arten der staffordshirischen Erde. Die so genannte weiße Ware, welche daraus verfertiget wird, ist auch nicht ganz weiß, sondern hellgelb. Einige Arten dieses Kleyes sind so zähe, als der reine schwarze Kley, und weicher, als einige der anders gefärbten Kley-Arten. Dieselbe Art von weißem Kley, deren die Pfeifen-Macher sich bedienen, wird auch von den Zucker-Bäckern zum Raffiniren ihres Zuckers gebraucht. Sie temperiren denselben bis zu einem gewissen Grad, und legen ihn oben auf den Zucker-Topf; von da seihet sich das Wasser allmählich den Zucker hindurch, und nimmt alle Unreinigkeit mit weg. Es lassen sich auch gute Ziegel-Steine aus dem zähen weißen Kleye verfertigen.

Der Kley kann auch als ein Dünger gebraucht werden. Den Unerfahrnen kommt es vielleicht seltsam vor, daß Kley, der, wenn er den wesentlichen Theil eines Bodens ausmacht, die meiste Düngung erfordert, selbst als eine Düngung soll dienen können; allein, die Erfahrung zeigt, daß derselbe, wenn er mit gehöriger Behutsamkeit gebraucht wird, hierzu sehr nützlich sey. Da die Unfruchtbarkeit der meisten Gattungen des Bodens in dem Ueberflusse eines oder der andern der Ingredientien zu der allgemeinen Mischung besteht, so findet sich fast keine Art davon, die nicht zur Düngung einer andern könnte gebraucht werden. Die Natur bedient sich bey ihren glücklichsten Wirkungen öfters keines andern Mittels, als einer gehörigen Mischung verschiedener Ingredientien, die an und für sich wenig versprechen, oder auch solcher Dinge, die an und für sich unfruchtbar genannt werden können. Die gehörige Mischung eines mit dem andern

dern ist die Haupt-Sache. So ist z. B. Sand an und für sich unfruchtbar, und ein wenig mürbe Erde, die damit vermischt wird, kann ihn nicht fruchtbar machen. Auf gleiche Weise ist auch Kley an und für sich unfruchtbar; und wenn gleich etwas gute Erde dazu gemischet wird, so bleibt er doch immer hart, zähe und unfruchtbar. Wird aber Kley zu Sand, oder zu der Erde von der erst genannten Zusammensetzung, gethan, oder wenn Sand zum Kley, oder der Erde von der andern Zusammensetzung, gethan wird, so entsteht durch beyde Mittel ein lehmiger Boden, welcher ziemlich fruchtbar ist. Wir sehen also, auf welche Art die Natur diesen so wenig versprechenden Ingredientien Fruchtbarkeit ertheilt, und auf dieselbe Art können wir sie ihnen durch die Kunst geben. Die Haupt-Sache ist, daß man erst untersuche, was den Boden unfruchtbar macht, und hernach den Mangel zu ersetzen suche. So kann man Sand zu einem Kley-Boden, und Kley zu einem Sand-Boden thun; und auf solche Art kann Kley, welcher an sich selbst unfruchtbar ist, wenn auf gehörige Art damit verfahren wird, als eine Düngung, die Fruchtbarkeit geben kann, gebraucht werden. Aus diesem Grunde wird Kley in Staffordshire, und einigen andern Landschaften in England, allein als eine Düngung zu sandigen, wie auch zu kiesigen und steinigen Ländern gebraucht. Die Ursache, warum Kley in diesen Fällen zu einer Düngung wird, ist leicht einzusehen. Ein lehmiger Boden ist einem dürren Sande, oder einem dörrenden bloßen Kiese, vorzuziehen. Wenn die Natur zu solchem Sand- oder Kies-Boden etwas Kley gemischt hätte, so wäre es ein Lehm-Boden geworden, und würde also fruchtbar gewesen seyn. Was nun die Natur hätte thun können, das kann, wie ich gesagt habe, der Landmann thun. Durch den Zusatz des Kleyes verwandelt er den Sand-Boden in einen Lehm-Boden. In diesem Falle hat

der

der Kley eine doppelte Wirkung. Erstlich gibt er dem Boden eine Festigkeit, und setzt ihn in den Stand, die Wurzel des Getreides zu befestigen, und auch andere Düngungen zu behalten; und zweytens mäßigt er durch seine natürliche Kälte die dörrende Hitze des Bodens, welcher sonst in trocknen Sommern das Getreide verbrennt.

Kley aus Gruben, ist besser hierzu, als solcher, den man von der Oberfläche der Erde nimmt, denn er ist reiner; und da niemahls etwas darauf gewachsen ist, so hat er in so fern die Natur der Jungfer-Erde. Der beste Kley für ganz sandigen und kiesigen Boden, ist der rothe, und nächst ihm der gelbe. Ist aber der Sand ziemlich mit Erde gemischt, so ist der blaue der beste, denn er hat eine Fettigkeit bey sich, die der Eigenschaft des Märgels nahe kommt.

Wenn Kley als ein Dünger gebraucht wird, so hat er etwas mit dem Märgel gemein; und das ist die dauerhafte Fruchtbarkeit, die er gibt; ja, er übertrifft ihn so gar darin, denn seine Wirkung dauert länger.

Was die Quantität betrift, so ist hier sowohl, als in allen andern Dingen, die Mäßigung anzurathen. Gar zu wenig von einer jeden Düngung kann nichts ausrichten; und andern Theils soll der natürliche Boden auch nur verbessert, nicht aber ein anderer an dessen Stelle gebracht werden. Auf 1 Acker kann man ungefähr 75 Fuder rechnen. Diese Quantität kann man, nach dem es die besondern Umstände erfordern, vergrößern oder vermindern.

Soll der Kley einen Boden fruchtbar machen, so muß er auch mit demselben wohl gemischet werden. Das kann aber nicht auf ein Mahl geschehen, wenn man sich auch noch so viel Mühe gibt. Wenn ein zäher Kley auch mit der größten Sorgfalt aufgeleget wird, werden in demselben doch wenigstens 2 Jahr lang, noch immer unaufgelöfete Klumpen bleiben. Daher kommt es,

daß

daß man die Besserung des Bodens nicht gleich im Anfange merkt. Gleichwie die mit Märgel gedüngten Felder erst im andern Jahre ihren Reichthum bekommen, so werden die mit Kley beworfenen erst im dritten oder vierten Jahre gut. Um diese Zeit aber mischt sich der Kley, vermittelst fleißigen Pflügens und Eggens völlig mit dem Boden.

Bisher habe ich den Kley betrachtet, in so fern er in seinem natürlichen Zustande zur Düngung gebraucht wird. Ich muß aber auch zeigen, wie derselbe durch die Kunst zum Nutzen des Landmannes kann verändert werden. Ob man gleich gefunden hat, daß Kley in Klumpen in allen Theilen der Welt sehr unfruchtbar gewesen ist, so hat es sich doch an vielen Orten aus verschiedenen Zufällen gezeigt, daß, wenn Kley in Staub verwandelt worden ist, er eine sehr gute Erde gemacht hat. Hierauf gründet sich das an verschiedenen Orten gewöhnliche Verfahren, da man den Kley zum Nutzen der Landwirthschaft calcinirt oder brennt, welches sehr großen Vortheil gewähret. Aus der Fruchtbarkeit des in Staub verwandelten Kleyes erhellet deutlich, daß keinesweges die Substanz dieser Erde dem Gedeihen der Gewächse schädlich sey, sondern bloß die große Dichte derselben. Nun kann nichts die Dichte des Kleyes so gut brechen, als Feuer; und daher ist das Brennen zu dieser Absicht angewendet worden. Das Feuer nimmt alle Zähigkeit des Kleyes weg; und in diesem halb verbrannten Zustande ist er eine vortreffliche Düngung für lockere und trockne Getreide=Felder, indem er leicht bricht, und sich in kurzer Zeit völlig mit dem Boden vermischt.

Kley=Acker, s. oben, S. 402.

Kley=Balken, in dem Siehl= und Schleusen=Baue Nieder=Sachsens, die unter dem Boden über dem ersten Grund=Balken gelegten Balken, zwischen welchen gute Kley=Erde eingestampfet wird.

Kley-Erde, } s. oben, S. 402.
Kley-Land, }
Kley-Mühle, s. oben, S. 426.
Kley-Stein, s. Topf-Stein.

1. Kleye, (die) L. Furfur, Fr. Son, die klein gemahlnen und vermittelst des Beutels abgesonderten Bälge oder Hülsen des Getreides. Man rechnet gemeiniglich von 4 Scheffel Getreide, 1 Sch. Kleye, welchen man nebst dem Mehle aus der Mühle zurück bekommen muß. Gersten-Kleye, Rocken-Kleye, Weitzen-Kleye. Siehe auch Füll-Kleye, im XV Th. S. 449.

Daher kleyig, Kleye enthaltend, L. furfuraceus, furfureus. Kleyiges Brod, L. Panis furfureus. Kleyicht, wie Kleye, L. furfurosus.

In den florentinischen Glossen Chlia, in den monseeischen Glossen Chuva, im Schwed. Kli. Es scheint von klieben abzustammen, so fern dasselbe überhaupt zermalmen bedeutet hat. Das Oberd. Grüsch, Grusch, in den florentinischen Glossen Cruso, Ital. Cruſca, Franz. Gru, und Niederſ. Grand, welches letztere in engerer Bedeutung feine Weitzen-Kleye bedeutet, haben einen ähnlichen Ursprung.

Siehe Gries, Anm. im XX Th. S. 20.

Die Kleyen sind eigentlich die mit dem Samen-Korne verwachsenen Spelzen, oder dessen Bedeckungen, welche bey dem Mahlen mit dem mehligen Theile zugleich zerquetschet, hernach aber von diesem abgesondert worden sind. Es bleibt aber an der Kleye immer noch etwas Mehliges, daher dieselbe nicht nur von armen Leuten wieder mit dem Mehle vermenget, und Brod daraus gebacken wird, sondern man pflegt sie auch für das Vieh zu gebrauchen, indem man sie den kalbenden Kühen, Sauge- und Abseß-Kälbern, Schweinen und Ferkeln, Gänsen ꝛc. unter das Futter oder Getränk zu mengen, und dadurch ihr Wachsthum zu befördern pflegt. Aeusserlich wird sie von den Wund-

Aerzten

Aerzten entweder in einem flüssigen Vehikel, oder in trockner Gestalt angewendet, und ist solchemnach sowohl erweichend, als auch austrocknend. Von den Färbern wird die Kleye zu der Infusion des Indigo gethan, (s. Th. V, S. 625,) nicht sowohl, um das Wasser gelinde zu machen, als welches, ihrer Meinung nach, fast allezeit Theilchen eines sauern Salzes, welche man schwächen müsse, enthält, als vielmehr eine gewisse Quantität kleberiger Materie durch Wasser auszubreiten, damit die färbenden Theilchen sich nicht so geschwinde senken, als sie sonst in einem flüssigen Wesen thun würden, welches nicht einen gewissen Grad der Verdickung erhalten hätte. Verschiedene Handwerker brauchen die Kleye auch mit unter ihre Beitzen. So haben z. B. die Weiß-Gärber eine **Kleyen-Beitze**, wovon ich bey Beschreibung des Leder-Bereitens handeln werde. Das Frauenzimmer bedient sich zuweilen der Kleye unter dem Wasch-Wasser, um sich damit die Flecken aus der Haut zu reiben.

In Frankreich unterscheidet man dreyerley Kleye: 1. Harte Kleye, Son dur, d. i. grobe schwere Kleye, welche wie zerhackt ist, weil der Läufer nicht recht in die Lehre gebracht worden ist; diese Kleye ist kurz, und meist voll Mehl. 2. Fette Kleye, Son gras, d. i. solche, in welcher noch grobes Mehl oder Gries geblieben ist. 3. Reine, todte, ausgemahlne Kleye, Son maigre, Son sec, gros Son, d. i. solche, aus welcher man das Mehl so rein, als möglich, ausgemahlen hat. Bey uns wird gewöhnlich nur einerley Kleye gemacht. Man macht keine fette Kleye; und die Gries-Kleye, d. i. sowohl die beym Schrotgange von Gries abgesiebte, als auch die beym zweyten und dritten Griesgange aus dem Beutel fallende Kleye aber schüttet man zum schwarzen Mehle auf.

Wie durch die Absonderung des Mehles von der Kleye, das Brod zu vermehren sey, siehe im VI Th. S. 743, f.

Parmentier (*) behauptet, daß die Kleye von nachtheiliger Wirkung sey, wenn man sie mit dem Brode genießt, und daß das Kleyen-Wasser, welches beynahe das allgemeine Getränk der Thiere ist, nicht der gesundeste Trank sey, besonders bey einer fäulichten Krankheit.

Aus den von Parmentier über die Kleye gemachten Erfahrungen und Untersuchungen erhellet: 1. daß die vom Mehle wohl abgesonderte Kleye nichts, als die glutinöse klebrige Substanz des Kornes enthält, welche nicht nährt; 2. daß sie nach der Destillation viel flüchtiges Alkali und ein Oehl, wie Hirsch-Oehl, gibt; 3. daß sie, wenn sie eine Zeitlang gerieben wird, einen Geruch annimmt, welcher ranzigen Mandeln ähnlich ist; 4. daß sie sich bald verändert, wenn man sie etwas anfeuchtet, und bey mäßiger Wärme in 24 Stunden in Fäulniß übergeht; 5. daß ein Stück Kalbfleisch zum Versuch in Wasser gelegt, nicht so bald in Fäulniß übergegangen ist, als die Kleye; 6. daß ein Decoct von der Kleye nicht, wie andere Hülsen-Früchte, sauer wird, sondern vielmehr in Fäulniß übergeht; 7. daß Weitzen- und andere Kleye nicht so leicht fault, als die vom Rocken. Hieraus folgt, daß das weiße Kleyen-Wasser, ohne Zusatz, ein Getränk ist, welches leicht fault, und daß dieses noch eher erfolgen müsse, wenn es in den thierischen Körper kommt. Es ist folglich in allen Fällen, wo die Säfte zur Fäulniß geneigt sind, höchst ungesund. So schädlich indessen der Gebrauch der Kleye ist, so sieht man doch, daß sie zum Mästen des Federviehes, der Schweine, und anderer Thiere, gebraucht wird. Man kann dieses vielleicht den andern beygemischten Dingen, oder der Ruhe, oder dem noch in derselben befindlichen Mehle zuschreiben, wovon vermuthlich auch das Wasser die Milch-Farbe erhält.

(*) Memoire, qui a remporté le prix &c. sur cette question intéressante: „Indiquer les vegetaux, qui pourroient suppléer en temps de disette, à ceux qu'on emploie communement à la nourriture des hommes" &c. par Mr. *Parmentier*, à Par. 1773, 12.

hält. Wenn man also die noch in der Kleye befindlichen guten Theilchen ausziehen will, schüttet man sie in kaltes Wasser, und sondert dann die Kleye als gänzlich unnütz, wieder davon ab. Auf diese Art erhält man die Auflösung der in derselben noch vorhandenen Mehl-Theilchen, die nur allein nähren. Die Kleye ist also zu weiter nichts dienlich, als in gewissen Fällen die Freßlust zu erwecken, oder sie den Hühnern und Schweinen zu geben, denen animalische Substanzen oder Dinge, welche der Natur derselben beykommen, weit gedeihlicher sind, als wiederkäuenden Thieren.

Die faulende Eigenschaft des weißen Kleyen-Wassers ist so stark, und so einleuchtend, daß viele Haus- und Land-Wirthe deshalb denselben Salz, oder sonst etwas Saures, als: Essig oder Sauerteig, zu zusetzen pflegen, um dessen Eigenschaft zu verbessern. Allein, man mag dieses weiße Wasser verändern und verbessern wie man will, so wird es doch immer, wenn man die Kleye selbst darin sich setzen lässet ein faules schädliches Wesen behalten, und bey Krankheiten der Thiere, vornehmlich aber in ansteckenden Seuchen, nachtheilig seyn.

Der Abt Poncelet (*) hingegen erklärt die Meinung, als sey die Kleye eine holzige Materie, die, wenn sie von allen Mehl-Theilen völlig gereiniget werden könnte, nicht zu nähren im Stande sey, für falsch. Bey einer genauen Zergliederung der Getreide-Körner, und mit Hülfe des Vergrößerungs-Glases hat er erkannt, daß die Kleye ein Gewebe von Saft-Gefäßen, und in denselben eine schleimige Substanz, die dem Mehle gleiche, befindlich sey. Gleichwohl meint er, daß es besser sey, sie dem Brode nicht beyzumengen.

Hr. D. Kämpf, welcher sich durch seine Visceral-Klystiere sehr berühmt gemacht hat, lässet zu jeder Portion der Klystier-Species eine Handvoll Kleyen in der Absicht mischen, um dem Klystier-Decocte eine dicklichere Consistenz zu ertheilen, wodurch es weit

(*) Memoire sur la farine, par Mr. l'Abbé *Poncelet*. à Par. 1776, 8.

leichter in dem Grimm-Darme kann zurück gehalten werden, als das flüssigere. Es haben aber die Kleyen, nach seinem Urtheile, auch deswegen einen starken Anspruch auf eine vorzügliche Stelle bey den Visceral-Klystieren, weil ihr gallert- und seifenartiger, abstergirender Absud kräftig in die verdickte Pituita wirkt, die Gedärme ausspühlt, ihre verstopfte Sauge-Röhrchen ab- und auswäscht, die scharfen Unreinigkeiten einwickelt, die vertrockneten Theile anfeuchtet, und die verhärteten Excremente erweicht und zum Abgange befördert. Ueberdies kommt noch ihre antiseptische, nährende und stärkende Tugend in Anschlag. Daß sie abstergiren und die Schärfe mildern, hat Hr. K. unzählige Mahl bey trocknem Husten und Catarrhen erfahren, wo das Decoct getrockneter oder auch gelinde gerösteter Kleyen, worin Wollblumen angebrühet werden, nebst einem erweichenden durch seine Dampf-Maschine (wovon ich im Art. Klystier Nachricht ertheilen werde,) eingesogenen Dampfe, die Haupt-Sache der Cur ausmachte. Antiseptisch sind sie, weil ihr Absud in der Wärme bald sauer wird. Diese Neigung zur Säure mag auch wohl die Ursache seyn, daß das Kleyen-Brod den Leib offen erhält.

Ihre ausserordentlich stärkende Kräfte hat Hr. g. R. Hofmann (*) durch chemische Versuche dargethan. Von den Kleyen sowohl, als von dem Kleyen-Brode, oder dem so genannten Pumpernickel, erhielt er durch die Destillation eine sehr große Menge brennbares Oehl, welches er für eine unvergleichliche Herz-Stärkung ausgibt; hingegen ging von dem Mittel- oder gemeinen schwarzen Brode wenig, und von dem Weitzen-Brode fast gar nichts von diesem Oehle über den Helm. Diesemnach verdienen die Rocken-Kleyen einen großen Vorzug. Hr. Kämpf lässet sie aber bey vielen, um ihre blähende und säuernde Crudität zu mindern, vorher in einem Tiegel, oder auf dem Ofen, wohl austrocknen, und, sobald er eine Neigung zur Säure

(*) S. Dessen Obss. phys. chym. L. 2, obs. 22.

Säure oder zu Durchfällen bey den Kranken verspüret, sie gelinde rösten.

Die Kleye gehört zu denjenigen Substanzen, in welchen das Vermögen liegt, sich selbst ohne Zuthun eines äussern Feuers zu entzünden; insonderheit die Rocken-Kleye. Der Stadt-Apotheker Rüde in Bautzen, machte im leipz. Intell. Bl. vom 31 März 1781 bekannt, daß er verschiedene Mahl einen Luftzünder (Pyrophorus) aus Rocken-Kleye und Alaun bereitet habe. Als zu der Zeit ein Brand in dem Dorfe Naußlitz, dem Kloster Marienstern gehörig, entstand, von welchem es hieß, daß solcher in einem Kuh-Stalle ausgebrochen, und daß derselbe bey Behandlung eines kranken Stückes Vieh entstanden sey: so kam Derselbe auf den Gedanken, ob hieran nicht etwa geröstete Kleye, welche die Landleute dem Rindviehe bey dicken Hälsen umzuschlagen pflegen, entstanden seyn möchte. Diesem zu Folge röstete Derselbe etwas Rocken-Kleye, so lange bis dieselbe die braune Farbe des gemahlnen Kaffe angenommen hatte. In dieser Beschaffenheit wurde dieselbe in ein leinenes Tuch gewickelt, und an die Luft geleget. Nach einigen Minuten stieg durch das Tuch ein starker Rauch mit einem brenzlichen Geruche begleitet, worauf das Tuch zu Zunder verbrannte, und die durchaus glühend gewordene Kleye fiel in zusammen gebackenen Kugeln auf die Erde. Da nun bekannt ist, wie oft vom Landmanne gewärmte Kleye sowohl für sich, als für das Vieh, angewendet wird: so kann man auch hieraus leicht erklären, woher oft Brände auf dem Lande entstehen, deren Ursache größten Theils unbekannt bleibt.

Bey Gelegenheit der aus den neuen strelitz. Anzeigen, in das neue berlin. Wochenbl. v. J. 1787, S. 766, fgg. eingerückten Abhandlung von der Selbst-Entzündbarkeit, macht der Verf. folgende Anmerkung.

„Den Versuch mit der Rocken-Kleye habe ich selbst gemacht. Ich nahm 2 ℔ derselben, und röstete sie in einer eisernen Pfanne, bis sie die Farbe eines stark gebrannten Kaffees hatte. Ueberzeugt, daß noch kein Feuer in derselben enthalten, band ich alles in ein leinen Tuch fest zusammen, und erwartete die Erscheinung. Der Geruch von dieser Masse und die äussere Hitze derselben waren ziemlich stark. Aber bald nach dem Einbinden verlor sich beydes anfänglich in etwas. Jedoch nach Verlauf von 3 Stunden ward es wieder stärker, und nahm so zu, daß ich eine gute Viertelstunde hernach schon einen zarten Rauch aus dem Ballen aufsteigen sah. In eben diesem Verhältniß nahm auch der brandigte Geruch zu, der äusserst flüchtig war, und zuletzt das ganze Haus erfüllte. Nach 2 Stunden fing hierauf das Tuch sich schwärzlich zu färben an, und endlich nach einer halben Stunde konnte ich von aussen zu schon das Feuer sehen. Nun nahm die Gluht zu, und der ganze Ballen erschien als eine feurige Kugel. Das Tuch und die Kleye lösete sich in eine weiße Asche auf, in welcher nach 16 Stunden nach dem Einbinden noch Feuer befindlich war. Ich wog die Asche, und fand 5 Loth; das andere war von der Gluht verzehret, und so ausgebrannt, daß, ob ich sie gleich 48 Stunden auslaugete, ich dennoch nicht die geringste Spur eines darin enthaltenen Salzes entdecken konnte".

2. **Kleye**, L. Furfures, Furfuratio, Furfurisca, Furfurus, farrea nubes, Porrigo, oder aus dem Griech. Pityriasis ein trockner böser Kopf, eine Art der trocknen Krätze, wenn die Schuppen unter dem Haupt-Haare, oder sonst an der Haut, kleyenweise herunter fallen. Dieser Zufall, welcher bey Kindern gefährlich ist, wird wie die Krätze curirt.

Kleyen-Beitz-, s. oben, S. 433.

Kleyen-Bier, ein schlechter aus bloßer Kleye bereiteter Kosent, welcher aber angenehm zu trinken ist; **Kleyen-Kosent**, in Nieder-Deutschland Schaar-Bier.

Kleyen-Brod, eine Art schlechtes Brod, zu welchem nebst gutem Mehle ein Theil Kleye, oder auch wohl gar

gar nur bloße Kleye ohne anderes Mehl genommen worden ist. Das aus bloßer Kleye gebackene Brod wird gemeiniglich für Hunde, in theuern Zeiten aber auch wohl für Menschen, gebacken.

Kleyen-Kofent, s. Kleyen-Bier.

Kleyen-Wasser, s. oben, S. 434.

Kleyen, ein nur in den gemeinen Sprech-Arten, besonders Nieder-Sachsens, übliches Wort.

1. Kratzen, Hochdeutsch krauen, Engl. claw.

2. Ungeschickt, schlecht schreiben, im verächtlichen Verstande, Hochdeutsch kratzen. Siehe Kladde, im XXXIX Th. S. 303.

3. Ausgraben, eilfertig graben, besonders im Dithmarsischen. Einen Graben kleyen, machen, auswerfen. Eben daselbst ist inkleyen, einscharren, eingraben; umkleyen, umgraben; upkleyen, aufwühlen, u. s. f.

Kleyicht, kleyig; s. oben, S. 402, und 432.

Klick Werk, s. im folg. Artikel.

Klicken, im g. L., einen zähen Körper in kleinen Stücken werfen oder anwerfen. Lehm klicken, den zubereiteten Lehm in kleinen Klumpen anwerfen, daher die Kleiber an einigen Orten auch Lehm-Klicker heißen. Klickwerk, Fr. Bousillage, ein Gemenge von Lehm und Stroh, womit der geringe Landmann an Orten, wo die Steine rar sind, Mauern und Scheidewände aufrichtet; s. Lehm-Wand.

Von einem schlechten Gemählde, wo die Farben gleichsam nur hingeworfen sind, sagt man: es ist nicht gemahlt, es ist nur geklickt.

Klick, klicks, drückt eigentlich einen feinern und kleinern Schall aus, als klack, kleck, und klecken; s. im XXXIX Th. S. 303, und 396. Im Nieders. ist Klicks, ein Klecks, und in weiterer Bedeutung, ein Bißchen eines zähen Körpers, z. B. ein Klicks Butter, und figürlich auch ein Bißchen einer jeden andern Sache. Im Schwed. wird klicka sowohl von dem fruchtlosen Abbrennen des

Zünd-Pulvers auf der Pfanne, als auch von dem Klange kleiner Glocken, gebraucht.

Klieb-Eisen, s. Klieben.

Kliebe, eine Benennung des Festes Mariä Verkündigung; s. Marien-Feste.

Kliebel, Klöppel, bey den Kohlen-Brennern, ein großes Stück Holz, vermittelst dessen, indem es von dem Quendel an immer weiter fort gerücket wird, das Zündloch durch die daran gelegten Scheite in den Meilern formirt wird. Siehe Kohlen-Brennen.

Klieben. Dieses Wort ist in doppelter Gestalt üblich, kommt aber in beyden am häufigsten im Oberdeutschen vor.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte seyn, einen Spalt bekommen, sich spalten; im Oberd. auch klaffen. Das Holz ist geloben, wofür auch das Reciprocum sich klieben, üblich ist.

2. Als ein Activum, spalten. Holz klieben, Holz spalten. Daher das Klieb- oder Klöb-Eisen, bey den Böttchern, ein breites dickes Messer, das Holz zu ihren Arbeiten damit zu klieben, oder zu spalten; die Spalt-Klinge; s. Messer der Böttcher.

Bey dem Ottfried clouban, im Nieders. klöben, im Angels. cleafan, im Engl. cleave, im Schwed. klyfwa; im Wendischen mit einem andern Suffixo klat, im Franz. eclater. Im Hochdeutschen ist dafür spalten üblicher, ob gleich die abgeleiteten Klaue, Kloben, Kluft, u. a. m. auch bey uns völlig gangbar sind. S. diese Wörter. Im Schwed. ist klippa, schneiden, scheren, beschneiden. Im Grunde wird durch alle diese Wörter der Schall nachgeahmet, den die Körper machen, wenn sie gespalten werden.

Kliebig, im g. L., besonders Ober-Deutschlandes, was sich leicht klieben oder spalten lässet. Kliebiges Holz.

Kliesche, ein zu der Gattung der Schollen gehöriger Fisch, welcher in Hamburg und den umliegenden Gegenden Kleische und Kliesche, in Pommern Glahrke, in Dänemark Skrubbe, in England the Dab, und in Frankreich la Limande, genannt wird; Pleuronectes oculis a dextra squamis asperis, spina ad anum dentibus obtusis *Arted.* Passer asper, passeri primo squamis congener, sed maculis carens *Klein.* Limanda *Bellon. Gesn. Jonst. Ruysch.* Citharus *Charlet.* Passer asper s. squamosus *Rondel. Aldrov. Willughb.* Pleuronectes Limanda, oculis dextris, squamis ciliatis, spinulis ad radicem pinnarum dorsi anique, dentibus obtusis *Linn.* Pleuronectes squamis asperis, linea laterali arcuata *Bloch.* The Dab *Penn.* Kliesche *Schonev.* Der Schuppen-Blutfisch Müll. Die harten und gezackten Schuppen, und der Bogen, welchen die Seiten-Linie bey ihrem Anfange bildet, unterscheiden diesen Fisch von den übrigen Arten der Schollen-Gattung. In der Kiemen-Haut befinden sich 6, in der Brust-Floße 11, in der Bauch-Floße 6, in der After-Floße 61, in der Schwanz-Floße 15, und in der Rücken-Floße 75 Strahlen. Dieser Fisch ist auf der obern Seite gelb, auf der untern weiß, und auf beyden mit ziemlich großen Schuppen bedeckt. Der Kopf ist klein, länglich, und die Mund-Oeffnung enge. Beyde Kinnladen sind von gleicher Länge, und in der obern sind weit mehrere kleine stumpfe Zähne, als in der untern, befindlich. Die hervor stehenden Augen haben einen mit einem goldfarbigen Ringe umgebenen, schwarzen Stern. Die Seiten-Linie läuft, von der Schwanz-Floße bis zur Brust-Floße, in einer geraden Richtung, mitten über dem Körper fort. Sämmtliche Floßen haben auf der obern Seite eine braungelbe, die Schwanz-Floße hingegen eine dunkelbraune Farbe. Die Strahlen der After- und Rücken-

Floße werden von Schuppen bedeckt. Am After ist ein Stachel befindlich.

Dieser Fisch, welchen Bellen (1) zuerst beschrieben, und wovon Rondelet (2) die erste Zeichnung gegeben hat, ist sowohl in der Ost- als auch Nord-See zu Hause. Er ist nicht so gemein, als die Scholle und der Flunder, auch nicht so dick als jene, wird übrigens aber, so wie diese beyde, gefangen und zur Speise zugerichtet. Ob er gleich nicht die Größe derselben erreicht, so übertrifft er sie doch am Geschmack. Am wohlschmeckendsten ist er vom Febr. bis zum April. Seine Leich-Zeit fällt später, als bey den vorerwähnten, nähmlich in den May, und in einem kalten Frühlinge erst in den Jun.; um diese Zeit ist sein Fleisch weichlich und mager. Er ernährt sich von Würmern und Insecten, insonderheit von kleinen Krabben. Die Eingeweide sind bey diesem Fische von derselben Beschaffenheit, als bey der Scholle. Der Rückgrath besteht nur aus 51 Wirbel-Knochen.

Bloch's Naturgesch. der Fische Deutschlands, 2 Th. Berl. 1783, 4. S. 45.

Klicker, eine Benennung der thönernen Spiel-Kugeln, welche häufig in Groß-Almerode verfertiget werden. Siehe **Kugel**.

Klima, aus dem Griech. und Lat. Clima. Fr. Climat, in der Geographie und Kosmographie, ein Theil der Erdkugel, welcher zwischen zwey mit dem Aequator parallel laufenden Zirkeln enthalten ist; oder ein um den Erdboden laufender Gürtel, welcher zwischen zwey dem Aequator parallelen Kreisen liegt, in deren entfernterem der längste Tag um eine bestimmte Zeit, z. B. um eine halbe Stunde, länger ist, als in dem nähern. Der Erdstrich, Erd-Gür-

(1) Aquat. p. 145.

(2) De pisc. P. 1. p. 319.

Gürtel, Himmelsstrich, und mit einem andern griech. Worte die Zone. Es wird nähmlich durch jeden Grad der Breite, wo der längste Tag im Jahre merklich zunimmt, und folglich Kälte oder Wärme sich merklich ändern, ein Parallel-Zirkel gezogen. Die Neuern haben 25 Klimata angenommen, bis unter die Breite von 66 Grad 41 Minuten, wo der längste Tag 24 Stunden ist. Unter der Pol-Höhe von 67 Grad 30 Min. ist der längste Tag schon ein Monath, und nimmt immer bey ganzen Monathen zu, bis er unter dem Pole ein halbes Jahr wird. Die Geographen unserer Zeit rechnen jedoch nicht nach den Climatibus, sondern nach den Graden der Breite.

Die alten griechischen Weltbeschreiber zählen nur 7 Klimata, von dem Aequator an bis zum Nord-Pol, und benennen sie von einigen bekannten Plätzen, durch welche der mittelste Parallel-Kreis des Klima ging; die neuern aber zählen 25. Der Anfang des Klima ist der Parallel-Zirkel, in welchem der Tag am kürzesten ist. Das Ende des Klima ist derjenige, in welchem der Tag am längsten ist. Die Klimata werden also von dem Aequator an, bis zu dem Pol gezählet, und sind so viel Striche oder Zonen, die durch Linien, welche mit dem Aequator parallel laufen, begränzet sind, wiewohl, wenn man die Sache genau nimmt, innerhalb der Breite einer Zone etliche Klimata sind. Ein jedes Klima ist von dem nächst daran stoßenden nur darin unterschieden, daß der längste Tag im Sommer um $\frac{1}{2}$ Stunde in diesem Platze länger oder kürzer ist, als in dem andern.

Da die Klimata bey dem Aequator anfangen, so ist im Anfange des ersten Klima, der längste Tag gerade 12 Stunden lang, und in dem Ende desselben $12\frac{1}{2}$. Das zweyte, welches da, wo das erste aufhört, anfängt, nähmlich bey $12\frac{1}{2}$ Stunde, endigt sich bey 13 Stunden, und so geht es mit den übrigen.

Hierher gehört die Redensart der Weltbeschreiber: die Stunden-Klimata endigen, und die Monaths-Klimata fangen an. Gleichwie ein Stunden-Klima ein Raum ist, den zwey Parallel-Zirkel des Aequators in sich schließen, in deren ersten der längste Tag, den längsten Tag im letzten

um eine halbe Stunde übertrifft: so ist ein Monath-Klima ein Raum zwischen zwey, mit den Polar-Zirkeln parallel laufenden Zirkeln, dessen längster Tag um einen Monath, oder 30 Tage länger oder kürzer ist, als in dem daran stoßenden.

Die Alten, welche die Klimata auf der Erde nicht weiter gehen liessen, als so weit sie ihrer Einbildung nach bewohnt war, setzten deren nur 7, wie ich bereits gesagt habe. Das erste liessen sie durch Meroe gehen; das zweyte, durch Sienna; das dritte, durch Alexandria; das vierte, durch Rhodus; das fünfte, durch Rom; das sechste, durch Pontus; und das siebente, durch den Mund des Borysthenes. Die Neuern, welche weiter an die Pole hin gesegelt sind, setzen zu jeder Seite 30 Klimata; und weil die Schräge einer Sphäre einen kleinen Unterschied in der Länge des längsten Tages macht, so geben Einige zum Unterschied der Klimatum nur eine Viertel-Stunde, statt einer halben, an.

Die Erfahrung lehrt, daß die Wärme und Kälte in demselben Klima, und noch mehr in zwey übereinstimmenden auf beyden Hälften der Erdkugel nicht überall einerley ist. Die hohe oder niedere Lage, die flache oder bergige Gegend, die Beschaffenheit des Erdbodens, die Nähe großer Ströhme oder gar des Meeres, und viele andere Ursachen, sind im Stande, hier die Wärme oder Kälte zu vermehren, dort zu vermindern.

Der Naturforscher und der Arzt verstehen unter Klima nicht nur die vorhin angezeigten mathematisch abgetheilten Erdstriche, sondern überhaupt die verschiedene Temperatur von Wärme, Kälte, Trockenheit oder Nässe der Atmosphäre eines Landes oder eines Erdstriches, auch sogar zuweilen die Beschaffenheit des Erdbodens selbst. Daß dieses alles ein wichtiges Augenmerk für beyde Wissenschaften sey, erhellet gar deutlich, wenn man den großen Einfluß, den die Verschiedenheit der Klimaten auf den Menschen, auf die Thiere und die Pflanzen hat, überlegt.

Län-

Länder, die einerley mathematisches Klima, oder einerley Pol-Höhe, oder einerley Unterschied zwischen Tag und Nacht von einem Sonnenstande zum andern, mit einander haben, weichen oft in dem physischen sehr von einander ab; denn die Erfahrung lehrt, daß bey einerley Sonnen-Höhe und Länge des Tages die Kälte und Wärme sehr unterschieden seyn könne. Man findet an einerley Orten kühle und heiße Sommer, heftige und gelinde Winter; und an verschiedenen Orten, die gleich weit vom Aequator abstehen, und folglich einerley Wärme haben sollten, ist darin eine große Mannichfaltigkeit. So haben z. B. Savoyen und die Schweitz, einerley geographisches Klima mit Frankreichs südlichen Provinzen, aber ein sehr unterschiedenes physisches. So betrug die Kälte, die man seit etlichen 60 Jahren in Paris bemerkt hat, im J. 1709 kaum 20 Grad, da sie in Astracan, welches noch etwas südlicher, als Paris, liegt, im J. 1746, $30\frac{1}{2}$ Grad betrug. So betrug sie in der Haupt-Stadt von Canada, Quebec, im J. 1743, 41 Grad, obgleich diese Stadt fast 2 Grad näher beym Aequator liegt, als Paris, u. s. w.

Diese große Ungleichheit der physischen Klimate kann von verschiedenen Ursachen herrühren. So kann z. B. 1. die verschiedene Lage der Sonne gegen die Erde, Ursache seyn; denn wir wissen sowohl aus den Gesetzen der Bewegung, als auch aus der Erfahrung, daß die Wirkungen der Sonnen-Strahlen desto stärker sind, je gerader sie auffallen, und daß die Hitze desto größer wird, je länger die Wirkung der Sonne dauert, die sie verursachet. 2. Kann auch die Beschaffenheit der Luft, eine Ursache der verschiedenen Wärme und Kälte seyn. Je höher die Luftkugel voll Dünste ist, desto mehr fangen diese Sonnen-Strahlen auf, ehe sie unsere Erde erreichen; und ist die Luft rein und heiter, so hat die Sonne den Tag über größere

Wirk-

Wirkungen, die Nächte aber sind kühler. 3. Kann ein Ort, nach dem er hoch, oder in einer Ebene liegt, einen merklichen Unterschied in dem natürlichen Klima verursachen. So ist, nach Ludolf's Bericht, die Hitze in den Ebenen von Abyssinien unerträglich, in den gebirgigen Gegenden hingegen gemäßigter, als in Portugal, welches so viel weiter nach Norden liegt. So hat die Landschaft Quito in Peru ein gemäßigtes Klima, obgleich der Aequator durch dieselbe streicht, weil das Land 1600 Klafter höher liegt, als das Meer, und sich zwischen zwey Gebirgen befindet, die von Süden nach Norden mit einander parallel gehen, fast an den Himmel reichen, und mit beständigem Schnee bedeckt sind. 4. Verursacht auch dieses eine große Veränderung des Klima, ob ein Land an der See, oder tief in dem festen Erdreiche liegt; denn das Meer ist, bekannter Maßen, im Sommer kälter, im Winter aber wärmer, als die Luft ist, und theilt allezeit der Luft, welche über ihm steht, etwas von seiner Beschaffenheit mit. Die Winde führen diese Luft über das Land, und machen daher die Sommer kühler, und die Winter gelinder, als sie sonst seyn würden. Die gelinden Winter in England, rühren offenbar von der Wärme der umliegenden See her. 5. Kann die Verschiedenheit des Erdreiches das natürliche Klima verändern; denn die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Materien gleich viel Wärme annehmen, und die angenommene Wärme gleich lange behalten. So wird z. B. die Hitze in Afrika durch den Sand unerträglich. 6. Müssen auch die Winde in Betrachtung gezogen werden. So ist z. B. die weite Ebene, die in Amerika im 10 bis 15ten Grade südlicher Breite bewohnt wird, ausserordentlich heiß; bisweilen aber erregt der von den mit Schnee bedeckten Gebirgen herkommende Schnee eine ausserordentliche Kälte. 7. Kann sich auch ein und eben dasselbe Klima in Absicht auf seine Wärme

und

und Kälte selbst ändern, wie wir davon ein einleuchtendes Beyspiel an unserm Deutschlande haben. So lange es noch mit Wäldern bewachsen, und mit Sümpfen und Morästen angefüllt war, so lange herrschte in demselben das rauhe Klima, welches die alten Geschichtschreiber uns so fürchterlich schildern. Seit dem es aber von Waldungen entblößt ist, die Sümpfe und Moräste ausgetrocknet sind, und überhaupt dasselbe angebauet worden ist, ist es weit gelinder geworden. Rußland, Sibirien und die große Tatarey, befinden sich noch in dergleichen Umständen, daher ist auch ihr Klima weit kälter, als das Klima der europäischen Länder, die mit ihnen zwischen eben den Parallelen liegen.

Ob gleich der Mensch das einzige lebendige Geschöpf ist, welches in allen Klimaten leben, und sich an alle verschiedene Temperatur der Luft und des Erdbodens gewöhnen kann: so hat doch diese Abwechselung in seiner äusserlichen Bildung, in seinen Temperamenten und in seinem sittlichen Character beträchtlich große Abartungen, und so wie in der ganzen Natur, also auch hier eine Mannichfaltigkeit verursachet, die zur Schönheit und Vollkommenheit der Schöpfung abzielt.

Die Bewohner der heißen Erdstriche z. B. sind von hitzigem Temperament, haben eine braune oder gar schwarze Farbe des Gesichtes und des Leibes, eine lebhafte feurige Einbildungs-Kraft, und sind zu heftigen Affecten geneigt. Die Bewohner der gemäßigten Klimaten sind weiß von Farbe, haben ein gemäßigteres Temperament, und sind in ihren Handlungen bedächtlicher, und in ihrem Character fester. Die Einwohner der kalten Klimaten, sind von trägem Temperament, klein von Statur, blaß von Angesicht, und haben ein geringes Maß von Verstandes-Kräften. Ob nun wohl das Klima die einzige Ursache dieser Verschiedenheit nicht ist, (denn die Nahrungs-Mittel,

die

die Cultur und andere äussere Umstände, tragen ebenfalls das ihrige bey,) so ist es doch gewiß die vornehmste. Ueberdas erfordert es eine sehr lange Zeit und viele Generationen, wenn der Einfluß merklich werden, und eine Abartung wieder in eine andere verwandelt werden soll. Hieraus erhellet, daß der Bau des menschlichen Körpers weit biegsamer, und zu den Verschiedenheiten der Luft und Nahrung weit besser zu gewöhnen ist, als der Körper der Thiere.

Es gibt in der ganzen Natur kein Thier, welches in allen Klimaten ausdauern und sich daran gewöhnen könnte, ohne daß es seine Gestalt, Farbe und andere Eigenschaften gänzlich verändere, die Fortpflanzungs-Kraft verliere, kränklich werde, oder gar in kurzer Zeit sterbe. Die Beyspiele sind so zahlreich, daß es fast unnöthig ist, einige anzuführen. Die Rennthiere, welche des kältesten Klima gewohnt sind, kommen hier zu Lande gar nicht fort. Die Löwen, Tieger, Affen, und andere Thiere aus den heißen Süd-Ländern, verlieren hier zu Lande ihre Munterkeit, und die Kraft sich fortzupflanzen. Die Canarienvögel pflanzen sich zwar fort, allein sie haben schon durch die Veränderung des Klima eine beträchtliche Abartung erlitten; ihr Gefieder hat allerley Farben bekommen, sie sind zahm geworden, und können nur wenige Tage ausdauern, wenn man sie aus ihrem Gefängnisse in Freyheit läßet. Merkwürdig ist es bey den Vögeln, daß manche ihr Klima aus Instinct verlassen, und zu gewissen Jahrs-Zeiten die weitesten Reisen von Norden nach Süden vornehmen. Einem Jeden werden hierbey sogleich die Störche, die wilden Gänse, und viele andere Zug-Vögel, einfallen.

Endlich sind auch die leblosen Geschöpfe des Erd-Balles, die Pflanzen an besondere Klimate gebunden; und es ist für den Pflanzen-Kenner und den Oekonom gleich wichtig, diesen Umstand zu kennen. Da aber

bey

bey den Pflanzen die Verschiedenheit der Luft kaum so großen Einfluß hat, als die Verschiedenheit des Bodens, so kommen bey ihnen beyde in Betrachtung. Hiervon werde ich im Art. Pflanze ausführlicher handeln. Hier betrachte ich nur das Klima nach der hauptsächlichsten Verschiedenheit.

Man kann alle Klimate füglich in heiß-trockne, in gemäßigte und feuchte, und in kalte und rauhe, eintheilen. Mehrentheils herrscht in jeder Provinz oder in jedem Reiche des Erdbodens eines dieser Klimate; doch gibt es auch Ausnahmen, wo nähmlich alle drey herrschen; und dieses sind die Länder, welche mit sehr hohen Gebirgen besetzt sind. Auf den Gipfeln derselben ist es fast stets Winter, und ein ewiger Schnee versperret allen Geschöpfen den Zutritt und die Wohnung. Die tiefern Gegenden sind gemäßigt, und werden von Thieren und Pflanzen bewohnt; die Thäler endlich prangen in dem mildesten und fruchtbarsten Klima. Allein, solche Reiche und Provinzen sind seltener; gemeiniglich herrscht nur Ein Klima in jeder Gegend, welches mit den daselbst einheimischen Thieren und Pflanzen überein stimmet. Die südlichen Gegenden in der brennenden Zone haben durchgehends ein hitziges, trocknes Klima. Der Boden ist meistens dürre und trocken; nur zu gewissen Jahrszeiten fällt Regen. Die Schwere der Luft scheint nicht so vielen Abwechselungen unterworfen zu seyn, weil das Barometer sich nur wenige Linien verändert. Das Thermometer steigt bis auf den 40sten, ja 50sten Grad nach Reaumür. Der Boden bringt eben so viele und mannichfaltige Pflanzen hervor, als andere Länder; allein, sie haben meistens eine verschiedene Natur. Die Bäume sind fast alle mit stets grünendem Laube bekleidet; und durch Einflechtung sehr vieler Gattungen von steigenden oder rankenden Pflanzen formiren sie Wälder, die mit dem dichtesten Dache von Blättern be-

beschützt sind, so, daß Menschen und Thiere gegen die übermäßige Hitze eine kühle Zuflucht haben. Mehrentheils wächst hier eine Menge von saftigen Pflanzen mit dicken, fleischigen Blättern, z. B. viele Gattungen von Aloe, Cactus, Zaserblume (Mesembryanthemum *L.*), und andere mehr, von welchen bekannt ist, daß sie eine lange Zeit in trocknem Erdreiche ohne Regen bloß von der feuchten Luft frisch bleiben. Uebrigens sind fast alle Gewächse dieses Klima sehr zärtlich, und können in einer temperirten Luft von 10 Grad Wärme kaum noch ausdauern. An lebendigen Bewohnern hat das heiße Klima keinen Mangel. Das zahlreiche Heer von Affen, Meerkatzen und Pavianen; die grimmigen Raub-Thiere, der Löwe und Tieger, welche in ihrer hitzigen Natur und ihrem Feuer mit ihrem Klima überein stimmen; sodann der Elephant, das Nasehorn, das Fluß-Pferd, der Krokodill, und viele andere mehr, sind die vornehmsten und stärksten Einwohner dieser Gegenden. Ausser diesen sind die meisten Schlangen-Arten und unzählig viele Insecten nur in diesen Ländern einheimisch.

In den temperirten, mittelmäßig warmen Klimaten, welche durchgängig in den mehresten europäischen Reichen herrschen, sind die Pflanzen nicht so zärtlich. Die Bäume werfen ihr Laub im Winter ab, und die immer abwechselnde Schwere der Luft, die man an dem Barometer bemerkt, verursachet auch eine verschiedene Witterung. Die Pflanzen werden weder durch die brennende Sonnen-Hitze versengt, noch durch übermäßige Kälte zum Erstarren gebracht. Jene hitzige in den Süd-Ländern wachsende Gewächse aber halten schon die hiesigen Winter-Fröste nicht unter freyem Himmel aus, und die dort lebenden Thiere kommen nicht fort. Dagegen haben wir indessen andere lebendige Bewohner unserer Wälder und Felder.

Das

Das kalte, rauhe Klima der Nord-Länder ist am sparsamsten von der Mutter Natur beschenkt worden. Weniger Pflanzen und weniger Thiere, die davon leben können, findet man daselbst. Die Wälder sind nur ein Aufenthalt der Wölfe und Bären; kaum daß man noch Hasen und Rennthiere antrifft, welche aber alle entweder ganz sind, oder doch wenigstens im Winter graue Haare bekommen. Unter den Vögeln sind noch die Wasser-Vögel am häufigsten; die Mewen, Gänse, Aenten, Pelicane, u. a. m. Aber auch diese sind nur im Sommer da, und begeben sich im Herbste nach den südlichen Gegenden. Die Felder sind auch an Pflanzen ziemlich leer, und die Wälder haben fast nichts als Nadel-Holz. Wenig Getreide findet man daselbst. Die öden Heiden sind mit Rennthier-Flechte und andern Mos-Arten bedeckt; hin und wieder raget das Löffelkraut aus dem Schnee hervor. Dennoch hat die Dürftigkeit die Menschen nicht abgeschreckt, sich hier anzubauen, so armselig sie auch leben müssen.

Ausser den drey jetzt beschriebenen Klimaten, gibt es nun freylich mehrere Mittel-Gattungen, so, daß fast kein Reich des Erdbodens mit dem andern ein in allen Stücken gleiches Klima hat. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß ein Klima in der Folge der Zeit sich sehr ändern könne. Deutschland selbst ist das bekannteste Beyspiel. Wie rauh, nebelig und unfruchtbar muß dasselbe zu Tacitus Zeiten gewesen seyn; und wie sehr viel wärmer ist es seit der Zeit geworden! Die Austrocknung der Sümpfe, die niedergehauenen Wälder, und die allenthalben weit ausgebreitete Cultur, haben die Nebel zerstreuet, und den erwärmenden Sonnen-Strahlen Raum gegeben, zu wirken. Eben die Veränderung wird wahrscheinlicher Weise auch das noch kalte rauhe Klima von Nord-Amerika leiden.

Ob gleich jedes Klima seine besondere Thiere und Pflanzen nährt, so gibt es doch viele Gattungen, die mehrere Klimate mit einander gemein haben, keine aber, die das äusserst heiße und äusserst kalte aushalten können. Die meisten Gras-Arten z. B. kommen in jedem Klima, ausser dem ganz kalten, fort; und der Schöpfer der Natur hat dafür gesorgt, daß die unentbehrlichsten Pflanzen in den meisten Ländern des Erd-Bodens gut gedeihen. Ja, es gibt eine Menge von Gewächsen, welche anfänglich nur in wärmern Klimaten wohnen, die aber auch in den kältern fast eben so gut ausdauern. Man bedenke nur, daß alle Apfel- und Birn-Bäume, viele Pflaumen, die Wallnüsse, Mandeln und mehrere Gewächse, aus den warmen asiatischen und afrikanischen Ländern stammen, und nachher bis in die mittelmäßig warmen Länder sind verpflanzet und einheimisch gemacht worden. So werden vielleicht noch viele Wanderungen geschehen, da man in der Botanik und Oekonomie immer weitere Progresse macht. Könnte z. B. nicht die Thee-Pflanze aus China leicht hierher gebracht und mit dem besten Erfolge angebauet werden, da sie nach Linné Beschreibung keines warmen milden Klima bedarf? Eben so gibt es auch Beyspiele von manchen Thier-Gattungen, welche sowohl ein ganz heißes Klima, als auch ein gemäßigt kühleres, aushalten. Wir sehen dieses an den Kaninchen und dem indianischen Schweine, welche auch in mittelmäßiger Wärme gut gedeihen. Endlich kommen die Pferde, Ochsen und Schafe, in heißern Klimaten ganz gut fort. Mehrere Beyspiele anzuführen, halte ich für überflüssig.

Ausser den jetzt bemerkten Umständen, hat das Klima insonderheit einen starken Einfluß auf den Menschen. Ich werde zuerst die Wirkungen der Hitze und Kälte überhaupt auf den thierischen und den lebendigen

menschlichen Körper erklären, und sodann ins besondre die Wirkungen eines heißen, eines kalten und eines gemäßigten Klima auf Temperament und Gemüths-Art, auf den sittlichen Character der Menschen, auf das äusserliche Betragen, auf die Geistes-Kräfte, auf Gesetzgebung, wie auch auf Gebräuche und Sitten oder Gewohnheiten, betrachten.

Der berühmte Montesquieu, hat die Wirkungen des Klima aus der Verschiedenheit der Wärme und Kälte zu erklären gesucht; da aber die Versuche, welche er in dieser Absicht anstellte, mit der Zunge eines todten Schafes, einem in mancher Absicht hierzu ganz unbequemen Körper, gemacht wurden (3), und überdieß seine anatomische und physiologische Kenntnisse sehr eingeschränkt waren so sind auch seine daher abgeleitete Folgerungen weit weniger treffend und einleuchtend, als man sonst bey diesem Schriftsteller gewohnt ist. Um ähnliche Trugschlüsse zu vermeiden, will ich meine auf den Einfluß der Kälte und Wärme gebaueten Grund-Sätze bloß aus bekannten und allgemein eingestandenen Wirkungen derselben auf den lebendigen thierischen Körper herzuleiten suchen.

Die Hitze ist vielleicht der allgemein wirksamste Reitz, den wir in der Natur kennen. Ein hoher Grad derselben erhöhet überhaupt die Thätigkeit der Nerven im menschl. Körper, besonders der Haut-Nerven, welche ihrer Einwirkung am meisten ausgesetzt sind, und dadurch mehr Empfänglichkeit für jeden äusserlichen Eindruck erhalten. Hält die Hitze lange Zeit an, so befördert sie die Ausdunstung. Durch Vermehrung der Ausdunstung, verhindert die Hitze alle übrige Ausleerungen, und selbst die Absonderungen. Der Urin wird in geringer Menge abgesondert, und der Stuhlgang erfolgt sparsam. Doch muß hiervon die Galle

(3) Esprit des Loix, L. 14, c. 2.

ausgenommen werden, die an Menge, und, wie Einige glauben, auch an Schärfe, beträchtlich zunimmt. Auch wird der Hang des Körpers und der Säfte zur Fäulniß sehr erhöhet.

Von dem Grade der Hitze, die der Mensch ertragen kann, s. im XXIV Th. S. 12, fgg.

Die Kälte hingegen vermindert die Ausdunstung, wie auch die Absonderung und Schärfe der Galle. Die Ausleerungen durch die Harnwege und Gedärme erfolgen regelmäßiger, und in einer der Masse der Nahrungs-Mittel gemäßeren Menge. Der Körper ist stärker, sein Umfang größer, und die Säfte werden weniger zur Fäulniß geneigt.

Aus den jetzt beschriebenen Wirkungen der Hitze und Kälte auf den Körper, lässet sich ihr **Einfluß auf das Gemüth** großen Theils erklären. Die Hitze vermehrt sowohl die Kraft, als auch die Genauigkeit und Feinheit der Empfindung und des Gefühles. Diese Empfindlichkeit des Körpers wird durch Mitleidenschaft der Seele mitgetheilt; daher der hohe Grad geistigen Gefühles, der unter heißen Klimaten so allgemein und wirklich so groß ist, daß diejenigen, welche dergleichen Gefühle nicht selbst empfunden haben, sich keinen Begriff davon machen können. Man kann dieses durch zahlreiche Beyspiele beweisen, und zugleich als die Haupt-Triebfeder der Handlungen und des sittlichen Betragens der Bewohner heißer Erdstriche ansehen.

Aus jener Empfindlichkeit entspringt, wie man schon vor Alters bemerkt hat (4), das leidenschaftliche Temperament dieser Völker, und die in verschiedenen Umständen ihres Betragens sichtbare Ungeduld und Heftigkeit, welche bey Völkern von einer phlegmatischen Ge-

(4) *Hippocrates* de aëre, aquis et locis, c. 8. (Opp. ed. Foës. p. 283.)

Gemüthsart nicht bemerkt wird. Besonders fällt dieses in Europa bey den Italiänern, und in Amerika bey den Einwohnern der westindischen Inseln gar sehr in die Augen.

Auf dieser Empfindlichkeit beruhet auch die große Neigung zum andern Geschlecht, welche man bey den Bewohnern heißer Erdstriche wahrnimmt; und eben diese steigert wieder die Empfindlichkeit, von welcher sie herrührt. Sie sowohl als die Eifersucht, jene unzertrennliche Begleiterinn der Liebe, ist jederzeit ein hervorstechender Zug in dem Character dieser Völker gewesen. So mächtig aber auch der Zauber der Liebe in solchen Gegenden seyn mag, so schwingt sich doch daselbst diese Leidenschaft nicht zum Range einer verfeinerten Empfindung empor. Zwar steht Schönheit allezeit in hohem Werthe; Hochachtung aber, und Beständigkeit in der Liebe, sind bey der Vereinigung beyder Geschlechter sehr selten.

Dasjenige, was ich von der Empfindlichkeit der Menschen unter heißen Klimaten gesagt habe, könnte uns veranlassen zu glauben, daß ihre Gemüthsart ausserordentlich sanft und zärtlich seyn müsse. Dieses ist aber keinesweges allgemeiner National-Character. Ihre Empfindlichkeit lässet sie zwar allerdings für Andere fühlen, verursachet aber auch eine ungemeine Lebhaftigkeit derjenigen Gefühle, welche Beziehung auf ihr eigenes Selbst haben. So nimmt man z. B. viele Vorfälle, welche unter kalten Himmelsstrichen nicht geachtet werden, in Japan als unverzeihliche Beleidigungen auf, welche nicht anders als mit dem Tode gebüßet werden können. Selbst die Chineser, die doch als ein handelndes Volk ihre Leidenschaften mehr zu bezähmen genöthigt sind, werden, wenn man sie heftig reißt, gewaltthätig und rachgierig. Eben denselben Unterschied bemerkt man in gewisser Absicht zwischen Spanien, Italien und England. Eben so beweisen die

grausamen Arten, sich z. B. mit Dolch und Gift zu rächen, welche in heißen Klimaten so gewöhnlich sind, und die insgemein daselbst obwaltende unmenschliche Behandlung der Gefangenen (5), augenscheinlich, wie sehr diese Völker zur Rachsucht geneigt sind.

Des Montesquieu Bemerkungen über diesen Gegenstand scheinen zwar eine entgegen gesetzte Meinung zu bezeichnen (6); sie erstrecken sich aber bloß auf die Bewohner des festen Landes von Ost-Indien, welche in der That von milder Gemüthsart sind, wovon sich aber vielleicht eine andere Ursache angeben lässet.

Der Empfindlichkeit kann man auch jenen in heißen Gegenden so auffallend deutlichen Leichtsinn oder Unbeständigkeit zuschreiben. Die Seele ist daselbst allen Gefühlen offen, keines aber macht einen dauernden Eindruck, sondern alle verdrängen sich wechselweise, so wie sie schnell nach einander entstehen. Dieser Leichtsinn ist vermuthlich auch die Ursache, warum das Volk an einigen Orten bey einer despotischen Regierungs-Form und unter den größten Bedrückungen glücklich und zufrieden zu seyn scheint. Der gegenwärtige Augenblick rührt sie wenig; und die zuletzt vorher gegangene Begebenheit ist, so unbedeutend sich auch an sich selbst seyn mag, hinreichend, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, und von dem Nachdenken über ihre eigene Lage und Verfassung abzulenken. Auch der Hang zur Neugierde, und das Bestreben von allen Kleinigkeiten genaue Nachricht einzuziehen, ist in heißen Erdstrichen etwas

(5) Beyspiele hiervon sind, die grausame Behandlung der vom Adonizedek gefangenen Königae, im B. der Richter 1, 8. Siehe auch die Anmerk. zu Cap. 3, 7. in Lowth's Jesaias. *Homer.* Iliad VI. v. 580, und die Erzählung, welche Trebellius Pollio und Aurelius Victor von der Grausamkeit des persischen Königes Sapores gegen Valerian machen.

(6) Esprit des loix, L. 14. c. 15.

etwas sehr gewöhnliches, und vermuthlich eine Folge des Leichtsinnes. Jeder Gegenstand macht auf ihre reißbare Sinne einen Eindruck, welcher aber schnell vorüber geht, und immerfort neuen Eindrücken Platz macht. Diese Folge von Empfindungen schmeichelt ihrer Trägheit, und hilft ihnen die Zeit verkürzen, welche sie zu nützlichen und thätigen Beschäftigungen anzuwenden weder Kraft noch Fähigkeit besitzen.

Ein anderer kennbarer Zug in dem Character der Bewohner heißer Erdstriche, ist Zaghaftigkeit oder Furchtsamkeit. Man muß dieselbe zwar nicht ganz, aber doch zum Theil ihrer Empfindlichkeit zuschreiben. Hierzu kommen noch andere Ursachen, z. B. die häufige Ausdunstung, welche den Körper sehr schwächt, und, wenn sie zu sehr zunimmt, aller seiner Munterkeit und Thätigkeit beraubt. Diese Entkräftung trifft natürlich auch die Seele; alle ihre Neigungen verhalten sich bloß leidend, und sind von äussern Umständen abhängig. Da ist kein Trieb zu kühnen Unternehmungen, kein Bestreben nach Ruhm, kein Verlangen nach Vollkommenheiten. Das Gefühl der Schwäche unterdrückt jede Ansträngung des Körpers und der Seele durch das Bewußtseyn der Unfähigkeit zu denselben; und dieses mit der vorhin erwähnten Empfindlichkeit verbunden, erzeugt jene Feigheit, welche man bey den Bewohnern heißer Erdstriche immer findet.

Die Zaghaftigkeit der orientalischen Völker ist etwas bekanntes. Hundert Europäer, sagt Tavernier, würden ohne Mühe tausend Indianer in die Flucht schlagen. So erzählt auch Xenophon, daß die Assater zu seiner Zeit nicht anders, als neben griechischen Hülfsvölkern hätten fechten wollen. Selbst die in Indien gebornen Abkömmlinge der Europäer, verlieren den Muth, welcher die Einwohner ihres Vaterlandes auszeichnet. Livius bemerkt hierüber, daß von den Menschen eben dasjenige gelte, was man bey Thieren und Pflanzen beobachtet; daß die eigenthümliche Natur der Art nicht so viel zur Erhalt-

ung ursprünglicher Vollkommenheit bey den Abkömmlingen, als die Beschaffenheit des Bodens und des Himmels-Striches zur Veränderung derselben beytrage. Er beweiset dieses mit dem Beyspiele der Macedonier, deren in Aegypten, Syrien und Babylon verpflanzte Nachkommenschaft bis zur völligen Aehnlichkeit mit den weichlichen Landes-Eingebornen abgeartet sey, und eben so leicht als jene von den Römern besieget und unterjocht werden könne. Diese Wirkung einer häufigen Ausdunstung lässet sich auch dadurch bestätigen, daß bey Löwen, Tiegern, Wölfen, und andern muthigen und vom Raube lebenden Thieren heißer Gegenden die Ausdunstung ganz mangelt, oder doch sehr geringe ist; woher auch wohl zugleich die Fähigkeit dieser Thiere, lange Zeit zu hungern, erkläret werden kann. Einige Schriftsteller, als: Vitruv, und nach ihm Hofmann, schreiben die Verzagtheit der Bewohner heißer Erdstriche ihrer geringen Blut-Menge zu; und selbst Aristoteles scheint zu glauben, daß ein großer Antheil faseriger Masse im Blute die Ursache des Muthes verschiedener Thiere sey, welches aber eine ungegründete Muthmaßung ist.

Lord Kaims hat, in seinem Entwurf einer Geschichte des menschlichen Geschlechts (Sketches of Man), die Meinung geäussert, daß ein heißes Klima zu Schwächung des Muthes nicht so gar viel thun könne, welches er durch das Beyspiel der Malayen und verschiedener anderer Völker, die, ungeachtet der großen Hitze in denen Gegenden, welche sie bewohnen, viel Muth besitzen, zu beweisen sucht. Es ist wahr, daß man Beyspiele dieser Art anführen kann, die aber weiter nichts beweisen, als daß die natürlichen Wirkungen des Klima gehemmet oder unterdrückt werden können. Die Völker, von welchen Kaims spricht, haben vielleicht ihre Herzhaftigkeit einem in der Folge anzuführenden Neben-Umstande zu verdanken; denn daß die Hitze an sich selbst entkräfte und zaghaft mache, kann man sich durch sorgfältige Beobachtung seiner eigenen Gefühle überzeugen.

Eine andere in den Character dieser Völker und in ihre ganze Verfassung genau verwebte Eigenschaft, ist die Trägheit. Die Indianer glauben, daß Ruhe und Nichts, oder das Leere, der Ursprung und das

En-

Ende aller Dinge sey. Sie betrachten den Zustand der Unthätigkeit als den vollkommensten und wünschenswürdigsten, und geben daher dem höchsten Wesen den Nahmen des Unbeweglichen. Die Einwohner von Siam halten es für die höchste Seligkeit, keine Maschine beleben, und den Körper nicht bewegen zu dürfen. Ruhe ist das höchste Gut, welches sie kennen (7); und nichts setzt die Indianer mehr in Verwunderung, als wenn sie sehen, daß die Europäer zum Vergnügen Leibes-Uebungen vornehmen, weil sie nicht begreifen können, wie jemand, dem es frey steht, still zu sitzen, herum spatzieren kann. Eben denselben Hang zur Ruhe findet man bey den Einwohnern von Otaheite (8), und bey den Arabern (9).

Die Ursachen hiervon sind verschiedene. Denn erstlich ist die Hitze so groß, daß jede Vermehrung derselben, und also auch aus eben dieser Ursache jede Ansträngung der Seele oder des Körpers äusserst lästig werden, Ruhe und Unthätigkeit aber sehr willkommen seyn muß. Eine andere Ursache der Trägheit ist jene Ermattung, oder jenes Gefühl der Schwäche, welches mit der Hitze natürlicher Weise vergesellschaftet, und nicht etwa ein bloßer Wahn, sondern in der Natur selbst gegründet ist, indem man wirklich findet, daß die Bewohner heißer Erdstriche weit weniger Leibes-Kräfte, und Fähigkeit, große Ansträngungen auszuhalten (10), als diejenigen, welche sich in einer gemäßigtern oder kalten Gegend aufhalten, besitzen. Diese Schwäche rührt von verschiedenen Ursachen her, wovon die erste die beständige Ausdunstung ist, welche nicht nur an sich als Ausleerung, sondern ins besondre ihrer Menge we-

(7) Mrs. *Kindersley*'s Letters from the East-Indies, p. 182.

(8) S. Forster's Reise um die Welt.

(9) Die Stunden des Gebethes ausgenommen, vertreiben sich die Araber die Zeit mit nichts, als Cerimonien-Besuchen. S. Eyles Irwin's Reise nach dem rothen Meer.

(10) Robertson's Geschichte von Amerika, (im 1 B. S. 484. deutsch. Uebersetz. 1777.) Zimmermann Geschichte des Menschen ꝛc. 1 B. v. Büffon Naturgesch. 2 B.

wegen, den Körper sehr schwächt. Haller bemerkt (11), daß die unmäßigen Schweiße in brennend heißen Ländern, (wie z. B. Barbados, Cartagena und Surinam,) die Kräfte der Europäer plötzlich erschöpfen, und nicht weniger als heftige Ausleerungen durch den Stuhl schwächen. Auch bey uns bemerkt man, daß solche Personen von schwacher Leibes-Beschaffenheit sind, die beständig feuchte Hände haben. Man könnte vielleicht gegen diese Bemerkung einwenden, daß viele Leute, deren beschwerliche Geschäfte mit heftiger Ansträngung, und also auch mit starken Schweißen verbunden sind, z. B. Last-Träger, Sänften-Träger, Schmiede ꝛc. doch immer stark und nervig zu seyn, sehr oft auch vielen Muth dabey zu besitzen pflegen. Ein scharfsinniger Schriftsteller (12) aber hat die wichtige Bemerkung gemacht, daß Schwitzen in freyer Luft nach starken Bewegungen etwas ganz anders ist, als ein durch heftige Hitze ausgetriebener Schweiß. In jenem Falle besteht der Schweiß bloß aus dem wässerigen Theile des Blutes; in letzterm hingegen ist er insgemein zehrend, und mit Fett-Theilchen vermischt. Auch verrichten Leute, welche mit harter Arbeit umgehen, diese ordentlicher Weise, ohne Nachtheil der Gesundheit, in kühler Luft und in der kalten Jahrszeit. Diejenigen aber, welche sich bey heißer Witterung, oder an einem engen Orte, mit Arbeiten stark bewegen, werden dadurch fast eben so sehr, als die Bewohner heißer Gegenden, entkräftet. Dieses bestätigt sich durch das Ansehen solcher Leute, die in engen Zimmern, und bey großer Hitze arbeiten, wohin alle diejenigen gehören, die bey Schmelz-Oefen, Glas-Hütten ꝛc. angestellt sind. Diese haben insgemein ein mageres verfallenes Ansehen, scheinen vor der Zeit alt zu werden, und sind den Bewohnern heißer Erdstriche, dem äusserlichen Ansehen nach, nicht unähnlich.

Die Ausdunstung bringt diese Wirkung nicht deswegen bloß hervor, weil dadurch der Körper eines Theiles seiner Säfte beraubt wird, sondern auch, und noch weit mehr, wegen der daher entstehenden Erschlaffung, welche sich den Muskeln mittheilt, und denjenigen Mangel an Spannung ver-

(11) Elem. physiolog. Vol. VI. p. 83. f.

(12) *Alexander*'s experimental essays, Vol. I.

veranlasset, welche die eigentliche Ursache der Schwäche ist. Auch scheint die gallige Mischung der Säfte bey den Bewohnern heißer Erdstriche einigen Antheil an ihrem Hange zur Trägheit zu haben. In heißen Ländern wird, wie ich oben bemerkt habe, die Absonderung der Galle vermehrt; diese Feuchtigkeit stockt auf ihrem Wege zu den Gedärmen, und wird solcher Gestalt in das Blut zurück geführt, so, daß man aus dieser in heißen Gegenden so gewöhnlichen Erscheinung gewisser Maßen den entscheidenden Zug in dem Character der Einwohner hernehmen kann. Die Galle, welche, ihrer Bestimmung nach, einen kräftigen Reitz für die Därme abgibt, äussert gleichwohl ganz andere Wirkungen, wenn sie in das Blut zurück tritt. Sie verursachet alsdann einen Wiederwillen gegen alle Bewegung oder Ansträngung der Leibes- und Geistes-Kräfte (13); ein Umstand, der wirklich einigen Einfluß auf die Gemüths-Beschaffenheit der Menschen in heißen Ländern haben kann. So glaube ich auch, daß der Hang der thierischen Säfte zur Fäulniß, welcher in solchen Gegenden allezeit stärker als anderswo, und vermuthlich eine Folge der häufigen Ausdunstung ist, etwas zu jener Neigung zur Unthätigkeit beytragen könne; zumahl, da wirklich nichts den Körper so sehr entkräftet, als eine zur Fäulniß sich neigende Beschaffenheit der Säfte. Wir sehen dieses deutlich bey Faul-Fiebern, wo schleunige und zusehends überhand nehmende Entkräftung einer der Haupt-Zufälle ist. Endlich ist selbst die Verzagtheit jener Nationen eine mitwirkende Ursache ihrer Trägheit, so wie letztere wieder jene noch mehr entwickelt.

Ich betrachte nun die **Wirkungen eines kalten Klima auf Temperamente und Gemüthsart.** Indem die Kälte, zu Folge der oben voran geschickten Grundsätze, das Gefühl stumpf macht, so trägt sie auch zugleich sehr viel zur Verminderung des allgemeinen Empfindungs-Vermögens bey. Die vorzüglichere körperliche Größe und Stärke der Menschen in kalten Erdgürteln ist gleichfalls eine Ursache ihrer mindern Empfindlichkeit; dahingegen ein hoher Grad der letztern

(13) Gelbsüchtige sind fast allezeit träge und verdrossen.

tern fast allezeit bey einer zärtlichen und schwächlichen Leibes-Constitution Statt findet. Eben daher kommt es auch, daß Frauenzimmer reißbarer sind, als Manns-Personen, und daß die Ausdunstung, indem sie den Körper schwächt, zu gleicher Zeit dessen Empfindlichkeit erhöhet.

Aus den so eben aus einander gesetzten Ursachen ist die Liebe, als Leidenschaft betrachtet, in den Nord-Ländern beynahe ganz unbekannt. Man sieht dieses schon daraus, daß die Eifersucht, welche von einer recht brünstigen Liebe allezeit unzertrennlich ist, in jenen Gegenden sehr selten, und da, wo sie sich äussert, für etwas lächerliches gehalten wird (14). So ist auch die Freundschaft, jene wechselseitige zärtliche Neigung zweyer Personen eines Geschlechtes gegen einander, in solchen Gegenden, wo der belebende Einfluß der Sonne schwach ist, ziemlich selten. Da sie wirklich ohne einen gewissen Grad feines Gefühles gar nicht bestehen kann, so ist es kein Wunder, daß sie da, wo letzteres ordentlicher Weise mangelt, so selten gefunden wird. Doch will ich hiermit keinesweges behaupten, daß bey Bewohnern kalter Erdstriche jenes gesellschaftliche Band, welches wechselseitige Achtung zweyer Personen knüpft, gar nicht Statt finde; vielmehr glaube ich, daß eine solche freundschaftliche Neigung hier auf andern, und vielleicht edlern Gründen, z. B. auf Hochachtung und Dankbarkeit, beruhe, selten aber zu einer solchen Zärtlichkeit, wie in wärmern Gegenden, sich erhebt.

Dem ungeachtet fehlt es den Bewohnern kalter Erd-Gürtel keinesweges an Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Sie werden nicht so leicht, als ihre südlichern Nach-

(14) Den Fortgang dieser Leidenschaft aus heissen in kalte Erd-Striche, hat Ferguson in seinem Essay on civil Society sehr wahr und gefällig geschildert.

Nachbarn gerührt, allein der Eindruck ist bey ihnen bleibender und wirksamer. Man sieht dieses aus ihrem milden Betragen gegen Arme, aus ihrem gelinden Verfahren gegen Kriegs-Gefangene, und aus vielen andern Umständen (15). Sie sind auch weit weniger rachgierig, und behalten das Andenken einer erlittenen Beleidigung nicht so lange, als die Einwohner heißerer Erdstriche.

Hofmann gibt hiervon eine dem ersten Ansehen nach weit gesuchte, in der That aber nicht ganz ungegründete Ursache an. Er meint nähmlich, die körperliche Größe und Stärke nördlicher Völker vertrage sich nicht mit Bosheit und Grausamkeit. Daher pflegte vielleicht Cäsar zu sagen, daß er vom Antonius und Dolabella, welche fett und corpulent waren, nichts zu befürchten habe, sich aber desto mehr vor dem Brutus und Cassius hüten müsse, die von einer ganz entgegen gesetzten Leibesbeschaffenheit waren, und wirklich zuletzt Cäsar's Mörder wurden. Der Grund jener Hofmannischen Behauptung lässet sich ohne Mühe finden, wenn man dasjenige in Erwegung zieht, was vorhin von den Wirkungen einer großen und starken Leibes-Constitution, in Rücksicht auf das dadurch verminderte Empfindungs-Vermögen, gesagt worden ist.

Die Bewohner kalter Gegenden sind standhafter und beharrlicher in ihren Entschließungen, als diejenigen, welche in heißen Ländern wohnen. Zwar muß die Triebfeder stark seyn, welche ihren Entschluß bestimmt; ist dieser aber einmahl gefaßt, so zieht er ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, ohne so leicht von spätern Eindrücken erschüttert zu werden.

Die Verminderung des Empfindungs-Vermögens macht den Menschen in kalten Erdstrichen weniger furchtsam. Leichte und geringe Eindrücke rühren ihn fast garnicht, und dieselben Umstände, welche den Eingebornen eines heißen Landes von einer Unternehmung abschrecken würden, haben bey jenem gar keinen Ein-

(15) *Tacitus* de morib, Germ, c. 21.

Einfluß auf sein Verhalten. Diese Entschlossenheit, diese Verachtung des Todes bey den nördlichen Völkern, ist von vielen alten Schriftstellern, und besonders vom Lukan (16) sehr schön geschildert worden. Gleichwohl scheint der Muth dieser Völker mehr von leidender Art zu seyn. Der Furcht in einem hohen Grade unfähig, sind sie dennoch ihrer Unempfindlichkeit wegen zu schneller und rascher Ausführung großer Entwürfe ungeschickt. Strabo scheint auf diesen National-Zug zu deuten, wenn er anmerkt, daß die nordischen Völker, ihrer Tapferkeit in Handgemengen und ihres standhaften Muthes wegen, berühmt wären (17). Eben dieses beweisen die meisten Begebenheiten, welche sich in den russischen Kriegen dieses Jahrhundertes zugetragen haben. Denn so oft auch die Russen durch ihre Unerschrockenheit und Standhaftigkeit selbst über die geübtesten preußischen Truppen den Sieg davon trugen, wußten sie doch immer bey weitem nicht so viel Vortheil aus ihren Siegen zu ziehen, als ihre südlichern Nachbarn.

Eine andere Ursache, warum die Menschen in kalten Gegenden einen so vorzüglichen Muth besitzen, ist, meines Erachtens, jene zur Gewohnheit gewordene Neigung zur Arbeit, Leibesübung und Betriebsamkeit, welche ihnen die Beschaffenheit ihres Aufenthaltes selbst zur Nothwendigkeit macht. Hippokrates thut den wahren Ausspruch: „daß natürliche Furchtsam„keit durch Müßiggang und Mangel an ernsthaften „Beschäftigungen vermehrt und unterhalten werde, „männlicher Muth hingegen eine Frucht der Arbeit „und Thätigkeit sey“ (18). Auch flößt die durch Arbeit erworbene Leibes-Stärke, ein gewisses Selbstvertrauen

(16) Pharsal. L. 1, v. 458 — 462.

(17) Geogr. L. 4.

(18) De aëre, aquis & locis, §. 54.

trauen und eine Furchtlosigkeit ein, welche den Bewohnern heißer Länder mangelt, indem ihr inneres Gefühl ihnen immerfort ihre Schwäche vorspiegelt, und sie überall Gefahr befürchten lässet. Auch ist es wahrscheinlich, daß der den Bewohnern heißer Erdstriche natürliche Argwohn dem Muthe und der Entschlossenheit hinderlich ist, da er seiner Natur nach zu unbeständigen und veränderlichen Gesinnungen veranlasset. Hippokrates erinnert, daß eine männlich starke Leibes-Beschaffenheit, Fähigkeit Beschwerden zu ertragen, und Muth, etwas seltenes unter jenen Völkern sey, indem ihre Gesinnungen, Begierden und Neigungen so unbeständig und ungewiß sind.

Der Mensch hat in kalten Gegenden eine natürliche Abneigung vor der Unthätigkeit, wenigstens vor körperlicher Unthätigkeit, und ist dagegen zu Leibes-Uebungen und Geschäftigkeit aufgelegt. Ruhe und Schatten sichern gegen die Hitze, Feuer und Leibes-Uebung gegen die Kälte; und so tragen die Bedürfnisse des Klima selbst zur Bildung des National-Charakters nicht wenig bey.

Ich komme auf den **Einfluß eines gemäßigten Klima auf Temperament und Gemüthsart.** Unter gemäßigten Himmelsstrichen hält das Empfindungs-Vermögen gerade das Mittel zwischen dem stumpfen Gefühle nördlicher, und der Reizbarkeit südlicher Völker. Der Mensch in gemäßigten Klimaten liebt das Vergnügen und sinnliche Ergetzungen in einem ziemlichen, doch nicht so hohen Grade, daß dieß, wie in heißen Ländern, der einzige Gegenstand seiner Wünsche seyn, und den Körper schwächen sollte; auf der andern Seite aber ist dieser Trieb nach Vergnügen nicht so unbeträchtlich, daß er, wie in kalten Erdstrichen, gar keinen Einfluß auf das sittliche Betragen haben sollte. So steht auch das Temperament der Bewohner gemäßigter Gegenden zwischen der glü-

henden Leidenschaft südlicher, und der Kaltblütigkeit und Gelassenheit nördlicher Völker mitten inne. Diese gleichförmige Mischung in der ganzen Gemüthsart jener gemäßigten Erd = Bewohner hat viele glückliche Wirkungen in Ansehung ihrer gesellschaftlichen Verfassung hervor gebracht.

Die Liebe scheint ohne Zweifel unter einem gemäßigten Himmel die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit zu erreichen. Frey von derjenigen Herabwürdigung, welcher sie da, wo die Vereinigung beyder Geschlechter nur auf Leidenschaft, oder auf Privat-Interesse und Gewohnheit sich gründet, unterworfen ist, hat sie hier, auf der einen Seite Empfindsamkeit und Zärtlichkeit, und auf der andern Hochachtung und Ergebenheit zu Gefährtinnen.

Auch die der Liebe so nahe verschwisterte Freundschaft, zeigt sich in temperirten Ländern von ihrer vortheilhaftesten Seite. Große Hitze entkräftet den Geist, macht furchtsam, veränderlich, eigennützig, und mithin unempfänglich für eine Leidenschaft, deren vornehmste Stützen Muth, Standhaftigkeit und Selbst-Verläugnung sind. In kalten Ländern hingegen ist das Gemüth zu unempfindlich, zu gleichgültig, um denjenigen Grad der Ergebenheit zu äussern, welcher zur Freundschaft so unumgänglich nöthig ist. Doch scheint eine solche Achtung leichter unter einer mehr südlichen, als unter einer nördlichen Breite, entstehen zu können.

Mehrentheils sind die Bewohner gemäßigter Erd-Striche von Unversöhnlichkeit und übertriebener Langmuth bey erlittenen Beleidigungen gleich weit entfernt. Unter heißen Himmelsstrichen reißt die Empfindlichkeit oft zu gewaltthätigen und grausamen Handlungen; und so selten auch jene bey den nördlichen Völkern ist, so besitzen diese doch eine gewisse Fühllosigkeit, welche oft beynahe dieselben Wirkungen hervor

bringt.

bringt. Montesquieu's Bemerkung über die Wirkungen eines Uebermaßes von Glück oder Unglück ist auch auf das Klima anwendbar, in so fern der Mensch sowohl in sehr heißen, als auch in sehr kalten Gegenden, zur Unversöhnlichkeit und Grausamkeit geneigt ist; Menschen-Liebe und Sanftmuth aber einzig und allein in einem gemäßigten Klima sich entwickeln können. Besondere Beyspiele hiervon werde ich unten, wo von den Wirkungen des Klima auf die Gesetze die Rede seyn wird, anführen.

Ein anderer Haupt-Zug in dem Character der Bewohner gemäßigter Erdstriche, ist Wankelmuth und unbeständige Launen. Man kann fast nichts anders da erwarten, wo weder Hitze noch Kälte so vorwaltet, daß die Eindrücke der einen oder andern fortdauernd seyn könnten. Diese Gemüthsart ist unter andern in England sehr gewöhnlich, und mit einer gewissen Ungeduld vergesellschaftet, welche selbst das beste und erwünschteste Glück, wenn es lange Zeit anhält, zu ertragen unfähig macht. Besonders auffallend ist dieses bey politischen Gegenständen. Die jedesmahlige gegenwärtige Verfassung des States ist immerfort in den Augen des Volkes die schlimmste, die es sich denken kann. Oft nimmt diese Unzufriedenheit so überhand, daß sie eine Aenderung der Stats-Verwaltung, oder auch der dabey angestellten Personen, veranlasset, die zwar anfangs dem Volke behagt, bald aber, wenn sich neue Gelegenheit zu Klagen eräugnet, durch andere Neuerungen verdrängt wird. Ob gleich dieser Wankelmuth sich bey Stats-Angelegenheiten am meisten und öffentlichsten äussert, so schränkt er sich doch nicht allein auf diese ein. Man sieht im gemeinen Leben sehr oft Leute, deren Umstände einem Fremden so glücklich, als nur immer möglich ist, scheinen mochten, und welche doch über ihr Schicksal sich beklagen, alles Gute, was ihnen wiederfährt, herabwürdigen, und jeden un-

beträchtlichen Unfall mit solchem Eifer und Heftigkeit vergrößern, daß sie oft über den Bemühungen ihr Unglück recht lebhaft zu schildern, ihre Sorgen zu vergessen, und eine Art von Zeitvertreib darin zu finden scheinen. Die Wirkungen einer solchen Gemüthsart sind nicht bloß mündliche Klagen; oft sind sie von weit schrecklicherer Art, indem viele so leidende Personen ihrem Kummer durch Selbstmord ein Ende zu machen verleitet werden.

Beyspiele dieser Art sind in der Geschichte der Griechen und Römer etwas sehr gewöhnliches; doch findet man keine Nachricht von einem Selbstmorde unter ihnen, dessen Veranlassung nicht zugleich deutlich in die Augen fiele: dahingegen unter den Engländern und auch andern mit ihnen, unter einerley Breite wohnenden Völkern, viele Leute, welche dem Glücke recht im Schooße zu sitzen scheinen, freywillig ihrem Leben ein Ende machen. Allerdings scheint dieser Hang zum Selbstmord von einer fehlerhaften Beschaffenheit des Klima herzurühren, und in den National-Character selbst verwebt zu seyn. Menschen dieser Art finden insgemein Arbeit und Schmerz weit erträglicher, als Ueberdruß des Lebens und Mißvergnügen mit sich selbst, weil der Schmerz allezeit etwas örtliches ist, und in uns den Wunsch, ihn geendigt zu sehen, hervor bringt; die Bürde des Lebens aber auf keinen besondern Ort eingeschränkt ist, und ein Verlangen, sich derselben zu entledigen, erregt. Dieses Unvermögen der Zukunft ruhig entgegen zu sehen, ist von dem in heißen Erdstrichen gewöhnlichen Leichtsinne ganz verschieden. Letzterer ist, wie ich oben bemerkt habe, als eine vorüber gehende Neigung zu betrachten, welche immer durch eine neu entstandene verdrängt wird; dahingegen jenes insgemein eine unwandelbare Abneigung ist. In dem einen Falle hängt die Unbeständigkeit von neuen Eindrücken, in dem andern von Unzufriedenheit an der Gegenwart ab.

Der Wankelmuth der Bewohner heißer Erdstriche weicht auch darin, daß er persönlicher ist, von der Unzufriedenheit der Engländer ab. Begierden einzelner Personen und wechselseitige Zuneigung sind bey den Völkern heißer Gegenden veränderlich, da hingegen ihre Sitten und Gewohn-

wohnheiten immerfort sich selbst gleich bleiben. In England hingegen sind Sitten und Gebräuche einem beständigen Wechsel unterworfen, persönliche Neigungen aber fest und dauerhaft. Dieses sieht man besonders in Angelegenheiten des States, mit dessen Verwaltung man immer nur in Rücksicht auf gewisse von dem Ministerium getroffene Maßregeln unzufrieden ist. Werden diese abgeändert, so wird auch das Volk, wenigstens auf einige Zeitlang, beruhiget. In den Morgenländern hingegen gilt insgemein jeder Volks-Aufruhr die Person irgend eines einzelnen Ministers oder Günstlinges; und wenn er aus dem Wege geräumt ist, so gibt sich auch das Volk gemeiniglich zufrieden, obgleich die Maßregeln und die Form der Stats-Verwaltung unverändert bleibt.

Obgleich der Muth der Bewohner gemäßigter Erdstriche sich im Dulden und in Ueberwindung der Gefahr nicht so stark, als in kalten Klimaten, zeigt, so ist er doch von einer thätigen und unternehmenden Art, und Vortheile aus glücklichen Unternehmungen zu ziehen geschickter. Deswegen waren die Römer, schon damahls, ehe sie es zu einiger Vollkommenheit in der Kriegs-Kunst brachten, den nordischen Völkern immer überlegen. Eben dieses fand auch bey den Griechen Statt, und gilt auch noch jetzt, wenn wir z. B. die Russen mit den Völkern der gemäßigtern Gegenden von Europa vergleichen.

Vegetius (19) gibt daher den Rath, Eingeborne gemäßigter Gegenden in Sold zu nehmen, weil diese sowohl vermöge ihrer Thätigkeit, als auch in Ansehung ihrer Fähigkeit, erhaltene Vortheile ganz zu nutzen, sich zu kriegerischen Unternehmungen am besten schicken. Hippokrates gibt eine andere Ursache von diesem vorzüglichen Muthe der Bewohner gemäßigter Erdstriche an. „Daher", sagt er: „sind die europäischen Völker kriegerischer als die Asia„ten, und zwar nicht allein aus dieser Ursache, sondern auch „wegen der bey ihnen gewöhnlichen Regierungs-Form, „die nicht so, wie bey den asiatischen Völkern, von despot„ischer Art ist. Denn Völker, welche despotisch regieret

(19) De re militari, L. XI.

werden, müssen furchtsam und weibisch seyn, weil über„haupt ein sclavisch gewöhntes Volk sich nicht freywillig „und aus eigenem Antriebe, zum Besten Anderer, der Ge„fahr aussetzt. Die europäischen Völker hingegen, welche „nur der Gewalt der Gesetze unterworfen sind, haben einen „starken Trieb zum Kriege, und setzen sich freywillig und „gern allen Gefahren und Beschwerden desselben aus, weil „es dabey ihr eigenes Wohl gilt, und sie alle dadurch erwor„bene Vortheile selbst einärnden. Hieraus erhellet, wie „viel eine auf Gesetze sich gründende Regierungs-Form zu „Vermehrung des Muthes beytrage".

Die Einwohner gemäßigter Erdstriche sind auch zur Thätigkeit und Ansträngung der Seelen- und Leibes-Kräfte mehr, als diejenigen, welche in sehr heißen Ländern leben, aufgelegt. In heißen Gegenden werden jene Kräfte durch Weichlichkeit und Trägheit, in kalten aber durch Unempfindlichkeit erstickt. In gemäßigten Gegenden aber ist auch die Gemüths-Art so gemäßigt, daß die Seele durch das Bewußtseyn ihrer Tüchtigkeit zu unternehmen und zu beurtheilen auf der einen, und der Stärke und Kraft des Körpers das Beschloßne auszuführen, auf der andern Seite, ihre Fähigkeiten zu gebrauchen aufgefordert wird. Eine solche Verfassung des Körpers und der Seele ist fast immer mit Muth und Entschlossenheit vergesellschaftet; Eigenschaften, welche, so fern sich nur bequeme Gelegenheit sie zu entfalten darbiethet, weit seltener als man insgemein glaubt, in der menschlichen Natur mangeln.

In gemäßigten Erdstrichen gibt es eine viel größere Mannichfaltigkeit des sittlichen Characters und der Geistes-Anlage, als in sehr heißen oder kalten Gegenden.

Bisher habe ich von solchen Klimaten gehandelt, wo Hitze oder Kälte beständig, oder doch den größten Theil des Jahres hindurch, vorwaltet, oder die Beschaf-

schaffenheit der Luft zwischen Hitze und Kälte beständig das Mittel hält. Es kommt aber hier noch eine andere Art des Klima in Betrachtung, wo in verschiedenen Jahrszeiten große Hitze und Kälte beständig mit einander abwechseln. Die neuern Schriftsteller haben von den Wirkungen eines solchen Klima nichts besonders angemerkt, so wenig sie auch schon der Aufmerksamkeit des Hippokrates entgangen waren, welcher gleichwohl nur solche Länder hierher zu rechnen scheint, die, wie z. B. viele europäische Länder, beträchtlichen Veränderungen der Luft-Wärme zu verschiedenen Jahrszeiten unterworfen, dem ungeachtet aber nach dem jetzigen Sprach-Gebrauche, zu den gemäßigten Erdstrichen zu rechnen, und nie so großen und plötzlichen Abwechselungen der Wärme und Kälte, als ein großer Theil von Nord-Amerika, Sibirien und der Tatarey, ausgesetzt sind. Hippokrates bemerkt, daß in solchen Gegenden die körperliche Bildung und der sittliche Character der Einwohner weit weniger als in heißen oder kalten Gegenden sich selbst durchgängig gleich sey; welches allerdings sehr wahrscheinlich ist, da dergleichen Länder sowohl mit heißen als kalten Himmelsstrichen einige Eigenschaften gemein haben. Er behauptet ferner, daß die Veränderlichkeit der Luft-Wärme den Menschen thätiger in Geschäften (20), tapferer und entschloßner, und in seinem Betragen gegen Andere strenger und rauher, dabey aber doch auch zugleich billiger und aufrichtiger mache. Diese Schilderung kommt fast mit derjenigen überein, welche ich oben von den Bewohnern gemäßigter Erdstriche gegeben habe; indessen kann man nicht mit Gewißheit bestimmen, in wie fern der Grund einer solchen

(20) Hume macht die Bemerkung, daß die Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit des Klima den Kräften der Seele und des Körpers nachtheilig sey.

Gemüths-Beschaffenheit in einem wechselweise großer Hitze und Kälte ausgesetzten Klima zu suchen sey.

Ich betrachte nun den **Einfluß des Klima auf den sittlichen Character der Menschen.** Es ist ein durchgängig für wahr anerkannter Satz, daß die Sitten der Bewohner kalter Erdstriche einen großen Vorzug vor den Sitten der Menschen in heißen Ländern haben, weil in letztern die Leidenschaften von Natur sehr heftig sind, und zugleich durch die Stärke des Empfindungs-Vermögens in beständiger Thätigkeit erhalten werden, wodurch freylich die Summe der Laster, in so fern die Gelegenheiten zu denselben sich vervielfältigen, gar sehr vermehret werden muß. Ursachen, welche in kalten Klimaten nie Statt finden, oder doch ohne Mühe unwirksam gemacht werden könnten, erzeugen mannichfaltige Begierden und Leidenschaften unter einem heißen Klima, wo das Gefühl und der Hang zur Sinnlichkeit stärker, und die Fähigkeit ihm Wiederstand zu leisten geringer ist. In kalten Ländern gibt es, vergleichungsweise, wenig, und selten ganz unsittliche Begierden: und auch diese werden, bey ihrer geringern Stärke, mit leichterer Mühe unterdrückt. In gemäßigten Erdstrichen sind die Leidenschaften mittelmäßig stark, und insgemein ihrer Natur nach unbeständig; stark genug, um Triebfedern der Handlungen zu werden, aber doch nicht so mächtig, daß Grundsätze der Klugheit, Billigkeit und Religion nichts zur Einschränkung und Mäßigung derselben vermögen sollten.

Die moralischen Eigenschaften eines Volkes hängen großen Theils von der natürlichen Beschaffenheit der Körper ab: und man kann die Kenntniß der letztern gewisser Maßen als ein Hülfs-Mittel, die Verschiedenheit des sittlichen Characters bey verschiedenen Völkern zu erklären, ansehen. Da sich nun die Völker heißer Erdstriche durch einen so hohen Grad von Em-

Empfindungs-Vermögen auszeichnen, so muß auch dieses letztere einen mächtigen Einfluß auf ihre Handlungen und ihr sittliches Verhalten haben.

Aus diesem Grunde sind die Bewohner heißer Erd-Striche insgemein zänkisch, in ihren Begierden heftig, unverträglich, rachsüchtig, und, wie schon oben bemerkt worden ist, grausam. Doch gibt es Fälle, wo ein hoher Grad von Empfindlichkeit mit großen Geistes-Fähigkeiten und mit Güte des Herzens vereinigt, glückliche und allgemein wohlthätige Wirkungen hervor bringt. Eine solche glückliche Mischung der Seelen-Kräfte war es, die einen Beccaria zur Vertheidigung der Menschheit in einem Lande aufforderte, wo diese so oft durch Rachgier und Grausamkeit unterdrückt wird.

Ein anderer, und aus derselben Quelle entspringender National-Fehler unter heißen Himmelsstrichen, scheint der Stolz zu seyn, welcher überhaupt bey allen sehr empfindlichen Personen etwas sehr sehr gewöhnliches ist. Man darf sich nur an das Betragen der morgenländischen Fürsten erinnern, um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen. Nach Herodot's Erzählung, hielten sich die Perser für die vortrefflichsten unter allen Menschen, und glaubten, daß der Werth anderer Völker nach der Entfernung von ihnen geschätzt werden, und diejenigen, welche von ihnen am meisten entfernt wären, auch in Ansehung ihrer Fähigkeiten ihnen am meisten nachstehen müssen. Die Griechen und Römer nannten alle Nationen ausser sich Barbaren; und wie tief diese Vorstellung ihnen eingeprägt war, kann man schon daraus sehen, daß selbst Aristoteles, dieser große Weltweise, sich durch dieses Vorurtheil verleiten ließ, zu behaupten, daß die Natur selbst die Griechen zu Herrschern und zum vortrefflichsten Muster des übrigen Menschen-Geschlechtes gebildet habe. Auf einer von Chinesern entworfenen

Welt-Karte nahmen die Provinzen von China den meisten Platz ein, und nur an den äussersten Theilen derselben waren einige kleine unansehnliche Winkel gezeichnet, welche nach dem Wahne jener stolzen Nation, der armselige Rest des Menschen-Geschlechtes bewohnte. „Wie könnt ihr einige Gelehrsamkeit und Wissenschaft besitzen", sagte ein gelehrter Chineser zu einem europäischen Missionär: wenn ihr unsere Bücher und unsere Schrift nicht lesen könnt? Eben so zeichnen sich in Europa die Spanier sehr durch übermäßigen Stolz aus.

Mit Fleiß habe ich diese Beyspiele von National-Stolz bey gebildeten und aufgeklärten Völkern entlehnt, damit man nicht die Unwissenheit für den Grund desselben halten möge, weil diese unabhängig von dem Einflusse des Klima, dieselbe Wirkung hervor bringt; wie dieses z. B. von den Russen bekannt ist, welche in ihrer ehemahligen Barbarey alle andere Völker ausser sich für unvernünftig hielten, und ihnen den verächtlichen Nahmen Nemei oder Stumme beylegten; jetzt aber so sehr von diesem stolzen Wahne zurück gekommen sind, daß Fremde vielleicht nirgends besser, als in Rußland, aufgenommen und geschätzt werden.

So wie die Hitze des Klima, wie z. B. in Frankreich, mäßiger wird, so artet auch der Stolz in Eitelkeit aus, welches ich einer Verminderung des Empfindungs-Vermögens zuschreibe. Wo dieses sehr stark ist, da hat jedermann einen so hohen Begriff von seinem eigenen Werthe, daß er des Beyfalles anderer nicht zu bedürfen glaubt, da hingegen bey minder lebhaftem Gefühl jenes Selbstvertrauen nicht hinlänglich, und daher die Achtung anderer ein nothwendiges Stück der Glückseligkeit, und ein Gegenstand heißer Wünsche ist. Strabo schildert die Eitelkeit der Gallier und den Einfluß derselben auf ihre Sitten, mit solchen Zügen, welche noch jetzt in dem Character der heutigen Franzosen unverkennbar sind. „Sie besitzen," sagt dieser Schriftsteller: „nebst ihrer Unwissenheit und

„Hang

„Hang zu allerley Ausschweifungen, einen hohen Grad „von Stolz, Thorheit, und Neigung zur auffallenden „Kleider-Pracht. Sie tragen goldene Ketten am „Halse, und Armbänder; diejenigen aber, welche an„sehnliche Aemter bekleiden, bunte mit Gold gestickte „Kleider. Ihr natürlicher Leichtsinn und ihre Eitel„keit macht sie, wenn sie im Kriege glücklich sind, un„erträglich stolz und übermüthig; wenn sie aber den „Kürzern ziehen, so sind sie unthätig, und wissen sich „nicht zu helfen.' Aus derselben Ursache wird oft ein Franzose mit Sehnsucht etwas wünschen, wodurch ein Spanier erniedrigt zu seyn glauben würde.

Dieser hohe Grad von Empfindlichkeit wird Veranlassung zu Ausschweifungen in allen mit der Liebe verwandten Leidenschaften. Daher werden, bekannter Maßen, die Künste der Liebe und Wollust in heißen Erdstrichen sehr weit getrieben. Selbst der Ehestand vermag wenig, ihnen Einhalt zu thun, und wird so gar an Orten, wo die Frauenspersonen ihre völlige Freyheit haben, oft als Berechtigung angesehen, sich über allen Zwang hinaus zu setzen, und ein ungebundenes Leben zu führen (21).

Aus derselben Quelle entspringt Eifersucht, welche in heißen Gegenden, besonders da, wo der Stolz vorwaltet, zur heftigsten Leidenschaft wird. Eheliche Untreue befleckt den Ruhm großer Ahnen, und den Adel des Geschlechtes, daher man gegen dieselbe beständig auf der Hut ist. In Frankreich aber, wo Eitelkeit herrschende Leidenschaft, und die Liebe bey weitem nicht so stark ist, findet die Eifersucht wenig Statt. Ein Ehemann würde in diesem Lande, wenn er sich einfallen

(21) Aus der Geschichte des Petrarka und der Troubadours sieht man, daß es in den damahligen Zeiten in Frankreich und Italien, eben so wie jetzt, etwas sehr gewöhnliches war, verheuratheten Frauenspersonen Liebes-Anträge zu thun.

fallen liesse, seine schöne Frau, wie ehedem in Spanien geschah, und noch jetzt in den Morgenländern geschieht, einzusperren, der Befriedigung seiner Eitelkeit entsagen müssen, welche dadurch, daß man ihn im Besitz einer Frau von so vielen Vorzügen glücklich schätzt, angenehm geschmeichelt wird. Die Bewunderung, welche man ihr zollt, ist für ihn eine ergiebige Quelle von Vergnügen, und seine Gefälligkeit gegen sie wird durch die Achtung, welche man ihm deswegen erzeigt, gewiß allezeit um ein Großes vermehrt.

Dem hohen Grade von Empfindlichkeit, muß man, wie oben bereits angemerkt worden ist, größten Theils jene Verzagtheit zuschreiben, welche unter den Völkern heißer Erdstriche ein sehr gewöhnliches Laster ist (22). Vielleicht könnte es manchen befremden, daß ich diese Unvollkommenheit, deren Einwirkung uns zu entziehen, nicht immer in unserer Gewalt zu stehen scheint, unter die Laster rechne. Sie ist aber allerdings in einigen Fällen strafbar, und wurde bey den alten Deutschen, als ein Laster, mit der schimpflichsten Todesart bestraft (23).

Fast immer ist Hang zum Argwohn, nebst der Furchtsamkeit, mit einem sehr reizbaren Empfindungs-System verbunden, und daher auch in heißen Ländern ein

(22) Man kann auch eine nähere Ursache dieser unter den Bewohnern heißer Erdstriche zwar nicht allgemeinen, aber doch sehr gewöhnlichen Unvollkommenheit angeben. Diese ist ihre Neigung zu körperlicher Ruhe, welche ihnen durch einen langen Genuß so theuer wird, daß sie oft eher den Verlust ihrer persönlichen Freyheit und ihres Eigenthumes ertragen, als sich aus ihrer Unthätigkeit durch Anstrengung ihrer Kräfte heraus reissen lassen. Eine sehr natürliche Folge hiervon ist körperliche Schwäche; eben so wie ein Glied, welches lange Zeit nicht bewegt und angestrengt worden ist, zuletzt ganz unbrauchbar und unbeweglich wird, und das Bewußtseyn dieser Schwäche trägt freylich, wie bereits oben angemerkt worden ist, sehr viel dazu bey, jene Verzagtheit zu vermehren.

(23) *Tacitus* de mor. Germ. c. 6. 12.

ein sehr gewöhnlicher Fehler. Das Verderben der Sitten unter solchen Klimaten trägt viel dazu bey, diese natürliche Gemüths-Beschaffenheit noch mehr zu entwickeln, indem ein Jeder glaubt, daß die Menschen, mit welchen er umgeht, wenig oder gar nicht auf Grundsätze der Tugend und Rechtschaffenheit achten.

Man hat ferner auch die Erfahrung gemacht, daß Redlichkeit und Ehrliebe in Geschäften des gemeinen Lebens unter heißen Himmelsstrichen ziemlich selten sey, indem die bloß auf das Gegenwärtige gerichtete Aufmerksamkeit kaum einiges Nachdenken über die künftigen Folgen, um welche man sich wenig bekümmert, aufkommen lässet. Daher ist ein Jeder nur darauf eifrig bedacht, so viel Vortheil, als möglich ist, von dem gegenwärtigen Augenblicke zu ziehen, ohne auf den in Zukunft etwa davon zu befürchtenden Verlust an Ehre und Gütern zu achten.

Aus dem Leichtsinne, ebenfalls einer Folge der geschärften Empfindlichkeit unter heißen Himmelsstrichen, entspringen noch verschiedene andere Laster. Dahin gehören insonderheit die Treulosigkeit und Unbeständigkeit, um deren willen die Völker verschiedener heißer Länder zum Sprichwort geworden sind. Livius bemerkt, daß die Wünsche und Erwartungen der afrikanischen Völker unbeständig, und ihre Freundschaft unzuverlässig sey (24). Virgil (25) und Cicero schildern sie eben so; und Sallust setzt noch hinzu, daß weder Hoffnung noch Furcht sie bey einem Sinne zu erhalten vermöge (26). Eine ähnliche Beschreibung gibt Livius

(24) L. 3. c. 5. L. 36. c. 17.

(25) Aeneid. L. 1, v. 665.

(26) Beyspiele von dieser Treulosigkeit und Falschheit der barbarischen Völker und der Araber, findet man in Eyles Irwin's Begebenheiten auf einer Reise auf dem rothem Meere, (a. d. Engl. Lpz. 1781, und in Shaw's Reisen nach der Levante und der Barbarey. Undankbarkeit und Ver-

Livius an einem andern Orte, von den Griechen in Syrien und Klein-Asien (27). Man könnte vielleicht, wie Montesquieu gethan hat, argwohnen, daß jene Schilderung der afrikanischen Völker von den römischen Geschichtschreibern, unter dem Einflusse des alten Erb-Hasses der Römer und Karthaginenser gegen einander, übertrieben worden sey, und mehr die Unterdrückung der letztern, als der Vorzug der römischen Redlichkeit, jenes der punischen Treue und Rechtschaffenheit so nachtheilige Sprichwort habe aufkommen lassen; und allerdings glaube ich, daß dieses in gewisser Absicht wahr seyn mag. Es ist aber auch gewiß, daß die Phönicier (als das Stamm-Volk der Karthaginenser) unter diesem Character lange vor der Zeit der Römer bekannt waren, indem sich Homer, den wir doch von allem Verdachte einer aus Parteylichkeit entspringenden unverdienten Beschuldigung frey sprechen müssen, sich hierüber auf ähnliche Art ausdrückt (28). In neuern Zeiten haben sich die Italiäner eben so, wie ehedem die Karthaginenser, durch Hinterlist und feinen Betrug in Stats-Angelegenheiten bekannt gemacht; und selbst in alten Zeiten findet man sehr deutliche Spuren dieses Characters unter ihnen. Die Römer gaben in Ansehung der Treulosigkeit und Ehrvergessenheit dem Volke, welches sie dieser Laster wegen so sehr verschrieen, wenig nach, und hatten die Oberherrschaft der Welt gewiß eben so sehr ihrer feinen

Verrätherey, sagt le Brun (im 4 B. seiner Reisen, S. 143, der engl. Ausgabe in 4. von 1725), sind so gewöhnlich unter den Persern, daß Kinder sich kein Gewissen daraus machen, ihren Aeltern Nase und Ohren abzuschneiden, oder sie zu ermorden, wenn sie dadurch sich ihrer Güter und Ehrenstellen glauben bemächtigen zu können.

(27) L. 35. c. 17.

(28) Odyss. L. 14.

nen und arglistigen Politik, als ihren Waffen, zu verdanken.

Wie soll man aber hiermit die pünctliche Gewissenhaftigkeit der Spanier zusammen reimen, die doch unter gleichem Klima mit den Italiänern leben, und ihnen auch in Ansehung des sittlichen Betragens so sehr ähnlich sind? Wahr ist es, daß diese Nation jederzeit ihrer Rechtschaffenheit und Ehrliebe wegen berühmt gewesen ist; und Justin rühmt die Gewissenhaftigkeit, womit sie ein ihnen anvertrauetes Gut verwahren, und oft lieber den Tod wählen, ehe sie ein Geheimniß eröffnen. Noch heutiges Tages behaupten sie diesen Ruhm der Rechtschaffenheit, wie ehedem, und alle nach Cadix handelnde Nationen vertrauen ihre Güter den Spaniern an, ohne es jemahls bereuet zu haben.

Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art eräugnete sich vor einigen Jahren in Spanien. Das mit der Silber-Flotte aus Amerika angekommene Silber, war von einem der dortigen Statthalter verfälscht worden, und die Europäer, welche Güter nach dem südlichen Amerika gesendet hatten, würden einen großen Verlust dadurch erlitten haben, wenn nicht die spanischen Kaufleute, so wenig sie auch für jenen Betrug zu stehen verpflichtet waren, sich freywillig, allen Schaden allein zu tragen, erbothen hätten, um ihren National-Character keinem Tadel auszusetzen. Vielleicht hat der angeborne Stolz und Hochmuth der Spanier sie vor jener Neigung zur Falschheit und Betriegereyen gesichert, welche allezeit mit Niederträchtigkeit und Verzagtheit vergesellschaftet ist; und dieser Stolz kann vielleicht zum Theil eine Folge von der besondern Einrichtung der spanischen Monarchie seyn, deren Unterthanen von je her gewohnt gewesen sind, sich am meisten auf persönliche, besonders auf kriegerische Verdienste einzubilden, und hingegen Handels-Vortheile geringer zu schätzen.

Ein sehr gewöhnlicher Fehler in heißen Ländern ist, ferner Müßiggang. So ist z. B. das Volk in Aegypten stolz und faul, und wer keine Sclaven selbst hat, der miethet sich einen, sollte es auch nur seyn, um etwa ein

wenig

wenig Reiß hundert Schritt weit nach Hause zu tragen, weil sie sich entehrt glauben würden, wenn sie dergleichen selbst thun wollten. An andern Orten lassen sich die Einwohner die Nägel lang wachsen, damit niemand denken möge, sie arbeiteten etwas. Aehnliche Gesinnungen trifft man im ganzen Orient an. Müßiggang ist aber nicht nur an sich selbst Laster, sondern noch mehr dadurch schädlich, daß er Gelegenheit und Anreitzung zu Begehung anderer Laster gibt. Kein Wunder also, wenn der sittliche Character eines Volkes, dessen größter Theil keine bestimmte Beschäftigung, keine Neigung zum Denken, und kein Gefühl für geistige Vergnügungen hat, so sehr verderbt ist. Eben so gewiß ist der diesem entgegen stehende Satz: Soll ein Volk rechtschaffen werden, so verschaffe man ihm Arbeit! Grobe Laster sind auf dem Lande selten, wenn es nicht viel Feyertage, und also nicht viel Müßiggang und Gelegenheit zu Ausschweifungen gibt. Die Anwendung hiervon auf das Sitten-Verderben in heißen Ländern ist leicht zu machen.

Luxus und Weichlichkeit sind Töchter einer überspannten Empfindlichkeit und Trägheit, und aus dieser Ursache vornehmlich in heißen Ländern einheimisch. Eine Erfahrung, die man schon in den ältesten Zeiten gemacht (29), und immer noch in den unsrigen bestätigt gefunden hat.

Es gibt einige, obwohl wenige Züge in dem sittlichen Character der südlichen Völker, durch welche sie sich vor den Bewohnern kalter Erdstriche zu ihrem Vortheil auszeichnen. So ist z. B. die Neigung zum Trunk, und folglich die dadurch so oft veranlaßte Gewaltthätigkeit und Schaden-Freude unter ihnen weit sel-

(29) Man vergleiche hiermit des Propheten Ezechiel Beschreibung von Tyrus. *Xenoph.* Cyropaed. L. 7.

seltener (30); auch findet die Gaumen-Lust, wie ich glaube, unter ihnen weit weniger Anhänger, als bey uns. Die Hitze macht ein nüchternes und einfaches Verhalten im Essen und Trinken, und den Gebrauch solcher Nahrungs-Mittel nöthig, die größtentheils vegetabilisch sind. Mithin fallen auch viele den Geschmack reitzende Dinge hinweg, von welchen sehr viele aus dem Thier-Reiche sind, und zu Erregung der Gefräßigkeit, jener verächtlichen und niedrigen Leidenschaft, sehr viel beytragen (31).

Vielleicht äussert auch die Spielsucht ihre verderbliche Wirkungen in warmen Ländern weit seltener, als in kalten, weil die Bewohner der erstern mehr Gefallen an solchen Dingen, die unmittelbar sinnliches Vergnügen hervor bringen, als an denjenigen finden, die

den

(30) Die Araber enthalten sich noch heut zu Tage aller starken Getränke. Irwin, a. ang. O.

Diese Enthaltsamkeit ist sowohl bey den Arabern, als bey allen andern der muhamedanischen Religion zugethanen Völkern, eine Religions-Pflicht, und gründet sich, bekannter Maßen, auf eine ausdrückliche Verordnung des Koran. Man weiß aber auch, daß diese Völker sich für das Verboth des Weines und Branntweines durch andere berauschende und aufheiternde Dinge, z. B. Mohnsaft, u. d. gl. wohin man auch gewisser Maßen den Kaffe rechnen kann, schadlos zu halten suchen. Hingegen ist der Branntwein bey verschiedenen wilden oder barbarischen Nationen heißer Erdstriche, die kein Verboth von dem Genusse desselben zurück hält, eben so beliebt, als er nur immer in kalten Ländern seyn kann, und steht unter denen Waren, gegen welche die Europäer auf der Neger-Küste in Afrika Sclaven eintauschen, oben an.

(31) Sallust bemerkt, daß die afrikanischen Völker, und insonderheit die Numidier, an Salz und andern Gewürzen keinen Geschmack finden. — Wenn indessen auch dieses von einigen Völkern heißer Länder gilt, so lässet es sich doch nicht auf alle ausdehnen. Die Hitze des Klima, und die daher rührende Geneigtheit der Säfte zur Fäulniß machen einigen derselben den Gebrauch des Salzes sehr nothwendig, welches man schon daraus schließen kann, daß die Europäer einen starken Handel mit Salz am Senegal und andern Gegenden von Afrika treiben.

den Geist beschäftigen, und in eine gewisse Thätigkeit setzen. Hingegen macht dem plumpen und starken Bewohner des Nordens alles dasjenige viel Vergnügen, was seine Lebens-Geister erregen und beweglicher machen kann, z. B. Jagen, Reisen, Krieges-Uebungen und Wein; und es ist nicht zu läugnen, daß auch das Spiel jene Wirkung hervor bringen kann. Die Erfahrung scheint diesen Satz zu bestätigen. Tacitus erzählt, daß die alten Deutschen eine unmäßige Leidenschaft für das Spiel gehabt hätten (32), welche auch noch jetzt bey ihren Abkömmlingen nicht zu verkennen ist. Eben so sehr sind die Wilden in Canada für das Spiel eingenommen (33), und finden dabey, so lange sie nicht auf der Jagd oder im Kriege sind, eine sehr unterhaltende Beschäftigung, und ein Gegengift wieder jene Verdrossenheit und Trägheit, welche die gewöhnlichen Beschäftigungen des alltäglichen Lebens zu vertreiben nicht im Stande sind. Bey den Bewohnern heißer Erdstriche hingegen artet die Neigung zum Spiel selten in Laster aus, indem dasselbe bey ihnen nur Gegenstand des Vergnügens, bey den nördlichen Völkern aber eine Art von ernsthafter Beschäftigung ist. So haben es sich z. B. die Türken, ungeachtet sie einige Spiele, als das Schach-Spiel, Bret-Spiel ꝛc. sehr lieben, zum Gesetz gemacht, nie um Geld zu spielen, weil sie darin nur eine angenehme Unterhaltung, und Ausfüllung derjenigen Zeit suchen, die sie, wegen der Hitze, zu wichtigern Geschäften nicht nutzen können (34).

Die

(32) De morib. Germanor. c. 24.

(33) *Lafiteau* Moeurs des Sauvages. *Charlevoix* History of Canada. *Carvel's* Travels (ins D. übers. 1780.) S. 244.

(34) Die Araber spielen nie um Geld oder Geldeswerth, wie Irwin a. ang. O. bemerkt. In Japan darf bey Lebens-Strafe kein Mensch um Geld spielen.

Die Anzahl der kalten Klimaten eigenthümlichen Laster, ist geringer, als derjenigen, die in heißen Ländern herrschen. Jene entstehen aus gewissen, in der natürlichen Anlage der nordischen Völker zusammen treffenden Umständen, welche dennoch überhaupt der Tugend günstiger, als dem Laster, sind.

Der ungestüme Muth der Bewohner kalter Erd-Striche stimmt sie zuweilen zu jähen Gewaltthätigkeiten. Dieß war der Fall bey den alten Deutschen, die oft von Jachzorn übereilt, ihre Leibeigene und sich selbst unter einander zu ermorden pflegten, und Eingriffe in fremdes Eigenthums-Recht wenig ahndeten, wenn sie nur Muth und Kühnheit verriethen. Cäsar erzählt, daß bey ihnen Straßenraub und Plünderung in fremdem Gebiethe für kein Verbrechen, sondern für eine löbliche Uebung gehalten worden sey, welche die Jugend vor dem Müßiggange verwahre (35). Und Tacitus scheint bey den Chauzen eine Ausnahme von allen übrigen Völkerschaften zu finden, wenn er anmerkt, ihr Land sey nicht durch Räubereyen und feindliche Einfälle benachbarter Völker verheert (36).

Das Verlangen seine Kräfte und Fähigkeiten wirken zu lassen, und sich Gesinnungen des Herzens frey und offenherzig gegenseitig mitzutheilen, ist ebenso wohl, als das aus der Beschaffenheit des Klima entspringende Bedürfniß, Ursache, daß in kalten Ländern die Neigung zu starken Getränken so allgemein ist. Tacitus berichtet uns, daß die alten Deutschen gewohnt gewesen seyn, beym Trunke und bey ihren gesellschaftlichen Vergnügungen Fehden auszusöhnen, Heurathen zu stiften, Fürsten und Heerführer zu wählen, und selbst Krieg oder Frieden zu beschließen, indem sie glaubten, daß der Geist nie besser zu Erweg-

(35) Commentt. de bello gallico, L. 6.

(36) De morib. Germanor, c. 35.

ung allgemeiner Angelegenheiten vorbereitet, noch zu großen Unternehmungen angefeuert werden könne. Da Verstellung und List diesem Volke ganz unbekannt war, so lösete der Trunk ihre Zungen noch mehr, und schloß ihre Herzen durch Eröffnung aller ihrer Geheimnisse gegen einander auf.

Die Neigung zum Trunk äussert sich, wie Montesquieu, doch nicht ohne einige Ausnahmen beyzufügen, bemerkt, auf dem ganzen Erdboden mehr oder weniger, je nach dem das Klima mehr oder weniger feucht und kalt ist (37). Gehen wir von der Linie gegen den Nord-Pol, so finden wir, daß die Herrschaft dieses Lasters mit den Graden der Breite zunimmt. Eben so wird es von der Linie aus gegen den Süd-Pol in dem Verhältnisse allgemeiner, in welchem die Hitze abnimmt.

Bey allen dem ist jedoch die Ausschweifung im Trunke in kalten Ländern weit verzeihlicher, als in heißen (38), da in erstern sowohl die natürliche Gast-Freyheit der Einwohner, als auch ein gewisses in der Natur gegründetes Bedürfniß den Gebrauch geistiger Getränke nothwendig macht, und solcher Gestalt zur Ueberschreitung der Mäßigkeit Gelegenheit gibt. Daher ist ein trunkener Spanier weit mehr zu tadeln, als ein trunkener Deutscher, weil die Trunkenheit bey jenem mehr eine Folge seines verderbten Willens, bey diesem aber nur Ausschweifung in Befolgung eines natürlichen Triebes ist. So ist sie auch in kalten Ländern minder strafbar, weil ihre Wirkungen für die Ge-

(37) Esprit des loix, L. 14, ch. 2.

(38) Nach Xenophon's Erzählung, wurden am alten persischen Hofe sehr große Ausschweifungen im Trunke begangen. Hiermit stimmen Tavernier's und Chardin's Nachrichten überein. Man muß gleichwohl bemerken, daß das Klima von Persien, ob dieses Land gleich unter dem 32 oder 33sten Grad nördl. Breite liegt, wegen der häufigen Gebirge nicht übermäßig heiß ist.

Gesellschaft und einzelne Glieder derselben weniger schädlich sind. Unter einem heißen Klima ist ein trunkener Mensch ganz wild und rasend, unter einem kalten hingegen mehr dumm und tölpisch.

Die Spielsucht ist in kalten Ländern besonders eigenthümliches Laster, ob gleich auch hier, so wie bey andern vorhin erwähnten Umständen, verschiedene Ausnahmen Statt finden. Die Umstände, welche in Ansehung des Klima Gelegenheit dazu geben, übrigens aber diesem Laster weniger, als der Ausschweifung im Trunke, zur Entschuldigung dienen können, habe ich oben bereits aus einander gesetzt.

Die Anzahl der, kalten Ländern eigenen Tugenden ist größer, ob sie gleich mehrentheils von der verneinenden Art sind. Ueberhaupt sind die Bewohner kalter Länder weit fähiger, eine gewisse Würde im äusserlichen Betragen, und Reinigkeit der Sitten zu behaupten, als diejenigen, welche unter heißen Klimaten leben. Das Laster ist ihnen nicht Gegenstand des Scherzes und Lachens, sondern des Abscheues und der Verachtung, und die Mode ist keine Entschuldigung für zügellose Ausschweifungen. Kurz, gute Sitten und Beyspiele vermögen, wie Tacitus von den Deutschen sagt, mehr über sie, als anderwärts gute Gesetze.

Ferner begehen auch die Bewohner kalter Länder weniger Ausschweifungen der Geschlechts-Lust. Die Ehe ist ihnen heiliger, und die Anhänglichkeit an ihre Pflichten unverbrüchlicher. Tacitus bemerkt dieses besonders von den Deutschen; und dieser Zug war gewiß einer der schönsten in ihrem ganzen sittlichen Character. Verschiedene Ursachen treffen zusammen, um den Sitten der Bewohner kalter Erdstriche, besonders in Ansehung des letzten Punctes, einen so merklichen Vorzug vor den Sitten heißer Länder zu verschaffen.

Erstlich verträgt sich die unbeständige Gemüths-Art der Menschen in heißen Gegenden mit keiner dauerhaften Zuneigung zu einerley Gegenstande. Daher entsteht Vielweiberey, bey welcher eine zärtliche Leidenschaft, deren Gefährtinn Eifersucht ist, unmöglich Statt finden kann. Eine andere Ursache, warum die Verbindung und Zuneigung beyder Geschlechter gegen einander nicht so dauerhaft seyn kann, ist die Ungleichheit derselben in heißen Gegenden, indem die Weiber daselbst schon im achten, neunten oder zehnten Jahre mannbar sind. So heurathete z. B. Muhamed die Khadijah in ihrem achten, und vollzog die Ehe mit ihr in ihrem neunten Jahre (39). Daher fällt auch überhaupt die Verheurathung in diesen Gegenden immer in die Zeit der Kindheit. Die Frauenspersonen sind in ihrem 20sten Jahre schon alt und hören auf zu gebären; und Schönheit ist bey ihnen nie mit Reife des Verstandes vergesellschaftet. So lange als die Siege der erstern dauern, verbiethet der Mangel an Verstand, Ansprüche auf Unterwerfung zu machen; und wenn der Verstand zur Reife gekommen ist, so ist die Schönheit schon verblühet. Es ist daher ganz natürlich, daß ein Mann in solchen Ländern, so lange kein Gesetz es ihm verbiethet, seine Frau verlässet, um eine andere zu nehmen; und diese Art der Polygamie sollte, wo gleiche Bedingungen Statt finden, überall eingeführet werden.

In kalten Erdstrichen hingegen ist die Zuneigung liebender Personen gegen einander dauerhafter, und die ganze körperliche Anlage beyder Geschlechter entspricht einer festen Vereinigung weit mehr. Daher gibt es dort für Ausschweifungen in der Geschlechts-Lust keine Entschuldigung, die sich auf natürliche Ursachen grün-

(39) Lebrün erzählt im 4ten Bande seiner Reisen, daß die Perser sich sehr jung verheurathen.

gründen liesse. Es ist erweislich, daß diese natürliche Gleichheit beyder Geschlechter in kalten Ländern nicht wenig zu jenen vorzüglichen Leibes-Kräften beyträgt, welche die Kinder daselbst, vor denen, welche in heißen Klimaten geboren werden, voraus haben. Tacitus erzählt, daß die jungen Leute bey den alten Deutschen frühzeitigen Beyschlaf vermieden, und dadurch ihre Stärke und Leibes-Kräfte erhalten hätten. Eben so verhielt es sich mit dem weiblichen Geschlechte. Immer verheuratheten sich Personen von gleichem Alter, und nach Verhältniß gleicher Leibes-Stärke mit einander; und so mußte die Gesundheit und Vollkraft der Aeltern auf ihre Kinder vererbet werden. Cäsar fügt noch hinzu, daß die Keuschheit nach der Meinung der Deutschen zu Stärkung des Körpers und Befestigung des Muthes ungemein viel beytrage, daher man auch bey ihnen diejenigen jungen Männer, welche ihre Keuschheit am längsten behaupteten, vorzüglich hochschätze, und hingegen nichts für so schimpflich halte, als sich vor dem 20sten Jahre mit einem Frauenzimmer einzulassen (40).

Selbstvertrauen und Sicherheit, zwey Eigenschaften, welche natürliche Wirkungen des Muthes und der Entschlossenheit sind, machen den Bewohner kalter Erdstriche offenherzig und redlich in seinen Geschäften und Unterhandlungen, wie ich dieses bereits oben als einen allgemein geltenden Erfahrungs-Satz festgesetzt habe.

Leichtsinn und Wankelmuth sind etwas seltenes in kalten Ländern, Beharrlichkeit in Entschlüssen aber, und gewissenhafte Beobachtung einmahl geleisteter Versprechungrn und gestifteter Freundschaften desto gewöhnlicher, wodurch nothwendig das Band des gesellschaftlichen Lebens enger geknüpfet werden muß.

(40) Comment. de bello gall. L. 6, c. 10.

Auch Thätigkeit und Kunstfleiß gehören, wie ich oben bemerkt habe, zu den Vorzügen kalter Länder, schränken sich aber doch besonders nur auf körperliche Geschicklichkeit ein, ohne sich in Ansträngung der Geistes-Kräfte sonderlich zu äussern.

Der sittliche Character der Bewohner gemäßigter Erdstriche, ist von gemischter Art, wiewohl gute Eigenschaften in ihm das Uebergewicht haben, und sich besonders durch tugendhafte äusserliche Handlungen weit öfter, als in heißen Ländern, äussern. Mit der Natur des Handels genauer bekannt, und von der Nothwendigkeit eines gegenseitigen Zutrauens in wichtigen Geschäften überzeugt, ist der Mensch in gemäßigten Ländern weit weniger zu Betriegereyen und Hinterlist geneigt. Das Bewußtseyn der Ueberlegenheit an Muth und Kriegs-Künsten macht ihn minder grausam, und die Ueberzeugung von dem glücklichen Einflusse, den ein gesittetes und anständiges Betragen der Burger auf die ganze Verfassung und Regierungs-Form des States haben muß, hält ihn ab, andern durch öffentliche Uebertretung der Sitten-Gesetze ein Aergerniß zu geben. Das Vertrauen auf eigene Macht und Fähigkeiten bringt überdies noch diese glückliche Wirkung hervor, daß die Bewohner gemäßigter Länder minder eigennützig sind, von mehrerm Eifer für das gemeine Beste des States, und von einem größern Wohlwollen gegen alle Menschen überhaupt, beseelt werden. Wer beständig für sein Leben und Eigenthum Gefahr befürchtet, der hat in allem, was er thut und unternimmt, nur sein eigenes Selbst und die zunächst mit ihm verbundenen Personen vor Augen. Je mehr sich seine Umstände verbessern, desto mehrere Gefahr glaubt er befürchten zu müssen; dahingegen derjenige, der sich und die Seinigen hinlänglich sicher weiß, vermöge der dem menschlichen Geiste natürlichen Thätigkeit, anderwärts, ausserhalb jenem engern Kreise sich

zu

zu beschäftigen, und solcher Gestalt, wenn sonst nur seine Neigungen tugendhaft sind, das Beste seines Vaterlandes, und die Wohlfahrt des Menschen-Geschlechtes überhaupt, so viel er kann, zu befördern sucht. Dieser Umstand bringt der allgemeinen Verfassung des States ausserordentliche Vortheile, und ist die wahre Ursache, warum man in den gemäßigten Ländern von Europa, sowohl in Rücksicht auf den Handel, als auch auf die bürgerliche Verfassung, richtigere Kenntnisse und genauere Beobachtung des Stats-Interesse, als in irgend einem andern Theile der Welt, antrifft. Daher auch die Vorzüge, welche die europäischen Staten jederzeit vor allen übrigen gehabt haben, und noch immer behaupten.

Eben so wichtig ist der **Einfluß des Klima auf die Sitten und das äusserliche Betragen.** Was zuvörderst die Wirkungen eines warmen Himmels-Striches betrifft, so hat man längst angemerkt, daß in warmen Ländern die Sitten der Menschen frühzeitiger und vollständiger ausgebildet werden, als in kalten. Hippokrates fand die Bewohner Asiens sanfter und mäßiger, und ihre Sitten verfeinerter und ausgebildeter, als unter seinen eigenen Landsleuten. Dem ungeachtet glaube ich, daß diese so gerühmte Feinheit der Sitten mehr, wie es noch jetzt der Fall ist, in Beobachtung eines gewissen einmahl eingeführten äusserlichen Betragens bestand, und wenig Vorzüge von Seiten des Witzes, der Freymüthigkeit, Anmuth im Umgange, und anderer Umstände, hatte, die bey uns das gesellschaftliche Leben so sehr vervollkommnen. Die unterscheidenden und wirklich sehr genau mit einander verwandten Züge in dem Betragen der asiatischen Völker scheinen Zurückhaltung und übertriebene Höflichkeits-Bezeigungen gewesen zu seyn.

Herodot erzählt, daß der medische König, Dejozes, ein Gesetz gegeben habe, daß nur sehr wenig Personen vor ihn gelassen werden, und niemand sich in seiner Gegenwart zu lachen oder auszuspeyen, unterstehen sollte, wodurch er es, wie dieser Schriftsteller hinzu setzt, vermuthlich dahin bringen wollte, daß diejenigen, denen der Zutritt zu ihm ganz untersagt war, ihn für ein übermenschliches Wesen halten sollten. Nach Diodor's von Sicilien Bericht, hat der assyrische König Ninyas eine ähnliche Verordnung, und in derselben Absicht, gegeben. Die alten Perser sprachen sehr wenig, und waren äusserst zurück haltend, so, daß sie auch die Verschwiegenheit göttlich verehrten (41). Bey der Mahlzeit zu sprechen, hielten sie für ein Verbrechen (42), und selbst die Todes-Urtheile wurden zuweilen durch Zeichen bekannt gemacht (43). Noch heutiges Tages pflegen die Spanier ein kaltes und zurückhaltendes Betragen im Umgange zu beobachten. Ueberhaupt steht dasselbe mit der in heißen Ländern gewöhnlichen Regierungs-Form in genauer Verbindung. In allen despotischen Reichen hat der Fürst sehr wenig persönliche Gemeinschaft mit seinen Unterthanen; er wird vor ihnen verborgen gehalten, und ist ihnen nur dem Rufe nach bekannt. Da sich nun die Macht solcher despotischen Regenten nicht auf eine vernünftige Ergebenheit des Volkes, sondern auf Leidenschaften, und besonders auf Furcht gründet, so ist es allerdings derselben zuträglich, jene Leidenschaft durch ein solches den Fürsten von seinem Volke entfernendes Betragen zu unterhalten, weil überhaupt alles, wovon wir uns keine deutliche sinnliche Begriffe machen können, geschickter ist, Furcht zu erregen, als die vollständige Kenntniß eines selbst

an

(41) *Ammian. Marcell.* L. 21, c. 13.

(42) *Q. Curtius*, L. 4.

(43) *Theophylact.* L. 5, c. 5.

an sich schrecklichen Gegenstandes. Ausser diesem durchgängig gewöhnlichen zurückhaltenden Betragen, wird man auch in heißen Ländern nicht nur in Ansehung des Fürsten, sondern auch in dem Umgange zwischen Privatpersonen eine zwangvolle Förmlichkeit und Steifheit finden. In Persien waren sowohl, wenn man den Monarchen anredete, als auch sonst gegen Leute von allen Ständen, gewisse abgemessene Unterwürfigkeits- und Höflichkeits-Bezeigungen vorgeschrieben. Noch jetzt findet man dieses in Persien, in Indien, und insonderheit in China. In diesem letztern Reiche ist der Zwang im Umgange ausserordentlich (44), und steht mit den Gesetzen und der ganzen Stats-Verfassung des Landes in genauer Verbindung. Die Häupter der Familien schärfen das Ceremoniel täglich den Ihrigen ein, und das Volk wird monathlich zwey Mahl von den Mandarinen darin unterrichtet. Man glaubt dort, daß Zwang und Förmlichkeit im äusserlichen Betragen deswegen unter den Menschen eingeführt worden seyn, um Verführungen vorzubeugen, und der Verbreitung des Lasters zu steuern (45).

So weit auch diese Art des Umganges der Feinheit europäischer Sitten nachstehen, und so sehr sie auch von den Vortheilen, welche Freymüthigkeit und ungezwungene Sprache des Herzens gewähren, entfernt seyn mag: so ist sie doch der ganzen Verfassung und dem Character der Chineser sehr gemäß. Ihre furchtsame und argwöhnische Gemüthsart, macht sie zu gegenseitigem

(44) Die Chineser pflegen Personen von höherm Range ihre Ehrerbiethung nicht mündlich, sondern schriftlich, zu bezeigen. Je größer die Ehrfurcht ist, die sie ihnen schuldig sind, desto kleinere Buchstaben machen sie; und das größte Compliment, welches man einem machen kann, ist, wenn man so klein schreibt, daß die Schrift ganz unleserlich wird.

(45) Man vergleiche hiermit die Aufnahme und Beurlaubung bey dem Wißier von Yambo, in Irwin's Reisen nach dem rothen Meere.

igem Zutrauen ganz unfähig, welches auch ohnedieß bey ihrer Geneigtheit zur Rachsucht sehr oft triegen müßte, zumahl unter einer Regierung, wo heimliche Anschläge und Verbindungen, und alles, was die innere Ruhe nur in mindesten zu beeinträchtigen scheint, aufs strengste geahndet wird. Um den Mangel eines freyen und uneingeschränkten Umganges zu ersetzen, haben die Gesetze in diesen östlichen Ländern, eine Art sich zu betragen eingeführt, die zugleich sowohl den oben gedachten Endzwecken, als auch der Trägheit und Unwissenheit des Volkes, angemessen ist. Verschiedene Stücke in dem neuen, vielleicht zur Zeit der Kreuzzüge aus den Morgenländern nach Europa gebrachten, System des so genannten artigen Umganges, scheinen eine Abkunft aus heißen Klimaten dadurch schon zu verrathen, daß man Personen, denen man höflich begegnen will, immer jede Ansträngung, oder, wie man sich insgemein ausdrückt, Bemühung und Unruhe zu ersparen sucht. Oft wird aber diese Höflichkeit, wenn man sie zu weit treibt, abgeschmackt und lächerlich, weil sie bey denjenigen, denen sie wiederfährt, eine gewisse Schwäche und Ohnmacht, und die Möglichkeit sich in einem gemäßigten oder kalten Klima durch eine geringe Bewegung des Körpers zu ermüden, voraus zu setzen scheint. Eben so tragen einige in den Morgenländern übliche Titel sehr deutliche Spuren jener dem Bewohner heißer Länder angebornen Neigung zur Ruhe und Unthätigkeit an sich. Manſuetudo, Tranquillitas, Serenitas (46), sind Titel, welche ehedem den morgenländischen Kaiſern,

(46) Man vergleiche hiermit die Zueignungsschrift des Eutropius an den Kaiser Valens, vor der römischen Geschichte des Ersteren. *Selden*'s Titles of honour, c. 6. Unter den orientalischen Kaisern stieg das Hof-Ceremoniel, und insonderheit die Titulatur der Kaiser am byzantinischen Hofe nach und nach sehr hoch. Dieser noch jetzt im Orient herrschende Geschmack an glänzenden Titeln zeigt sich am deutlichsten in den im Corpus Juris enthaltenen Gesetzen der christlichen Kaiser,

sern, so wie jetzt den Königen der Titel Majestät, gegeben wurden. Noch zu unsern Zeiten ist der Titel Sereniras in einigen Theilen von Europa gebräuchlich.

Merkwürdig ist es, daß Sitten und äusserliches Betragen in heißen Ländern lange unverändert sich erhalten. In Persien, Indien, und vermuthlich auch in China, beobachtet man noch heut zu Tage dieselben Gebräuche, dieselben Formalitäten im Umgange, die vor 2000 Jahren daselbst gewöhnlich waren (47). Man kann sich von der Ursache dieser Unveränderlichkeit mancherley Vorstellungen machen. Montesquieu schreibt dieselbe auf die Rechnung der in heißen Ländern gewöhnlichen Empfindlichkeit, welche beständig mit Unthätigkeit und Liebe zur Ruhe der Seele und des Körpers verknüpft ist; daher denn da, wo alte Gebräuche einmahl bleibenden Eindruck gemacht haben, und das Volk an sie gewöhnt ist, die Trägheit des letztern jede Abänderung derselben beynahe unmöglich macht. Eine andere, und vielleicht noch mehr befriedigende Ursache, ist die in heißen Ländern fast durchgängig despotische Regierungs-Form. Die Furcht und gegenseitige Eifersucht der Einwohner gegen einander, lässet jene Freymüthigkeit, welche nur das Eigenthum freyerer Staten ist, nicht aufkommen. Weit entfernt, ein Zutrauen gegen andere zu fassen, oder sie nachzuahmen, wird vielmehr alles, was man an andern wahrnimmt, Veranlassung zum Argwohn und zur Mißgunst; und die Furcht vor der Regierung schreckt jedermann von Neuerungen ab.

Aller

wo sie mehrere erhabene Titel und Ausdrücke, als: diuini numinis afflatus, oracula diuina, indulgentia diuina, manſuetudo noſtra, u. a. m. von sich zu gebrauchen pflegen.

(47) Nähere Nachrichten hiervon werden weiter unten, wo ich von dem Einflusse des Klima auf Gesetze und Gewohnheiten handle, vorkommen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, trägt diese Gleichgültigkeit der Sitten an ihrem Theile sehr viel dazu bey, daß die Regierungs-Form in heißen Ländern sich immer gleich bleibt, und beyde sind durch lange Gewohnheit so innig mit einander verbunden, daß sie sich wirklich wechselseitig aufrecht erhalten. Neue Sitten und Gebräuche würden eine Menge neuer Begriffe, und zugleich eine Prüfung vieler Stats-Grundsätze und Meinungen, auf welche die Regierungs-Form sich gründet, veranlassen.

Die wichtigste Ursache dieser Veränderlichkeit der Sitten ist indessen vielleicht die Einschränkung, in welcher das weibliche Geschlecht in heißen Erdstrichen lebt, und die daraus folgende Ausschließung desselben von jedem Einflusse auf das gesellschaftliche Leben. In andern Ländern, wo der Umgang beyder Geschlechter mit einander keinem solchen Zwange unterworfen ist, wird das Verlangen des Frauenzimmers zu gefallen, und der Wunsch der Männer, jenen durch Gefälligkeit gegen ihre Neugier und veränderliche Launen, Vergnügen zu machen, eine Ursache beständiger Veränderungen in Sitten und äusserlichem Betragen.

Das äusserliche Betragen nordischer Völker scheint, mit dem in heißen Ländern üblichen verglichen, rauh und ungeschliffen zu seyn. Die Art, wie sie Andere aufnehmen, ist insgemein plump und unhöflich, und ihr geselliger Umgang wird von Vorschriften einer abgemessenen Formalität wenig eingeschränkt. Ueberdieß zeichnen sie sich durch Mangel an äusserlichem Anstand und Artigkeit aus, welches man theils ihrem unempfindlichen, kühnen, trotzigen Character, und der Angewöhnung an heftige Leibes-Uebungen, theils der geringen Achtung, in welcher das schöne Geschlecht bey ihnen steht, zuschreiben muß.

Es sind auch die Sitten in kalten Ländern weit dauerhafter und einförmig, als in heißen. In einem

einem einzigen Menschen-Alter haben die Sitten der Einwohner des großen russischen Reiches, ohne gewaltsame Erschütterungen des States, eine ganz andere Gestalt gewonnen (48); eine Veränderung, die in den Morgenländern gewiß entweder gar nicht durchgesetzt worden wäre, oder, wenn man sie mit Gewalt eingeführt hätte, einen gänzlichen Umsturz der Regierungs-Form und Vergießung ganzer Ströhme Blutes nach sich gezogen haben würde. In jenen kalten Ländern aber eröffnete die Einführung neuer Sitten der Industrie und Betriebsamkeit eine neue Laufbahn, erregte Ehrgeiz und Rangsucht bey dem einen, und Neugier und Eitelkeit bey dem andern Geschlechte, und wurde daher mit größerer Bereitwilligkeit angenommen.

Was die Wirkung eines gemäßigten Klima auf Sitten und äusserliches Betragen betrifft, so sind Gefälligkeit und Artigkeit jederzeit gemäßigten Himmels-Strichen in einem hohen Grade eigen gewesen. Man hat dieses insgemein der größern Vollkommenheit, welche alle Künste daselbst erreicht haben, zugeschrieben; vielleicht aber hat man dabey am meisten auf die daselbst natürliche und mit einem beträchtlich starken Empfindungs-Vermögen vergesellschaftete Neigung des Menschen zur Thätigkeit, und auf die immer noch eine gewisse Freyheit im Reden und Handeln zulassende Regierungs-Art zu rechnen. Besonders trägt aber auch der freyere Umgang beyder Geschlechter sehr viel dazu bey; und dieser kann nur in gemäßigten Ländern Statt finden, weil das weibliche Geschlecht in kalten Erdstrichen geringe geschätzt wird, und in heißen gar zu eingezogen leben muß. So wie die Weiber in Asia als ein Stück des Eigenthumes angesehen werden, so sind sie dage-

(48) Zwar hatte Peter der Große doch viel gefährliche Empörungen zu bekämpfen, ehe es ihm gelang, seine berühmte Reforme der russischen Nation gänzlich durchzusetzen.

dagegen in Europa Gegenstände der Zärtlichkeit, der Hochachtung und einer vernünftigen Ergebenheit. Sie flößen hier Ehrerbiethung und Gefälligkeit ein, und ihre Schwäche selbst trägt, unter dem Nahmen feiner und sanfter Empfindungen, zum Range einer Vollkommenheit erhoben, viel dazu bey, ihren Einfluß auf das Ganze zu verstärken. Die Großmuth der Männer schützt ein Geschlecht, welches sich nicht selbst vertheidigen kann, vor Unterdrückungen, und fordert den Muth und die Tapferkeit zu Vertheidigung desselben auf. Durch die Freyheit, in welcher sie hier leben, berechtigt einigen Antheil an Geschäften zu nehmen, und besonders die des Hauswesens, als ihnen eigenthümlich zuständig, zu verwalten, theilen sie fast alle Schicksale mit dem männlichen Geschlechte, und können auch dann noch, wenn ihre persönliche Reitze verschwinden, gegründete Ansprüche auf Hochachtung machen.

Ein anderer, dem Einflusse des schönen Geschlechtes in gemäßigten Erdstrichen sehr günstiger Umstand ist dieser, daß hier Schönheit und Reife des Verstandes sich beysammen finden, und solcher Gestalt ein Frauenzimmer Gegenstand der Liebe und Hochachtung zugleich seyn kann. Dieses sowohl, als auch die Einschränkung der ehelichen Liebe auf eine einzige Person, und die auf ihr allein beruhende Hoffnung der Nachkommenschaft, ist, in Ansehung des gesellschaftlichen Lebens, von sehr wichtigen Folgen, und macht das Betragen der Männer gegen das andere Geschlecht angenehm, ehrerbiethig und gefällig.

In Asia verhält es sich hiermit gerade umgekehrt. Die Frauenspersonen sind dort von dem freyen Umgange mit dem männlichen Geschlechte ganz ausgeschlossen; man liebt sie bloß in so fern, als sie zur Befriedigung einer sinnlichen Leidenschaft dienen, und selbst diese Liebe müssen sie mit mehrern Personen ihres Geschlechtes theilen. Ihre Schönheit ist sehr vergänglich,

lich, ihr Hang zu Ausschweifungen überwiegend, und ihr Verstand unausgebildet. Sie nehmen keinen Antheil an Geschäften, und werden im Range den Männern weit nachgesetzt; daher sie denn unmöglich Gegenstände der Ehrfurcht, Achtung und vernünftiger Zuneigung seyn können. Kein Wunder also, wenn die Männer sich so wenig Mühe geben, ein dem schönen Geschlechte gefälliges Betragen anzunehmen (49).

In kalten Ländern befinden sich zwar die Weiber nicht in dem Zwange einer beständig eingezogenen Lebensart; dem ungeachtet aber begegnet man ihnen, wie ich oben gedacht habe, mit sehr geringer Achtung, und ihr Umgang mit dem andern Geschlechte kann daher wenig Einfluß auf die Sitten haben. In Rußland wurden die Weiber noch in neuern Zeiten kaum für etwas besser, als Haus-Bediente, gehalten, und mußten sich bequemen, von ihren Männern, so oft es diesen einfiel, Schläge zu erdulden; ja das Symbol der Ehe selbst war eine Knoten-Peitsche (Knute). Durch die Gemeinschaft mit andern Nationen hat dieses rohe Betragen sich größten Theils verloren, und Rußland hat dadurch sowohl, als auch durch andere Sitten-Verbesserungen, gar sehr in der Achtung des übrigen Europa gewonnen; indessen sind doch Spuren genug übrig, welche den ursprünglichen Character des Volkes verrathen.

Die Ursachen, von welchen die größere Verfeinerung und Annehmlichkeit der Sitten in gemäßigten Ländern

(49) Das Mahlen des Getreides, eine äusserst beschwerliche und niedrige Arbeit, wurde ehedem, und wird noch jetzt in den Morgenländern durchgehends von Sclavinnen verrichtet. 2 Mos. 11, 5. 12, 29. Matth. 24, 41. *Homer.* Odyss XX, 105. 108. *Shaw's* Travels. p. 296. *Harmer's* Obs. 1, p. 153.
Es haben aber die meisten Reisebeschreiber uns irrige Nachrichten von dem Zustande des weiblichen Geschlechtes in den Morgenländern ertheilt, weil sie keinen Unterschied zwischen Sclavinnen und Freygebornen machen.

dern abhängt, machen zugleich dieselben schwankender und veränderlicher. Unbeständige, und, gleich dem Klima, der Abwechselung immerfort unterworfene Launen, Freyheit oder gelinde Regierung, Einfluß des weiblichen Geschlechtes auf viele Dinge, deren Entscheidung und Verwaltung es sich einmahl angemaßt hat; lauter Umstände, aus welchem sich jene Veränderlichkeit der Sitten hinlänglich erklären lässet. Diesen muß man vielleicht selbst einen beträchtlichen Antheil an der Verfeinerung der Sitten zuschreiben, welche allezeit mit einer in den Morgenländern nie Statt findenden Fähigkeit und Triebe zur Vervollkommnung gleichen Schritt hält. Und ob gleich jede Veränderung auch wahre Verbesserung ist, so ist sie doch Untersuchungen und Prüfungen günstig, welche zuletzt insgemein auf Abstellung tadelhafter Sitten und Gebräuche hinaus läuft.

Das Klima hat ferner **auf die Geistes-Kräfte, sowohl auf Gelehrsamkeit, als auch auf Erfindungen und Künste,** Einfluß.

Zuerst das heiße auf Gelehrsamkeit. Ich habe vorhin behauptet, daß die den Bewohnern heißer Himmelsstriche eigene Reitzbarkeit und geschärfte Empfindungs-Kraft uns den besten Aufschluß über ihren Character geben könne. Eben so verhält es sich auch mit ihren Verstandes-Kräften; und daher sind die südlichen Länder zu allen Zeiten an Werken der Einbildungs-Kraft so fruchtbar gewesen, wohin man vorzüglich die Erfindung und Ausschmückung der alten Fabel-Lehre und jene Sagen der Vorwelt rechnen muß, die noch jetzt so reichen Stoff zu Gemählden der Phantasie und dichterischen Anspielungen darbiethen. Vielleicht war dies selbst der Ursprung der Dichter-Sprache, in welcher die ältesten darstellenden Werke, die wir kennen, abgefaßt sind. Dieser Geist der Dichtung ist in jenen süd-

südlichen Ländern keiner besondern Classe von Menschen eigen, sondern, unabhängig von den Vortheilen des Ranges und einer guten Erziehung, insgemein durch alle Stände einer Nation verbreitet. Lebrün erzählt, daß die Perser nichts so hoch, als die Dicht-Kunst, schätzen, und in ihren dichterischen Werken den lebhaftesten und erhabensten Schwung des Geistes auszudrücken bemüht sind. Unter den Bauern auf der Insel Minorka sind Wett-Gesänge noch heut zu Tage etwas sehr gewöhnliches (50); einer singt auf der Stelle erdachte Verse über einen beliebigen Gegenstand, die er mit der Zither begleitet, welche unmittelbar darauf mit einer gleichen Anzahl extemporirter Verse von einem Andern beantwortet werden, der sich jenen im Gesange zu übertreffen oder lächerlich zu machen bemühet; und so dauert der Wett-Streit, zu großer Belustigung der Zuhörer so lange fort, bis der Witz des einen oder des andern Sängers erschöpft ist. Eben so waren die Wechsel-Gesänge der alten Griechen beschaffen, die Theokrit und Virgil in ihren Hirten-Gedichten so glücklich nachgeahmt haben.

Selbst die Einwohner von Otaheite haben, der geringen Ausbildung ihrer Sitten und Geistes-Kräfte ungeachtet, eine Art von Versen, die nach Zeit-Maß und Anzahl der Sylben regelmäßig abwechseln; viele sind so gar gereimt, und haben gewisser Maßen mit den oben erwähnten Wechsel-Gesängen einige Aehnlichkeit.

Als Beyspiele der morgenländischen Dicht-Kunst will ich hier nur eines ihrer ältesten und ächtesten Denkmäler, das so genannte hohe Lied Salomonis anführen; ein Gesang, der wirklich das Gepräge des erhabenen darstellenden Dichter-Geistes hat, ungeachtet er nach keinem uns bekannten Sylben-Maße geordnet und abgetheilt ist, welches jedoch seinem innern Werthe nicht nachtheilig seyn kann;

(50) *Cleghorn's* account of Minorca.

kann, sondern ihn vielmehr noch um ein Großes erhöhet. Wir finden darin eine zärtliche und lebendige Darstellung der Liebe, Reichthum an sanften anmuthigen Bildern, viel umfassende Gedanken, und kühne fruchtbare Einbildungs-Kraft. Das volle Gefühl des Verfassers verstattete ihm größere Freyheit und Kühnheit im Ausdrucke, als unsere Sitten zulassen; und daher scheinen uns viele der Gleichnisse und Bilder, an welchen dieses Gedicht so reich ist, matt oder gezwungen zu seyn (51); allein, dieses ist dem Character der morgenländischen Völker völlig gemäß, bey welchen schwelgerische Einbildungs-Kraft mehr, als Wahrheit und Genauigkeit der Empfindung und des Ausdruckes, gilt (52). Auch kann bey der innigen Kenntniß und dem täglichen Anschauen der Gegenstände, auf welche sich solche Vergleichungen beziehen, und bey der in jenem Klima herrschenden feinen Empfindung, die Aehnlichkeit in der That weit treffender seyn, als unsere an dergleichen kühne Bilder nicht gewöhnte, und ihre besondere Schönheit und Stärke zu empfinden unfähige Einbildungs-Kraft zu erreichen im Stande ist (53).

Gleichnisse wurden vor Zeiten, und werden noch jetzt bey den morgenländischen Völkern für die größte Zierde des mündlichen und schriftlichen Vortrages gehalten. Auf Veranlassung der entferntesten Aehnlichkeit erlaubt sich ihre fruchtbare Einbildungs-Kraft oft dichterische Zusammensetzungen und Erzählungen, die uns unnatürlich vorkommen. Ihre alte und neue Gedichte sind sich hierin durchgängig gleich. Themistokles war von der Gewohnheit dieser Völker, in Gleichnissen zu reden, so wohl unterrichtet, daß er am Hofe des

(51) 1. B. Cap. 4. V. 2 — 5. Cap. 7, V. 1 — 5.

(52) Die arabische Sprache übertrifft alle andere Sprachen, so sehr an Zierlichkeit, daß dieses seiner einfachen Lebensart wegen sonst so merkwürdige Volk, in der Feinheit des Ausdruckes und anmuthigen Unregelmäßigkeit der Bilder, einen Vorzug vor allen andern Nationen hat.

(53) Man sehe auch, was Herder in den Liedern der Liebe (Lpz. 1778) S. 100, fgg. ausführlicher hierüber erinnert hat.

des Artaxerxes sogleich diese Sprache annahm, und bey der ersten Audienz, Reden mit einem reichen und mit mancherley Figuren durchwirkten Teppiche verglich, dessen schöne Zeichnung am besten in die Augen fällt, wenn der Teppich ausgebreitet und eben ist, und hingegen verworren und unscheinbar wird, wenn derselbe zusammen gefaltet ist. Vielleicht rührt dieses Wohlgefallen an der Bilder-Sprache von derselben Ursache her, welcher diese Völker auch jene vor Alters an ihnen beobachtete, und noch jetzt fortdauernde Fähigkeit die Natur glücklich nachzuahmen, verdanken.

Weniger Fortgang haben alle ernsthaftere Wissenschaften, die sowohl Fleiß und anhaltende Geduld als auch Genie und Empfindung erfordern, in heißen Klimaten gefunden. Unter den Arabern verdienen kaum einige wenige als Geschichtforscher in Betrachtung gezogen zu werden. Noch merklicher ist die Unwissenheit dieser Völker in der Natur-Wissenschaft (54), welche sich jetzt bey ihnen in einem sehr armseligen Zustande befindet, und selbst ehedem, da sie noch auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit stand, nur in Vergleichung mit den Kenntnissen anderer Völker glänzte. Mit willkürlichen unverständlichen Lehrmeinungen und Muthmaßungen überladen, hatte sie gänzlichen Mangel an Thatsachen und Erfahrungen, welche allein die zuverläßigsten Stützen der Weltweisheit sind.

In der Arzeney-Gelahrtheit scheinen es die Araber ziemlich weit gebracht zu haben, und einigen ihrer Schriftsteller kann man wirklich einiges Verdienst um diese Wissenschaft nicht absprechen. Rhazes hat ver-

(54) Die Araber haben nicht nur keine neue Entdeckungen und Verbesserungen in der Mathematik gemacht, sondern ihr so gar durch Verfälschung des Euklidischen Textes und anderer Schriftsteller großen Schaden gethan. Die Kräuterkunde ist bey ihnen nicht glücklicher gewesen. *Freind* Historia Medicinae, (L. B. 1734.) p. 105.

schiedene neue Krankheiten, z. B. die Blattern und den Winddorn, genau beschrieben; und ihm sowohl als einigen andern Arabern hat man die erste Kenntniß einiger neuen Arzeney-Mittel, z. B. der Senna, des Rhabarbers und der Manna, zu verdanken; allein im Ganzen sind ihre Schriften doch weiter nichts, als schwerfällige Erläuterungen alter griechischer Schriftsteller, besonders des Hippokrates und Galenus, die sie doch der Nachwelt nicht in ihrer ursprünglichen kunstlosen Gestalt, sondern durch eigene leere Erdichtungen und spitzfündige Träumereyen entstellt überliefert haben. Doch findet man bey einigen arabischen Aerzten richtigere und aufgeklärtere Begriffe. Avenzoar, unter allen noch der scharfsinnigste, gibt als den unumstößlichsten Grundsatz der Arzeney-Gelahrtheit diesen an, daß die Erfahrung allein in Ausübung die sicherste Führerinn sey, und daß man nimmermehr durch dialektische Spitzfündigkeiten, sondern einzig und allein durch sorgfältige Beobachtung der Natur und gesunde Urtheils-Kraft sich die Fertigkeit, Krankheiten glücklich zu heilen, erwerben könne. Man sieht hieraus, wie sehr dieser denkende Arzt von den zu seiner Zeit herrschenden Begriffen abging. In Ansehung der Natur-Wissenschaft, welche Baco in spätern Zeiten zu großem Vortheil der ganzen Weltweisheit umschuf, ward Avenzoar von seinen Zeitgenossen für einen bloßen Empiriker ausgegeben; eine Beschuldigung, die er so wenig verdiente, daß er vielmehr die Thorheit allgemeiner Heil-Vorschriften und Universal-Arzeneyen in seinen Schriften lächerlich machte, und sie den alten Weiber-Mährchen, und abgeschmackten Grillen der Sterndeuter, gleich achtete.

Noch nachtheiliger ist es der Vernunft- und Sitten-Lehre gewesen, durch die Hände der Araber gegangen zu seyn. Als diese Wissenschaften nach dem Verfalle der Gelehrsamkeit auf kurze Zeit in Aegypten und

Ara-

Arabien wieder auflebten, fielen ihnen die Schriften der griechischen Weltweisen, besonders des Aristoteles, in die Hände. Die feinen und künstlichen Distinctionen und Erklärungen dieses Schriftstellers waren ihnen, bey ihrem natürlichen Hange zur Unbeständigkeit und Neugier, willkommen, und so gründeten sie auf seine Aussprüche ein ungeheures und schwerfälliges System der Sittenlehre, welches sehr bequem war, gelehrte Zwiste zu verlängern, und den Ruhm der Streiter auszubreiten, keinesweges aber zur Aufklärung der Wahrheit und zur Verbesserung der Sitten dienen konnte. Dieses hatte sehr nachtheilige Folgen für die Wissenschaft, und brachte eine Art zu schließen und zu lehren auf, wo man, zum Verderben der Weltweisheit, Sittenlehre und Religion, mehr darauf dachte, über seine Gegner zu siegen, als Wahrheiten zu erforschen.

Was den Einfluß eines heißen Klima auf Erfindungen und Künste betrifft, so ist die in heißen Ländern gewöhnliche Reißbarkeit und lebhafte Einbildungs-Kraft immer Antrieb und Veranlassung zu neuen Entdeckungen gewesen, und die Geschichte lehrt uns, daß die meisten nützlichen und auf die Bequemlichkeiten des mensch. Lebens sich beziehenden Erfindungen ursprünglich aus jenen Ländern abstammen. Man hat gegründete Ursachen zu glauben, daß selbst der Ursprung der Sprache (56), wenigstens die erste regelmäßige Anordnung derselben, so wie auch die Erfindung der Schrift, in den Morgenländern zu suchen sey. Die Kunst, Getreide zu säen und Brod zu backen, ist von ägyptischer Abkunft; und nach einer alten Tradition soll Isis in Aegypten die erste Anleitung zum Weißen- und

(55) *Freind*, l. c. p. 227. 334. sqq.

(56) Cadmus und Prometheus sollen die Buchstaben-Schrift aus Phönicien nach Europa gebracht haben.

Gerstenbau, so wie Osiris zur Anpflanzung anderer Früchte, gegeben haben. Vom Bacchus erzählt man, er habe den Gebrauch des Pfluges, und die Kunst Wein zu pflanzen und zu keltern, von seinen Zügen nach Indien zurück gebracht. Die Bearbeitung der Seide ist eine asiatische Erfindung; und die Buchdrucker-Kunst, das Schieß-Pulver und der Compaß, waren zur Zeit ihrer ersten Erscheinung in Europa, schon längst in China bekannt.

Die mechanischen Künste und Manufacturen haben ebenfalls ein sehr hohes Alter, und sind zum Theil in heißen Erdstrichen zu einer sehr beträchtlichen Vollkommenheit gebracht worden. Der Geschmack und die feine Empfindung der dortigen Völker verrathen sich in der Schönheit ihrer Manufactur-Arbeiten sehr deutlich; und man pflegt daher die nach morgenländischen Mustern gearbeiteten europäischen Waren allen andern vorzuziehen.

Selbst die Kriegs-Kunst, von der wissenschaftlichen Seite betrachtet, ist in den heißen Ländern von hohem Alter, und die nordischen Nationen konnten erst nach einem langen Umgange mit den südlichen Völkern, und nach einer lange fortgesetzten Uebung in der Kriegs-Kunst, die Eroberung der südlichen Länder von Europa vollenden (57).

Vielleicht könnte man hier fragen: woher denn, wenn dieses sich so verhielte, jene Ueberlegenheit in kriegerischen Unter-

(57) Gibbon behauptet vollkommen richtig, es sey von den Römern sehr unklug gehandelt gewesen, und habe zum Verfall ihres Reiches sehr viel beygetragen, daß sie bey so vielen Gelegenheiten nordische Truppen in Sold genommen, und solcher Gestalt diese mit dem Gebrauche ihrer Waffen, und ihrer Art Krieg zu führen, bekannt gemacht hätten. Nichts konnte diesen nordischen Völkern Einhalt thun, da sie mit ihrer natürlichen wilden Kühnheit nunmehr auch jene Fertigkeiten vereinigten. Gibbon vom Verfall und Umsturz des römischen Reichs, a. d. Engl. 1779.

Unternehmungen kommen könne, worin es die Bewohner kalter Erdstriche den südlicher wohnenden Völkern so sehr zuvor thun? Ich antworte hierauf, daß die südlichen Nationen, ob sie sich gleich insgemein besser, als ihre nordische Nachbarn, auf den Krieg, als Wissenschaft betrachtet, verstehen, doch in Ansehung der Tapferkeit und des Muthes sich mit letztern nicht vergleichen dürfen. So gut sie auch, gleich den heutigen Chinesern, mit allen Kriegs-Bedürfnissen versehen seyn mögen, so fehlt es ihnen doch an Standhaftigkeit, Thätigkeit und Entschlossenheit, ohne welche auch die größten und vollständigsten Zurüstungen von sehr geringem Nutzen sind.

Montesquieu ist der Meinung, daß der Stolz der südlichen Völker sehr viel dazu beytrage, ihre kriegerische Unternehmungen so oft zu vereiteln. Die Perser hatten lange schon vor Alexander's Zeiten die Ueberlegenheit der Griechen aus eigener Erfahrung in manchen Schlachten kennen gelernt, und gleichwohl liessen sich ihre Monarchen durch die Schmeicheleyen ihrer Höflinge, und durch ihren eigenen Stolz, nur allzu leicht überreden, im Vertrauen auf ihre eingebildete Vorzüge der Tapferkeit und Kriegs-Erfahrenheit, sich in Schlachten einzulassen, die das persische Reich nur entkräfteten, und den gänzlichen Umsturz immer näher brachten. Doch konnte hier noch eine Ursache hinzu kommen, welche sie vielleicht den Krieg auf diese Art zu entscheiden vermochte; und diese war die Schwierigkeit für ihre ungeheure Armeen, die nie, ohne eine unnütze Menge von allerley Kriegs-Geräthschaften mit sich zu führen, in das Feld rückten, lange Zeit hindurch hinlänglichen Unterhalt zu finden, und die Betrachtung, wie wenig sie sich auf die Treue ihrer Unterthanen verlassen könnten. Der römische General Lucullus war von diesen Stats-Grundsätzen der morgenländischen Fürsten so wohl unterrichtet, daß er in dem Kriege mit dem Mithridates die Heere desselben nicht in offener Schlacht, sondern bloß durch Zögern, und den dadurch bey ihnen einreissenden Mangel an Lebens-Bedürfnissen aufrieb, und solcher Gestalt diesen mächtigen König fast ohne Schwertstreich überwand, da hingegen sein Vorgänger, Cotta, weil er sich zu übereilt in Schlachten eingelassen hatte, zur See und auf dem festen Lande allenthalben geschlagen wurde, und ohne Lucullus Beystand gewiß in die Gefan-

genschaft gerathen wäre. Endlich konnte auch noch die Besorgniß, daß bey der geringen Gemeinschaft zwischen den einzelnen Theilen des Reiches, und bey dem Mangel jener Neigung und Liebe, welche allezeit das stärkste Band der Unterthänigkeit ist, die entferntern Provinzen während eines langwierigen Krieges abtrünnig werden, und die Statthalter derselben sich unabhängig machen möchten, die morgenländischen Fürsten zu Lieferung entscheidender Schlachten bewegen. Tiribazus wiederrieth daher dem Artaxerxes ein Treffen zu vermeiden, wenn Cyrus ihn angreifen solite, weil sonst der Aufschub den Verlust der vornehmsten Provinzen des Reiches nach sich ziehen könnte.

Die Künste des gesellschaftlichen Lebens sind in heißen Ländern ebenfalls zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden. Persien, Indien, China, haben seit den ältesten Zeiten starken Handel getrieben, und immer ist der größte Vortheil auf ihrer Seite gewesen. Zwar muß man hier mit auf die natürliche Beschaffenheit dieser Länder rechnen; indessen ist doch auch die Klugheit und der Scharfsinn ihrer Einwohner in der Benutzung jener natürlichen Vortheile nicht zu verkennen. Vielleicht gefiel es der Vorsehung diese Anstalt so zu treffen, um dem gänzlichen Untergange und der Entvölkerung dieser Länder vorzubeugen. Von schwachen Fürsten beherrscht, und von muthlosen Nationen bewohnt, sind sie eine Beute eines jeden Eroberers; und besäßen sie keine Mittel sich wieder zu bereichern, und denen, die sie beraubten, ihr Gut wieder abzugewinnen, so müßten sie bald zu Grunde gehen. So wenig also auch der Handel sie vor feindlichen Angriffen schützen kann, so ist er ihnen doch eben das, was Tapferkeit, Klugheit und Kriegs-Bedürfnisse andern Völkern sind, — die Stütze und Seele ihrer Stats-Verfassung. Man hat immer behauptet, daß die Statskunst in heißen Erdstrichen ihre höchste Vollkommenheit erreicht habe, welches doch schwerlich von allen heißen Ländern (wie ich diese Benenn-

nennung hier brauche,) gelten kann, obgleich die Stats-Grundsätze der Chineser und Japaner die Aufmerksamkeit dieser Völker auf ihren eigenen Nutzen zur Genüge beweisen.

Ein Umstand ist noch in heißen Ländern zu bemerken übrig, welchen man mit vieler Wahrscheinlichkeit dem höhern Empfindungs-Vermögen zuschreiben kann; ich meine die frühzeitige Entwickelung und die eben so bald erfolgende Abnahme des Verstandes und Scharfsinnes. Man nimmt dieses in allen heißen Erdstrichen wahr, vornehmlich in Süd-Amerika, wo diese frühzeitige Ausbildung der Geistes-Kräfte einen schädlichen Einfluß auf die Sitten haben soll, indem sie die jungen Leute mit dem Laster bekannt, und ihnen seine Reitze fühlbar macht, ehe noch ihre Urtheils-Kraft reif genug ist, die verderblichen Folgen desselben zu erkennen. Es ist schwer, diesen schnellen Fortgang des jugendlichen Geistes zu erklären. Zeitigt die Hitze vielleicht die thierischen und geistigen Kräfte eben so, wie im vegetabilischen Reiche Kräuter und Bäume unter ihrem Einflusse früher ihre Vollkommenheit erreichen, aber auch zugleich minder fest und dauerhaft, als diejenigen, werden, die längere Zeit zur Vollendung ihres Wachsthumes erfordern? Oder kann der höhere Grad von Empfindungs-Vermögen, das lebhaftere Selbst-Gefühl, und der daraus entspringende Leichtsinn, Stolz und Trägheit uns einen Aufschluß über den geringen Fortgang geben, welchen die Bewohner heißer Erdstriche in einem reifern Alter in ihren Einsichten machen?

Endlich trägt auch folgender Umstand nicht wenig dazu bey, den Gesichtspunct fest zu setzen, aus welchem wir die Kunst-Fertigkeit der Menschen in heißen Erd-Strichen betrachten müssen. Man hat fast durchgängig angemerkt, daß Künste und Wissenschaften in solchen Ländern nur bis zu einer gewissen Stufe der Ausbilde

bildung, und zwar zu dieser insgemein plötzlich erhoben werden, alsdann aber stehen bleiben, und Jahrhunderte lang, ohne durch neue Entdeckungen und Verbesserungen vervollkommnet zu werden, einerley Gestalt behalten. Man findet keine Spur, daß unter dem jüdischen Volke, so lange es einen eigenen Stat ausmachte, nach David's und Salomon's Zeiten, Erfinder und Verbesserer aufgestanden wären, welche die damahls bekannten Künste und Wissenschaften mehr ausgebildet, und den Umfang der National-Kenntnisse erweitert hätten. Ihr höchstes Ideal der Kunst-Vollkommenheit scheint, bis zum endlichen Untergange ihres States, der Salomonische Tempel, und die Geräthe desselben, gewesen zu seyn; (Esrä 3, 12. Marc. 13, 1. Luc. 13, 5.) so wie David's und Salomon's Gesänge immer das vollkommenste Muster der hebräischen Dichter-Sprache gewesen sind. Vergleicht man ferner die wenigen Nachrichten, welche uns die alten Schriftsteller hin und wieder von dem Zustande der Künste und Wissenschaften, besonders der mathematischen und astronomischen, unter den Persern und Indianern hinterlassen haben, mit demjenigen, was die neuern Reisebeschreiber davon erzählen, so wird man sich leicht überzeugen, daß in einer so langen Reihe von Jahrhunderten die Kenntnisse jener orientalischen Völker, sowohl an Menge als an Vollkommenheit, wenig oder gar keinen Zuwachs erhalten haben. Die Chineser sind schon seit langer Zeit, und, wenn man ihren Jahrbüchern und den Nachrichten der französischen Missionarien Glauben beymessen könnte, schon seit Jahrtausenden, im Besitze der Buchdrucker-Kunst, des Compasses, der mathematischen Zeit-Rechnung, des Schieß-Pulvers ꝛc. und gleichwohl befinden sich diese Künste bey ihnen noch größten Theils im ersten Zustande der Kindheit, da sie doch in Europa, wo ihre Erfindung weit neuer ist, nur seit einem

Jahr-

Jahrhunderte unglaubliche Fortschritte zur Vollkommenheit und gänzlichen Ausbildung gethan haben. So wie Lebhaftigkeit der Empfindung und Einbildungs-Kraft die Geistes-Producte heißer Länder auszeichnen: so tragen hingegen die geistigen Beschäftigungen der nördlichen Völker das Gepräge des Scharfsinnes, des Fleißes und der Beharrlichkeit. Indessen können auch Dichter-Talente ihnen keinesweges gänzlich abgesprochen werden; doch schränkt sich die Dicht-Kunst der eigentlich so genannten nordischen Nationen fast einzig und allein auf historische Gegenstände ein. Was Tacitus von den alten Deutschen erzählt, daß ihre Gesänge das Lob und die Thaten ihrer Götter und Helden enthalten hätten, das gilt auch von den alten celtischen Barden, den skandinavischen und isländischen Skalden, von den nordamerikanischen Wilden, kurz, von allen fast uncivilisirten nordischen Nationen; und man wird finden, daß selbst die gesitteten in der Epopee, den Schwung der südlichen Dichter am glücklichsten erreicht haben. Verschiedene dem menschlichen Geschlechte nützliche Wissenschaften haben ihre schätzbarste Bereicherungen nordischen Nationen zu verdanken. Man darf sich nur an die Verdienste eines Copernicus, eines Tycho Brahe und eines Kepler, um Mathematik und Astronomie, erinnern.

In der Geschichtkunde haben sich die nördlichen Völker nicht sehr hervor gethan, ob sie gleich immer auf weitläuftige und getreue Nachrichten von öffentlichen Begebenheiten, Unterhandlungen, National-Ansprüchen und Geschlechts-Registern ihrer Fürsten, viel gehalten haben. Da man aber bey ihren Geschichtschreibern tiefe Einsichten in das politische Interesse und den Einfluß dieser Dinge auf menschliche Angelegenheiten, scharfsinnige Beurtheilung der Charactere und treffende Schilderung der Triebfedern, welche bey dieser oder jener Begebenheit wirkten, vermißt,

so kann man sie auf keine Weise den griechischen und römischen Geschichtschreibern gleich schätzen.

Ausser den mathematischen und astronomischen Wissenschaften haben es die nordischen Nationen auch in verschiedenen Theilen der Naturkunde und Arzeney-Wissenschaft ziemlich weit gebracht. Dem Norden haben wir einen Linné zu verdanken, dessen Werke immer der Stolz seines Vaterlandes seyn werden. Durch systematische Anordnung der Naturkunde und der Arzeney-Wissenschaft trug er viel dazu bey, die unbestimmten Begriffe aufzuklären, und die Unordnungen zu heben, welche die Kenntniß dieser beyden Wissenschaften bisher so sehr erschwert hatten. Er erleichterte die Beurtheilung vieler Arzeney-Mittel durch Festsetzung gewisser allgemeiner Grund-Gesetze, und belebte den Geist der Untersuchung und Wißbegierde, dessen glückliche Wirkungen in unsern Zeiten so sichtbar sind. Durch sein Beyspiel ermuntert, besuchten viele seiner Schüler die entferntesten Länder, um durch neue Entdeckungen die Naturkunde und Arzeney-Wissenschaft zu bereichern.

Sitten-Lehre, Metaphysik und Vernunft-Lehre haben den Bewohnern kalter Länder wenig Vortheile und Entdeckungen zu verdanken. Menschen-Kenntniß und Tiefblick in die geheimen Triebfedern menschlicher Handlungen, kann mit einem stumpfern natürlichen Gefühle nicht bestehen; und feine logische und metaphysische Abstractionen sind kein Geschäft für Fähigkeiten, welche mehr zum Wirken, als zur bloßen Speculation, mehr die Ausübung der Tugend zu erleichtern, als das Wesen derselben zu zergliedern, von der Natur bestimmt sind.

Von Erfindungen und Künsten scheinen kalten Klimaten nur wenige eigen zu seyn. Selbst die gemeinsten, und zum menschl. Leben dem Anscheine nach unentbehrlichsten, waren verschiedenen, übrigens aber

ganz und gar nicht ungebildeten Nationen völlig unbekannt. Die Hunnen und Alanen wußten von dem Getreidebaue nichts (58); und selbst die alten Deutschen waren in diesem Stücke so unwissend, daß sie nicht einmahl ein Wort in ihrer Sprache hatten, um die zu Einärndung der Feldfrüchte bestimmte Jahrszeit zu bezeichnen (59). Noch weit später lernten sie die Buchstaben-Schrift kennen. Bey aller Langsamkeit in Erfinden fehlt es jedoch den nordischen Nationen keinesweges an Fähigkeit, wissenschaftliche Begriffe zu fassen und auszubilden. Viele Theile der menschlichen Kenntnisse sind durch ihre Bemühungen zu einer größern Vollkommenheit gelangt, als bey denjenigen Nationen, denen man die erste Erfindung derselben zu verdanken hat.

In den nördlichsten Theilen von Europa gibt es wenig Manufacturen und Fabriken; und obgleich die Arbeiten, welche einige derselben liefern, in ihrer Art eine ausserordentliche innere Güte haben, und den Umständen und Bedürfnissen, zu welchen sie bestimmt sind, völlige Genüge leisten, so fehlt es ihnen doch an Mannichfaltigkeit, Anmuth und Bequemlichkeit. Es ist merkwürdig, daß äusserst heiße und kalte Himmelsstriche in einigen Stücken einerley Wirkungen hervor bringen. Dies bemerkt man auch in Ansehung der Kunst-Fertigkeiten. Strabo gedenkt der Geschicklichkeit der Indianer im Nachahmen; und diese besitzen auch die Chineser in einem solchen Grade, daß sie so gar die auffallendsten Fehler und Mängel ohne Unterschied in ihren Kunst-Werken nachahmen (60). Eben die Bemerkung hat man auch von den Russen gemacht.

Die

(58) *Ammian. Marcell.* L. 31, c. 2.
(59) *Cæsar* de bello gall. L. 6. *Tacitus* de morib. Germanor. c. 26.
(60) Eben dasselbe sagt Ulloa, in der Beschreibung seiner Reise nach Süd-Amerika, B. 5, C. 5, von den Einwohnern dieses Landes.

Die Geistes-Fähigkeiten der nordischen Völker begünstigen den Handel nicht so sehr, als man aus der Nothwendigkeit, ihren Bedürfnissen durch ausländische Waren abzuhelfen, muthmaßen sollte. Zur Erläuterung dieses Satzes füge ich hinzu, daß diese Völker keine natürliche Anlage zu jener Aufmerksamkeit auf die künstliche Nutzung aller Vortheile haben, welche zu glücklicher Treibung des Handels erfordert wird, ob sie gleich oft durch Fleiß und anhaltende Geduld große Geschäfte machen. Aus diesem letztern Gesichtspuncte muß man Rußlands Handel beurtheilen, den dieses Land beynahe mit gleichem Vortheile, als andere europäische Nationen, treibt.

Auch in der Statskunst sind die Bewohner kalter Erdstriche noch sehr weit zurück. Die ihnen natürliche Freymüthigkeit und Offenheit kann dem arglistigen und mißtrauischen Character der südlichen Völker nicht die Wage halten; und daher kommt es, daß, nach Montesquieu's Bemerkung, die nordischen Volker immer die durch die Waffen erworbenen Vortheile durch Unterhandlungen wieder einbüßen.

Einfluß eines gemäßigten Klima auf die Geistes-Kräfte. Sowohl in alten als neuern Zeiten hat man die Beobachtung gemacht, daß ein gemäßigtes Klima der menschlichen Natur die meisten Vortheile gewähre. Aristoteles und Galen stimmen darin überein, daß die Bewohner gemäßigter Länder vor den Eingebornen sehr heißer und kalter Erdstriche, sowohl in Ansehung körperlicher Vollkommenheiten, als auch der Sitten, und besonders des Verstandes, große Vorzüge besitzen. Und wirklich können wir, unter einem Klima, wo so viele Künste erfunden worden sind, wo der menschliche Verstand so weit umfassend, seine Einbildungs-Kraft so fruchtbar ist, und seine Geistes-Stärke sich in Gelehrsamkeit, Handel, Stats- und Kriegs-Kunst so deutlich äussert, nicht umhin, auf

eine

eine glückliche Zusammenstimmung äusserlicher Umstände und auf natürliche Geistes-Vorzüge zurück zu schließen.

Die oben beschriebenen eigenthümlichen Vorzüge der Bewohner heißer und kalter Erdstriche müssen zusammen treffen, oder vielmehr gleichförmig gemischt seyn, um dem menschlichen Character seine höchste Vollkommenheit zu geben. Ist daher Stärke und Reichthum der Begriffe mit Beharrlichkeit, Fleiß und Scharfsinn vereinigt, so entsteht daraus das höchste Ideal menschlicher Geistes-Fähigkeiten. Dies kann man gewisser Maßen im allgemeinen Sinne von gemäßigten Klimaten sagen, wo der Mensch beyderley Eigenschaften, aber keine in schädlichem Uebermaße, besitzt. Aristoteles bemerkt in seiner Rhetorik, daß die Einwohner kalter Gegenden viel Muth und Entschlossenheit, aber wenig Feinheit des Verstandes und Kenntnisse in Wissenschaften besitzen, daher zwar ihre Freyheit insgemein sicher, ihre Stats-Verwaltung aber fehlerhaft sey, und ihre Macht selten durch auswärtige Eroberungen einen Zuwachs erhalte. Den asiatischen Völkern aber fehle es bey allem Scharfsinn und Erfindsamkeit in Künsten, an Muth und Entschlossenheit; daher auch Unterwürfigkeit und Sclaverey ihr gewöhnlichstes Schicksal sey. Bey den Griechen hingegen, deren Land gleichsam in der Mitte zwischen jenen beyden äussersten Gränzen liegt, sey der Muth und die Tapferkeit der nordischen, und die Klugheit und der Scharfsinn der asiatischen Völker in Einem Character vereinigt, daher sowohl ihre Freyheit unerschütterlich, als ihre Stats-Verwaltung weise angeordnet sey, und es nur bey ihnen stehe, durch Einführung einer durchaus gleichen Regierungs-Form, sich alle andere Völker unterwürfig zu machen. — Als Beyspiele zu Bestätigung dieser Wahrheit, können wir noch den größten Theil der heutigen europäischen

Staaten, die nördlichen Küsten von Afrika am mittelländischen Meere, und zum Theil auch Klein-Asia und Nord-Amerika, anführen; und man wird hieraus mit vieler Wahrscheinlichkeit auf den Grund jener Ueberlegenheit schließen können, welche diese Länder, besonders die europäischen, jederzeit vor allen andern behauptet haben.

Vermöge der oben angezeigten Eigenschaften, haben es die Bewohner gemäßigter Länder, und vorzüglich die Europäer, allen andern Völkern in jedem Fache der Gelehrsamkeit weit zuvorgethan. Selbst in der Dicht-Kunst, dem Gebiethe der Einbildungs- und Erfindungs-Kraft, hat man dem regelmäßigen und gesetztern Genie der Europäer Werke zu verdanken, welche weit mehr innern Werth besitzen, als der regellose kühne Flug der asiatischen Dichter. Doch scheint ein mehr warmes, als kaltes, Klima den Geist der Dichtung am meisten zu begünstigen. Griechenland und Italien haben die meisten und vortrefflichsten Dichter hervor gebracht; und ob gleich auch England unter seinen Eingebornen einen Dichter (Milton) aufweisen kann, der in Ansehung des Genies und erhabenen Schwunges keinem Ausländer nachsteht: so ist doch schon die Parteylichkeit dieses großen Mannes für die italiänischen Dichter, und der Nutzen, den er aus ihren Schriften gezogen zu haben rühmte, Beweis genug, daß ein wärmeres Klima nach seiner Meinung sich am besten zu Ausbildung dichterischer Talente schicke. Selbst derjenige Ruhm, den die Morgenländer in der fabelhaften und romantischen Dichtungsart sich erworben haben, ist ihnen durch ähnliche Werke europäischer Dichter streitig gemacht worden.

Gemäßigte, oder doch nicht allzu heiße Klimate scheinen sich auch zu Ausbildung eines richtigen Gefühles und Beurtheilungs-Vermögens in Werken der schönen Künste am besten zu schicken. Feines Gefühl

ist

ist die Seele des guten Geschmackes, aber es darf nicht überspannt seyn, weil sich ohne Festigkeit des Verstandes und der Urtheils-Kraft, welche uns in der Auswahl des Vortrefflichen leiten, und unsern Empfindungen eine gewisse Gleichförmigkeit und Beständigkeit geben soll, kein guter Geschmack denken lässet. Uebermaß der Empfindungen ist fast nie mit reifer Urtheils-Kraft gepart; und daher kommt es, daß die morgenländischen Dichter bey allem Reichthume an Bildern, bey aller Schönheit des Ausdruckes, doch durch ihre gränzenlose Neigung zum Wunderbaren und durch ihre Unbeständigkeit einen großen Theil des Ruhmes verscherzen, auf den sie sonst gegründete Ansprüche machen könnten. Auch ist der in heißen Gegenden allgemeine Hang zur Trägheit, der Correctheit ihrer Schilderungen nachtheilig; und wenn gleich allzu mühsamer Fleiß und Pünctlichkeit mehr zu Unterdrückung als zu Anfeuerung des Genies dient, so ist dieser Fehler doch allezeit noch der ausschweifenden Regellosigkeit vorzuziehen, welche man in den morgenländischen Kunst-Werken wahrnimmt. Endlich ist auch die despotische Regierungs-Form dieser Länder, weit entfernt die Wissenschaften aufzumuntern, vielmehr ihrer Ausbildung und den Aeusserungen des Genies hinderlich. Die Neigung der Morgenländer zum Glänzenden und Prächtigen zeigt sich überall. An ihren Gebäuden, an ihren Kleidungen, u. s. w. sind die kostbarsten und schimmerndsten Verzierungen, aber ohne sonderlichen Geschmack in der Anordnung, verschwendet.

In den ernsthaftern Wissenschaften ist jene Ueberlegenheit der Einwohner gemäßigter Erdstriche noch sichtbarer. Historie, Geographie, Chronologie ꝛc. sind daselbst mit dem besten Erfolge getrieben worden. Zwar hat man den mechanischen Theil der Historie (wenn ich mich so ausdrücken darf) in den nordischen Ländern fleißig bearbeitet; ich habe aber auch schon

oben die Ursachen angeführt, warum man diesen Arbeiten keinen Platz unter jenen pragmatischen Geschicht-Schreibern zugestehen könne. In der Geographie, einem Studium, welches mehr Fleiß und Mühe, als Erfindung und Genie, erfordert, haben die nordischen Nationen wirklich vieles geleistet; die wichtigsten Verbesserungen und Entdeckungen in dieser Wissenschaft hat man aber doch gemäßigtern Klimaten zu verdanken. Eben das gilt von der Naturkunde, an deren Erweiterung und Vervollkommnung Deutschland, Italien, Frankreich und England, beynahe gleichen Antheil gehabt haben.

In keinem Theile der Wissenschaften ist die Ueberlegenheit gemäßigter Erdstriche vor allen übrigen so sichtbar, als in der Medicin. Aus heißen Ländern abstammend, und durch den Fleiß der nordischen Völker unterstützt, ist sie dennoch ihre Umbildung zur philosophischen Wissenschaft, ihre Gründung auf Thatsachen und Erfahrungen, die Vervollkommnung der Hülfs-Wissenschaften, welche ihr den Weg bahnen, und selbst Theile ihres Gebiethes sind, und ihre schätzbarste Entdeckungen, beynahe einzig und allein gemäßigten Klimaten schuldig.

Die Sittenlehre, und die dahin einschlagenden Wissenschaften, haben ebenfalls unter gemäßigten Klimaten ihre größte Vollkommenheit erreicht; und dieser glückliche Fortgang rührt von denselben Ursachen her, welche zur Beförderung der Geschicht-Kunde und ihrer Hülfs-Wissenschaften in gemäßigten Klimaten so vieles beygetragen haben. Insonderheit scheint das englische Klima der Bearbeitung aller Theile der Moral-Philosophie sehr beförderlich zu seyn.

Neue Entdeckungen scheinen sich, nach demjenigen, was ich oben bemerkt habe, mehr für das lebhafte Gefühl und Empfindungs-Vermögen in heißen Ländern, als für die langsamern Fähigkeiten der Bewohner gemäß-

mäßigter Himmelsstriche, zu schicken. Und doch hat eine anhaltende, mit Beurtheilung verbundene und aufmerksame Beobachtung bey den Europäern nicht selten dieselben Entdeckungen gemacht, welche die Asiater ihrer fruchtbaren Erfindungs-Kraft zu verdanken hatten. So beförderten wiederhohlte Versuche, ob sie gleich ihren eigentlichen Endzweck verfehlten, die Erfindung des Schieß-Pulvers. Zufall und Nachdenken zugleich, haben die noch nützlichere, und fast eben so wichtige Erfindung der Buchdrucker-Kunst, ingleichem der Lehre von Neigung der Magnet-Nadel, ihr Daseyn gegeben. Dem berühmten Harvey hat man eine Entdeckung zu verdanken, die ganz allein auf Grundsätze und Wahrnehmungen gebauet war, und daher dem menschlichen Verstande viel Ehre machte; ich meine: den Umlauf des Blutes; eine Wahrheit, die dem Scharfsinne der ältern und neuern Naturforscher vor seiner Zeit entgangen war.

Wenn man aber auch den Bewohnern heißer Länder die Ehre der mehresten Erfindungen zugestehen wollte, so ist doch unläugbar, daß wir weit mehr Ursache haben, ihre richtige Anwendung zum Gebrauch des menschlichen Lebens und ihre Vollendung, gemäßigtern Klimaten zu danken. So sind z. B. die Wirkungen des Magnetes, das Schieß-Pulver, und die Kunst zu drucken, zwar vorlängst in China bekannt gewesen, aber man machte wenig Gebrauch von diesen Erfindungen, und die Gesellschaft hatte wenig Vortheile davon, da sie hingegen von den Europäern schnell zur Vollkommenheit gebracht, und zu Ausführung der wichtigsten Absichten genutzet worden sind. Eben das gilt großen Theils auch von Manufacturen, dergleichen allerdings schon in sehr frühen Zeiten in den Ländern des heißen Klima bekannt gewesen, und zum Theil ausserordentlich stark getrieben worden sind. Allein, es sind insgemein solche, die wenig Ansträngung des

Geistes und Körpers erfordern; und sie dienen bloß dazu, die müßigen Stunden solcher Leute durch eine Beschäftigung auszufüllen, welche aus Noth gedrungen sind, sich ihren Unterhalt zu erarbeiten, und für welche die Zeit einen geringen Werth hat. - Wenn man daher ihre Verfahrungsart mit den Handgriffen vergleicht, welche den europäischen Künstlern eigen sind: so ist der Vorzug, welchen die letztern, in Absicht auf Kunst, Ersparung der Arbeit, und Vortrefflichkeit der Ausführung, vor den erstern haben, nicht zu verkennen. Selbst in einigen Kunst-Arbeiten, die man sonst bloß für ostindische Producte ansahe, ja, wo man so gar die Vorzüge der ostindischen Manufacturisten für besonders wichtig hielt, haben die europäischen Künstler ihnen den Rang streitig gemacht.

Ich betrachte nunmehr den **Einfluß des Klima auf Gesetzgebung.**

Municipal- oder positives Privat-Gesetz eines gewissen States, ist eine Regel des bürgerlichen Verhaltens, welche die Beobachtung dessen, was rechtmäßig ist, einschärft, und das Gegentheil untersagt. Alle Gesetze vereinigen sich bey allen Nationen in diesem allgemeinen Endzwecke der Gesetzgebung. Aber die nähern Bestimmungen des Rechtes und Unrechtes, die mit der Beobachtung und Verletzung der Gesetze verbundenen Belohnungen und Strafen, und die Art und Weise die Handlungen des Bürgers nach den Gesetzen zu entscheiden, leiden nach den verschiedenen Ländern, Lagen und Klimaten, mancherley Abänderungen.

1. Gegenstand der bürgerlichen Gesetzgebung unter heißen Klimaten. Alle Gesetze haben, wie ich eben gesagt habe, einen und denselben entfernten, allgemeinen Endzweck; zunächst aber beziehen sie sich, auf mannichfaltige Art, auf den National-Character und den Geist der Gesetzgebung.

Die

Die ältesten Gesetzgebungen enthalten Beyspiele von dem Einflusse der Denkungsart und Sitten eines Volkes auf seine Gesetze. Man sehe ausser dem, was Montesquieu hierüber gesagt hat, insonderheit in Ansehung der römischen Gesetze: *Pilati de Taffulo* Traité des loix politiques des Romains, To. II c. 16. Diese Beziehung ist in der Natur der Sache gegründet. Man wird es ohne Beweis einräumen, daß der Gesetzgeber die National-Tugenden und Fähigkeiten der Unterthanen zum Besten des States sehr vortheilhaft nutzen könne; allein, es ist nicht weniger gewiß, daß selbst manche Fehler des herrschenden Characters einen nothwendigen Einfluß auf die Gesetze haben. Allgemeine Vorurtheile und sittliche Verderbnisse auszurotten, sind die Gesetze zu ohnmächtig. Ihr Geschäft ist nur diese glückliche Veränderung, die ein Werk der langsam fortschreitenden Aufklärung der Nation ist, vorzubereiten und zu unterstützen. So lange Unterricht und Erziehung diese Veränderung noch nicht hervor gebracht haben, so lange ist es Pflicht für den Gesetzgeber, die Umstände zu nehmen, wie sie sind. Ohne die Fehler des National-Characters zu begünstigen, oder ihnen mit Gewalt entgegen zu arbeiten, welches eben so vergeblich als gefährlich seyn würde, sucht er ihnen die beste Richtung zu geben, deren sie fähig sind, und ihre schädliche Folgen durch weise Anstalten zu verhüten. Auch in der mosaischen Gesetzgebung ist die Anwendung dieser Regel der gesetzgebenden Klugheit nicht zu verkennen.

Da die Bewohner heißer Erdstriche eine vorzüglich reißbare Empfindung haben, so kann es nicht fehlen, daß dieser Umstand einen merkwürdigen Einfluß auf die Gesetze haben muß. Dahin gehört z. B. daß jedes Verbrechen als persönliche Beleidigung angesehen wird, und die Straf-Gesetze mehr rächende Vergeltung des Unrechtes (61), als Ersetzung oder künftige

(61) Aus diesem, südlichen Völkern vorzüglich eigenen Hange zur Rache, lässet sich wohl, wenigstens zum Theil, die ehemahls bey den Juden, und noch itzt bey den Arabern gewöhnliche Blut-Rache der nächsten Verwandten des Entleibten herleiten. Die Juden kannten diese Sitte schon ehe Moses ihnen Gesetze gab; und dieser weise Gesetzgeber fand nicht für gut, sie aufzuheben, sondern er schränkte nur die Rechte des Blut-Rä-

Verhütung des zugefügten Schadens zur Absicht zu haben scheinen. Bey den Japanern (62) sieht man daher die Strafen nicht als Besserungs-Mittel, sondern als eine Rache an, mit welcher die an dem Kaiser selbst, wie man glaubt, durch das Verbrechen verübte Beleidigung gebüßet wird.

Auch der Stolz, welcher nicht weniger die Folge eines sehr reizbaren Gefühles ist, begünstiget die Strenge der Straf-Gesetze unter Völkern heißer Himmelsstriche. In Japan bestraft man Verbrecher mit dem Tode, weil man glaubt, daß der Ungehorsam gegen die Befehle des Kaisers, eines so großen Fürsten, die härteste Ahndung verdiene. In diesem Reiche ist also, wie es scheint, die Aufrechthaltung der Hoheit und Würde des Regenten der Endzweck der Gesetzgebung. Daher kommt es, daß verschiedene Vergehungen, die nicht einmahl den Schein eines Verbrechens ha-

Rächers ein, um ihren Mißbrauch zu verhüten. Eine merkwürdige Stelle beym Homer, Iliad. IX, v. 628, f. beweiset sehr deutlich, daß man auch bey den Griechen in den frühesten Zeiten bey Bestrafung einer Mordthat, vornehmlich die Absicht gehabt habe, die Familie des Entleibten an dem Thäter zu rächen. Die Erlassung der Strafe beruhete daher bloß auf ihr. Der Mörder mußte flüchtig werden, oder sich mit ihr aussöhren, und sich, gegen Erlegung einer ansehnlichen Buße, die Freyheit, in seinem Vaterlande zu bleiben, verschaffen. Selbst bey den zur Rache weniger geneigten Deutschen, waren die Feindschaften, wie Tacitus, Germ. c. 21, sagt, vermöge einer National-Gewohnheit, in der Familie erblich, und der Mörder mußte, um vor der Rache der Verwandten sicher zu seyn, den Frieden mit ihnen durch einige Stücke Vieh erkaufen, oder sich auf andere Art mit ihnen aussöhnen.

(62) Esprit des loix, L. 6, c. 13. Montesquieu setzt die Ursache, warum fast alle Verbrechen in Japan als Beleidigungen der Hoheit und Rechte des Kaisers angesehen und als solche bestrafet werden, in der despotischen Verfassung dieses Staates. Ein Fürst, der über Sclaven herrscht, die kein Eigenthum haben, leidet unmittelbar durch jede Beleidigung, die seinen Unterthanen an ihrer Person, Gütern oder Rechten, welche sie nur vergünstigungsweise besitzen, wiederfahren kann.

haben, z. B. das Spielen um Geld, bey den Japanern Lebens-Strafen nach sich ziehen. Auch durch falsche Aussage vor der Obrigkeit wird bey ihnen das Leben verwirkt. Dieses Gesetz, welches dem natürlichen Rechte der Selbstvertheidigung widerspricht (63), hat vormahls auch in Aegypten (64), wiewohl unter verschiedenen Umständen, gegolten.

Ein gleich wichtiges Augenmerk für die Gesetzgebung ist die Eifersucht, welche ebenfalls, so wie der Stolz, ein leicht zu erregendes Gefühl voraus setzt. Die Stärke dieser Leidenschaft ist die Ursache, warum die Gesetze wieder den Ehebruch unter heißen Himmelsstrichen (65) ausserordentlich strenge sind (66), und warum man zu Verhütung sowohl, als zu Entdeckung

(63) Nähmlich in solchen Fällen, wo Leben, und, was gleichen Werth mit dem Leben hat, Freyheit, auf der Aussage des Befragten beruhet, und wo also der nie zu verläugnende Trieb zur Erhaltung ihn in die unglückliche Nothwendigkeit setzt, Leben und Freyheit auf Kosten der Wahrheit zu erkaufen.

(64) *Diod. Sicul.* L. 1.

(65) In Italien und Spanien darf der beleidigte Ehemann den ergriffenen Ehebrecher ungestraft um das Leben bringen. Auch in den mosaischen Gesetzen war die Lebens-Strafe auf den Ehebruch gesetzt. Aber nicht alle Bewohner heißer Klimate haben dergleichen harte Strafen. Es ist merkwürdig, daß die Gesetze des Muhamed in diesem Stücke weit gelinder sind. Ungeachtet des südlichen Klima und der rachsüchtigen Gemüthsart der Araber, wird doch der Ehebruch nach dem Koran nicht härter, als mit Schlägen, bestraft.

(66) Bey einem Volke, welches die Verletzung der ehelichen Treue als eine Beleidigung ansieht, welche die empfindlichste Rache fordert, dürfen die Gesetze den Ehebruch für kein geringeres Verbrechen ansehen, als er nach den National-Begriffen in den Augen des beleidigten Ehegatten ist. Wenn die Strafe in diesem Falle zu weit unter der Vorstellung bleibt, welche die Nation von der Größe des Verbrechens hat, so erreicht das Gesetz seine Absicht nicht. Denn, indem es dem Beleidigten keine hinlängliche Genugthuung verschaffet, befreyet es die Gesellschaft nicht von dem Uebel der Selbstrache, und ist in Absicht auf den Verbrecher ein schwächeres Abhaltungs-Mittel, als die Furcht vor der Rache des Ehemannes im natürlichen Zustande seyn muß.

dieses Verbrechens, so viele Gesetze gemacht hat. Nach einem Gesetze der West-Gothen (67) durfte der Land-Arzt einer Freyen anders nicht, als in Beyseyn des Vaters, des Bruders, Sohnes oder Oncle, die Ader öffnen. Die Gesetze, sagt Montesquieu, argwohnten alles, so bald der Character des Volkes argwöhnisch ward.

Auch auf die, südlichen Völkern natürliche, Furchtsamkeit nimmt die Gesetzgebung Rücksicht, indem sie für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wacht. Dies ist vornehmlich der Fall in China, wo jede Störung des öffentlichen Friedens, jeder gewaltsame Widerstand der Unterthanen, mit der äussersten Härte bestraft wird. Von dieser Wachsamkeit der Gesetze rührt auch die strenge Polizey-Verfassung her, welche in diesem Reiche angetroffen wird. Indessen dient diese Strenge mehr dazu, und soll, wie es scheint, mehr dazu dienen, den Muth des Volkes niederzuschlagen, und es zur Unterwürfigkeit zu gewöhnen, als ihren sittlichen Character zu verbessern. Denn bey aller Mühe, welche man anwendet, öffentlichen Unruhen vorzubeugen, werden doch Betriegereyen der Unterthanen unter sich, wenn sie nur nicht mit offenbarer Gewalt verbunden sind, wenig oder gar nicht von den Gesetzen bestraft.

Einige Gesetze haben so gar Beziehung auf National-Trägheit und Unthätigkeit. Der indianische Gesetzgeber Foe richtete sich, bey Abfassung seiner Gesetze, die insgesammt Mangel an Gefühl, und den Zustand einer vollkommenen Ruhe des Bürgers voraus setzen,

(67) In Tournefort's Reisen kommt ein merkwürdiges Beyspiel der Eifersucht vor. Dieser Arzt sollte dem Frauenzimmer im Serail Arzeney-Mittel verordnen. Man erlaubte ihm aber, um sich von dem Zustande der Krankheit und der Heil-Art, die er anzuwenden hatte, zu unterrichten, nur die Hände der Kranken zu sehen und zu berühren.

setzen, nach seinem eigenen unthätigen Character. Allein seine Gesetze begünstigten zugleich diesen National-Fehler, und zogen dadurch unendlich viel schlimme Folgen nach sich. Die Gesetzgeber in China hingegen befolgten weisere Maßregeln, indem sie sich den Menschen nicht in einem so ruhevollen Zustande, dergleichen er nach dem gegenwärtigen Leben genießen soll, sondern in einer solchen Lage vorstellten, die ihn zur Erfüllung mancherley Pflichten des Lebens geschickt macht, und daher Religion, Philosophie und Gesetze ganz praktisch einrichteten. In China verabscheuet man deswegen die Gesetze des Foe. Ueberhaupt ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß, je stärker der natürliche Hang zur Unthätigkeit ist, desto mehr man sich davon durch sittliche Bewegungsgründe abziehen zu lassen verbunden sey.

Diese mannichfaltige Beziehung der Gesetze auf Denkungsart und Sitten, hat die Anzahl der Verbrechen sehr vermehrt. Der Gedanke z. B. die beleidigte Hoheit des Regenten an dem Schuldigen zu rächen, hat die grausamsten Verfolgungen in China veranlasset. Nach den Gesetzen dieses Reiches wird jeder, der dem Kaiser nicht die gehörige Achtung erzeigt, am Leben gestraft. Da die Gesetze nicht bestimmen, worin dieser strafbare Mangel an Ehrerbiethung bestehe, so ist es leicht, eine jede Handlung als eine Verletzung dieser Pflicht anzusehen, und unter diesem Vorwande den unschuldigen Bürger um das Leben zu bringen, oder auch wohl seine ganze Familie zu vertilgen. Du Halde erzählt einen besondern Fall, da zwey Personen zum Tode verurtheilt wurden, weil sie einen gewissen Umstand nicht mit der pünctlichsten Genauigkeit in die Hof-Zeitung gesetzt hatten. Eine Person von hohem Range wurde nebst ihrer ganzen Familie am Leben gestraft, weil sie aus Unachtsamkeit auf ein mit dem kaiserl. rothen Pinsel unterzeichnetes Memorial einen Strich gemacht

macht hatte. Beydes sahe man als einen Mangel an Ehrerbiethung gegen den Kaiser an. Kurz, die morgenländischen Regenten sehen nicht darauf: ob der Unterthan seine Schuldigkeit erfüllt hat, sondern ob seine Person ihnen aus irgend einer Ursache mißfällig ist (68). In diesem Falle hängt die Einziehung seiner Güter, Gefängniß und Tod, von ihrer Willkür ab.

Die argwöhnische Gemüthsart einer Nation gibt ebenfalls mannichfaltige Gelegenheit, die Anzahl der Verbrechen zu vermehren. Handlungen, die man in gemäßigten Regierungen für gleichgültig ansieht, oder doch nur gelinde bestraft, werden nicht selten von furchtsamen und mißtrauischen Regenten zu Verbrechen gemacht (69). Waffen zu tragen, ohne irgend einen mörderischen Gebrauch davon zu machen, ist in einigen Ländern ein Verbrechen, welches Lebens-Strafe nach sich zieht. Von Stats-Geschäften zu reden, oder sie zu beurtheilen, ja, so gar ihrer mit Beyfall zu gedenken, wird in gewissen Fällen, wo nicht mit dem Tode, doch sonst mit großer Härte bestraft.

Auch die Eifersucht vervielfältigt die Verbrechen. In asiatischen Ländern ist oft Lebens-Gefahr damit verbunden, wenn jemand Frauenspersonen in ihren Wägen zu begegnen das Unglück hat.

2. Gerichtliches Verfahren. In heißen Ländern hat man allezeit nur wenige, und ganz einfache Regeln des gerichtlichen Verfahrens. Die Kenntniß der Gesetze ist hier keine kunstmäßige Wissenschaft, und man hat nicht nöthig, die Stats-Handlungen oder Rechts-

(68) Letters from the East Indies, p. 193.

(69) Dieses ist also eigentlich nicht eine Folge des National-Characters südlicher Völker, sondern ein Fehler der despotischen Regierung, die allezeit mißtrauisch ist, und, unbekannt mit den Mitteln, ihr Ansehen durch die Liebe der Unterthanen zu sichern, alles zu entfernen bedacht ist, was nur einiger Maßen Furcht zu erwecken, und der Tyranney gefährlich zu seyn scheint.

Rechts-Bücher bey vorkommenden Fällen zu Rathe zu ziehen. Klagen über langwierige Processe, ein nothwendiges Uebel solcher Staten, wo man die Rechte des Bürgers durch eine Menge Gesetze zu sichern für nöthig findet, sind hier unbekannt. Man fordert nichts, als den Beweis der Thatsache, auf welche die Forderung gegründet wird, und dann wird die Entscheidung sofort gegeben. Der Richter untersucht, verurtheilt, und ordnet die Vollstreckung der Strafe in Person an. Dieses Verfahren stimmet mit der Lage und dem Zustande solcher Völker genau überein. Bey der ihnen natürlichen Trägheit würden sie, wenn ihre Gerichts-Processe von langer Dauer wären, lieber Unrecht erdulden, als eine Schadloshaltung auf Kosten ihrer Ruhe fordern wollen; ja, sie würden eine solche Wiedereinsetzung in ihre Rechte vielmehr für das größte Unglück, als für eine Glückseligkeit, ansehen.

Mithridates (70) klagt in einer Anrede an seine Armee, die er zum Kriege wieder die Römer aufmuntern will, unter andern auch über die durch sie eingeführte gerichtliche Chicane; und die Latier (71) waren über die gerichtliche Untersuchung, welche Justinian wegen des an ihrem Könige verübten Mordes bey ihnen angeordnet hatte, sehr mißvergnügt.

Eine zweyte Ursache des einfachen gerichtlichen Verfahrens unter südlichen Himmelsstrichen, liegt in der Natur der despotischen Gewalt, welche keine Formalien des Gerichts-Processes verträgt, die nothwendig die Ausübung einer willkürlichen Macht erschweren, wo nicht gar verhindern würden. Eben daher rührt die kurze Dauer ihrer Gerichts-Händel. Es liegt wenig daran, wie man sie entscheide, wenn sie nur zu Ende gebracht werden.

(70) *Justini* histor. L. 38, c. 7.

(71) *Agathias*, L. 4. Auch Verelst hat, in seiner Abh. über die Unmöglichkeit, die englischen Gesetze in Bengalen einzuführen, einige vortreffliche Bemerkungen hierüber gemacht.

den. Ein türkischer Bassa hört die Parteyen eine kurze Zeit an, lässet hierauf dem einen oder andern Theile die Bastonade geben, und der Handel ist geendigt. In China geht man noch weiter, und bestraft nicht den einen Theil allein, sondern beyde zugleich, wenn die Klage von geringer Erheblichkeit war. In solchen Ländern ist es gefährlich, proceßsüchtig zu seyn. Proceß-Lust setzt ein heftiges Verlangen, sein Recht zu behaupten, einen tief eingewurzelten Haß, Thätigkeit und Beharrlichkeit bey dem einmahl gefaßten Entschlusse voraus; sie muß daher in einer Regierung, wo Furcht die Gemüther der Unterthanen allein beherrschen darf, und wo ein Aufruhr oft die schleunigsten und unerwartetsten Revolutionen nach sich zieht, verhütet werden.

3. Untersuchungs-Art. Eben dieselben Ursachen, welche die Formalien des Gerichts-Processes einfach machen, kürzen auch die richterliche Untersuchung ab. Insgemein beruhen die Bestimmung der Frage von dem Rechte, die Berichtigung der Thatsache, auf welche die Klage sich bezieht, die Anordnung des Verfahrens, und die Bestrafung, auf einer und eben derselben Person. Diese Art der richterlichen Entscheidung hält man theils um deswillen für vorzüglich, weil sie kürzer, und daher mit dem unthätigen Character der Nation übereinstimmender ist, theils, weil sie weniger Zweifel zulässet, und den Gesinnungen des regierenden, gemeiniglich trägen, wollüstigen und unwissenden Fürsten mehr entspricht. Mehrere Richter könnten verschiedene Meinungen haben, und sich genöthigt finden, die endliche Entscheidung ihrer gegenseitigen Zweifel dem Regenten zu überlassen. Hierzu würde ihm nicht nur die nöthige Fähigkeit mangeln, sondern bey dem mehrentheils großen Umfange despotischer Staten, würden auch dergleichen Berufungen unendlich viel Verwirrung anrichten. Daher ist die Ernennung eines

ein-

einzigen Richters, Wessirs u. d. gl. beynahe ein Grund-Gesetz solcher Regierungen.

Indessen hat der Aberglaube in einigen Ländern über Klima und Regierungs-Form gesiegt, und Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel gemacht. So hat man z. B. die Wasser-Probe in Klein-Asien, und Arten davon auf den Küsten von Malabar und Siam eingeführt. In Pegu (72) und Monomotapa ist eine andere eben so sehr von dem Zufalle abhängende, seltsame Beweis-Art bekannt. In Aegypten (73) ist zwar in den ältesten Zeiten ein Beweis-Mittel gebräuchlich ge-

(72) Comment. on the Laws of England, L. 4, c. 27.

(73) Man erwählte, wie Diodor von Sicilien berichtet, aus jeder der vornehmsten Städte des Reiches, Heliopolis, Thebeu und Memphis, 10 Richter, die dem athenienſischen Areopagus, oder dem Senate in Lacedämon, an Ansehen glichen. Dieſes Collegium ertheilte einem aus ſeinem Mittel den Vorſitz, deſſen Stelle die Stadt Heliopolis durch ein neues Mitglied erſetzen mußte. Weder Eigenſinn, noch Haß, oder andere einſeitige Neben-Urſachen durften ihr Urtheil bey Ausſprüchen, gerichtlichen Handlungen, und Beſtrafung der Verbrechen leiten, oder ſie veranlaſſen, auf irgend eine Art anders zu verfahren, als die Geſetze verordneten — Es iſt merkwürdig, daß eine ähnliche Art des gerichtlichen Verfahrens und ſelbſt der Kleidung dieſer Richter in den engliſchen Gerichts-Höfen gewöhnlich iſt. Der Vorſitzer in der Verſammlung ägyptiſcher Richter trug eine goldene Kette. Alle Schutz-Reden mußten, ſo wie in England geſchieht, auf bealaubten Urkunden und Zeugniſſen beruhen. Der Kläger legte dem Gerichte eine Schrift vor, welche den Gegenſtand ſeiner Klage, die Geſchichts-Erzählung, und den Betrag ſeiner Forderung, enthielt. Der Beklagte erhielt eine Abſchrift der Klage, und gab hierauf eine Schutz-Schrift ein, worin er entweder das Factum läugnete, oder Ausflüchte gegen die Forderung beybrachte, oder auch Gründe zur Milderung des Schaden-Erſatzes anführte. Der Kläger konnte hierauf antworten, und der Beklagte konnte dieſer Antwort aufs neue begegnen. Der Ober-Richter ging alsdann mit ſeinen Beyſitzern, gleichwie dieſe unter ſich, über die Sache zu Rathe, ſammelte die Stimmen, und entſchied. Man muß ſich über die Aehnlichkeit dieſes Verfahrens mit dem engliſchen und gemeinen bürgerlichen Gerichts-Proceſſe verwundern. Die im römiſchen und engliſchen Rechte aegründete Klage, Einrede, Replik, Duplik, Triplik und Quadruplik der Partepen war auch in den ägyptiſchen Gerichten bekannt.

gewesen, welches den in freyen Staten üblichen Beweis-Mitteln ähnlich ist. Allein aus den Nachrichten, welche Diodor von Sicilien von Aegypten gibt, sieht man, daß dieser Stat, ob er gleich, dem Nahmen nach, eine Monarchie war, gleichwohl um die damahlige Zeit guten Theils eine republikanische Verfassung hatte, wovon ich weiter unten die Ursache zu erklären suchen werde.

4. Strafen. Dasjenige, was ich vorher von den eigenthümlichen Gegenständen der Gesetzgebung in südlichen Klimaten gesagt habe, gibt einen hinlänglichen Aufschluß über die Ursache: warum die Strafen in eben diesen Ländern so ausserordentlich hart und grausam sind. Wo die Größe der Beleidigung nach der Würde der beleidigten Person geschätzt wird, da muß auch die Strafe nach Beschaffenheit dieses Umstandes sehr strenge seyn. Daher steht in Japan, gleichwie vormahls auch in Peru (74), beynahe auf jeden Verbrechen die Todes-Strafe. Man weiß, daß in der Türkey Brod-Bäcker (75) um deswillen, weil sie das Brod nach zu leichtem Gewichte verkauft hatten, (eigentlich eine bloße Polizey-Sache) lebendig gespießt worden sind.

Die Härte der Strafen in diesen Ländern äussert sich aber nicht nur in ihrem Verhältnisse gegen die Mißhandlungen, sondern auch in ihrer Vollziehung. Nicht zufrieden, die Schuldigen zum Tode zu verurtheilen, (die größte unter allen Strafen, welche in keinem Falle durch empfindliche Marter erhöhet werden sollte!) hat man sie wohl in noch warme Thier-Häute genähet, und sie in diesem Zustande der Wuth angehetzter

(74) Die Peruaner verehrten den Inka als eine Gottheit, und betrachteten daher die Verbrechen als Beleidigung und Entweihung göttlicher Rechte.

(75) *Montesquieu* Lettres Persannes, Lettre 10.

ter Hunde Preis gegeben, sie von Bäumen, Wägen oder Pferden, gliederweise zerreissen lassen, sie gekreuzigt, lebendig verbrannt, in siedendes Wasser geworfen, zu Tode peitschen, Hungers sterben, oder pfählen lassen. Ich übergehe mehrere andere, den Wohlstand und die Menschlichkeit in gleichem Grade beleidigende Grausamkeiten. Es war eine Zeit, wo sie, zur Schande des mensch. Geschlechtes, beynahe in allen Ländern verübt wurden; bey südlichen Völkern aber erhalten sie sich noch immer, und zwar in einem fast allgemeinen Gebrauche.

Unstreitig ist die oben erwähnte Schätzung der Größe des Verbrechens nach der persönlichen Würde des Beleidigten, eine vorzügliche Ursache des häufigen Gebrauches der Todes-Strafe sowohl, als auch der Unmenschlichkeit ihrer Vollziehung. Es kommen aber noch andere Umstände hinzu. Die Bewohner heißer Klimate sind von Natur furchtsam, und diese Gemüths-Art ist, wie man angemerkt hat, fast allezeit mit der Grausamkeit verschwistert. Ob die Eitelkeit des Fürsten seine Ueberlegenheit zu zeigen, oder das Verlangen, ein jedes Hinderniß seiner Macht aus dem Wege zu räumen, ihn grausam mache, will ich nicht entscheiden. Zuweilen hat doch die Furchtsamkeit, oder vielmehr die Gemächlichkeit des Regenten, mit einem gewissen Antheile von Aberglauben verbunden, eine völlig entgegen gesetzte Richtung genommen. Kaiser Mauritius faßte den Entschluß, das Blut seiner Unterthanen nie zu vergießen. Anastasius bestrafte gar keine Verbrechen; und Isaacius, der Engel, legte einen feyerlichen Eid ab, daß während seiner Regierung niemand am Leben gestrafet werden sollte. Diese griechische Kaiser erinnerten sich nicht, sagt Montesquieu, daß ihnen das Schwert nicht umsonst verliehen war.

Die Beschaffenheit des mehrentheils despotischen Regimentes begünstigt diese Grausamkeiten nicht weni-

ger. Denn da die Furcht hier die Triebfeder der Regierung ist, so glaubt man, daß ein Verfahren um so vielmehr der Stats-Verfassung gemäß sey, je mehr Furcht es zu erregen fähig ist. Allein, wenn auch der Grundsatz, auf welchem diese Meinung beruhet, an sich selbst nicht irrig ist, so kann man doch die Sache leicht übertreiben, und, an statt dem Uebel abzuhelfen, es auf diesem Wege unendlich verschlimmern. In Japan haben z. B. die ausserordentlich harten Strafen, wie Montesquieu bemerkt, der despotischen Verfassung dieses Reiches ungeachtet, die schädliche Wirkung gehabt, daß das Volk dadurch um desto fühlloser, hartnäckiger, eigenwilliger und kühner geworden ist. Wenn die Todes-Strafe zu gemein gemacht wird, so hört sie auf ein Gegenstand des Schreckens zu seyn, und verfehlt mithin ihren Endzweck, die Gesetze unverbrüchlich zu machen. Vermuthlich ist in China, einem wenigstens eben so despotischen Reiche, die Erhöhung der Strafen, um eben dieser Ursache willen, immer ein gewisser Vorbothe einer nahen Stats-Revolution gewesen.

Die verschiedene Denkungsart der Nation in gelinden und in despotischen Regierungen, ist eine neue Ursache, warum in den letztern härtere Todes-Arten, als in den erstern, gebraucht werden müssen. Menschen, die unter der willkürlichen Gewalt eines Despoten stehen, sind unglücklich genug, den Verlust des Lebens an sich minder zu achten, als sie sich vor dem Tode fürchten, daher müssen die Lebens-Strafen um desto härter seyn. In milden Regierungen hingegen hält man den Verlust des Lebens für ein größeres Uebel als den Tod; daher einfache Lebens-Strafen zu ihrer Absicht schon hinlänglich sind.

Hoffentlich wird man nicht glauben, daß ich den grausamen Straf-Mitteln das Wort rede, indem ich

ihre

ihre Veranlassung zeige. Ich bin bin vielmehr überzeugt, daß sie in den meisten Fällen eine ihrer Absicht ganz wiedersprechende Wirkung haben; und wenn man auch keine andere Ursache, sie zu verabscheuen, hätte, so würde schon die Stimme der Natur, welche sich unter jedem Klima, in was für einem Zustande wir die Menschen auch finden können, laut wieder eine solche Unmenschlichkeit empört, uns hinlänglich dazu bewegen müssen.

Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß in den südlichen Ländern beynahe alle Streit-Sachen die Natur eines Verbrechens haben. Wenn über ein erlittenes Unrecht geklagt wird, so straft der Richter oder Cassa den Beklagten um Geld; auf Schaden-Ersetzung aber wird selten Rücksicht genommen.

Einfluß des kalten Klima auf die Gesetze.

1. Gegenstand der Gesetze. An statt, daß das reitzbare Gefühl südlicher Völker ein jedes ihnen zugefügte Unrecht als eine ihrer Person wiederfahrne Beleidigung betrachtete, hielten vormahls die kalten gefühllosen Bewohner des Nordens bloß den ihnen zugezogenen Verlust oder entgangenen Vortheil (76) ihrer Auf-

(76) Nach dem salischen, ripuarischen, und andern Gesetzen nördlicher Völker, lief es bey allen Sachen auf Schaden-Ersetzung hinaus, und jede Anklage wegen begangener Verbrechen war bey ihnen gewisser Maßen als ein bürgerlicher Fall anzusehen.

Nach den ältesten deutschen Gesetzen war es erlaubt, beynahe alle, selbst peinliche Strafen mit Geld abzukaufen; und da kein Untersuchungs-Verfahren des Richters Statt fand, so war die wieder den Schuldigen vor das Gericht gebrachte Anklage, da sie einem jeden, der nicht besonders davon ausgeschlossen war, frey stand, in so fern als ein bürgerlicher Fall zu betrachten.

merksamkeit werth. In beyden Fällen bezog sich die Verletzung auf die Person; allein der Beleidigte suchte in jenem Rache, in diesem nur Schaden-Ersetzung zu erhalten. So gar solche Mißhandlungen, die wir nach unsern heutigen Rechten für öffentliche, den Stat interessirende Verbrechen ansehen, z. B. Mordthaten, Beraubung, Straßenraub, Verstümmelung ꝛc. wurden bey den nordischen Völkern ehedem, aus gleicher Ursache, nur als Privat-Klagen vor Gericht gebracht.

Auch die Eifersucht, eine Tochter der Empfindlichkeit, die einen so wichtigen Einfluß auf die Gesetze orientalischer Völker hat, vermag in diesem Stücke bey den Bewohnern kalter Länder so wenig, daß der Ehebruch, der nach dem römischen Rechte ein öffentliches Verbrechen ist, selbst nach den englischen Gesetzen, die doch vielleicht ihren Ursprung einem kältern Klima zu verdanken haben, dafür nicht gehalten (77), sondern als eine Privat-Beleidigung oder geringere Vergehung bestraft wird.

Die Furchtsamkeit, deren Einfluß auf die Gesetzgebung südlicher Völker so groß ist, kommt unter kalten Klimaten eben so wenig in Betrachtung. An statt, daß die Gesetze in Persien und Indien darauf bedacht waren, offenbaren Gewaltthätigkeiten durch die schärfsten Straf-Mittel Einhalt zu thun (78), und heimlichen Betrug kaum ihrer Aufmerksamkeit werth hielten, finden wir, daß die nördlichen Völker hierin ganz entgegen

(77) S. State Trials, Vol. 2, wo man einen Beweis davon finden kann, daß man wegen Ehebruches vormahls eine peinliche Anklage in England gestattet, und ihn als ein öffentliches Verbrechen bestraft hat.

(78) Die römischen Gesetze bestraften den heimlichen Dieb mit dem doppelten, so wie den über der That ergriffenen Dieb mit dem vierfachen Ersatze der gestohlnen Sache. Nach eben dieser Idee erklärt das bürgerliche Recht den Raub für eine strafwürdigere Handlung, als den gemeinen Diebstahl.

gegen gesetzte Grundsätze befolgten. Muth und Unerschrockenheit minderte vielmehr bey ihnen die Strafwürdigkeit eines Verbrechens. Daher kam es, daß die Gesetze der Alemannen vormahls den heimlichen Diebstahl an einem Leibeigenen hart bestraften, und ihn im Gegentheil, wenn er einen gewaltsamen Raub begangen hatte, nur zur Schaden-Ersetzung verbanden.

So wie indessen der kriegerische und muthvolle Character nördlicher Völker, die Zahl der Verbrechen auf der einen Seite minderte, so trug er dagegen auf der andern zu ihrer Vermehrung bey. Man weiß, daß die Gesetze einiger Völker unter diesem Klima, anstatt Trägheit und Muthlosigkeit zu begünstigen, diese Fehler vielmehr als schwere Verbrechen mit einem schmählichen Tode zu bestrafen pflegten. Dem ungeachtet sind die Gesetze dieser Völker, überhaupt genommen, der Vervielfältigung der Verbrechen und den Lebens-Strafen gar nicht günstig. Nur in wenigen Fällen setzen sie die Todes-Strafe, und geringere Verbrechen unterscheiden sich durch das richtigste Verhältniß der Strafen von einander. Den Vortrag der Gesetze findet man plan und ungekünstelt, und die Richter erweiterten eben so wenig den Sinn der Gesetze, als sie ihre Sanction eigenmächtig erhöheten.

Vielleicht ist die Regierungs-Verfassung, welche in kalten Ländern fast jederzeit eine gewisse Handlungs-Freyheit gestattet, die Haupt-Ursache einer gelinden Gesetzgebung. Da die Furcht hier nicht die Triebfeder der Regierung ist, so hat man nicht nöthig, die Unterthanen durch eine Schärfe zu schrecken, die zu guter Einrichtung der Gesellschaft und zur Wohlfahrt des States nicht wesentlich erfordert wird.

2. Gerichtliches Verfahren. In kalten Klimaten ist das Verfahren des Richters und die Form des Gerichts-Processes natürlich und einfach, doch nicht auf gleiche Art, wie in heißen Ländern. Von dieser

Beschaffenheit war vormahls das rechtliche Verfahren nach den alten gothischen, und selbst nach den englischen Gesetzen (79), die, wie man glaubt, von jenen abstammen: und eben so findet man es auch bey den alten Deutschen. Der geschäftige kriegerische und kunstlose Character dieser Nationen verabscheuete alle Kunst und Spitzfindigkeit, und sie bedurften bey der Beschaffenheit ihrer Lebensart, Stats-Verfassung und Cultur, noch keine kunstmäßige Verwickelung des Gerichts-Verfahrens. Einige noch jetzt bekannte Formalien des Gerichts-Processes nördlicher Völker, sind Beweise ihres National-Stolzes. Bey den Deutschen hielten es z. B. die vor Gericht geladenen Parteyen unter ihrer Würde, sich an dem gesetzten Tage vor dem Richter zu stellen, und verschoben das Erscheinen, um das Ansehen eines Zwanges zu vermeiden, oft bis auf den andern und dritten Gerichts-Tag. Die gothischen Gesetze (80) gestatteten gleiche Freyheit, so wie noch jetzt die englischen Gesetze (81) thun, nach welchen dem Vorgeladenen eine dreytägige Frist, binnen welcher er erscheinen muß, ohne anderweite gerichtliche Ladung eingeräumet wird. Es ist genug, wenn er nur noch am vierten Tage der Ladung Folge leistet. Dieses galt auch bey dem gerichtlichen Zweykampfe (82), wo der Beklagte erst auf die dritte Ladung zu erscheinen nöthig hatte.

Etwas ähnliches findet sich bey der Krönung von Groß-Britannien, bey welcher die gewöhnliche Aufforderung durch

(79) *Glanville* de legibus et consuetudin. Angliae.

(80) *Stiernhook* de iure Gothorum, L. 1, c. 6.

(81) *Blackstone's* common Book III. c. 18.

(82) Von der dreymahligen Aufforderung zum Zweykampf durch den Herold, s. *Spelman's* Gloss. s. v. Campus. Das Zeichen zum Kampf wurde drey Mahl mit der Trompete gegeben. Man vergleiche Ariost's Orlando furioso, L. V. 603, 604. Auch das Signal zum Treffen wurde drey Mahl wiederhohlt.

durch dreymahligen öffentlichen Ausruf von den Herolden geschieht. In Shakespear's König Lear nimmt der Zweykampf zwischen Edgar und Edmund in dem Augenblicke seinen Anfang, da die Trompete sich zum dritten Mahl hören lässet. Milton hat dies nachgeahmt, und lässet auf gleiche Art Harapha vom Simson drey Mahl zum Zweykampf auffordern.

3. Untersuchungs-Art. Rechtliche Streitigkeiten wurden bey nördlichen Völkern auf verschiedene Art erörtert. Eine der ältesten Gewohnheiten war es, die Untersuchung der Sache einer beträchtlichen Anzahl Richter zu überlassen, die dem Beklagten an Stande gleich waren. Daher brachte man vormahls bey den Deutschen, peinliche Klagen vor die Versammlung der Nation, in welcher ein jeder Freyer, wie es scheint, seine Stimme gab. An die Stelle dieser Untersuchungs-Art trat in spätern Zeiten, nachdem die Erweiterung des Reiches und die anwachsende Volks-Menge dieses Verfahren unbequem gemacht hatte, ein anderer auf eben demselben Grundsatze beruhender Gebrauch: geschworne Richter zu verordnen. Man kann nicht mit Gewißheit bestimmen, wenn diese neue Einrichtung des Gerichts-Wesens ihren Anfang genommen habe (83). Nur so viel weiß man, daß sie sehr alt, von allgemeinem Gebrauch, und mit der ganzen Verfassung nördlicher Völker so verwebt ist, daß die frühesten Nachrichten, welche wir von der einen haben, zugleich Spuren von der andern enthalten.

Keine Erörterung streitiger Rechts-Sachen konnte dem Character dieser Völker angemessener seyn, als diese. Die Menge der Richter, deren Ausspruch entscheidend war, schmeichelte dem National-Stolze, indem sie zugleich Bestechung und Eigensinn des Rich-

(83) Nach Stiernhook's Meinung wurden diese geschworne Richter zuerst unter dem Könige von Schweden Regner, welcher zu gleicher Zeit mit Egbert regierte, eingeführt.

ters verhütete. Durch die Standes-Gleichheit zwischen Richter und Beklagten kam man auf der einen Seite der Unterdrückung, und auf der andern der Beleidigung des Wohlstandes, zuvor. Zugleich war diese Anstalt ein Verwahrungs-Mittel gegen den Irrthum, weil die übereinstimmende Meinung mehrerer Richter schwerlich die Wahrheit verfehlen konnte. Einem freyen Volke mußte überdies eine Einrichtung nothwendig gefallen, die den Grundsätzen der republikanischen Verfassung so sehr gemäß war.

So guten Grund man indessen hat, diese gerichtliche Untersuchungs-Art in nördlichen Ländern als die Grund-Feste der bürgerlichen Freyheit anzusehen, so wenig würde sie dem Zustande südlicher Nationen angemessen gewesen seyn. Der unter einem solchen Klima gewöhnliche Hang zur Trägheit, würde die Uebernehmung des richterlichen Amtes zu einer beschwerlichen Last machen. Ueberdies müßte diese Untersuchungs-Art bey der mißtrauischen Gemüths-Art südlicher Völker mehr zu ihrem Mißvergnügen, als zu ihrer Zufriedenheit, gereichen. Rachsucht und Schaden-Freude würden hier Gelegenheit finden, Unschuldige aus Haß in Unglück zu bringen, und das herrschende Sitten-Verderben würde die Bestechung erleichtern. Man setze hinzu, daß die unter heißen Himmelsstrichen gewöhnliche Unwissenheit die Richter in solchen Rechts-Fällen, die gewisse Kenntnisse voraus setzen, zur Entscheidung ungeschickt machen, und daß überhaupt ein der Freyheit so sehr günstiges Verfahren in despotischen Reichen nicht willkommen seyn würde.

Eine andere, sehr alte Entscheidungs-Art ist der Zweykampf, welcher jedoch nicht, so wie die beeidigten Richter, den nördlichen Völkern eigenthümlich war, sondern auch in andern Ländern, vornehmlich in Spanien

nien (84), gegolten hat. Die Deutschen (85) hatten ihn indessen; und man findet ihn auch in der alten gothischen Gerichts-Verfassung gegründet (86).

Blackstone urtheilt richtig, daß diese Gewohnheit von dem kriegerischen Geiste, und zugleich von dem Aberglauben dieser Völker, herrühre. Man sahe nähmlich ein solches Beweis-Mittel als eine Berufung auf die Gottheit an, und glaubte nicht ohne Vermessenheit und ohne allen Grund, daß sie der gerechten Sache den Sieg geben werde. Eine streitbare beherzte Nation, die noch dazu in Friedens-Zeiten sowohl, als im Kriege, jederzeit bewaffnet ging, konnte zwar ohnedies leicht auf dieses Mittel fallen; indessen ist es aus demjenigen, was uns Tacitus, welcher die Sache ausdrücklich nicht erwähnt, von den Deutschen erzählt, allerdings wahrscheinlich, daß der Aberglaube zum Theil Gelegenheit dazu gegeben hat. Dieser Schriftsteller sagt, daß die Deutschen dem Wahrsagen sehr ergeben, und gewohnt waren, den Ausgang des Krieges aus einem Zweykampfe zu beurtheilen, welchen sie zwischen einem Kriegs-Gefangenen der feindlichen Nation, und einem aus ihrem Mittel veranstalteten (87). Was war natürlicher, als daß ein Volk, welches den Zweykampf als ein schickliches Mittel, Stats-Angelegenheiten zu entscheiden, betrachtete, auf den Gedanken gerieth, daß auch Privat-Streitigkeiten sich auf eben diesem Wege füglich beylegen liessen (88)! Dieses ganze Verfahren war freylich im Grunde ungereimt; doch war es, wie Montesquieu erinnert, nicht so ganz von allen Grundsätzen der Vernunft und Erfahrung entblößt, als man wohl glauben möchte (89).

(84) Polybius und Livius sagen dies beyde. Man sehe insonderheit das von Letzterm, L. 23, c. 21. erzählte Beyspiel nach.

(85) *Vellej. Paterc.* Hist. rom. L. 2, c. 118.

(86) *Stiernhook* de Jure Sueonum, L. 1. c. 7.

(87) *Tacitus* Germ. c. 10.

(88) In Rußland wurde, unter Iwan's Regierung, der gerichtliche Zweykampf, um das J. 1580, durch ein ausdrückliches Gesetz eingeführt.

(89) So ungereimt der Gedanke war, die Behauptung oder den Verlust einer Befugniß von dem größern oder geringern Maße der Leibes-Stärke abhängen zu lassen, so hatte man doch bey dem

Bey einem kriegerischen Volke ist die Verzagtheit allgemein verhaßt, nicht nur als Laster, sondern auch als Kennzeichen eines unedeln Characters (90). Sie ist ein Beweis, daß man den durch Erziehung beygebrachten guten Grundsätzen entgegen gearbeitet hat; daß die Gründe, nach welchen wir handeln, von den Triebfedern verschieden sind, welche die Handlungen anderer Menschen lenken, und daß weder ihre Geringschätzung, noch ihre Hochachtung, einen Eindruck auf uns macht. Kurz, sie ist Verachtung des Ansehens der Gesetze und der Volks-Sitten, und kann, von dieser Seite betrachtet, als ein Verbrechen gegen den Stat angesehen werden. Vielleicht war eben um deswillen bey den Deutschen eine so harte Strafe darauf gesetzt.

Unter die, bey nördlichen Völkern üblichen Beweis-Mittel, welche von der Beschaffenheit des Klima herrühren, gehört auch der Reinigungs-Eid des Beklagten zu Darthuung seiner Unschuld (91). Die englischen Gesetze gestatten ihn noch jetzt in Civil-Sachen, ob er gleich nicht in Uebung ist. Man kann die natürliche

dem gerichtlichen Zweykampfe selbst verschiedene gute Einrichtungen gemacht. „Es gibt Thorheiten", sagt Montesquieu: „die in der Ausführung weise sind".

(90) Eben daher erregte der Beklagte ein ungünstiges Vorurtheil wieder sich, wenn er nicht Muth genug zeigte, seine Rechte mit gewaffneter Hand gegen die Kläger zu verfechten.

(91) Die alten sächsischen Rechte begünstigten den Beklagten dergestalt, daß, wenn er, im Fall einer peinlichen Anklage, des Verbrechens nicht offenbar überwiesen, oder in Civil-Sachen die Forderung des Klägers aus gerichtlichen Verhandlungen dargethan werden konnte, kein Beweis gegen ihn Statt fand, sondern ihm erlaubt war, im Läugnungs-Fall seine Unschuld, und den Ungrund der gegenseitigen Ansprüche, durch einen Eid, welcher die völlige Kraft eines verneinenden Beweises hatte, darzuthun. Vielleicht wählte man diese besondere Art des rechtlichen Beweises, welche doch nicht allen Völkern deutscher Abkunft gemein war, als den kürzesten Weg, Streitigkeiten ohne Weitläuftigkeit zu entscheiden, und übersahe, bey der für den Beklagten in den mehresten Fällen vorhandenen günstigen Vermuthung, die nachtheiligen Folgen dieses Verfahrens um desto leichter, je weniger der Character der Nation sie zu Betrug und Meineid geneigt machte.

liche Einfalt, die Aufrichtigkeit und das gegenseitige Zutrauen der Bewohner kalter Klimate sehr deutlich daraus abnehmen (92). Indessen fand sich doch der burgundische König Gundebald, zu Verhütung des Mißbrauches dieses verneinenden Beweis-Mittels, bewogen, den gerichtlichen Zweykampf durch ein ausdrückliches Gesetz zu gestatten (93). Einem Manne, der Muth und Tapferkeit besaß, und Gefahr lief, durch den Eid des Beklagten seine Ansprüche gegen ihn zu verlieren, blieb in der That nichts übrig, als, dieses ihm zugefügten Unrechtes, und zugleich des Meineides wegen, welchen jener zu begehen im Begriff gewesen war, Genugthuung zu fordern. Daß Gundebald wirklich die angeführte Absicht gehabt habe, kann man auch daher schließen, weil die Gesetze der salischen Franken, welche die verneinenden Beweise verwarfen, zugleich auch den gerichtlichen Zweykampf mißbilligten. Das bey dem angeführten Rechtfertigungs-Eide voraus gesetzte Zutrauen gegen den Beklagten ist wirklich beynahe unter keinen Umständen der Schwäche der menschl. Natur gehörig angemessen, und konnte nirgends Statt finden, als unter Menschen, welche ein erhabenes Gefühl von Ehre mit einer großen Redlichkeit vereinigten. Und doch mußte auch in diesem Falle, sobald die vom Meineide zu erwartenden Vortheile beträchtlicher wurden, der Gebrauch eines Beweis-Mittels, welches eine gänzliche Verkehrung des Rechtes, und ein allgemeines Sitten-Verderben nach sich gezogen haben würde, aufgehoben oder verhütet werden.

Auf-

(92) Auch die Aegypter, ein wegen seiner Redlichkeit und edeln Characters vormahls berühmtes Volk, bediente sich in den ältesten Zeiten eben dieses Beweis-Mittels.

(93) Gundebald gibt in dem angeführten Gesetze die Ursache selbst ausdrücklich an. „Meine Absicht ist", sagt er: „auf diese Art zu verhüten, daß meine Unterthanen ungewisse Dinge eidlich bestärken, oder auch wissentlich einen Meineid begehen." Leges Burgund. Tit. XLV.

Auſſer den jetzt beſchriebenen Arten des gerichtlichen Beweiſes, findet man noch verſchiedene andere abergläubige Beweis-Mittel bey den nordiſchen Völkern, z. B. die Ordalien oder Gottes-Urtheile, u. a. m. welche aber unter allen Himmelsſtrichen bekannt waren, und daher keine Beziehung auf das Klima zu haben ſcheinen.

4. Strafen. Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß die Criminal-Geſetze der nördlichen Nationen die Strafen insgemein nur als Vergütung einer Privat-Beleidigung anſehen, und daß ſie daher in Geld-Bußen oder einer andern Schaden-Erſetzung beſtehen. Bey den Deutſchen z. B. wurden ehemahls öffentliche Mißhandlungen mit Korn oder etlichen Stücken Vieh gebüßet (94); und bey Privat-Beleidigungen konnte man

(94) Aus demjenigen, was Tacitus, Germ. c. 12 und 21, von den Strafen der Deutſchen anführt, iſt zu vermuthen, daß ſie zwey Arten der Genugthuung hatten. Die eine war gerichtliche Vergütung eines Verbrechens; die andere, auſſergerichtliche Erſetzung einer zugefügten Beleidigung. Jene nennt Tacitus Mulcta. Sie wurde zur einen Hälfte dem Könige oder dem State, zur andern dem Beleidigten entrichtet. Dieſe iſt: Satisfactio. Sie gehörte dem Beleidigten, oder denen, welche ſeine Stelle vertraten, allein, und beruhete auf einem freywilligen Vergleiche.

Spelman und Stuart glauben, daß der Fiscus in jedem Falle einen Theil der Buße oder des Wehr-Geldes erhalten habe. Allein Tacitus redet ausdrücklich, und in ganz verſchiedenen Stellen, von zweyerley Strafen: Mulcta und Satisfactio. Nur von der erſten ſagt er, c. 12, daß ſie dem Könige zur Hälfte verfallen ſey. Von der letztern ſagt er dieſes nicht, und ſein Stillſchweigen beweiſet das Gegentheil. Der Ausdruck Satisfactio ſchickt ſich ohnehin mehr, eine Privat-Genugthung, als eine öffentliche, zu bezeichnen, und nach den eigenen Worten der angeführten Stelle, c. 21, hatte nur die Familie der Beleidigten Antheil daran. Von gerichtlicher Ahndung der Verbrechen iſt auch hier gar nicht die Rede, ſondern von einem auſſergerichtlichen Vergleiche über eine vorgefallene Beleidigung.

Was der römiſche Schriftſteller Satisfactio nennt, hieß in der Sprache der ſpätern Zeiten: Compoſitio; ſ. *du Fresne*, im Gloſſ. bey dem Worte: componere, wo ebenfalls gezeigt wird, daß dieſe Ausdrücke das Söhn-Geld oder die Genugthuung bezeich-

man die Strafen auf gleiche Art abkaufen. So büßte man selbst für Mordthaten, indem der Mörder sich mit den Verwandten des Entleibten um den Preis verglich. Dieser Geist der Gesetzgebung lässet sich bey allen Völkern deutscher Abkunft wahrnehmen, und man findet, daß sie die Größe der Genugthuung mit der äussersten Sorgfalt nach dem Grade der Beleidigung abmessen. Stockschläge wurden in den Gesetzen der Friesen mit

bezeichnen, welche dem Beleidigten, oder dessen Erben, vermöge eines Vergleiches gegeben wurde. Stellte man aber eines öffentlichen Verbrechens wegen gerichtliche Klage an, so erhielt der König oder der Stat wirklich einen Theil der zuerkannten Geld-Strafe. Dieser Antheil heißt in den alten Gesetzen Fredum, von dem deutschen Friede, (weil der Verbrecher sich den öffentlichen Frieden dadurch erkaufte,) und war der dritte Theil der ganzen Summe. Privat-Beleidigungen brachte man, wie es scheint, nicht eher vor Gericht, als nachdem der beleidigte Theil die Schadloshaltung verweigert hatte. Bey gerichtlichen Anklagen wegen eines Verbrechens, nöthigte der Richter den Beklagten, sich mit seinem Gegner, der Genugthuung wegen, zu vergleichen, wenn es nicht freywillig geschahe.

Die Gesetze Wilhelm's des Eroberers, die im Grunde sächsische Gesetze waren, verordneten die Bezahlung des Wehr-Geldes, (nach der alten engl. Gerichts-Sprache: Manbote,) erst alsdann, wenn der Beklagte sich nicht freywillig zur Genugthuung verstehen würde. Man sieht zugleich aus diesen Gesetzen, daß die Privat-Genugthuung beym Todtschlage eben so, wie bey geringern Verletzungen, Statt fand. Selbst das noch jetzt in den englischen Gerichts-Höfen gebräuchliche uralte Formular der gerichtlichen Vorladung in gemeinen Rechts-Sachen gibt zu erkennen, daß das ganze nachfolgende Gerichts-Verfahren um keiner andern Ursache willen angeordnet wird, als weil der Beklagte sich bey Anfange des Rechts-Streites zu vergleichen geweigert hat; denn es wird ihm ausdrücklich darin auferlegt, entweder die Zahlung zu leisten, oder die Ursachen, warum er sich dessen weigere, vor Gericht anzuzeigen. *Spelman's* Gloss. p. 569. *Stuart's* View of Society in Europe, p. 254.

Etwas dem ähnliches, was Tacitus, c. 12, von der bey den Deutschen gewöhnlichen Theilung der Bußen zwischen dem Fiscus und dem Kläger sagt, findet sich noch jetzt in den englischen Gesetzen, nach welchen der Ankläger, auf Verlangen, ein Drittel der Geld-Strafe erhält, welche der Gerichts-Hof der königl. Bank dem Beklagten zuerkannt hat.

mit einer geringen Buße; Verwundungen, mit einer größern, bestraft. Eben so war es nach den salischen Gesetzen. Die longobardischen und alten sächsischen Gesetze bestimmen für 1, 2, und mehrere Schläge, nach Beschaffenheit der Anzahl, eine gewisse Genugthuung. Ethelbert setzte für erlittenen Verlust des Gehöres, für Quetschung, Durchstechung oder Abschneidung eines Ohres, für Verwundung der Nase, und des Mundes, und ähnliche Verletzungen des Leibes, eine verhältnißmäßige Schadloshaltung. Die Gesetze Alfred's (95) enthalten fast dieselben Verordnungen. Auch auf Religions-Verbrechen pflegte man diese Art der Schätzung anzuwenden. In dem dänischen Rechte finden wie sie ebenfalls. Man schließe indessen aus dieser Beschaffenheit der Strafen nicht, daß die nördlichen Völker auch nur im geringsten ohne Gefühl der Ehre waren (96). Vielleicht hatten Schläge darum, weil es unter einer beständig bewaffneten Nation nicht selten dazu kam, in ihren Augen nichts beschimpfendes (97), und wurden daher als bloße Privat-Beleidigungen durch Schaden-Ersetzung vergütet. Den Werth der Beleidigung des weiblichen Geschlechtes berechnete man auf ähnliche Art. Wer das Haupt einer Frauensperson mit Gewalt entblößte, bezahlte 50 Solidos; die Entblößung des Schenkels bis zum Knie, kostete noch einmahl so viel; und die Entblößung des Knies aufwärts, das Doppelte von der letztern Summe. Man sollte glauben, sie hätten diese Beleidigungen des schönen Geschlechtes geometrisch berechnet. So gar bey einigen Verbrechen, welche die öffentliche Wohl-

(95) Legg. Alfredi, c. 40. de vulneribus.

(96) Ihr Gefühl für die Ehre war so groß, daß sie den Verlust des Schildes im Treffen als die größte Schande betrachteten, und oft sich selbst um das Leben brachten, um diese Schande nicht zu überleben. *Tacit.* Germ. c. 6.

(97) *Spelman's* Glossar. unter Wera und Wergildus.

Wohlfahrt sehr genau angehen, war es erlaubt, die Strafe mit Geld abzukaufen; und nichts, als die Größe der Geld-Buße oder des Wehr-Geldes, konnte das Leben der Unterthanen, und selbst des Fürsten (98), in Sicherheit setzen.

Diese Beschaffenheit der Strafen hing, ausser dem Klima, noch von verschiedenen andern Ursachen ab. Dahin rechne ich den kriegerischen Character dieser Völker, nach welchem sie ihr Blut zu kostbar achteten, um anders, als mit dem Degen in der Faust, vergossen zu werden. Dieser Denkungs-Art zu Folge, unterwarfen sie nur denjenigen der Todes-Strafe, welcher in ihren Augen ein Gegenstand des Abscheues oder der Verachtung war, dessen Umgang folglich sie entehren mußte, und dem man weder Unternehmungen in auswärtigen Kriegen, noch die Vertheidigung des Vaterlandes mit Sicherheit anvertrauen konnte. Diese Grundsätze zeigen sich noch immer in den Straf-Gesetzen nördlicher Nationen. In Schweden und Dänemark ziehen nur wenig Verbrechen die Todes-Strafe nach sich, und in den weitläuftigen russischen Staten ist sie ganz abgeschafft. Aus gleicher Ursache ist auch der Gebrauch peinigender Lebens-Strafen in diesen Ländern ganz unbekannt, oder doch äusserst selten. Ein tapfres Volk ist eben so wenig geneigt, sich selbst Begegnungen zu unterwerfen, welche der Menschheit unwürdig sind, als sich durch Darstellung öffentlicher Beyspiele, die dem Werthe der menschlichen Natur Hohn sprechen, zu entehren.

Vielleicht hindert auch zum Theil die Stats-Klugheit in diesen Reichen den Gebrauch grausamer Todes-Strafen. Sollte man sie einführen, so würde man sie unfehlbar an Stats-Verbrechern vollstrecken, deren Hinrichtung freylich oft die Sicherheit des States nothwendig macht, die aber doch insgemein ein gewisses Mitleiden erregen, und in der That, moralisch betrachtet, oft wenig Schuld haben. Bey den orientalischen Völkern dienen sie, die ohnedies

(98) Die Deutschen waren Liebhaber von geselligen Gastmahlen, und starken Getränken bis zur Ausschweifung. Ihre Gelage endigten sich oft mit Wunden und Todtschlag. Schlägereyen konnten also nicht selten bey ihnen seyn; man findet aber nicht, daß dergleichen Beleidigungen als sehr groß angesehen worden sind. *Tacit.* c. 22.

nedies von Natur furchtsame Nation noch mehr niederzuschlagen. In nördlichen Staten hingegen würden sie, besonders in solchen Fällen, wo der Verbrechet seinen Anhang unter dem Volke hat, wahrscheinlich das allgemeine Mißvergnügen vielmehr erregen, als unterdrücken.

So wenig man indessen den Gesetzen kalter Himmelsstriche den Vorwurf einer zu weit getriebenen Härte und Grausamkeit machen kann, so beleidigen sie doch zuweilen den Wohlstand (99) auf eine unschickliche Art, die einen Mangel an Gefühl verräth. Noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes beschimpfte es den Adel nicht (100), von dem Henker, eben so wie der gemeinste Bauer, um einerley Verbrechen willen gepeitscht zu werden. In unsern Tagen hat die Weisheit einer Monarchinn, die ihren Nahmen durch die preiswürdigsten Anstalten ihrer Regierung unter den größten Gesetzgebern des Nordens verherrlicht, jenes entehrende Verfahren gänzlich abgeschafft.

Wirkungen des gemäßigten Klima auf Gesetzgebung.

1. Gegenstand und Absicht der Gesetze. Anstatt, daß man in heißen Himmelsstrichen die Rache des Beleidigten, oder die Behauptung der verletzten Hoheit des Fürsten, und in kalten Ländern, die Schadloshaltung, zur Haupt-Absicht der Straf-Gesetze macht,

(99) Man sehe die Nachrichten von der Bestrafung der Staats-Dame Lapouchin, unter der Regierung der Kaiserinn Elisabeth.

(100) In Persien wurde ein Edelmann, wenn er ein Verbrechen begangen hatte, um dessen willen ein geringer Mann würde gegeißelt worden seyn, nur von dem Henker entkleidet, und die Schläge wurden seinem Kleide gegeben. In Frankreich waren vormahls die Geld-Strafen bey dem gemeinen Manne gelinder, als bey dem Adel, an statt daß es sich in Absicht auf die Leibes-Strafen umgekehrt verhielt. Der Edelmann verlor seinen Adel; der gemeine Bürger, der keinen Rang zu verlieren hatte, wurde zu einer Leibes-Strafe verurtheilt.

macht, ist sie in mildern Himmelsstrichen die Verhütung der Verbrechen. Die berühmten Gesetzgeber alter und neuer Zeiten, haben in Ansehung dieses Endzweckes übereinstimmig gedacht. „Man bestraft die „Verbrecher," sagt Plato (1): „nicht ihrer Mißhandlung wegen, denn das Böse kann doch nie ungeschehen gemacht werden, sondern es geschieht, um „theils sie selbst, theils Andere durch Betrachtung des „Straf-Uebels zu warnen, und von Vergehungen abzulenken." „Wäre es möglich," sagt Tullus Hostilius zum Metius Suffetius, „dich von der Unverbrüchlichkeit geschlossener Verträge und Bündnisse zu „überzeugen, so würde ich dieses Geschäft, mit Erhaltung deines Lebens gern übernommen haben; allein, „da dein Herz unverbesserlich ist, so soll jetzt dein Beyspiel Andere die Heiligkeit der Bündnisse lehren, die „von dir verletzt worden sind" (2). So erhabene Einsichten in den eigentlichen Endzweck der Straf-Gesetze in einem seit kurzem erst gebildeten State, müssen uns nothwendig von der Rechts-Kenntniß der Bewohner gemäßigter Himmelsstriche einen größern Begriff geben, als wir uns von der Rechts-Wissenschaft der südlichen und nördlichen Völker zu machen Ursache haben. Sie beweisen, daß das Studium der Philosophie und anderer Wissenschaften, welches in solchen Ländern am meisten getrieben wird, und ohne Zweifel die Begriffe und Grundsätze solcher Völker berichtigte, nicht ohne die wichtigsten Vortheile für die Gesellschaft Aufmunterung erhielt.

Unter die zahlreichen Vortheile, welche die oben gedachte Theorie von dem Endzwecke der Strafen hervor bringt, rechne ich zuvörderst die richtige Schätzung der Verbrechen, die man, bey Voraussetzung der Absicht

(1) *Plato* de Legibus.

(2) *Livius* L. 1, c. 28.

sicht der Straf-Gesetze, sie zu verhüten, nach der Größe der Beleidigung bestimmt, welche für den Stat daher erwachsen ist. Dieses ist natürlich. Denn Verbrechen, welche die Gesellschaft beleidigen, sind es eben, welche hauptsächlich zu verhüten sind. Die Beschaffenheit und Größe der Strafen wird nach ihrem Endzwecke bestimmt; sie stehen dadurch mit dem Verbrechen in einem richtigen Verhältnisse, und dieses genaue Ebenmaß vermindert die Anzahl der größten Verbrechen (3). Da die Verhütung die Triebfeder der Gesetzgebung ist, so hat der Eigensinn des Regenten weniger Einfluß auf sie, als wenn sie zu einem Werkzeuge der Rache, oder zu Befriedigung gewisser Leidenschaften, dient. Noch mehr: die Gesetze werden, wenn dies ihr Haupt-Endzweck ist, mit größerer Mäßigung und Ueberlegung abgefasset. Ein Fürst, welcher Gesetze gibt, um zu strafen, setzt bey seinen Verordnungen den Uebertretungs-Fall, als schon gegenwärtig, voraus, und bestimmt, von Unwillen über diese Verletzung erhitzt, die Strafe unter dem Einflusse seiner Leidenschaft. Dieser Gemüthszustand macht ihn zur Partey, und er sollte doch nur Gesetzgeber seyn (4).

Ganz anders ist ein Regent gesinnt, der nur die Abhaltung von Verbrechen zur Absicht hat. Er betrachtet die Strafen als ein trauriges, obgleich nothwendiges Uebel, von welchem folglich nur selten, und nicht anders, als mit reifer und uneingenommener Ueberlegung

(3) *Ciceronis* Oratio pro Cluentio, c. 46. *Beccaria* dei delitti e delle pene, c. 4. Principles of penal Law, c. 2. *Blackstone*'s Comm. Book IV, c. 4, §. 2.

(4) Morgenländische Fürsten liessen sich oft durch unerhebliche Ursachen überreden, sehr grausame Befehle ergehen zu lassen. Auf das bloße Verlangen eines Stats-Ministers, und ohne die Wahrheit der von diesem angeführten Umstände im geringsten zu untersuchen, gab Ahasverus jenes harte Edict, welches die Juden aus seinen Staten vertrieb.

berlegung, Gebrauch gemacht werden darf, ohne daß irgend ein anderer Bewegungsgrund, als die Nothwendigkeit, dabey in Betrachtung zu ziehen ist. Hierzu kommt: daß der Gedanke, die Verbrechen vielmehr abzuwenden als zu bestrafen, erhabene Begriffe einflößt, und das Herz wohlwollend macht. Er trägt dazu bey, die Sprache der Gesetze deutlich und einfach zu machen. Er lenkt den Richter vielmehr auf die Seite des Beschuldigten, als seines Anklägers. Er macht nicht die einseitigen Vortheile einer besondern Classe oder Standes der Unterthanen, sondern die allgemeine Wohlfahrt der Gesellschaft zum Augenmerk der Gesetze, und erfüllt das Herz mit Ehrfurcht gegen dieselben.

2. Gerichtliches Verfahren. Eben dieselben Ursachen, welche die Begriffe von dem Endzwecke der Straf-Gesetze berichtigten, gaben auch dem Gerichts-Verfahren bey Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen eine zweckmäßigere Einrichtung. So bald man die Verhütung der Verbrechen als den Endzweck der Gesetze betrachtete, begründete diese Voraussetzung die menschenfreundliche Vermuthung, daß der Angeklagte bis zum Beweise seiner Schuld für unschuldig zu halten sey.

Dieses waren genau die Grundsätze des römischen Rechtes, nach welchem der Ankläger eine jede Beschuldigung durch Zeugen zu beweisen verbunden war (5). Der Beschuldigte hatte die Freyheit, die Gültigkeit der wieder ihn aufgestellten Zeugen zu untersuchen, und ihren Aussagen durch seine eigene Zeugen (6), oder durch andere, zu seiner Rechtfertigung

(5) *Cicer.* Orat. pro Coelio.

(6) *Rosini* antiq. rom. L. 9, c. 21. Man weiß aus dem Asconius, daß die wieder den Angeklagten aufgeführten Zeugen von dem Ankläger sowohl, als von dem Beschuldigten, nach dem römischen Gerichts-Verfahren, befragt wurden.

dienliche Beweis-Mittel zu begegnen. Er konnte die That gänzlich läugnen (7), oder darthun, daß sie die Größe des angeschuldigten Verbrechens nicht erreiche, oder sie auch als eine ganz schuldlose Handlung darstellen. Justinian's Gesetzgebung, die in ein verderbteres und knechtisches Zeit-Alter fiel, begünstigte die entgegen gesetzte Vermuthung, und versagte so gar dem Beklagten das Recht, Zeugen für sich aufzuführen. In Frankreich verfährt man auf gleiche Art. Voltaire (8), der diese Unbilligkeit mit Recht tadelt, beobachtet sehr richtig, daß sie oft zum Verderben des Beklagten gereiche. Es ist den englischen Gesetzen rühmlich, daß sie gerechtere und edlere Grundsätze in diesem Stücke annehmen. Nach ihnen hält man, so lange das gerichtliche Verfahren mit dem End-Urtheile nicht geschlossen ist, die Unschuld des Beklagten noch für möglich; bis dahin nehmen die Gesetze an, daß er sich völlig rechtfertigen, daß er wenigstens von der Strafe frey zu sprechen, oder doch zur Begnadigung berechtigt seyn könne. Eben diese liebreiche Gesinnung des Gesetzgebers hat den öffentlichen Beweis eingeführt, da man die Zeugen einander selbst sowohl, als dem Beschuldigten, unter die Augen stellt (9). Daher rührt der Gebrauch des verneinenden Beweises, und die Bestrafung falscher Anklagen. Gesetze, welche falsche Angeber in Schutz nehmen und schadlos stellen, um die Anklagen zu begünstigen, dienen offenbar dazu, die Verbrechen und insonderheit den Mein-

Eid

(7) *Rosinus*, l. c. c. 22.

(8) S. Dessen Anmerkungen über **Beccaria**, Cap. 22. Nach der alten französ. Gerichts-Verfassung wurden von beyden Seiten Zeugen abgehört.

(9) So war ehemahls das Gerichts-Verfahren der Römer beschaffen. **Voltaire** stellt, a. ang. O., eine Vergleichung zwischen dem römischen und dem heutigen französ. Gerichts-Proceß an, welche sehr zum Vortheil des erstern ausfällt.

Eid zu vervielfältigen. Hingegen hat das englische Recht selbst die Möglichkeit einer falschen eidlichen Aussage dadurch aufgehoben, daß es niemand erlaubt, in solchen Sachen, die eine Beziehung auf seine eigene Vortheile haben (10), die Stelle eines Zeugen zu vertreten. Dies gilt vornehmlich in peinlichen Fällen, wo dem Beklagten weder gerichtlich auferlegt, noch frey gestellt wird, den Ungrund der gegenseitigen Beschuldigung vermittelst Eides darzuthun.

Mit einer gleichmäßigen Vorsicht verfahren die englischen Gesetze, wenn jemand sein eigener Ankläger wird. Ausſergerichtlichen Geständnissen legen sie wenig Gewicht bey, und die Criminal-Richter bemühen sich nicht, dergleichen zu erhalten.

3. Untersuchungs-Art. Einsicht in den wesentlichen Endzweck der Strafen, und Fortschritte in den Wissenschaften überhaupt, haben beyde der Untersuchung in gemäßigten Erdstrichen eine Gestalt gegeben, welche sie zu Entdeckung der Wahrheit ungemein geschickt macht. Ich meine hier die Untersuchung durch Geschworne, deren Erfindung ich schon oben den nördlichen Völkern zugeeignet habe. Diese Meinung ist nicht ohne Grund. Die Regierungs-Verfassung und Sitten dieser Völker konnten sie, wie es scheint, sehr leicht auf diesen Weg der Untersuchung leiten. Indessen war er auch bey cultivirten Nationen und in gemäßigten Himmelsstrichen nicht unbekannt; ja, man kann mit Gewißheit behaupten, daß, wenn gleich die Ehre dieser Erfindung dem kalten Klima gebührt, mildere Gegenden ihr doch mehr Ausbildung und Vollkommenheit gegeben haben.

(10) Mit gleicher Sorgfalt mußten vormahls bey den Römern alle Umstände untersucht werden, welche entweder die Redlichkeit des Zeugen verdächtig machen, oder ihm ein zu nahes Interesse an der Sache, in welcher er seine Aussage zu erstatten hatte, geben konnten.

4. Strafen. Es ist schon oben gezeigt worden, daß die Straf-Mittel in heißen Ländern insgemein Leibes-Strafen sind, gleichwie man ehemahls unter kalten Himmelsstrichen beynahe keine andere als Geld-Strafen oder andere Schaden-Ersetzungen kannte. Die Bewohner gemäßigter Himmelsstriche wählen die Mittel-Straße. In einigen Fällen lassen sie Strafen, welche Leib und Leben betreffen, als nothwendig zu; andere geringere Vergehungen hingegen bestrafen sie mit dem Verluste des ganzen Vermögens, oder eines Theiles desselben.

Man hat jederzeit, und mit Recht, die Bestimmung des wahren Verhältnisses der Strafen gegen die Verbrechen, als den wichtigsten Gegenstand der gesetzgebenden Klugheit betrachtet. Die vollständige Auflösung dieser Aufgabe aber haben wir, wie es scheint, dem gemäßigten Klima ganz allein zu danken, weil man nirgends, als hier, die Grundsätze, auf welchen diese Untersuchung beruhet, gehörig zu fassen im Stande war. England gibt vielleicht das vollkommenste Muster in Rücksicht auf die Proportion der Strafen, obwohl auch hier noch manche Fehler übrig sind, welche der Gesetzgebung in diesem State zur Unehre gereichen. Indessen entfernen sich die englischen Gesetze überhaupt gänzlich von der Vorstellung einer rächenden Gerechtigkeit, und sehen die Strafen zwar als ein nothwendiges, aber unglückliches Mittel an, die Unterthanen von Verbrechen zurück zu halten. Eben dieser Grund muß auch die Lebens-Strafen, da wo sie vollstreckt werden sollen, in Verbindung mit den göttlichen Gesetzen, welche das Siegel auf ihre Vollziehung drücken, rechtfertigen. Aber keine, die nothwendigen Leiden eines gewaltsamen Todes übersteigende Schmerzen, oder Beschimpfung, erhöhen in einem solchen

chen Falle die Todes-Strafe (11). Philosophen vom ersten Range, z. B. Montesquieu, Voltaire und Beccaria, haben diese Mittel-Straße, welche man nicht leicht anderswo, als in England, beobachtet findet, in ihren Schriften empfohlen, wiewohl der Letztere in Absicht auf die Gelindigkeit der Strafen so weit gegangen ist, daß seine Theorie sich mit dem Frieden und der Sicherheit der Gesellschaft schwerlich vereinigen lässet. Noch vor einiger Zeit hob ein Parlaments-Schluß in keiner andern Absicht, als neuen Verbrechen zuvor zu kommen, die Brandmarkung mit fortdauernden und in die Augen fallenden Zeichen der Schande, gänzlich auf. So schimpflich auch die auf gewisse bürgerliche Verbrechen gesetzte Strafe, z. B. das Hals-Eisen, immer ist: so verknüpfen doch die heutigen englischen Rechte in dergleichen Fällen den Verlust der Ehre und der gemeinen Achtung mit einer solchen Strafe nicht, am wenigsten die Unfähigkeit zu Zeugnissen. Wer z. B. einer Schmäh-Schrift wieder die Regierung wegen, an das Hals-Eisen gestellt wird, kann darum nicht weniger als Zeuge gebraucht werden; dagegen derjenige, welcher durch arglistige Betriegereyen Andere in Unglück gebracht, oder einen Meineid begangen hat, mit dieser Strafe zugleich auch die Fähigkeit zu Zeugnissen verliert.

Das römische Recht setzt gleichfalls die Abhaltung von Verbrechen als den Endzweck und Maßstab der Strafen an (12); und es gereicht der englischen Gesetzgebung zu einem vorzüglichen Ruhm, daß die Beschaffenheit der Strafen hier, so wie auch in verschiedenen

(11) Die, dem Anscheine nach, die Todes-Strafe bey dem Hoch-Verrathe erschwerenden Strafen, z. B. die Ausreissung des Herzens, u. a. m. werden nur an dem todten Körper vollstreckt. Frauenspersonen werden in dergleichen Fällen allezeit zuvor erdrosselt, und nachher erst verbrannt.

(12) L. 20. Dig. de poenis.

andern europäischen Ländern geschieht, nach eben diesem Grundsatze bestimmet wird.

Je verderblicher die Folgen der Mißhandlung sind, und je öfter sie wiederhohlt wird (13), desto mehr wächst die Schuld des Verbrechens. In beyden Fällen muß also auch die Strafe härter seyn. Dieser Unterschied wird in den englischen Gesetzen mehrentheils sehr sorgfältig und mit großer Klugheit bestimmet. Ich berufe mich z. B. auf die Verordnung wegen des vorsetzlichen, doch mit keinen beschwerenden Umständen begleiteten Todtschlages, wo das Gesetz die Fälle deutlich angibt, in welchen die Strafe abgeändert werden soll. Eben daher rührt der häufige Gebrauch der Geld-Strafen in den englischen Gerichten, die sich von der in heißen Ländern so gewöhnlichen Einziehung des Vermögens in aller Absicht unterscheiden. Jene setzen Ueberweisung voraus, diese erfolgt auf einen bloßen Verdacht; jene sind in den Gesetzen auf eine Summe eingeschränkt, die der Bestrafte, ohne seine Familie zu Grunde zu richten, oder sich an den Bettelstab zu bringen, bezahlen kann, diese betrifft das ganze Vermögen, dessen man habhaft werden kann. Jene dienen also dem Uebelthäter zur Warnung und Besserung; diese trifft nicht selten den Unschuldigen, und bringt ihn durch den hoffnungslosen Zustand, in welchen sie ihn versetzt, dahin, daß er ein Bösewicht wird. Kurz: in jenem Falle soll der Boshafte gebessert werden; in diesem wird der gute Bürger zum Lasterhaften gemacht.

Noch ein Vorzug des peinlichen Gerichts-Verfahrens in nördlichen Ländern überhaupt, und insonderheit in England, ist: die sorgfältige Beobachtung des

(13) Eine Verordnung Ludwig des XIV. erhöht die Strafe der Gottes-Lästerung stufenweise bis zur siebenten Wiederhohlung.

des Wohlstandes bey den mehresten Leibes-Strafen. Gegen das weibliche Geschlecht und gegen Personen von Stande, verfährt man bey Vollziehung der Strafe mit einer gewissen Achtung, und gestattet dem Pöbel nicht, wie an andern Orten nicht ungewöhnlich ist, den verurtheilten Missethäter zu verspotten, oder über seine Leiden zu frohlocken. Es ist wahr, diese Vorzüge der Criminal-Gesetzgebung werden nicht überall unter dem nördlichen Klima, dem sie doch eigentlich ihren Ursprung zu danken haben, angetroffen. Stats-Veränderungen sowohl, als auch der verschiedene National-Zustand, in Rücksicht auf Macht und Sitten-Bildung, nebst mehrern andern Ursachen, haben zuweilen diese weise Anstalten bey nördlichen Völkern, ungeachtet ihre Lage sie dazu geneigt machte, gehindert, oder in Vergessenheit gebracht. Indessen überzeugen uns noch Ursachen genug, daß das Studium dieses Theiles der Rechts-Wissenschaft auf diesem Boden einheimisch ist, obgleich seine Cultur durch zufällige Hindernisse aufgehalten werden kann.

Ich betrachte auch noch den **Einfluß des Klima auf Gebräuche und Sitten oder Gewohnheiten.**

Gesetze und Gebräuche sind zwar zwey nahe mit einander verwandte, aber doch in gewissen wesentlichen Stücken sehr verschiedene Dinge. Ein Gebrauch ist eine allgemein übliche Verrichtung oder Unterlassung einer gewissen Handlung. Von dem Gesetze unterscheidet er sich erstlich dadurch, daß er nicht niedergeschrieben, noch in eine allgemein verbindliche Form gebracht ist. So ist z. B. der Gebrauch, irgend eine gewisse Kleidung zu tragen, wenn solche gleich durchgängig eingeführt ist, doch kein Gegenstand einer bürgerlichen oder sittlichen Verbindlichkeit, sondern beruhet bloß auf der Willfährigkeit, sich seinen Mitbürgern

gleich zu verhalten. Zweytens, sind die Gesetze allezeit als Aussprüche der regierenden Macht, sie sey in welchen Händen sie wolle, zu betrachten; dahingegen die Gebräuche allezeit von der ganzen Nation abhängen, und gleichsam eine Art stillschweigender Verträge sind, diese oder jene Handlung zu verrichten, oder ein gewisses äusserliches Betragen anzunehmen. Aus dieser Ursache hat vermuthlich auch das Klima einen sichtbarern Einfluß auf Gebräuche, als auf Gesetze.

Einfluß heißer Himmelsstriche auf die Gebräuche. Wären wir mit den Gebräuchen und Sitten heißer Länder besser bekannt, so würden wir auch dem Einflusse des Klima auf dieselben leichter und sicherer nachspüren können. Doch ist es in einigen Fällen möglich, den Zusammenhang zwischen den dortigen Gebräuchen und dem Klima zu ergründen. Die Kleidung ist in heißen Ländern allezeit wallend, und liegt nie dicht am Leibe an (14). Die öffentlichen Gebäude sind hoch und geraumig, und die Privat-Häuser mit Absicht dazu eingerichtet, die allzu große Hitze abzuhalten. Von diesem allen findet man den Grund in gewissen natürlichen Bedürfnissen des Klima (15). Andere Gebräuche hingegen, z. B. die Einschränkung, Niedrigkeit, und der fast sclavische Zustand, in welchem die Weiber daselbst leben, lassen sich aus der in dem Character der südlichen Völker liegenden Eifersucht, Stolz und Empfindlichkeit, und aus der despotischen Regierung, hinreichend erklären.

Endlich gibt es noch gewisse Gebräuche, die zwar auch von der Beschaffenheit des Klima abzuhängen schei-

(14) Das Gegentheil sagt Tacitus, c. 18, von den alten Deutschen.

(15) Die weite und schwimmende Kleidung der morgenländischen Völker schickt sich für ihr Klima vortrefflich, so wie die zahlreichen Falten ihres musselinen Turbans sie gegen die brennenden und senkrechten Sonnen-Strahlen schützen.

scheinen, sich aber doch nicht ohne mancherley Schwierigkeiten aus Einer fest bestimmten und hinreichenden Ursache herleiten lassen. Hierher gehören die schweren Büßungen, welche einige indianische Priester oder Faquirs sich selbst auflegen, und die Gewohnheit der indianischen Weiber, sich mit ihren verstorbenen Männern verbrennen zu lassen.

Die in heißen Himmelsstrichen herrschenden Gebräuche erhalten sich eben sowohl, als die Sitten, lange Zeit hindurch unverändert. Die Gebräuche der Morgenländer sind noch eben dieselben, die sie vor 2000 Jahren gewesen sind. Ihre Kleidung war damahls ein weiter Rock, und auf dem Haupte trugen sie einen Turban, gerade wie noch heut zu Tage. Ihre Fürsten entzogen sich, wie noch jetzt, den Augen ihrer Unterthanen, und kamen fast nie aus ihren Pallästen hervor. Es war ehedem in den Morgenländern gewöhnlich, und ist es noch jetzt, daß die Hof-Leute an dem Thore des königl. Pallastes aufwarteten (16); eine Gewohnheit, die der ältere Cyrus eingeführt haben soll, wahrscheinlicher Weise aber weit ältern Ursprunges ist. Auch wurde damahls in den Thoren der Palläste, so wie noch heutiges Tages, Gericht gehalten (17).

Bey

(16) Daher war das Sitzen in des Königs Thor ein Kennzeichen hohen Ranges, weil es das Recht, um den König zu seyn, voraus setzte. So saß der Jude Mardochai in Königs Ahasverus Thor, und Daniel in dem Thore Nebucadnezar's. Und Xenophon gedenkt, sowohl im 8ten B. der Cyropädie, als auch in dem Buche vom Kriegszuge des jüngern Cyrus, des Aufwartens der Hof-Leute am Thor des königl. Pallastes. Diese Gewohnheit findet man noch heut zu Tage in den Morgenländern, und, wie Shaw erzählt, auch in der Barbarey. Letztgedachter Schriftsteller ist der Meinung, daß man aus dieser Ursache den Hof des türkischen Kaisers die Pforte genannt habe.

(17) Ausdrücke, welche sich hierauf beziehen, findet man 5 Mos. 22, 15, und 25, 7; Ps. 127, 5; Jes. 29, 15; Amos 5, 10. Homer stellt den Priamus mit seinen Räthen am scäischen Thore

Bey den mediſchen Königen war es vor alten Zeiten gewöhnlich, Statthalter, welche bey ihnen in Ungnade gefallen waren, durch Abgeſandte erdroſſeln zu laſſen, eben ſo wie es noch heut zu Tage in jenen öſtlichen Reichen zu geſchehen pflegt.

Die Unveränderlichkeit der Gebräuche in jenen Ländern hat mancherley Urſachen. Erſtlich iſt die Beſchaffenheit des Klima ſich immer ſelbſt gleich, und wenigern Veränderungen unterworfen, als in Ländern, die unter einer gemäßigten Breite liegen; und daher iſt auch die Lebensart der dortigen Menſchen das ganze Jahr hindurch faſt immer dieſelbe. Zweytens iſt das feine Gefühl der ſinnlichen Werkzeuge, welches die Seele jedem Eindruck öffnet, mit einer gewiſſen Trägheit des Körpers und der Seele verknüpft, wodurch beyde zu jeder Anſtrengung untüchtig werden. Man begreift daher leicht, daß es in dieſen Gegenden ſehr ſchwer hält, ſtarke, und durch öftere Wiederhohlung zur Gewohnheit gewordene ſinnliche Eindrücke und Empfindungen aufzugeben, oder gegen neuere zu vertauſchen. Alſo muß man ſich die auſſerordentliche Macht der Gewohnheit in heißen Erdſtrichen erklären. Die Wiederhohlung einer gewiſſen Handlung vermag daſelbſt über die Menſchen ſo viel, daß man auf ſie die Worte anwenden kann, deren ſich Burke in ähnlicher Rückſicht von den Wahnwitzigen bedient: „ihre allzu „große Empfindlichkeit bringt die Lebensgeiſter in Un-

„ordn-

Thore ſitzend vor. Plutarch erzählt, im Leben des Camillus, daß man zu Rom einige Rechts-Sachen, ſelbſt in peinlichen Fällen, unter den Thoren der Stadt abgemacht habe, und unter andern auch Manlius Capitolinus daſelbſt verhört worden ſey. Shaw berichtet, daß man noch heut zu Tage in Algier unter dem Thore des Pallaſtes Gericht halte. Merkwürdig iſt es, daß ſelbſt in England die Gefängniſſe ehedem meiſtentheils an den Thoren der Städte, vielleicht aus einer ähnlichen Urſache, angebracht wurden. Die Benennungen der londner Gefängniſſe Newgate, Ludgate, Gatehouſe, u. ſ. w. können als Beweiſe dienen.

„ordnung, und veranlaßt sie oft, gewisse Handlungen „bis an ihren Tod unaufhörlich fortzusetzen“. Hieraus kann man sich auch einige anscheinende Wiedersprüche in dem Character dieser Völker, deren ich oben gedacht habe, erklären.

Eine andere Ursache der Unveränderlichkeit der Gebräuche in heißen Ländern, ist die genaue Beziehung, in welcher sie daselbst mit der Religion und den Gesetzen stehen. In Indien machen Religion, Gesetze und Gebräuche, nur ein einziges Ganzes aus. Jeder Gebrauch ist Religions-Vorschrift und Rechts-Grund-Satz. Eben so verhält es sich auch in China. Die chinesische Sprache schreiben zu lernen, kostet viel Mühe; und da die Chineser ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden, die Bücher, welche von ihren Gebräuchen handeln, lesen und verstehen zu können, so trägt dieses vermuthlich nicht wenig dazu bey, den Gemüthern des Volkes diese Gebräuche tief einzuprägen, und dieselben auf diese Art zu verewigen.

Die Gebräuche heißer Länder sind ferner, wenigstens bey gesitteten Nationen, allgemein ausgebreitet. Im ganzen Orient ist fast einerley Lebensart eingeführt, und in dem großen chinesischen Reiche herrschen, selbst in den kleinsten Umständen, durchgängig einerley Gewohnheiten. Diese Allgemeinheit der Gebräuche lässet sich aus denselben Ursachen erklären, die ich so eben von der Unveränderlichkeit derselben angezeigt habe.

Einfluß eines kalten Klima auf die Gebräuche. Die Kälte hat eben sowohl, als die Hitze, Einfluß auf National-Gebräuche; nur sind ihre Wirkungen in diesem Falle nicht so mächtig und allgemein. Man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die in kalten Ländern gewöhnliche Kleider-Tracht eben so wohl, als diejenige, deren die Bewohner heißer Gegenden sich bedienen, eine sichtbare Beziehung auf die Bedürfnisse des Klima habe. Es ist gewiß, daß ihre ursprüng-

liche Form mancherley Abänderungen erlitten haben mag; man kann aber doch nicht ohne Grund vermuthen, daß sie in den ältesten Zeiten mit der gegenwärtig, oder wenigstens mit der vor etwa 200 Jahren in vielen europäischen Ländern üblichen Kleider-Tracht, viele Aehnlichkeit gehabt habe. Tacitus erzählt, daß zu seinen Zeiten die Kleidung der Deutschen nicht weit und faltig, wie bey den Sarmaten und Parthern, gewesen sey, sondern dicht an dem Körper angelegen habe, so, daß man in ihr die Gestalt aller Glieder habe unterscheiden können. Noch mehr Aehnlichkeit mit der heutigen europäischen Tracht hatte die Kleidung der deutschen Weiber. Ihr Gewand hatte keine Aermel, sondern die Arme waren vom Elbogen bis an die Hand bloß, und so auch der obere Theil des Halses. Es ist schwer einzusehen, warum man in kalten Erdstrichen, diese Art sich zu kleiden vor allen andern gewählt hat. Vielleicht um gewisse häusliche Geschäfte, z. B. Waschen ꝛc. mit mehrerer Bequemlichkeit verrichten zu können.

Arbuthnot (18) behauptet, die Verschiedenheit der Luft-Wärme habe auch auf die Bildung der Sprache einigen Einfluß. Der abgebrochene rauhe Sprach-Ton der nordischen Völker, rührt vielleicht daher, daß sie, so viel als möglich, sich hüten, den Mund in der Kälte weit aufzuthun, daher ihre Sprache einen Ueberfluß an Mit-Lautern hat. In wärmern Ländern hingegen pflegt man, aus entgegen gesetzten Ursachen, den Mund mehr zu öffnen, und daher muß die Sprache daselbst einen sanftern Klang und einen Ueberfluß an Selb-Lautern haben.

Die Bewohner kalter Erdstriche sind in der Anhänglichkeit an ihren Gebräuchen weit weniger beständig,

(18) Ueber die Wirkungen der Luft auf den menschlichen Körper, Cap. 6, §. 20.

dig, als diejenigen, welche in heißen Ländern leben. Der russische Zar Peter I. unternahm eine gänzliche Abänderung der Gebräuche und Sitten in seinem ganzen ungeheuern Reiche, und führte sie ohne großen Wiederstand und ohne Blutvergießen aus. Ein ähnlicher Versuch, den ein chinesischer Kaiser machte, seine Unterthanen zu Abschneidung der Nägel und der Haare zu nöthigen, zog eine gänzliche Stats-Umkehrung nach sich. Wenn man gleichwohl bedenkt, daß die Bewohner des russischen Reiches stark und muthig, die Chineser hingegen schwach und verzagt sind, so sollte man glauben, daß es weit leichter seyn müßte, in China eine solche Sitten-Aenderung zu treffen, als in Rußland. So wie aber dort das Vermögen Wiederstand zu leisten größer, und der Trieb, welcher es in Thätigkeit zu setzen vermochte, schwächer ward: so wurde hingegen in China dasjenige, was der Kraft zu wiederstehen abging, durch den überwiegenden Antrieb zur Wiedersetzlichkeit, durch hartnäckige Beharrlichkeit auf einmahl eingeführten Gebräuchen, ersetzt.

Einfluß eines gemäßigten Klima auf Gebräuche und Gewohnheiten. Man kann schwerlich behaupten, daß es gewisse Gebräuche gebe, welche gemäßigten Klimaten ganz allein eigen wären. Die daselbst üblichen Handlungs-Weisen und Gewohnheiten sind ausserordentlich veränderlich, und nähern sich bald denjenigen, welche in kalten, bald solchen, die in heißen Ländern eingeführt sind, je nach dem Vergrößerung des Gebiethes und National-Reichthumes, Einfluß irgend eines auswärtigen States, oder andre Umstände, den Ausschlag auf dieser oder jener Seite geben.

Von dem Einflusse des Klima auf die Regierungs-Form und Religion, werde ich an seinem Orte handeln.

Diſſ. de zonis et climatibus. Præſ. *Melch. Créger.* Reſp. *Ge. Henr. Hoffmann.* Vitemb. 1660, 4. 1 u. e. h. B.

Diſſ. de differentiis naturarum reſpectu climatum. Præſ. *Andr. El. de Büchner.* Reſp. *Werner. Guil. Müller.* Hal. 1746, 4. 8 u. e. h. B.

Anmerkung von den Wirkungen der Verſetzung oder Veränderung des Klima, bey den Gewächspflanzen, Thieren und Menſchen, ſt. im 75 St. der berl. wöchentl. Relat. der merkw. Sachen aus dem Reiche der Natur ꝛc. a. d. J. 1754, S. 599, und 76 St. S. 604, f.

Beweis, daß die Veränderung des Erdbodens und des Klima einer Sache oft mehr zur Vollkommenheit als zum Schaden gereiche, ſt. im 26 St. der Stuttg. phyſik. ökon. Realzeit. oder gemeinnützl. Wochenſchr. v. J. 1755.

The cauſes of heat and cold in the ſeveral climates and ſituations of this globe, ſo far as they depend upon the rays of the Sun, by *J. Sheldrake*, Lond. 1756, gr. 8. 3 B.

Betrachtung über das Leben der Thiere, und den Einfluß des Klima in dieſelben, ſt. im 30 St. der phyſikal. Beluſtig. Berl. 1757, 8. S. 1497 — 1511.

J. D. F. Abhandlung von den Urſachen der Hitze und Kälte unſerer Erde, ſt. im 1 B. der Carlsruher nützl. Samml. v. J. 1758, S. 120 — 149.

Bemerkungen, was das Klima für einen Einfluß auf den Holzwuchs habe, ſt. im 3 B. des allgem. ökon. Forſtmagaz. Frf. und L. 1763, gr. 8. S. 179 — 184.

La Phyſique de l'hiſtoire, ou Conſiderations générales ſur les principes élémentaires du temperament & du caractère naturel des peuples, (par Mr. l'Abbé *Pichon*) à Amſt. 1765, 8. Die wahre Abſicht des Verf. iſt, die Einwohner der warmen Länder zu vertheidigen, die in kältern Gegenden wohnenden zu verſchwärzen, und zuletzt den gemäßigten Himmelsſtrichen, worunter der Verf. ſein Vaterland die Provinz Maine zählt, den Vorzug in allem Guten zu zuſchreiben.

Jo. Gottl. Steebs Verſuch einer allgemeinen Beſchreibung von dem Zuſtand der ungeſitteten und geſitteten Völker, nach ihrer moraliſchen und phyſikaliſchen Beſchaffenheit, Carlsruh, 1766, 8. 13 B.

Lettre à M*** dans laquelle on examine le ſentiment de *Varénius*, ſur l'ordre des ſaiſons entre l'équateur et le huitiéme degré de latitude; où l'on ſe propoſe enſuite de démontrer, que, de tous les habitans de la terre, ceux qui ſont à l'équateur, ou auprès de l'équateur, doivent reſſentir tous les jours, le ſoir, un froid proportionellement plus grand que tous les autres peuples de la terre, et que cette différence de température dans la journée, diminue à meſure que l'on approche des pôles; par M. Tr. de L. ſt. im *Merc. de France*, Nov. 1767, S. 156 — 170.

Von dem Einfluß der Landesart auf die Sitten und Gemüther der Menſchen, ſ. das 31 St. der nützl. Beytr. zu den Streitz. Anz. v. J. 1768.

Beantwortung der Frage: was ein Klima im ökonomischen Verstande sey, st. im 27 St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien v. J. 1774, S. 213 — 218.

Hat das Klima, oder die Regierungsform, einen größern Einfluß in den verschiedenen Charakter der Völker? Eine Abhandlung von D — r. st. in No. 3 der Olla Potrida, v. J. 1778. Berl. gr. 8. S. 66 — 90.

Einige Grundsätze vom Klima, oder vom Einfluß des Himmelsstrichs auf den ursprünglichen Character der Nationen, von C. L. Junker, st. im 7 St. der Ephemeriden der Menschheit, v. J. 1778, S. 8 — 19.

Frage: Was ein Klima in ökonomischen Verstande sey, von Zeplichal, st. im 45 St. der ökon. Nachr. der patriot. Ges. in Schles. v. J. 1779, S. 353 — 358.

Forsök at visa, det olika Climater icke verka hos Folkslagen olika Lynnen och Själens förmögenheter, uti Tal, hället för Kong. Vet. Acad. d. 25 Oct. 1780, af Bengt *Ferrner*. Stokh. 1780, 8. 3 B. Hr. Kanzley-Rath Ferrner zeigt die Unrichtigkeit der Meinung des Hume und Helvetius, welche sich gegen den von Montesquieu behaupteten, und von Castilhon bestätigten Satz, das Klima sey der Grund von dem verschiedenen Character der Nationen, erklärte, und stellt die Beweise des Montesquieu und Castilhon in ihrer Blöße dar.

Some observations relative to the influence of climate on vegetable and animal bodies, by *Alex. Wilson*. Lond. 1780.

D. übers. u. d. T. Alex. Wilson's Beobachtungen über den Einfluß des Klimas auf Pflanzen und Thiere. Aus dem Engl. Lpz. 1781, gr. 8. 11 u. e. h. B.

Remarks on the influence of Climate, Situation, Nature of country, Population, Nature of food, and Way of life, on the disposition and temper, manners and behaviour, intellects, laws and customs, form of government and religion of mankind. By *Will. Falconer*. Lond. 1782.

D. übers. u. d. T. Wilh. Falconer's Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstrichs, der Lage, natürlichen Beschaffenheit und Bevölkerung eines Landes, der Nahrungs-Mittel und Lebensart, auf Temperament, Sitten, Verstands-Kräfte, Gesetze, Regierungsart und Religion der Menschen. Aus dem Engl. mit Anmerk. und Zusätzen. Lpz. 1782, gr. 8. 2 A. 1 B.

Ueber den Einfluß des Klima, der Landesbeschaffenheit, Lage, Bevölkerung, Nahrungsmittel und Lebensart auf ganze Nationen, st. im 4 St. der Jahrbücher des Geschmacks und der Aufklär. v. J. 1783, S. 4 — 28.

Von dem Unterschiede der Länder und des Klima, als einer Ursache von dem mannichfaltigen Unterschiede der Biere, s. im V Th. S. 3, f.

So wichtig die Betrachtung der Klimate für den Naturforscher und den Oekonom ist: eben so nützlich

ist es für den Arzt, sein Augenmerk darauf zu richten. Fast jedes Reich hat seine besondere Krankheiten, wobey das Klima den größten Einfluß hat. Man weiß, daß oft die gesundesten Menschen, wenn sie aus einem Lande in das andere kommen, sogleich mit Krankheiten befallen werden, die kein Arzt heilen kann, wenn er nicht darauf Rücksicht nimmt. Auch ist es bekannt, daß selbst die sich ziemlich ähnlichen Klimate der europäischen Reiche ihre ganz besondere einheimische (endemische) oder Land-Krankheiten, Morbi endemii oder endemici, haben, die auch besondere Heilungs-Arten erfordern. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Einwohner der heißen Klimate mehrentheils zu hitzigen Faul-Fiebern geneigt sind; die Bewohner der gemäßigten Klimate leiden mehr an Wechsel-Fiebern und chronischen Krankheiten; und die Nord-Länder der kältesten Klimate sind mit dem Scharbocke und mit Entzündungen behaftet. Allein, so wie die Thiere und Pflanzen Wanderungen aus Süden nach Norden gethan haben, so ist es auch mit vielen Krankheiten ergangen; und da ein Volk seine Krankheiten mit andern fremden vertauscht hat, so ist die Zahl derselben auch leider um viele vergrößert worden.

Wenn Europäer in die warmen Gegenden kommen, so ist ihr Körper noch nicht genug erschlafft, um unbehindert ausdunsten zu können; sie bekommen daher eine Krankheit, welche man dort the Seasoning nennt, und die ein Entzündungs-Fieber ist. Die starke Ausleerung, welcher die Kranken während der Cur sich unterwerfen müssen, erschlaffet ihre Gefäße, und verschaffet ihnen eine freye und leichte Ausdunstung. Hierin besteht die Veränderung oder der Grad von Erschlaffung, worunter man das Gewohntwerden eines Klima versteht.

Mit eben diesen Zufällen werden auch diejenigen befallen, die aus heißen oder gemäßigten Gegenden nach Grönland oder Nova Zembla reisen. Die Ausdunstung, an welche der Körper einmahl gewöhnt ist, wird durch die Kälte gehemmet; die Stärke des Kreislaufes des Blutes hat die

Ge-

Gefäße in ihren Lungen noch nicht so erweitert, daß diese eine so starke Ausleerung bewirken könnten, wie die Lungen der Eingebornen, bey denen wegen der Spannung ihrer festen Theile ein schneller Kreislauf, mithin eine reichliche Ausleerung Statt findet. Daher sind Fremde dem Scharbocke mehr, als die Eingebornen, ausgesetzt, besonders im ersten Winter, als nachher, wenn sie, durch die Erweiterung der Lungen-Gefäße, des Klima gewohnt werden sind. Da auch diese Gefäße zu einer beständigen Ausleerung genöthiget werden, so werden sie dadurch immer in diesem Zustande erhalten, ja eher noch mehr erweitert.

Erschlaffung der Körper lässet sich als eine gewisse Disposition zur Fäulniß betrachten, welche die Ursache fast aller dem heißen Klima eigenen Krankheiten zu seyn scheint. Diese Art von Fäulniß entsteht sonst von Schwäche, in warmen Gegenden aber zugleich von roher vegetabilischer Nahrung. Mehr scorbutische Zufälle, als gänzlicher Scharbock, sind in solchen Gegenden gleichfalls häufig, und rühren von einem zu sehr animalisirten Zustande des Körpers und einer imprägnirten Atmosphäre her. So sind auch Durchfall und Ruhr, wegen der rohen vegetabilischen Nahrung und der Erschlaffung, nichts seltenes. Am meisten aber herrschen Faul-Fieber. Sie entspringen von der unterdrückten Ausdunstung, und einem zu sehr angeschwängerten Dunstkreise; dadurch wird die Materie, welche durch die Haut und durch die Lungen ausgeführt werden sollte, im Körper zurück gehalten. Ein solches Fieber nimmt sehr schnell überhand, und daran ist das Klima Schuld.

Da Nerven-Krankheiten die Folge eines erschlafften Körpers sind, so findet man sie in heißen Gegenden ebenfalls häufig. Der unangenehme und öfters höchst faule Geruch, den die Gauche aus den durch blasenziehende Mittel erzeugten Blasen in dieser Krankheit von sich gibt, beweiset, wie sehr die Säfte zur Fäulniß geneigt sind.

Der Kinnbacken-Zwang, welcher sich bey leichten Verwundungen einstellt, ist zwischen den Wende-Kreisen etwas sehr gemeines, und rührt von einer ausserordentlichen Reitzbarkeit der Nerven her; s. Th. XXXVIII, S. 15.

Die dem kalten Klima eigenen Krankheiten, entspringen von einer zu starken Spannung der Fibern, woran die gar zu heftige Kälte Schuld ist. Doch sind auch faulende Krankheiten etwas sehr gewöhnliches, weil der Körper durch

die Nahrung, und aus Mangel der gehörigen Ausdunstung, in einen zu sehr animalisirten Zustand versetzt wird, obgleich die Luft, welche die Bewohner athmen, sehr dephlogistisirt ist. Was für Wirkung eine beständige vegetabilische Nahrung bey einem Einwohner in Nova Zembla hervor bringen würde, lässet sich schwer bestimmen; doch ist es wahrscheinlich, daß auch da zur Unterhaltung der animalischen Wärme und Bewegung eine gewisse Disposition zur Fäulniß schlechterdings nothwendig sey. Dieses erhellet noch deutlicher, wenn man erweget, daß, wie Crawford (*) bewiesen hat, Körper ihre empfindbare Wärme desto schneller verlieren, je kälter in Verhältniß die Atmosphäre ist, von welcher sie umgeben sind. Daher muß in sehr kalten Gegenden aus der in die Lungen eingesogenen Luft eine größere Menge Wärme abgesetzet werden, um den beständigen Abgang der Wärme, den der Körper auf seiner Oberfläche leidet, zu ersetzen. Die Quantität der absoluten oder verborgenen Wärme in der Atmosphäre aber hängt von der Reinigkeit dieser Luft ab. Um diese Wärme in den Lungen abzusetzen und empfindbar zu machen, bedarf es einer Quantität Phlogiston, die vorhanden seyn muß, um in den Lungen zersetzt zu werden. Daher scheint eine Neigung des Körpers zur Fäulniß, wobey das Phlogiston sich überflüssig entwickeln kann, nothwendig, um eine hinreichende Absonderung der Wärme aus der in den Lungen vorhandenen atmosphärischen Luft hervor zu bringen, und dadurch die Temperatur des Körpers zu unterhalten. Die Erfahrung bestätigt diese Wahrheit; denn unter allen Himmelsstrichen wird die Luft um desto mehr dephlogistisirt, je kälter sie wird, da hingegen die Atmosphäre in tropischen Breiten mehr Phlogiston, und folglich weniger Wärme enthält, daher minder fähig ist, die Wärme des Blutes in den Lungen zu vermehren. Unter jenen Himmelsstrichen ist also ein geringerer Absatz der Wärme und der atmosphärischen Luft nöthig, weil der Körper an seiner Oberfläche unendlich weniger Wärme, als in nördlichen Gegenden, verliert. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Vorrath von Wärme, der

in

(*) In seinen Experiments and observations on animal heat &c. Lond. 1779, welche auch deutsch übersetzt sind, u. d. T. Adair Crawfords Versuche und Beobachtungen über die thierische Wärme, Lpz. 1785, 8.

in den Lungen abgesetzt wird, durch den Verlust, welchen der Körper auf seiner Oberfläche leidet, bestimmt werde, weil die Atmosphäre verschiedener Gegenden in Verhältniß der Wärme dieser Gegenden phlogistisirt ist, und weil sie die Wärme von der Oberfläche des Körpers bald geschwinder, bald langsamer, einsauget, nach dem die Gegenden mehr oder weniger warm sind. Unter heißen Himmels-Strichen, wo die verborgene Wärme der Atmosphäre geringe ist, wird daher die Absonderung in den Lungen auch nur geringe seyn, und der Verlust der Wärme auf der Ober-Fläche des Körpers in demselben Verhältnisse sich vermindern. Auf diese Weise lässet sich die unter allen Klimaten durchgängige Gleichheit der Wärme des menschl. Körpers erklären.

Solcher Gestalt scheint unter sehr kalten Klimaten ein gewisser Grad von Fäulniß dem menschl. Körper nothwendig zu seyn, weil er das natürlichste und wirksamste Mittel abgibt, die Einwirkung der Kälte zu verbessern, und den zu Erhaltung des Lebens erforderlichen Grad von Wärme zu unterstützen.

Auf denjenigen Theilen der Oberfläche unserer Erdkugel, welche sich in jeder Hemisphäre von 30 bis 65 Grad der Breite erstrecken, oder unter den gemäßigten Klimaten, findet man, im Ganzen genommen, kaum eine Krankheit, oder Art von Krankheit, die man endemisch nennen könnte. Der Grund davon liegt darin, weil jene Ursachen, welche die Krankheiten in dem heißen und kalten Klima erzeugten, in diesen Gegenden keine hinreichende Kraft zu wirken haben. Als eine Folge dieses Mangels an Kraft, einen allgemeinen Character hervor zu bringen, findet man dagegen, daß sich unter gemäßigten Klimaten die in den heißen und kalten Gegenden gewöhnlichen Krankheiten mit einander vermischen, und unter verschiedener Gestalt erscheinen, welche durch unzählige Ursachen, die von der Lage, Jahrszeit, Bevölkerung, Waldung, Morästen und Cultur abhängen, vervielfältiget werden. Von diesen und andern ähnlichen Ursachen entspringen die mannichfaltigen Krankheiten, die man unter den temperirten Klimaten antrifft, da es im Gegentheil in den heißen und kalten deren wenige gibt, und die größten Theils nicht verwickelt sind.

De prognosticatione secundum naturam regionum, s. *Bern Gordonii* tr. de prognosticis, Partic. II. c. 7, in Dessen Lilio medicinae, Frf. 1617, 8. p. 927—930.

Account of the change of climat, and the effects of it, who are very sensible to human bodies, when he approach the Tropick, by Dr. *Stubbes*, s. in *Philos. Transact.* Vol. III. for the year 1668, No. 36, S. 707, f.

Diss. de morbis endemiis, Præs. *Chr. Jo. Lange*, Resp. *Sam. Veielius*. Lps. 1694, 4. 5 B.

Frid. Hoffmann diss. de morbis certis regionibus & populis peculiaribus. Hal. 1705, 4. 4 B. s. auch in Dessen dissertation. physico-medicar. selectior. Decade, L. B. 1713, 8. Diss. 3.

Aug. Quir. Rivini diss. de morbis endemiis, ist die 36ste in Dessen Dissertatt. med. Lps. 1710, 4. S. 639 — 668.

A treatise of endemic diseases, by *Clifton Wintringham*, York, 1718, 8. 8 u. e. h. B.

Jo. Phil. Burggrav diss. de methodo medendi pro climatum diversitate varie instituenda. L. B. 1724, 4 3 B.

Frid. Wilh. Hartmann diss. 1, de climate, eiusque notitia, medico admodum necessaria, Regiom. 1729, 4. 3 B. Diss. 2, 1729, 4 B.

Diss. de medendi methodo varia pro climatum diversitate, Præs. *Frid. Hoffmann*, Resp. *Paul. Curtius*. Hal. 1734, 4. 5 B.

Jo. Casp. Meyer diss. de morbis endemiis, L. B. 1738, 4.

Diss. de diversitate corporum, morborum et curationum secundum regiones Europae, Præs. *Jo. Gottlob Krüger*, Resp. *Chr. Frid. Henrici*. Hal. 1744, 4. 5 B.

Jo. Frid. Cartheuser diss. 1. de morbis endemiis. Frf. V. 1768, 4 5 B. Diss. 2 da, 1768, 5 B. Diss. 3tia, 1769, 4 u. e. h. B.

Klimmen, eine Benennung des wilden Weinstockes, Cissus *L.*; s. Weinstock (Wilder).

Klimmen, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte seyn, wird im Oberdeutschen und in der höhern und dichterischen Schreib-Art der Hochdeutschen für Klettern gebraucht. Du klommest schnell den Baum hinauf. Geßn.

Auch in weiterer Bedeutung, für mühsam steigen, ja auch wohl für steigen überhaupt.

Im Nieders. klemmen, im Angels. climan und climban, im Engl. climb, im Schwed. klaenga. Das Oberd. klimsen, die Niederdeutschen klemmern, klempern, und das Engl. clamber, sind Frequentativa oder Intensiva davon. Es wird mit diesem Worte, so wie mit klettern, eigentlich auf das Einhaken der Nägel an Händen und Füßen, oder auf das Anhalten mit den Händen und Füßen, gesehen. Siehe Klamm und Klammer. Zum Geschlechte

te dieses Wortes gehört noch das Niederf. Klamp, ein Steg über einen Graben, das Franz. grimper, klettern, und das Griech. Κλιμα, eine Staffel in einer Leiter, und Κλιμαξ, eine Leiter.

Daher **erklimmen**, im Oberdeutschen und in der höhern Schreib-Art, für erklettern, durch klettern erreichen.

Klimmop, oder **Klimmup**, in einigen niederdeutschen Mund-Arten, und auch in einigen Gegenden der Mark Brandenburg, eine Benennung des im XI Th. S. 102, fgg. beschriebenen Epheu, Hedera Helix *L.*, weil diese Pflanze an den Zäunen, Bäumen, Wänden und Mauern, in die Höhe klimmet, und sich mit ihren Fasern, die an den Ranken als Wurzeln sind, daran fest hält, so, daß sie oft eine ganze Wand von beträchtlicher Höhe und Weite bekleidet.

Aus diesem Niederdeutschen **Klimmop**, ist vermuthlich das Wort **Klinop**, worunter man ebenfalls den Epheu versteht, durch eine verderbte Aussprache entstanden.

Klimperer, s. oben, S. 345.

Klimpern, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben zu sich nimmt, und eine etwas feinere oder kleinere Art eines tönenden Schalles, als klempern, ausdruckt; s. oben, S. 365. Es bedeutet sowohl diesen Schall von sich geben, als denselben hervor bringen. Mit dem Gelde in der Tasche klimpern. Auf dem Claviere klimpern, schlecht spielen. Siehe auch **Klippern**.

Klimsen, s. **Klimmen**, auf der vorherg. Seite.

Kling-Bolzen, s. im VI Th. S. 196.

1. **Klinge**, ein nur noch im g. L. einiger Gegenden übliches Wort, welches sowohl den Begriff der Erhöhung, als auch den damit verwandten Begriff der Vertiefung hat.

1. Der Höhe, in welchem Verstande es noch hin und wieder einen Hügel bedeutet, besonders in den eigenthümlichen Nahmen mancher Oerter, **Kaltenklingen, Klingenau, u. s. f.**

Schon bey dem Ulphilas ist Hlaina, im Schwed. Klint, Klett, und im Isländ. Klettur, ein Berg, Hügel; wohl nicht von klettern, klimmen, Schwed. klaerga, weil man solche Oerter hinan klettern muß, sondern ohne Zweifel, so fern alle diese Wörter den Begriff der Verbindung haben, eine Masse mehrerer mit einander verbundener Theile zu bezeichnen. Siehe Klunker.

2. Der langen Vertiefung. Ein enges zwischen Bergen gelegenes Theil, besonders im Oberdeutschen. Das Schloß liegt auf einem Horn des Berges Blauen, da kommt man durch diese Klingen, Wurstisen bey dem Frisch. Um Mittag kamen wir auf Höhen, und hatten unter uns eine fast tiefe und enge Klinge, Felix Faber, eb. das. Gebirg, Klingen und wüste Wälder, Hans Sachs. Ein Bach heißt bey dem Ottfried im männlichen Geschlechte ein Klingo, bey dem Notker aber im weiblichen Chlinga. Die von starken Regengüssen ausgerissenen Vertiefungen, besonders an abhängigen Orten, heißen im Oberdeutschen **Klingen**, an andern Orten Schluchtern. Die kleinen flachen Canäle fließenden Wassers, worin die Brunnen-Kresse erzeuget wird, sind in Thüringen unter dem Nahmen der **Klingen**, im g. L. der Klinkern, bekannt, und in Franken heißen die Gräben, welche das Wasser aus den Weinbergen ableiten, **Klingen.**

Im Nieders. ist Klinke, eine Falte in der leinenen Wäsche, ingl. ein winkeliger Schnitt oder Riß, Klinkenmauen, in Falten gelegte Aermel, klingen, klinken, einklinken, in Falten legen. Es scheint in dieser Bedeutung mit dem Worte Klinse, Klunse, eine Spalte, ein Riß, von klieben oder klaffen abzustammen; wo es nicht vielmehr unmittelbar zu dem vorigen Worte gehört, indem die meisten Wörter, welche eine Höhe bezeichnen, auch eine Tiefe bedeuten; wie

wie Wall und Vallis, Bak, Deich und Teich, Damm, Rimme, Ratze, und viele andere mehr.

2. Klinge, ein Wort, welches überhaupt den Begriff eines langen vorn spitzig zulaufenden dünnen Körpers zu haben scheint, aber nur noch in engerm Verstande den eisernen oder stählernen eigentlich schneidenden oder stechenden Theil eines Messers, aller Arten der Degen und Schwerter, der Sensen, Futter-Messer, und vielleicht noch anderer ähnlicher Werkzeuge mehr, bezeichnet; im Gegensatze des Gefäßes, Heftes, oder Stieles. In engerer Bedeutung die Klinge eines Degens. Daher die figürlichen R. A. Jemand vor die Klinge fordern, ihn zum Zweykampfe auffordern. Eine Sache mit der Klinge, durch die Klinge entscheiden. Ueber die Klinge springen lassen, niederhauen, im Kriege. Nicht bey der Klinge bleiben, nicht bey der Sache bleiben, die Streitfrage verändern.

Figürlich führt in Thüringen ein länglich ovales Stück Feldes, welches einer gewöhnlichen Messer-Klinge gleicht, den Nahmen der Klinge.

Im Holländ. Klinge, Klinke, im Schwed. Klinga. Die gemeinste Meinung leitet es von klingen her, wegen des klingenden Geräusches, welches die Degen-Klingen in einem Gefechte machen. Siehe Klinke, welches mit diesem Worte verwandt ist. Die Nieder-Sachsen brauchen von einem Messer dafür Lämmel, Lemmel, Holländ. Lemmer, L. Lamella, Lamina, Fr. Lame, Allumelle, bey den schwäbischen Dichtern Lambel, Lamel.

Daher wird in den Gewehr-Fabriken ein Schmid, welcher die Degen- und Säbel-Klingen verfertigt, der Klingen-Schmid genannt. Bey den Messer-Schmieden führen diejenigen Arbeiter, welche die Klingen zu den Messern verfertigen, den Nahmen der Klingen-Schmiede, zum Unterschiede von den Beschalern.

Der Klingen-Schmid, L. Faber ensium, führt zwar seinen Nahmen von den Degen-Säbel- und

Hirschfänger-Klingen; er schmiedet aber auch, wenn es verlanget wird, Bayonnete und Lade-Stöcke zu den Musketen.

Die Degen und Säbel erfordern die stärksten Proben der Stärke, Härte und Elasticität des Stahles. Doch muß man nicht verlangen, daß diese drey Eigenschaften zugleich mit der Dichte in einer einzelen Klinge in größter Vollkommenheit angetroffen werden. Die Stärke wird durch wenigere Länge und mehrere Dicke, oder durch starken Rücken der flachen Seiten vermehrt, und dieses hindert eine sehr große Biegsamkeit. Der höchste Grad der Härte hat nur bey kurzen Hirschfängern und Jäger-Klingen Statt. Man hauet mit denselben Eisen und ungehärteten Stahl ab; sie lassen sich aber nicht wohl zu einem Bogen wie dünne, lange Klingen biegen. Die Kunst besteht darin, diese drey Eigenschaften nach den Umständen möglichst zu vereinigen.

Die **spanischen Stoß-Klingen** sind wegen ihrer großen Länge, Leichtigkeit und guten Proportion, bekannt; s. Th. IX, S. 57. Die türkischen Säbel werden vorzüglich wegen des dazu genommenen damascierten Stahles geachtet; s. Th. VIII, S. 643, fgg. In Solingen macht man alle Arten der Klingen fast für die ganze Welt, und durch innere Güte und wohlfeilen Preis vorzüglich; s. Th. IX, S. 56. Die so genannten **solinger Wolfs-Klingen**, (s. Th. IX, S. 58) von dem Meister J. Wolf, welche mit einem eingeätzten Wolfe bezeichnet sind, besitzen eine so große Federkraft, daß man sie über $\frac{1}{3}$ ihrer Länge nieder biegen kann, worauf sie sogleich wieder gerade springen. Ausser der Güte des Stahles und der Geschicklichkeit der Meister, beruhet auch die große Federkraft dieser Klingen darauf, daß sie erhabene flache Seiten, ohne Rücken, haben, und daß sie dünn und beym Schleifen

beson-

besonders von der Parierung, bis zur Spitze, wohl proportionirt sind.

Die Haupt-Vorzüge einer vortheilhaften Klingen-Fabrik, sind: 1. Hinreichende Stein-Kohlen, und guter Gärbe-Stahl, dem steyermärkischen gleich. Man muß alles Stahl-Gärben mit Stein-Kohlen verrichten können, welches verursachet, daß der Stahl von geschickten Schmieden besser und dichter, als mit Holz-Kohlen, geschweißet werden kann. Das Ausschmieden muß mit leichten Hämmern, damit der Stahl nicht gesprenget werde, geschehen. 2. Durch guten Absatz muß die Fabrik im Stande seyn, die verschiedenen Arbeiten durch verschiedene Arbeiter verrichten zu lassen. Einige müssen die Schwert-Massen unter dem Kneip-Hammer schmieden, u. s. f. welches geübte und hurtige Arbeiter gibt. 3. Daß besondere Meister sich bloß mit dem Schmieden vor der Hand beschäftigen. 4. Daß man unter mehrern Schleifern und Schleif-Mühlen möge wählen können. 5. Daß das Härten, weil es eine derer Arbeiten, die die größte Genauigkeit erfordern, ist, durch eigene Meister geschehe.

Der Stahl hierzu muß rein und frey von Eisen-Strängen, auch wohl gegärbt, im höchsten Grade dicht, stark geschmiedet, und von Schlacken und Ritzen völlig frey, seyn. Das Gärben muß ohne das bey andern Stahl-Schmieden gebräuchliche Umlegen des Eisens geschehen. Es ist eigentlich die Arbeit, durch welche die Zähigkeit des Stahles ohne merklichen Verlust seiner Härte befördert wird. Das Einlegen des Eisens mitten in den Stahl, welches an einigen Orten für die Klingen gebräuchlich ist, vermehrt zwar die Zähigkeit, der Stahl verliert aber auch dadurch viel an seiner Federkraft, und wird geneigt bey starkem Angriff gelähmt oder gebogen zu werden. Solcher Stahl kann für Brod-Messer ꝛc. welches einem starken Brechen

chen ausgesetzt ist, nützlich seyn. Eben so kann Stahl mit einem Eisen-Strange für grobe Schlag-Federn in Flinten-Schlössern, zu Lade-Stöcken, Bogen, Wagen-Federn, Tisch-Gabeln, u. d. gl. aber nicht für Degen-Klingen, die eine vollkommene Elasticität erfordern, vorzüglich seyn. Daher kommt es, daß Brenn-Stahl zu gedachten Feder-Arten undienlich ist; denn sollen sie nicht springen, so muß man einen Eisen-Strang mitten in dieselben legen, und beym Härten muß der Stahl über das Blaue weg bis zur Wasser-Farbe anlaufen, wobey aber fast alle Härte und Elasticität verloren geht.

In Frankreich theilt man die Degen-Klinge in 3 Theile. 1. Die Parierung, Fr. le Talon, d. i. das hinterste merklich stärkere Stück der Klinge, unter der Angel (Soie), zunächst des Stich-Blattes (Garde). 2. Die Schwäche, le foible, d. i. der vordere Theil der Klinge, nach ihrer Spitze zu. 3. Die Stärke, le fort, d. i. der Theil zwischen der Parierung und der Schwäche. In Deutschland hat man eine andere Eintheilung. Hier heißt der Theil vom Stich-Blatte bis zur Mitte der Klinge, die ganze und halbe Stärke; und der dritte und vierte Theil der Klinge, bis gegen die Spitze hin, heißt die ganze und halbe Schwäche.

Die Klingen eines Degens, eines Hirschfängers, und eines Säbels werden alle nach einerley Handgriffen geschmiedet, ausser daß diese oder jene eine andere Gestalt erhalten. Jede Klinge bekommt eine eiserne Angel; und ein Stück der Klinge selbst, unter der Angel, ist gleichfalls von Eisen. Je schlechter die Klinge ist, desto länger ist auch dieser eiserne Theil, so, daß er bey sehr geringen Klingen wohl 2 bis 3 Zoll lang seyn kann; bey feinen aber beträgt er etwa nur $\frac{1}{4}$ Zoll. Die Angel mit dem Eisen in der Klinge wird aus Einem Stücke geschmiedet, und die stählerne

Klinge selbst schweißt der Klingen-Schmid besonders aus. Die Gewehr-Fabriken unterhalten einen kleinen Schwanz-Hammer, worunter man sowohl das Eisen, als auch den Stahl, zu flachen Schienen oder Zainen ausstreckt, woraus nicht allein die Klingen, sondern auch die übrigen Arbeiten der Klingen-Schmiede, weiter ausgebildet werden. Ein solcher Hammer ist ungefähr 20 bis 40 Pfund schwer. Wenn sowohl die Angel mit dem obern eisernen Theile der Klinge, als auch die Klinge selbst, gehörig unter einem gewöhnlichen Hammer ausgestreckt ist, werden beyde Metalle zusammen geschweißet. Alles dieses bleibt bey allen Klingen gleich; allein die weitere Ausarbeitung der Klingen richtet sich nach ihrer verschiedenen Gestalt.

Die Degen-Klingen sind entweder durchgängig vierkantig, doch so, daß jeder Durchschnitt eine rautenförmige Figur gibt; oder die Kante auf jeder flachen Klinge ist etwas nieder gedrückt; oder sie haben, statt dieser Kante, unter der Angel eine Hohlkehle; oder sie erhalten unter der Angel eine Parierung. In den beyden ersten Fällen, und in dem letzten Falle, kann der Klingen-Schmid die Klinge unter dem Hammer aus freyer Hand ausbilden, wenn er es der Geschwindigkeit wegen nicht etwa für gut findet, seine Arbeit durch ein Gesenke zu erleichtern. Hat aber die Klinge unter der Angel eine Hohlkehle, so muß diese nothwendig durch Hülfe eines Gesenkes ausgehöhlet werden. Die Gesenke dieser Art bestehen, wie alle übrigen (s. Th. XVII, S. 531, f.) aus einer Unterlage, Fig. 2201, und einem Senk-Hammer, Fig. 2203. Beydes, sowohl die Bahn der Unterlage, welche die Hohlkehle bilden soll, als auch die Bahn des Senk-Hammers, müssen walzenförmig seyn, und einerley Größe haben. Diese hängt aber wieder von der Breite und Tiefe der Hohlkehle, die man aushöhlen will, ab. Daher hat der Klingen-Schmid schmahle und breite

Gesen-

Gesenke dieser Art. Bey dem Gebrauche befestigt er die Unterlage, F. 2201, in einem Falze auf der Bahn eines Amboßes, a. Fig. 2202, legt auf die abgerundete Unterlage die Stelle der rothwarm gemachten Klinge, die er vertiefen will, und setzt gerade über der Unterlage, auf die oberste Seite der Klinge den Senk-Hammer. Durch einige Hammer-Schläge auf den Senk-Hammer wird zugleich eine Hohlkehle auf jeder flachen Seite der Klinge ausgebildet. Diese Arbeit verrichten zwey Personen. Die eine hält den Senk-Hammer, und zieht zugleich die Klinge zwischen den Gesenken nach der Länge; und die zweyte Person schlägt mit einem starken Hammer auf den Senk-Hammer.

Der Rücken und die Seiten-Flächen der **Säbel-Klingen**, werden bloß unter dem Hammer ausgearbeitet, und eben dies gilt auch von der Krümmung. Die Hohlkehlen hingegen müssen gleichfalls in den Gesenken auf gedachte Art vertiefet werden. Jede Säbel-Klinge erhält auf der flachen Seite zwey Hohl-Kehlen, eine schmahle kurz unter dem Rücken, und eine ziemlich breite gegen die Mitte der Klinge, nach der Breite gerechnet. Diese Hohlkehlen sind so lang, als die Klinge selbst; und es versteht sich von selbst, daß man zu der schmahlen Hohlkehle ein dünnes, zu der breiten aber ein starkes Gesenke wählen muß.

Der **Hirschfänger-Klinge** gibt der Klingen-Schmid gewöhnlich eine vierkantige und starke Parierung. Unter dieser erhält die Klinge mit einem Setz-Hammer (s. Th. XXI, S. 344) einen Ansatz, und nimmt bis an die Spitze stets an Stärke ab. Die Parierung bekommt keine Hohlkehle, aber wohl der vordere Theil der Klinge in der Mitte der Flächen. Wenn die Klingen auf solche Art ausgeschmiedet und gebildet sind, werden sie durch den Härter und Schleifer zur Voll-

Vollkommenheit gebracht, wie ich weiter unten zeigen werde.

Eine dreyeckige Klinge mit einer scharfen Spitze, Fig. 2204, wird ein Bayonnet genannt. Es besteht dasselbe aus zwey Theilen, der Dille (Tille) abc, und der Klinge, cd. Die Dille besteht aus einer kurzen Röhre, ab, und einem dünnen gekrümmten Arme, bc. Die ganze Dille, nebst dem Hintertheile der Klinge cd, werden von Eisen geschmiedet, die Spitze cd der Klinge hingegen ist von Stahl. Die breiteste Seite dieser dreykantigen Klinge ist glatt, die beyden schmahlen Seiten aber sind hohl geschliffen. Aus dem Zusammenhange der Beschreibung erhellet, daß die Dille aus einem Stücke Eisen geschmiedet wird, und daß der Klingen-Schmid die stählerne Spitze der Klinge cd besonders ausschmieden, und mit dem untersten Theile der Klinge an der Dille zusammen schweißen muß. Die Röhre ab, wird erst zu einer flachen Platte ausgestreckt, hernach aber um einen runden und starken Dorn, welcher nach dem Kaliber des Gewehres abgemessen ist, mit dem Hammer gewickelt, und zusammen geschweißet. Den Arm bc, streckt der Professionist unter dem Hammer aus, und krümmt ihn auf einem Sperr-Horne. Die Klinge cd, kann der Hammer zwar dreykantig schmieden, alle Flächen aber bleiben nur glatt. Die beyden kleinen Seiten dieser Pyramide werden, bereits erwähnter Maßen, ausgehöhlet. Der Professionist macht, in dieser Absicht, mit einer starken und runden Finne des Hammers, auf jeder dieser beyden Flächen, kurz über dem Arme bc, in c einen Ansatz, und bringt die Flächen hierauf in ein Gesenke, Fig. 2205. Die Vertiefung a dieses Gesenkes ist nach der Gestalt der beyden hohlen Seiten der Klinge, zusammen genommen, ausgehöhlt, und man darf daher diese Seiten nur in den Einschnitt des Gesenkes rothwarm legen, so erhalten

sie,

sie, durch einige Schläge des Hammers auf die größte Seite der Klinge, ihre Aushöhlung.

Eine Arbeit des Klingen-Schmiedes, ist auch der eiserne Stock, welcher an einem Gewehre in seinen Mütterchen steckt, und womit die Ladung eingestoßen wird, oder der so genannte Lade-Stock. Sein dünner Theil wird aus Stahl geschmiedet, damit der schwache Stock beym Laden sich nicht biege, unten aber wird ein starker eiserner Stämpel angeschweißt. Von diesem Stämpel läuft der Lade-Stock nach und nach immer dünner und spitziger zu. Das Hammer-Werk liefert dem Klingen-Schmiede zu den Lade-Stöcken flache Schienen von Stahl, welche ziemlich die Dicke des stählernen Theiles an dem Lade-Stocke haben. Der Klingen-Schmid zerschrotet diese Schienen zu kleineren Zainen, und diese schmiedet er unter dem Hammer, so gut wie möglich, rund. Der eiserne Stämpel wird durchgängig nur aus freyer Hand geschmiedet, und mit dem Stahle zusammen geschweißt. Damit aber der stählerne Theil des Lade-Stockes völlig rund werde, wird er in einem Gesenke geglättet. Hierzu gehören abermahl zwey Theile: eine Unterlage, Fig. 2206, die gleichfalls auf der Bahn eines Amboßes, a, Fig. 2202, befestigt wird, und ein Senk-Hammer, Fig. 2207. Auf der Bahn des Hammers und des Gesenkes, ist eine Vertiefung a, nach einem halben Cylinder ausgehöhlt, und beyde Vertiefungen müssen gleich groß seyn. Ein Arbeiter legt den Lade-Stock rothwarm in die Aushöhlung der Unterlage, F. 2206, setzt die Vertiefung des Senk-Hammers, F. 2207, gleichfalls auf den Stahl, und zieht den Lade-Stock in dem Gesenke beständig etwas nach sich; ein zweyter Arbeiter muß aber zugleich mit einem ziemlich starken Hammer auf den Senk-Hammer schlagen. Zur Vervollkommnung wird endlich der Lade-Stock, so wie alle vorerwähnte, von dem Klingen-Schmiede verfertigte

fertigte Stücke, dem Härter und Schleifer übergeben.

Unter den Härter versteht man in Gewehr-Fabriken denjenigen Arbeiter, welcher Klingen, Lade-Stöcke, und andere Geräthe, welche die Härte erhalten sollen, härtet. Die meisten unter diesen Professionisten verstehen weiter nichts, als gedachte Stücke auf eine gute Art in Wasser zu härten. Einige unter ihnen besitzen überdem noch das Geheimniß, auf Eisen und Stahl Figuren zu ätzen, und diese Metalle zu vergolden. In ihrer Werkstätte steht neben der Esse ein großer Härt-Trog, und ein Amboß. Auf dem Amboß-Stocke ist noch eine starke Gabel von Eisen befestigt. Ehe der Professionist ein Stück härtet, es mag nun eine Klinge, oder ein Bayonnet, oder ein Lade-Stock, seyn, muß er es prüfen, ob es gerade sey. Er hält es daher vor seinen Augen gegen das Licht, und besieht es von allen Seiten. Findet er ein Stück, welches sich geworfen hat, so schlägt er es entweder mit dem Hammer auf dem Amboße gerade, oder er biegt es in der oben gedachten eisernen Gabel kalt gerade. Die tauglichen Stücke werden sogleich einzeln in einem langen Feuer rothwarm gemacht, und langsam in den Härt-Trog gesteckt. So wie überhaupt alle schneidende Geräthe, wie ich im X Th. S. 658, f. gezeigt habe, nach dem Härten wieder auf glühenden Kohlen habergelb anlaufen, und sodann abermahl in kaltes Wasser getauchet werden müssen: so gilt dieses auch von den Klingen und allen ähnlichen Stücken.

Das Journal de Paris führt einen Versuch an, den man in Frankreich gemacht hat, um Couteau-Klingen von solcher Güte zu härten, daß man die härtesten Holz-Arten, als: Franzosen- und Eben-Holz, auch Knochen, ohne Merkmahle der Beschädigung damit hat hauen können. Dieses Mittel besteht darin, daß man die Klingen bis an das Heft in kochendes Fett steckt, und 2 Stunden darin

kochen, und nachdem man sie wieder heraus genommen, langsam hat erkalten lassen.

Die gehärteten Waren überliefert der Härter zwar dem Schleifer; er erhält aber nach dem Schleifen und Polieren diejenigen Stücke wieder zurück, die geätzet und vergoldet werden sollen. Beydes, das Aetzen und das Vergolden, sind Geheimnisse; und wenn der Härter sich mit dieser Arbeit beschäftigt, vermeidet er so gar die Gegenwart seiner Professions-Verwandten, wenn sie nicht um das Geheimniß wissen. Auf jeder Fabrik pflegen auch nur zwey oder drey Personen zu seyn, die das Aetzen, und insonderheit das Vergolden, verstehen, und diese bringen es nur ihren nächsten Anverwandten wieder bey. Aller Wahrscheinlichkeit nach, bedienen sich diese Professionisten bey dem Aetzen keiner andern Mittel, als derjenigen, die jedem Schwert-Feger bekannt sind. Siehe die Art. **Blau angelaufen**, im V Th. S. 609, fgg. und **Damascener Arbeit**, im VIII Th. S. 642, fgg. Das Ende der Klinge, worauf Figuren geätzet werden sollen, wird mit Wachs, und in den Fabriken vermuthlich nur mit Lein-Oehl bestrichen. Im letztern Falle muß das Lein-Oehl erst antrocknen, ehe man mit einem Grab-Stichel oder einer Radier-Nadel die Figuren abzeichnen kann. Die vertieften Züge der Figuren werden mit Scheidewasser ausgefüllet, und eben deshalb muß die Fläche mit einer fettigen Materie überstrichen werden, wodurch das Scheidewasser in den Zügen eingeschränket wird. Das Scheidewasser aber äussert seine Kraft desto besser, wenn man die Angel der Klinge warm macht, oder die ganze Klinge nur auf eine warme Stelle legt. Es ist leicht zu erachten, daß stärkere Züge auch mehr Scheidewasser fassen, als schwache, und daher bestimmt der Grabstichel die Wirkung des Scheidewassers. Wenn dieser starke Spiritus genug gewirkt hat, schaffet man ihn mit Wasser wieder weg,

und

und das Wachs wird gleichfalls abgeschmolzen. Vielleicht hat der Härter noch einige kleine Handgriffe, wodurch er sich das Aetzen erleichtert.

Nach dem Vergolden des Stahles und Eisens im Feuer, fragt man, wenigstens in unserer Gegend, vergebens. Das Amalgama von Gold und Queckſilber, welches man zu dieser Arbeit zubereitet, ist bekannt genug; die Schwierigkeit liegt aber darin, wie die Härter diese Masse auftragen; denn das Queckſilber hängt, bekannter Maßen, mit dem Eisen und Stahle nicht zusammen. Die Neigung der mehresten Professionisten in den Fabriken, in Kleinigkeiten zurück zu halten, um hierdurch ihrer Person einen höhern Werth beyzulegen, macht es wahrscheinlich, daß man das Vereinigungs-Mittel nicht so leicht erforschen wird. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Arbeit künstlich ist, denn die Härter pflegen nicht nur die Parierung der Klingen zu vergolden, sondern die Fabrik zu Solingen liefert auch seit einiger Zeit Klingen, deren Parierung zugleich schwarzblau angelaufen und mit vergoldeten Figuren belegt ist, die man vorher geätzt hat. Die übrigen Eisen-Arbeiter wissen es zum Theil eben so gut, wie man das Eisen blau anlaufen lässet; allein, wie mit diesem blauen Anstriche zugleich vergoldete Figuren vereinigt werden, das verstehen bis jetzt nur einige Personen in der Fabrik zu Solingen.

Endlich sind die von dem Klingen-Schmiede verfertigten und gehärteten Stücke noch zu schleifen. Die in den Messer-Fabriken gebräuchliche Schleif-Mühle werde ich an seinem Orte beschreiben. In Gewehr-Fabriken muß eine Mühle dieser Art nicht nur in Absicht des Mühlenwerkes stärker seyn, sondern sie hat auch weit mehr Mannichfaltiges. Das erste ist deshalb nöthig, weil hier stärkere und mehrere Steine und Polier-Scheiben beweget werden; das letzte aber, damit man Stücke von verschiedener Gestalt abschlei-

sen könne. Eine ähnliche, und nach Beschaffenheit der Umstände noch mannichfaltigere, Einrichtung muß eine Schleif-Mühle haben, die in einer großen Stadt zum Gebrauch der mehresten Eisen-Arbeiter angeleget wird. Eine solche Schleif-Mühle stellt Fig. 2208 dar. Die Welle AB des Wasser-Rades A, trägt zugleich auf dem andern Ende ein starkes Kamm-Rad B, dessen Zähne auf jeder Seite in ein Getriebe CD greifen. Auf der Spitze der Welle DE, steckt ein starker Schleif-Stein E, welcher ziemlich 1 Fuß dick ist, worauf die glatten Flächen der Klingen geschliffen werden. Zugleich trägt eben diese Welle ein starkes Schnur-Rad F, dessen Stirn nicht nur ausgehöhlt, sondern auch so breit ist, daß zwey bis drey Taue darauf neben einander liegen können. Diese werden mit Theer bestrichen, denn sie vereinigen, vermittelst der Rollen G und H, das Schnur-Rad F mit 2 bis 3 kleinen Wellen, und setzen diese zugleich mit dem Schnur-Rade in Bewegung. Die gedachten kleinen Wellen, GI, HK, tragen Schleif-Steine oder Polier-Scheiben, I und K; diese lassen sich aus ihrem Zapfen-Lager nehmen, um andere dagegen einzulegen. Man bemerkt daher in diesen Schleif-Mühlen, Wellen mit Polier-Scheiben und Schleif-Steinen in ziemlicher Anzahl, und von verschiedener Gestalt und Größe. Einige haben zwar auch eine glatte Stirn, bey andern aber sind auf der Stirn 6 bis 7, und mehrere Parallel-Reifen ausgehauen. Nicht nur die Reifen, sondern auch die Vertiefungen zwischen ihnen sind rund, und beyde haben eine verschiedene Größe. Alles, was bis jetzt von diesen Schleif-Steinen mit Ringen gesagt ist, wird Fig. 2209 begreiflich machen. Es ist nunmehr nicht nöthig, von dem Schnur-Rade L, und den kleinen Wellen, MN, OP, die das Rad vermöge der Taue bewegt, etwas zu sagen; denn man darf hier nur in Gedanken dasjenige, was kurz vorher gesagt wor-

worden ist, wiederhohlen. Neben diesem Mühlen-Werke, und überdem noch wohl in den Bohr-Mühlen, wird ein besonderes Wasser-Rad Q, mit einem Kamm-Rade R, angebracht, welches durch das Getriebe S einen starken Schleif-Stein T treibt. Dieser Schleif-Stein ist unter allen der stärkste, und es werden auf demselben die Röhren zu den Flinten-Läufen abgeschliffen. Er muß zum öftern geschärfet werden. Dieser und alle übrige Steine laufen in einem hölzernen Troge, in welchen auf jeder Seite des Schleif-Steines eine hölzerne Rinne von dem Wasser-Gerinne Wasser herbey leitet. Jede Rinne ergießt zugleich ihr Wasser auf ein Zapfen-Lager der Welle, und kühlt den Zapfen ab.

Was bey dem Schleifen der Messer im Kleinen gilt, findet auch größten Theils bey den Klingen Statt. Man schleift die ebenen Flächen dieser Klingen auf dem großen Schleif-Steine E, F. 2208, eben so wie in den Messer-Fabriken. Der einzige Unterschied ist, daß bey den Degen- Säbel- und Hirschfänger-Klingen oft Hohlkehlen auszuschleifen vorfallen; allein die Schwierigkeit wird durch die Einrichtung der Schleif-Mühle völlig gehoben. Auf der Stirn der Schleif-Steine mit Reifen, F. 2209, wechseln, bereits erwähnter Maßen, große mit kleinen Reifen ab; der Schleifer darf also nur einen Reif suchen, welcher in die Hohlkehle passet. Ueberhaupt verlangt man von ihm weiter nichts, als daß er die Klinge gut auf jedem Schleif-Steine zu lenken wisse; denn das übrige thut das Mühlenwerk nebst dem Schleif-Steine ohne sein Bemühen. Die Polier-Scheibe, welche hier mit Leder überzogen ist, richtet sich stets nach dem Schleif-Steine. Folglich wird zu den ebenen Flächen eine glatte, zu den Hohlkehlen aber eine reifige Polier-Scheibe gewählt. Grobe Klingen erhalten ihre Politur nur mit Schmirgel und Baum-Oehl, und beydes

wird, vermischt, bloß auf das Leder der Scheibe geschmiert. Soll aber die Klinge eine vorzügliche Glätte erhalten, so bringt man sie, wenn sie geschmirgelt ist, noch auf besondere Polier-Scheiben, die mit zerstoßenem Blut-Steine, und in manchen Fabriken auch mit Kohlen-Staube bestreuet werden. Das mineralische Wasser, womit die Fabrik zu Solingen ihre Klingen härtet, soll viel dazu beytragen, daß dieselben eine vorzügliche Politur annehmen.

Alle fertige Klingen müssen eine Probe ihrer Güte ausstehen. Eine Person, die vor andern Kräfte hat, hauet mit der flachen Klinge einige Mahl auf einen Kloß; und wenn die Klinge bey dieser Probe nicht zerspringt, wird sie für tüchtig erklärt. Die Probe der Klingen der schwedischen Kron-Lieferanten ist, daß die Klingen sich bis auf $\frac{1}{3}$ ihrer Länge biegen lassen, und dann wieder ohne Lähmung, Krümmung oder Brüche, gerade springen. Die Stärke des Stahles wird durch einen starken Hieb in einen Birken-Stock geprüft, welches die Klinge, ehe sie für gut erkannt werden kann, aushalten muß.

Das Rohr an dem Bayonnete, a b, Fig. 2204, steckt der Schleifer beym Schleifen auf einen langen Dorn, der an einem Ende ein Kreuz hat. Das entgegen gesetzte Ende des Dornes wird dergestalt in ein Zapfen-Lager geleget, daß das Rohr den Schleif-Stein berührt. Der Schleifer darf es nur auf dem Schleif-Steine beständig im Kreise, vermittelst des Kreuzes an dem Dorne, umdrehen. Es wird nur mit einer Schlicht-Feile poliert, so wie auch der gekrümmte Arm b c. Die ebene Seite der Klinge c d schleift man auf einem glatten Schleif-Steine ab; und auf einer ähnlichen Polier-Scheibe werden beyde Stücke auch mit Schmirgel und Baum-Oehl poliert. Die beyden ausgehöhlten Seiten der Klinge hingegen muß der Schleifer auf einem Steine mit Reifen, F.

2209.

2209, ausschleifen, und auf eben solcher Polier-Scheibe mit Schmirgel und Baum-Oehle glätten. Die Reife an der Kante des Schleif-Steines thun hierbey die besten Dienste, weil der Schleifer auf diesen das Bayonnet am bequemsten dergestalt lenken kann, daß der Stein die hohle Fläche in allen ihren Puncten berührt.

Eben dieselben Steine und Polier-Scheiben mit Reifen, F. 2209, müssen auch das Schleifen und Polieren des Lade-Stockes erleichtern. Man kann denselben aber nicht auf einem Reife, sondern nur in einer Vertiefung zwischen zwey Reifen abschleifen; daher sind diese Vertiefungen gleichfalls rund ausgehöhlt. Der Schleifer hat hierbey nichts weiter zu thun, als daß er den Lade-Stock auf dem Schleif-Steine, seiner Länge nach zieht, und ihn zugleich im Kreise umdrehet. Eben dies gilt auch von dem Polieren auf den Polier-Scheiben, die nur vorher mit Schmirgel und Baum-Oehle bestrichen werden.

Klinge, (Damascener-) s. im VIII Th. S. 643.
— — (Degen-) s. im IX Th. S. 56, fgg.
— — (Dreykantige) s. im IX Th. S. 58.
— — (Fuchtel-) s. im XV Th. S. 422.
— — (Futter-) s. im XX Th. S. 592.
— — (Hau-) s. im IX Th. S. 56, und im XXII Th. S. 252.
— — (Hau-) der Hufschmiede; s. im XXV Th. S. 442, und die dazu gehörige Fig. 1455.
— — (Hirschfänger-) s. im XXIII Th. S. 759, und oben, S. 572.
— — (Hobel-) s. im XXIV Th. S. 23 und 24.
— — (Hohl-) s. im XXIV Th. S. 247.
— — (Panduren-) s. im XXIII Th. S. 759.
— — (Rappier-) s. in R.
— — (Säbel-) s. oben, S. 572.

Klinge, (Schieß-) der Nadler, s. im IX Th. S. 486.
— — (Schilf-) s. im IX Th. S. 58.
— — (Solinger) s. im IX Th. S. 56 und 58.
— — (Spalt-) s. Messer der Böttcher, der Stuhlmacher.
— — (Spanische) s. im IX Th. S. 57.
— — (Stoß-) s. im IX Th. S. 56.
— — (Wolfs-) s. im IX Th. S. 58, und oben, S. 570.
— — (Ziegler-) s. im IX Th. S. 59.
Klinge-Beutel, s. Klingel-Beutel.
Klingen-Fabrik, s. oben, S. 571.
Klingen-Möhre, s. Zucker-Wurzel.
Klingen-Schmid, s. oben, S. 569.
Klingel, eine kleine Glocke, in Zimmern, um Bediente zu rufen, oder auch an Thüren, (Haus-Klingel, Hau thür-Klingel,) welche vermittelst einer Schnur oder eines Drahtes mit dazu gehörigen Winkel-Eisen gezogen wird; Glöckchen, Schelle, Fr. Clochette, Échelette, Sonnette. Die Wörter Schelle, und im Hochdeutschen Klingel, bezeichnen nicht bloß die Glocke, sondern ihr ganzes Zubehör, oder den so genannten Klingel-Zug.

Daher klingeln, vermittelst kleiner klingender Werkzeuge einen wiederhohlten Klang hervor bringen. Besonders vermittelst kleiner Glocken oder Schellen; Fr. sonner la clochette; im Niederf. pingeln, im Engl. gingle. Einem klingeln, ihm mit einer kleinen Glocke ein Zeichen geben, daß er kommen soll. Dem Diener klingeln, Fr. Sonner pour appeller son valet. Seinen Leuten klingeln, Fr. Sonner ses gens. An der Thüre klingeln, vor der Thüre stehen und an dem Glöckchen ziehen, damit die Thür geöffnet werde; an andern Orten schellen. Es klingelt oder schellt, jemand an der Thüre.

An-

Anklingeln, an die Klingel ziehen, besonders um dadurch ein Zeichen zum Aufmachen der Hausthür zu geben, wofür man an einigen Orten, z. B. in Thüringen, anschellen, sagt. Vor einer Thüre anklingeln, sonner la clochette d'une porte.

Das Zubehör und die Einrichtung einer Klingel, ist eine Schlösser-Arbeit. Dühamel, in seiner Schlösserkunst, beschreibt sie folgender Maßen (*).

„Jedermann weiß, wie bequem es ist, um die Bedienten zu rufen, wenn man nur an einer Schnur ziehen darf, die entweder bey dem Kamine, oder am Bette, oder bey dem Schreib-Tische, befindlich ist. Diese Schnur setzt eine Klingel in Bewegung, die sich an dem Orte hören lässet, wo sich die Bedienten aufhalten, wenn gleich dieser Ort von dem Cabinete oder Zimmer, das man bewohnt, weit entfernt ist. Die Bewegung der Schnur wird der Klingel durch Eisen-Drahte und Winkel-Eisen mitgetheilt. Vermittelst dieser Winkel-Eisen wissen die Schlösser, die in der Arbeit, Klingeln zu stellen, erfahren sind, den Draht in einem ganzen Zimmer herum zu ziehen; sie führen ihn bis oben hinauf in die Häuser, und wieder herunter in das untere Stockwerk, so, daß man die entferntesten Klingeln mit geringer Mühe in Bewegung setzen kann.

„Diejenigen, welche die Klingeln anschlagen, dürfen sich vor den Scheidewänden, Mauern und Balken, die sie auf ihrem Wege getroffen, gar nicht aufhalten lassen, sondern sie machen ein Loch hinein, und ziehen ihren Eisen-Draht durch. Sie haben dazu Drill-Bohrer, Fig. 2210, mit Bohr-Eisen, Fig. 2211 a) und b), welche 9 Zoll bis 2 Fuß, und mehr,

(*) Nach Schreber's Uebersetz. im 9 B. des Schaupl. der Künste und Handwerke, Lpz. und Königsb. 1769, gr. 4. S. 443, flg.

lang seyn müssen, um die Mauern, Balken und dicken Scheidewände zu durchbohren. Man muß daher solche Bohr-Eisen haben, wie die Marmor-Arbeiter, womit sie die Steine durchbohren; und wieder andere, wie die Tischler, womit sie das Holz bohren. Auch haben sie Spitzen, Fig. 2212, die am Ende verstählt sind; einige sind 1 F. lang, andere 2 oder mehr; sie sind bisweilen sehr nützlich, um die Löcher geschwinder zu machen, wenn sich inwendig in der Mauer Stücke Gyps oder Kalk befinden, welche die Spitze angreifen kann. An diese Spitzen schweißt man in a einen Absatz, daß man sie leicht wieder heraus ziehen kann, wenn man sie mit dem Hammer mit Gewalt hinein geschlagen hat. Man kann auch einige haben, die sehr dünn sind, und worin bey b herum ein Loch ist, damit man den Draht damit durch die Löcher, wenn sie gemacht sind, durchstecken kann. Bisweilen steckt man bloß eine Nadel mit einem Bindfaden in das Loch, woran man den Draht befestigt hat, und zieht ihn damit durch. Ferner muß man starke Beiß-Zangen, Fig. 2213 a), haben, um die Spitzen der Winkel-Eisen, die etwa nicht recht eingeschlagen sind, wieder heraus zu ziehen: auch muß man Zangen mit schneidenden Mäulern haben, um den Draht abzukneipen. Es ist sehr gut, wenn man auch Draht-Zangen, Fig. 2213 b), hat; einige mit runden Mäulern, um den Draht krumm zu biegen; andere mit viereckigen Mäulern, damit man den Draht fassen und ihn bequemer ziehen kann, als mit den Händen, wenn er widersteht, oder wenn man denjenigen, der sich krumm gebogen hat, wieder gerade richten will.

„Die Hämmer, Fig. 2214, dienen, die Spitzen (F. 2212) und auch die Dörner an den Winkel-Eisen, die Krampen ꝛc. einzuschlagen. Auf dem kleinen Horne, Fig. 2215, kann man das Ende an dem starken Drahte biegen, woraus man die Federn macht, die

man

man gemeiniglich auf einen runden Cylinder windet, den man mit einer Kurbel umdreht.

„Man gebraucht höchstens dreyerley Arten von Winkel-Eisen. Wenn der Nagel A, Fig. 2216 a), woran der Triangel BCD ist, in die Mauer eingeschlagen ist, steht der Winkel-Haken mit der Fläche der Mauer parallel. Das Winkel-Eisen Fig. 2216 b), ist von jenem nur darin unterschieden, daß der Arm B etwas länger ist, als der andere. An diesen Arm befestigt man die Schnur, weil man, wenn sie an einen längern Arm vom Hebel gebunden ist, die Klingel desto leichter ziehen kann.

„Fig. 2218, stellt den Nagel A der Figg. 2215 und 2216 vor, den man in die Mauer oder in das Holz schlägt. Man macht niemahls einen Mauer-Haken daran, weil sie in Gypse ziemlich gut halten, und noch besser im Holze; und wenn man ihn in Mörtel befestigen müßte, dürfte man nur einen starken hölzernen Keil in das Loch schlagen, worein man ein Loch macht, damit man die Spitze a vom Nagel hinein stecken könne. Der Theil b ist rund, damit man ihn in das Loch c von den Triangeln BCD (F. 2216 a) und b)) stecken könne. Oben darauf setzt man den Ring c, worauf man das Ende des runden Theiles b vernietet.

„Wenn der Nagel A vom Winkel-Eisen, Fig. 2218, in die Mauer eingeschlagen ist, befindet sich der Triangel BCD in einer senkrechten Stellung gegen die Mauer. Um nun diese Wirkung hervor zu bringen, macht man in den Nagel A, einen Stift oder Zapfen in C, der in das Loch B des Triangels und in den Ring hinein geht, da denn alles durch die Vernietung des Zapfens fest gehalten wird; und man sieht also, daß die Bewegung des Dreyeckes mit dem Stifte am Nagel parallel seyn muß. Dergleichen Winkel-Eisen werden in die Ecken gesetzt, oder wenn der Draht einen doppelten Winkel machen muß.

„Was

„Was die Klingeln betrifft, so setzte man sie ehemahls in kleine hölzerne Köpfe a, Fig. 2219, die von Zapfen b b gehalten wurden, die man in lange Kloben cc steckte, welche in die Mauer geschlagen wurden. Einer dieser Kloben ist in Fig. 2220 besonders vorgestellt. Man sieht in f, Fig. 2219, ein Gegengewicht, welches die Klingel wieder in ihre ordentliche Stellung zu setzen diente; denn durch ihr Gewicht allein hätte sie das Reiben aller Winkel-Eisen nicht überwinden können. Jetzt aber hängt man fast alle Klingeln an eine gewundene Feder g, Fig. 2221, 2223, und 2224, und um das Reiben der Winkel-Eisen zu überwinden, bringt man eine andere gewundene Feder h, (F. 2223 und 2224) an, die den Draht i zieht, welchen man an denjenigen, der die Klingel zieht, in k befestigt. Man stellt diese zurück ziehende Federn auf verschiedene Art, nach dem der Platz es erfordert, welches man sich leicht vorstellen kann; und sie thun allemahl eine sehr gute Wirkung. Ist der Draht von einem Winkel-Eisen bis zum andern sehr lang, so lässet man ihn in kleinen Krampen l (Fig. 2221 und 2223) gehen. Eine von diesen Krampen sieht man Fig. 2222 besonders.

„Will man sich von der Bewegung der Winkel-Eisen einen Begriff machen, so darf man nur die Augen auf Fig. 2221 werfen, und man wird leicht sehen, daß man, wenn man an der Schnur f zieht, die Winkel-Eisen a b c d e in Bewegung setzen wird. Die Bewegung derselben ist durch punctierte Linien angedeutet. Es ist ganz klar, daß man die Klingel h bewegt, wenn man die Schnur f herunter zieht. Wenn man nur ein wenig Ueberlegung braucht, so wird es gar nicht schwer fallen, die Winkel-Eisen auf gehörige Art zu stellen; auch kann man dieselben, ehe man sie anschlägt, auf verschiedene Art drehen, bis man die rech-

rechte Stellung gefunden hat. Damit auch die Winkel-Eisen durch die zurück ziehenden Federn nicht verrücket werden, schlägt man auf der Seite, wo sie sich nicht bewegen sollen, einen eisernen Nagel ein, der mit ii (F. 2221) bezeichnet ist, worauf sich der eine Arm von den Winkel-Eisen legt, wenn man die Schnur losgelassen hat.

„Man kauft den Eisen-Draht in Packeten, die ringweise gewickelt sind. Erstlich muß man ihn in einem Ofen oder in glühenden Kohlen ausglühen; man muß sich aber wohl in Acht nehmen, daß er nicht verbrenne. Hierauf wird er gerichtet, und dieses thut man, wenn man das eine Ende an einen Nagel befestigt, ein Stück Leder in die Hand nimmt, den Draht in dieses Leder stark eindrückt, und rückwärts geht, um ihn durchzuziehen, wodurch er hinlänglich gerichtet wird.

„Die Arme BCD an den Winkel-Eisen, F. 2216 a), und 2218, sind zuweilen von Eisen, meistentheils aber von gegossenem Messing, und ungefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. Der Dorn oder Nagel A, F. 2216 a) und b), ist 4 bis 5 Z. lang, und der an den Winkel-Eisen (F. 2218) 6 bis 7 Z., und bey der Vernietung 5 bis 6 Linien dick.“

Da es bey häufigen Gewittern an mehrern Orten geschehen ist, daß der Blitz nicht allein an dem Drahte, woran Klingeln befestigt gewesen, sondern auch an dem Drahte unter der verputzten Arbeit an Lambris ꝛc. herum gefahren ist, wodurch sich die Gefahr von neuem geäussert hat, nahe an solchem eisernen Drahte sich aufzuhalten; dem ungeachtet aber der Gemächlichkeit, entfernt wohnenden Personen ein Zeichen zu geben, nicht eben deshalb zu entsagen steht: so wurde in No. 26 des leipz. Int. Bl. v. J. 1771, S. 291, angefragt: was für einer Art von Schnuren, die auch der äus-

sern

ſern Witterung ausgeſetzt werden können, man ſtatt des eiſernen Drahtes ſich zu bedienen habe: Hierauf wurde in No. 31 deſſ. v. e. d. J., S. 357, die Nachricht ertheilt: daß man eine Art Schnuren verfertigen könne, welche aber beſonders dazu präpariret werden müſſen, die der äuſſerlichen Näſſe gänzlich wiederſtehen, und ſtatt des eiſernen Aufzieh-Drahtes, wie auch zum Berohren unter der verputzten Arbeit gebraucht werden können. Denn je länger dieſe Schnuren ſtehen, deſto härter und feſter werden dieſelben. Wollte man auch Schnuren von Schaf- oder Bocks-Därmen dazu nehmen, ſo ſind dieſelben doch allemahl der Gefahr ausgeſetzt: 1. von der äuſſerlichen Näſſe angegriffen; 2. wenn dieſelben trocken, von den Milben, Würmern, Ratzen und Mäuſen, welche häufig darnach gehen, zerfreſſen zu werden; auch können ſolche Schnuren ſtatt der Saiten unter die Blattenknöpfe gemacht werden.

In No. 28 deſſ. v. J. 1775, S. 251, wird angemerkt, daß es zu Zuvorkommung der Gefahr bey Gewittern, wenigſtens wohl gethan ſeyn würde, wenn man den Winkel-Haken, wodurch der Klingel-Draht, wo er in die Zimmer führt, zum Ziehen beweget wird, durch einen elektriſchen Körper, als: Pech, oder verſchiedene Gummata, in die Wand befeſtigt, und ſodann den Winkel-Haken, woran man zieht, durch einen ſtarken ſeidenen Faden oder Schnur verbindet. Am andern Ende des Winkel-Hakens kann man auch den Klingel-Draht durch eine ſtarke ſeidene Schnur, oder, weil dieſe dem Wetter ſehr ausgeſetzt iſt, mit einer von Pferde-Haaren gewirkten Schnur, verbinden. Hierdurch werden die Winkel-Haken von allen nicht elektriſchen Körpern abgeſondert.

Bey Erbtheilungen und Käufen, darf der Allodial-Erbe oder Verkäufer die Hausthür-Klingeln nicht mit ſich nehmen; auch nicht einmahl diejenigen, die er

zu seiner Bequemlichkeit an die Stuben hat befestigen lassen. Denn das Befestigen, welches ein Schlösser oder Schmid verrichtet, und die Bestimmung, machen sie zu einem Pertinenz-Stücke der Stube, und mithin zu einer Zubehör des Hauses. Ein bloßer Miethmann hingegen lässet nicht mehr, als er in den Stuben gefunden hat, und nimmt also auch die von ihm angeschaffte Klingel mit.

Klingel-Beutel, (Klinge-Beutel) **Klingel-Sack**, ein Beutel oder Säckchen von beliebigem Zeuge, unten mit einer oder mehrern Schellen, welcher an einem langen Stiele in den Kirchen umher getragen wird, Almosen und freywillige Gaben darein zu sammeln; im Oberd. das Cymbel-Säckel (im g. L. Zimpel-Beutel); Fr. Aumônière. **Mit dem Klingel-Beutel gehen**, denselben in der Kirche herum tragen. Die denselben herum tragen, werden auf dem Lande **Klingel-Männer**, in Städten aber, besonders wenn es angesehene Personen sind, **Klingel-Herren**, Säckel-Herren, genannt.

Die Anlage zum Klingel-Beutel ist schon im Ordine Romano, der ältesten Anweisung über Kirchen-Cerimonien, aus der ersten Hälfte des achten Jahrhundertes, kenntlich, worin vorgeschrieben wird, wie die Acoluthen, in Gesellschaft des Archidiaconi und einiger Subdiaconorum, mit einem Sacke in der Kirche die Opfer sammeln sollen, und was jeder dabey zu thun habe: die Acoluthen nähmlich sollten Sack-Träger seyn; die Subdiaconi dafür sorgen, daß der Sack weit genug geöffnet würde; der Archidiaconus endlich war dabey, um das Opfer hinein zu stecken (*). Diese Art der

(*) Et accedentes subdiaconi sequentes cum Acoluthis, qui *sacculum* portant a dextris et a sinistris altaris, extendentibus Acoluthis brachia; cum *sacculis*, Subdiaconi sequentes stant a fronte, vt parent sinus sacculorum Archidiacono, ad ponendas *oblationes*. *Ordo Romanus antiquus de diuinis Catholicae Ecclesiae officiis & ministeriis per totius anni circulum.* In Bibliothe-

ca

der Einsammlung ist dann bis auf unsere Zeiten geblieben; nur mit dem Unterschiede, daß, seit dem die Opferungen in der Kirche, mit Ausschluß anderer Dinge, allein im Gelde zu bestehen angefangen haben, aus dem ehemahligen Sacke ein bloßer Beutel geworden ist, dem wässerige Predigten und schläfrige Zuhörer noch zu einer Klingel verholfen haben.

Chr. Wildvogel diss. de oblationibus, quae fiunt in ecclesia per saeculum sonantem, vulgo Klingelbeutel. Jen. 1705, 4.

Was die Kirchen-Vorsteher wegen des in den Klingel-Beuteln gesammelten Geldes zu beobachten haben, s. im XXXVIII Th. S. 646.

Klingel-Herr, Klingel-Mann, s. im vorherg. Artikel.

Klingel-Möhre, s. Zucker-Wurzel.

Klingel-Sack, s. Klingel-Beutel.

Klingeln, anklingeln; s. S. 584, und 585.

Klingen, L. clangere, sonare, tinnire, Fr. sonner, tinter, ein Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte haben verbunden wird, und in doppelter Gestalt üblich ist.

1. Als ein irreguläres Zeit-Wort, denjenigen tönenden, d. i. anhaltenden, gemeiniglich angenehmen, Laut von sich geben, welchen dieses Zeit-Wort als eine Onomatopoiesis ausdruckt, und welcher durch die zitternde Bewegung entsteht, welchen harte elastische Körper, wenn sie geschlagen werden, der Luft mittheilen.

(1) Eigentlich. Gespannte Saiten, Glocken, dünne Stücke gewisser Metalle klingen, wenn sie geschlagen werden. Und hieng viel goldene Schellen und Knäufe umher an ihn, daß es klünge, (klänge), wenn er aus- und und eingienge, Sir. 45, 11. Ein tönend Erz oder eine klingende Schelle, 1 Cor.

ca *Max.* PP. T. XIII, p. 639. S. auch du Fresne, v. *Saccus*.

1 Cor. 13, 1. Wie die Saiten auf dem Psalter durch einander klingen, Weish. 19, 17. Mit klingendem Spiele ausziehen, von Soldaten, wenn sie unter dem Schalle der Trommeln und unter dem Klange der Feld-Musik ausziehen. Das Geld klinget, wenn es in einer schwebenden Lage ist, und man darauf schlägt. Die Ohren klingen mir, das Klingen der Ohren, wenn man ein Klingen in denselben empfindet.

In weiterer Bedeutung zuweilen auch von solchen Instrumenten, welche mit einem Schalle klingen. Die Trompete, die Posaune klinget. Wenn die Dromete klinget, Hiob. 39, 25, wo man doch lieber das Wort schallen braucht, ausser daß von der Beschaffenheit des schallenden Lautes auch das Haupt-Wort Klang üblich ist. Die Trompete hat einen guten, einen schlechten Klang. Aber von dem Schwerte, ich will das Schwert lassen klingen, Ezech. 21, 15. und von dem Köcher, wenn gleich der Köcher klinget, Hiob 39, 23, ist eine ein wenig harte Figur.

(2) Figürlich. a) Durch das Gehör empfunden werden, von Worten und Ausdrücken, doch nur in Ansehung der Art und Weise. Die deutsche Sprache klingt vielen Ausländern rauh und fürchterlich. b) Dem Inhalte nach, dem Verstande nach, in welcher Bedeutung auch lauten gebraucht wird. Euer Lob klingt nicht fein! Diese Frage klingt befremdend.

2. Als ein reguläres Zeit-Wort, einen Klang hervor bringen. Mit den Gläsern klingen. Heman — waren Sänger, mit ehernen Cymbeln helle zu klingen, 1 Chron. 16, 19. in welchem Verstande es doch ungewöhnlich ist, indem von dem bloßen Rühren kleiner Glocken, klingeln, von dem Hervorbringen harmonischer Töne aber spielen üblicher ist. Eben dieses

gilt von der Stelle, Cap. 17, 42. mit Drometen und Cymbeln zu klingen und mit Saitenspielen Gottes.

In dem alten Gedichte auf Carl's Feldzug bey dem Schilter clingen, im Niederſ. gleichfalls klingen, im Schwed. klinga, im Engl. clink, und clank, im Böhm. klinkati, im Lat. clangere, im Griech. κλαγγω, und ohne Gaumen-Laut λιγγω. Kling, Klang ſind Nachahmungen dieſer Art des Lautes ſelbſt, wo die Selbſt-Laute i und a den feinern oder tiefern Ton, der Naſen-Laut ng aber das anhaltend tönende ausdruckt.

Daher **erklingen.** 1. Deutlich, laut klingen, mit dem Hülfs-Wort ſeyn, größtentheils nur in der dichteriſchen und höhern Schreib-Art. 2. Wieder klingen, mit dem Hülfs-Worte haben. Das ganze Haus erklang von der Muſik.

Klingender Hanf, Rhinanthus Criſta galli *L.*; ſ. im XXI Th. S. 196.

Klingenberg, ein kleine Stadt in Franken, zwiſchen den Städten Wertheim und Aſchaffenburg, an Mayn gelegen, und dem Churfürſten von Maynz gehörig. Es iſt zwar dieſes, dem Anſehen und ſeinen Gebäuden nach, ein kleiner, aber des Weinbaues wegen weit berühmter Ort, indem der dortige Wein nebſt dem Stein-Weine zu Würzburg, und dem Muskateller-Weine zu Bacharach, unter die drey beſten gerechnet, und deswegen weit und breit verführt wird.

Klinger, ſ. Klinker.

Klink-Haken, ſ. im folg. Artikel.

Klinke, Fr. Cadole, Clenche, Clinche, Cliquet, Loquet, überhaupt ein jedes Werkzeug, welches mit einem Klange oder Schalle niederfällt, und dadurch etwas verſchließt; doch nur noch in engerer Bedeutung, ein fallender Riegel an einer Thüre, welcher in den **Klink-Haken** greift, und die Thür dadurch zumacht, ein am Ende um einen Punct beweglicher Riegel.

Daher **aufklinken,** die Klinke aufheben, und dadurch die Thür öffnen; **einklinken,** die Klinke in den

für

für sie bestimmten Haken bringen, oder fallen lassen. Die Thür klinket nicht recht ein. Klinke doch ein. Zuklinken, vermittelst der Klinke verschließen, die Thür zuklinken.

Dieses Wort ist auch eine Benennung des Sperr-Kegels an den Kattun- und Lein-Weber-Stühlen, s. im XXXVI Th. S. 38.

Im Nieders. und Dän. Klinke, im Schwed. Klinka, im Griech. Αυχος, im mittlern Lat. Cliquetus, wo auch clingere mit einer Klinke verschließen ist; im Pol. Klamka. In einigen oberdeutschen Gegenden bedeutet es einen Schlag-Baum vor den Thoren, (daher das ehemahlige Gericht zu der Klinke bey Brandenburg seinen Nahmen hat; s. im XXXI Th. S. 876.) bey dem Apherdian aber einen jeden Riegel oder Grendel. Im Poln. ist Klin und Klinek, ein hölzerner Nagel, imgl. ein Keil, im Böhm. Klicka sowohl ein Sperr-Riegel, als auch eine Handhabe. Vielleicht von dem Schalle, welchen ein solches Werkzeug im Gebrauche macht, daher man eine Klinke im Oberdeutschen auch eine Schnalle zu nennen pflegt, wo doch klingen nicht in der schärfsten Bedeutung, sondern in weiterer für klacken genommen werden muß, welchen Schall das Franz. Cliquet, Loquet, und andere, bestimmter ausdrucken; wo nicht dieses Wort überhaupt den Begriff eines langen dünnen Körpers hat, wie aus der Vergleichung mit dem Worte Klinge wahrscheinlich wird.

Ich werde die verschiedenen Arten der Klinken, und ihre Einrichtung, so wie sie in Frankreich gewöhnlich ist, nach Duhamel's Anleitung, in seiner Schlösser-Kunst, beschreiben.

Man kann die Klinken, als eine besondere Art eines Verschlusses ansehen, die in gewissen Fällen beynahe eben so gut sind, als die Schlösser, weil man einen Schlüssel nöthig hat, um sie aufzumachen.

Eine gemeine Klinke besteht aus einem langen Stücke Eisen AB, Fig. 2225, welches man den Schaft (Klinken-Schaft), Fr. le Battant, und in einigen Ländern la Clinche, nennt; dieses ist eine Art von He-

bel, der sich frey um einen Nagel drehet, der sich meistentheils an einem Ende des Schaftes A befindet. Das andere Ende B, welches man den Kopf nennt, wird von einer Krampe CC zurück gehalten, die seine Bewegung mäßigt, ohne ihn zu hindern, sich in einer gewissen Weite zu erheben und wieder nieder zu fallen. Wenn der Kopf des Schaftes nieder liegt, befindet er sich in einer Art von Haken, H und T, Fig. 2226 und 2227, den man den **Klink-Haken**, Fr. Mentonnet, nennt, der in die Zarge in der Thür-Oeffnung, oder in die Verkleidung der Thür eingeschlagen ist, welche auf diese Art von dem Schafte der Klinke zugehalten wird. H, F. 2226, stellt einen Klink-Haken mit der Spitze vor, die man in das Holzwerk einschlägt. Der Klink-Haken T, F. 2227, hat einen Mauer-Haken, den man in dem Mauerwerke verstreicht. Will man die Thür aufmachen, so muß man den Schaft der Klinke mit einem Stücke Eisen LM. Fig. 2228, in die Höhe heben, welches durch die Thür geht, und dessen Stiel man bisweilen aufhebt, wenn man mit dem Daumen auf einen breiten Theil L drückt, welcher am Ende dieses kleinen Eisens ist, und sich auswendig an der Thür befindet. Dieses nennt man eine **Klinke mit dem Daumendrücker.** Auswendig an der Thür ist eine Art eines Griffes K, womit man die Thür anzieht, um sie zu zumachen; dieser Griff und dieser Drücker LM, werden durch ein Blech NO, welches an die Thür genagelt wird, gehalten. Bisweilen ist auch auswendig an der Thür ein Ring, F. Fig. 2229; eine Olive, D, F. 2225; oder ein Knopf, den man dreht, um den Schaft in die Höhe zu heben. Man bedient sich gemeiniglich solcher Klinken an Stuben-Thüren. Wenn man die Olive D, oder den Ring F dreht, so hebt das kleine Stück Eisen G oder E den Schaft auf. Bisweilen ist der Stiel an der Olive D, oder an dem Ringe F, viereckig; man steckt ihn in das Loch A, F. 2225, wel-

welches man alsdann viereckig macht, und indem die Olive sich umdreht, hebt sich der Schaft auf; allein es reibt oft zu sehr, und thut zu viel Wiederstand.

Es gibt noch andere Klinken, welche künstlicher eingerichtet sind, und die sich nicht anders, als mit einem Schlüssel, aufmachen lassen. Man macht dergleichen Klinken auf zwey verschiedene Arten; die eine Art nennt man Loquet à Vielle, und die andere à la Cordelière (*). Die Klinken a Vielle, Fig. 2230, haben eben einen solchen Eingang, wie die Schlösser; und wenn man den Schlüssel, Fig. 2234, so tief hinein steckt, daß sein Bart über die Dicke der Thür hinaus steht, und man dreht ihn um, so hebt der Bart eine Art von Kurbel, NO, Fig. 2231, und 2232, oder einen gekrümmten Hebel, auf, welcher den Schaft in die Höhe hebt, wie in Fig. 2233 zu sehen ist. Die Klinken à la Cordelière, die an den Schlaf-Zimmern in Klöstern sehr gebräuchlich sind, haben ebenfalls einen Schlüssel, Fig. 2239, den man aber nicht umdreht, sondern bloß in die Höhe hebt. Das Ende des Bartes dieser Art von Schlüssel hebt ein kleines Stück Eisen f. Fig. 2236, welches an den Schaft befestigt ist, in die Höhe. Dieser Bart ist an verschiedenen Stellen durchbrochen, durch welche die Stückchen Eisen von gleicher Figur gehen, welches eine Art eines sehr künstlich ausgedachten Besatzes ausmacht.

Dasjenige, was jetzt von den verschiedenen Arten der Klinken gesagt worden ist, kann nur einen allgemeinen Begriff davon machen. Um sie genauer kennen zu lernen, ist Folgendes zu bemerken.

1. Einfache Klinken. Wenn man an den Flügel einer Thür inwendig im Zimmer ein Stück Eisen, wie AB, Fig. 2225, befestigte, in das Loch A einen Nagel steckte,

(*) Bey uns haben sie keinen andern Nahmen, als Klinke, ein Klinken-Schloß, auf deutsche, französische Art ꝛc.

damit dieses Stück Eisen, welches man den Klinken-Schaft nennt, sich auf dem Puncte A umdrehen könnte, und an die Zarge der Thür, ebenfalls inwendig im Zimmer einen Klink-Haken H, Fig. 2226, setzte, in welchen das Ende B des Schaftes AB, F. 2225, eingriffe: so ist klar, daß derjenige, welcher ausser dem Zimmer wäre, unmöglich hinein gehen, und derjenige, welcher darin ist, leicht heraus kommen könnte, wenn er mit dem Finger das Ende B des Schaftes aufhebt, um es aus dem Klink-Haken H, F. 2226, zu heben. Um aber zu verhindern, daß das Ende B, F. 2225, nicht durch sein eigenes Gewicht senkrecht herunter falle, und auch nicht zu hoch in die Höhe gehoben werden könne, schließt man es in die Krampe CC, F. 2225, ein, welche seine Bewegung aufhält. Hat die Thür einen Anschlag von Gyps, so braucht man statt des Klink-Hakens H, F. 2226, einen gebogenen, T, Fig. 2227, welcher zwey Mauer-Haken hat, um ihn in der Thür-Oeffnung zu befestigen (*).

Gemeiniglich verlangt man, daß man die Klinken sowohl inwendig in den Zimmern, als auch auswendig, aufmachen könne, und man gibt ihnen diese Eigenschaften auf verschiedene sehr einfache Arten. Die gemeinste ist gewesen, daß man auswendig an die Thür ein Blech I, Fig. 2228, angeschlagen, und einen krumm gebogenen Arm K durchgesteckt hat, welcher, wenn er inwendig im Zimmer vernietet wird, einen Griff abgibt, wobey man die Thür an sich ziehen und zumachen kann. Durch das Blech I geht noch eine Spindel LM, die durch einen Einschnitt und einen Stift an das Blech befestigt ist. Diese Spindel wird auswendig breit, wie eine Scheibe L, die man den Daumen-Drücker nennt, weil man, indem man mit dem Daumen auf diese Scheibe drückt, den Theil M in die Höhe zu gehen nöthigt, und den Schaft der Klinke aufhebt, bis er aus dem Klink-Haken heraus ist. Ist man inwendig im Zimmer, so macht man die Klinke auf, wenn man entweder das Ende M aufhebt, oder unmittelbar das Ende B des Schaftes, F. 2225, aufhebt; gemeiniglich aber bringt

(*) Diese Art von Klinken machen die Bauern bey uns, von Holze.

bringt man bey G einen Knopf an, woran man ihn aufhebt (*).

Eine noch einfachere Art, und der man sich oft bedient, um eben die Wirkung hervor zu bringen, ist diese. Man macht ein viereckiges Loch A, F. 2225, und steckt eine viereckige Spindel hinein, die inwendig im Zimmer durch eine Mutter fest gehalten wird, und woran auswendig ein Knopf oder eine Olive ist, wie D, die auf einem Bleche steht. Dieser Knopf, womit man die Thür anzieht, dient auch, wie man ganz deutlich sieht, die Klinke aufzumachen, wenn man ihn dreht. Die einzige Schwierigkeit dabey ist diese, daß es etwas schwer ist den Knopf umzudrehen, wenn der Schaft gedrange in den Klink-Haken geht, weil dieser Wiederstand an einem langen Hebel ist; daher man den Knopf entweder oval macht, oder ihm einen ziemlich großen Durchschnitt gibt. Oft nietet man an dergleichen Klinken inwendig im Zimmer auf den Schaft gegen G. einen kleinen Knopf, woran man den Schaft in die Höhe hebt, und die Thür an sich zieht, wenn man sie aufmacht.

Fig. 2225 stellt eine andere Einrichtung der Klinke mit einem Knopfe vor. D ist ein Knopf, welcher auswendig an dem Zimmer ist; in seinem Mittelpuncte ist eine Spindel E, woran ein runder Theil hervor steht, der den Schaft aufhebt. Bisweilen nimmt man, statt des Knopfes, einen Ring F, Fig. 2229, und setzt auf die Spindel ein Stück Eisen G, welches den Schaft aufhebt, wenn man den Ring umdreht. Bisweilen setzt man auch, wenn man an einen Knopf stößt, einen Zug in Bewegung, welcher den Schaft aufhebt; und da es bloß darauf ankommt, den Schaft aufzuheben, so kann man sehr viele Mittel ausfündig machen, diese Wirkung hervor zu bringen.

2. Klinken à Vielle (**). Es sollte etwas schwer seyn, die Klinken aufzumachen, und in die Zimmer zu kommen; daher man die Klinken in den Stand gesetzt hat, daß sie einiger Ma-

(*) Dieses wird eine Klinke mit der Wippe genannt, und ist die simpelste Art, die man hat. Sie ist besser, als die von Hamel gleich hernach beschriebene.

(**) Klinke mit der Leyer nach dem eigentlichen Wortverstande. Man kann sie Klinken mit einem Bindschlüsselstücke nennen.

ßen statt der Schlösser dienen, die zwar sehr unvollkommen, aber doch zulänglich sind, Sachen von geringem Werthe zu verschließen, oder Thüren zu zuhalten, welche, da sie sich bloß an Schlaf-Zimmern befinden, sicher genug sind. Man hat einen Schlüssel, oder etwas ähnliches, nöthig, wenn man diese Klinken aufmachen will, welche man Klinken à Vielle nennt, vermuthlich deswegen, weil sie durch eine Kurbel, die man mit einer Leyer ihrer verglichen hat, in Bewegung gesetzet werden.

Diese Klinken bestehen aus einem Bleche P, Fig. 2230, welches mit 4 Schrauben an die Thür befestigt ist, und in der Mitte den Eingang zum Schlüssel hat. Der Schaft der Klinke ist auf der andern Seite der Thür angemacht. Auf die entgegen gesetzte Seite, Fig. 2231, ist ein Stift O genietet, woran der gebogene Hebel N, oder die Leyer, ist, die sich um den Nagel O bewegen lässet; in M ist auch noch ein kleiner Besatz wahrzunehmen; also muß man sich vorstellen, Fig. 2232, daß der Stift S fast an das Blech angemacht ist, daß die Kurbel, da sie sich am Ende ✕ mit einer Dille endigt, die an den Stift gesteckt ist, um den Punct S gedrehet werden kann; und man sieht, daß der Bart des Schlüssels, wenn er an den Punct T stößt, die Leyer aufhebt, und der Arm K, der in V, Fig. 2233, vorgestellt ist, hebt den Schaft AB auf, bis er aus dem Klink-Haken heraus gehoben ist. Man begreift ferner, daß das Blech PP statt des Schloß-Bleches dient, worauf man den Stift O, den Besatz M, F. 2231, und den Eingang des Schlüssels befestigt. Damit nun alles dieses Eisenwerk nicht dicht an einander stoße und sich reibe, thut man die Decke X, Fig. 2233, noch hinzu, worin ein Loch ist, in welches das Ende des Schlüssels, Fig. 2234, welches man dieserwegen etwas lang macht, hinein gehen kann. Man macht auch noch auf das Blech eine Krampe mit Nieten, Fig. 2235, worin der Theil B des Schaftes geht.

Diese Klinken sind sehr gewöhnlich (*), um die Garderoben und andere kleine Zimmer zu verschließen, worin eben keine kostbare Sachen verwahret werden. Man kann sie auch mit einem Haken ganz leicht aufmachen. Die folgen-

(*) Bey uns sind sie ganz ungewöhnlich. Man kann für eine solche Klinke beynahe ein Schloß gemacht bekommen.

genden hingegen sind etwas schwerer aufzumachen, wenn man nicht den Schlüssel dazu hat, nähmlich:

3. die Klinken à la Cordelière. AB, Fig. 2236, ist der Schaft der Klinke. C, ist die Krampe oder der Kloben, worin sie geht. D, ist ein Knopf, welcher an den Theil g des Schaftes fest angemacht ist. gf, ist ein eiserner Stiel, der an das Ende g der Spindel des Knopfes D fest angemacht ist, und an diesem Orte einen Winkel-Haken macht. Alles dieses ist inwendig im Zimmer, und man sieht, daß man, wenn man aus dem Zimmer heraus gehen will, diese Klinke aufmacht, indem man den Knopf D in die Höhe hebt; und wenn man ausser dem Zimmer ist, so wird man die Klinke aufmachen können, wenn man das Ende der Spindel f in die Höhe hebt. Damit man aber nothwendig einen Schlüssel haben müsse, um den kleinen Stiel fg aufzuheben, hat man unter das Blech, Fig. 2237, eine Art von Besatz gesetzt. aa, F. 2237, ist ein Blech, welches auf die auswendige Seite der Thür genagelt ist. Der Eingang b der Klinke à la Cordelière ist daran, und es dient ihr statt des Schloß-Bleches. Die Abtheilung c, die den Eingang b, seiner Länge nach in zwey Theile theilt, besteht aus dem Flügel cae von Fig 2238. Dieses Stück, F. 2238, wird bey c, mit dem breiten Theile e, an das Blech F. 2237 angemacht; der Theil ec, F. 2238, theilt den Eingang durch die Abtheilung c, F. 2237, in zwey Theile, und der runde Theil b, F. 2238, macht einen Theil des Besatzes aus, weil er, wie man sogleich sehen wird, in den zugerundeten Theil i des Schlüssels, Fig. 2239, hinein gehen muß. ee, F. 2236, ist ein Blech, welches wie eine Rinne krumm gebogen ist, und unter das Schloß-Blech a, F. 2240, angemacht ist. Es dient statt einer Dille im Schlosse, die den Schlüssel auf hält, damit er nicht zu weit hinein gehe; und die concave Krümmung dieses Stückes muß gegen die convexe Krümmung des Theiles hg, F. 2239, des Schlüssels zu stehen kommen.

Um nun zu begreifen, wie man sich dieser Klinke bedient, stelle man sich vor, das Blech a, F. 2237, sey hinten auf die Thür genagelt, die Klinke AB, F. 2236, sey an den inwendigen Theil der Thür mit einer Schraube oder einem Nagel befestigt, der in das Loch A gesteckt wird, und an dem andern Ende mit der Krampe C. Hierzu setze man noch, daß man eine Ausschweifung in die Thür ge-

macht habe, worein die Dille cc zu stehen kommt, die an dem innern Theile des Bleches a, F. 2237, befestigt ist, welches statt des Schloß-Bleches dient, wo der Theil gh des Schlüssels, F. 2239, hinein geht. Wenn man ihn platt in die Oeffnung gh von Fig. 2237 steckt, so geht das Stück cc, F. 2237 und 2238, in die Fuge a des Schlüssels, F. 2239; der runde Theil b von Fig. 2238 geht in die Oeffnung i des Schlüssels; die Flügel ad von Fig. 2238 gehen in die Oeffnung bc des Schlüssels. Wenn man alsdann diesen Schlüssel in die Höhe hebt, stößt er an das Ende f des kleinen Stückes Eisen f, Fig. 2236, und hebt den Schaft g der Klinke AB in die Höhe, bis er aus dem Klink-Haken ausgehoben ist. Der Vesatz dieser Art Klinken besteht in der Uebereinstimmung, welche zwischen allen Theilen der Stücke cced, F. 2238, und ec, F. 2236, mit der Gestalt des Schlüssels seyn muß; daher es kommt, daß die Schlösser mit Cordelière schwerer aufzumachen sind, als die mit der Leyer.

Klinken-Schaft, s. oben, S. 595.

Klinken-Schloß, s. oben, S. 597, Anm.

1. Klinker, ein besonders im Niedersächsischen übliches Wort, kleine hart gebackene Mauer-Steine zu bezeichnen, welche einen hellen Klang geben, wenn man daran schlägt; eigentlich Klinger. An andern Orten nennt man sie Fliesen, welches aber eigentlich eine Benennung der im XIV Th. S. 261, f. beschriebenen Steine ist.

Unter Klinker sind grünbläuliche Steine, welche wir aus den Ziegelbrennereyen zu Bötzow, Werder und Ferch, unweit Potsdam bekommen; sie sind durch das Brennen im Ziegel-Ofen gleichsam glasurt worden, und dermaßen hart ausgebrannt, daß sie bey jedem Stoße klingen. Sie entstehen von denjenigen Steinen, die im Ofen in den Zügen stehen, und daher dem Feuer vorzüglich ausgesetzt sind. Zuweilen schmelzen so gar 2, 4 bis 12 und mehrere solche Steine in einen Klumpen zusammen. Man lieset diese Klinker aus den übrigen Steinen eines Brandes aus,

und

und verkauft sie besonders. Ihre Glasur hält das Wasser vorzüglich ab; daher sie mit Vortheile zu Grund-Steinen, Brunnen, Rinnen, Pflastern in den Küchen, und überhaupt zu Werken, die der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, genommen werden.

Die vorzüglichsten Mauer-Steine zum Wasser-Bau, sind die holländischen, von blaßgelber Farbe, welche zu Harlingen in Friesland verfertiget, und weit verfahren werden. Sie sind ungemein hart, und haben zum Wasserbau, mit Tarraß vermauert, eine ewige Dauer. Als im J. 1768 die Schleuse auf der Insel Wilhelmsburg, in der Elbe neben Harburg, ausgebessert wurde, besetzte man den Boden der Schleuse wieder mit denselben Klinkern, die schon 33 Jahr in derselben unter Wasser gewesen waren.

Diese Steine werden, wie Hr. Hofr. Beckmann in seinen Anmerkungen zu des Sage chem. Untersuch. verschied. Mineralien, (Gött. 1775, 8.) S. 49, meldet, aus einem feinen weißen Thone gemacht, welcher etwas feinen Kalk bey sich hat, daher er auch brauset, und dem man noch etwas zarten Sand beymischt, wodurch die ganze Mischung einiger Verglasung fähig wird. Cronsted scheint zu glauben, als ob die Klinker aus einem rothen eisenschüßigen Thone gemacht würden.

2. **Klinker**, eine Art Fahrzeuge der Schweden und Dänen, wie auch in Languedoc und zum Häringsfang, mit plattem Boden, welche nicht tief gehen, und andern Schiffen in der See behülflich sind; Fr. Cabarre, Chincarr.

Klinkschön, ein nur in Nieder-Deutschland von flüssigen Körpern für klar, d. i. hell, durchsichtig, übliches Wort. Der Wein wird klinkschön verkauft, d. i. abgezogen, ohne Hefen, ganz klar. Am Rheine ist dafür lauter üblich.

Im Niederſ. lautet es auch klinkklar. Die erſte Hälfte gehört vermuthlich zu dem Geſchlechte des Wortes glänzen.

Klinop, ſ. **Klimmop**, oben, S. 567.

Klinſe, im g. L. einiger Gegenden eine Ritze, Spalte, wo es auch **Klünſe** und **Klunſe** lautet.

Im Bergbaue iſt die **Klunſe**, ein Riß im Geſteine; Böhm. Kloja und Klojeny.

An andern Orten werden hohle Stellen in einem Stroh-Dache **Klinſen** genannt; Fr. Gautieres.

Mit klieben und klaffen von Einem Stamme. Siehe dieſe Wörter.

Klinſeln, in Schleſien, weinerlich reden, kläglich thun.

Klipdas, Cavia capenſis *Pall.* Marmotte du Cap de bonne eſperance *Buff.* ein Thier, welches bisher wenig bekannt iſt, und wovon wir die erſte richtige und ausführliche Beſchreibung den Herren Pallas und Vosmaer zu verdanken haben. Sie ſind auch die erſten, welche es mit dem Nahmen einer capſchen Cavie beleget haben, da die Holländer daſſelbe in ihrer Sprache Klipdas nennen. Ich behalte dieſe letztere Benennung, mit Hrn. Graf Mellin (welcher folgende Beſchreibung dieſes Thieres, nebſt einer von ihm ſelbſt nach der Natur gezeichneten Abbildung, im 3 B. der Schriften der berl. Geſellſch. naturforſch. Freunde, Berl. 1782, gr. 8. S. 271, fgg. geliefert hat,) bey, weil dieſes Thier nicht füglich unter das Geſchlecht der Cavien, oder Javien, zu bringen iſt.

Der äuſſern Geſtalt nach ſieht der Klipdas einem kleinen Bären, der nicht größer als ein Kaninchen wäre, nicht unähnlich. Der Kopf iſt nach Proportion ſeines Körpers klein. Die Augen ſind groß, ſchön, hell und lebhaft. Die untern und obern Augenwimpern beſtehen aus kurzen, ſchwarzen Härchen, über welche man 6 oder 7 längere, ſchwarze, borſtenähnliche

Haare

Haare sieht, die unterhalb der Ecke des Augenliedes hervor kommen, und sich nach dem Kopfe rückwärts hin wenden; eben dergleichen lange Bart-Haare hat er auch an der obern Lippe ungefähr in der Mitte der Schnautze. Unterhalb den Backen, gleich hinter seinem kleinen Munde, sträuben sich auf beyden Seiten des Kopfes, ein Busch langer, dichter, gelblicher Haare hervor, die sich bis an die Kinnladen herab ziehen, und nach denselben hin immer länger werden. Diese Haare stehen, wenn man das Thier gerade von vorn ansieht, etwas vom Kopfe ab, und machen, daß der Kopf, unterhalb den Backen hinter dem Munde, dicker aussieht, als er wirklich ist. Die Nase ist nacket, ohne Haare, und durch eine feine Naht, die bis auf die Lippen reicht, getheilt. Der Gaumen im Munde hat 8 tiefe Furchen. Die Zunge ist dick, ziemlich lang, hellroth, mit Wärzchen besetzt, und an der Spitze oval abgerundet. Die obere Kinnlade hat 2 lange Zähne, die vorn am Munde hervor stehen, und durch einen breiten Zwischenraum von einander abgesondert sind. Sie haben die Gestalt eines länglichen platten Dreyeckes. Die Zähne der untern Kinnlade stehen unten dicht beysammen; es sind ihrer 4 an der Zahl; sie sind breit, platt, ziemlich lang und schneidend. Die Backzähne sind ziemlich groß, 4 unten, und eben so viele oben; man könnte noch einen fünften rechnen, der aber viel kleiner, als die übrigen, ist.

Der Klipdas hat sehr kurze Vorderbeine, die halb unter den Haaren des Leibes versteckt zu seyn scheinen. Die Füße haben keine Haare, und sind nur mit einer schwarzen Haut bedeckt. Die Vorderfüße haben 4 Zehen, davon die längste die dritte Zehe, oder die zunächst an der äussern ist; die vierte oder äussere aber ist viel kürzer als die übrigen, und nur wenig von den neben stehenden längsten abgesondert. Die Spitze jeder Zehe ist mit einem runden, flachen, schwarzen Nagel

bekleidet, welcher, wie ein Menschen-Nagel, an die Haut fest anschließt. Die Hinterfüße haben 3 Zehen, deren 2 stets im Gehen an der Erde anliegen, und deren Nägel so wie die an den Vorderfüßen beschaffen sind. Die dritte inwendige aber ist viel kürzer, von den andern abgesondert, und bey jeder Art von Bewegung trägt das Thier dieselbe aufgerichtet. Diese dritte Zehe ist mit einem sonderbaren, größern Nagel versehen, welcher eine Art von Rinne macht, deren Ränder sehr dünn sind, sich anfangs einander nähern, sodann aus einander laufen, sich hinterwärts biegen, und zuletzt durch ihre Vereinigung eine kleine hakenförmige Spitze formiren, welche bis auf die Hälfte der Rinne reicht. Der Nagel ist so gestellt, daß das Thier niemahls die Erde damit berührt. Es ist wegen der Dünne desselben nicht glaublich, daß das Thier diesen Nagel zum Miniren oder Graben gebrauchen könne; vielmehr scheint er ihm dazu gegeben zu seyn, um sich damit das Ungeziefer abzukratzen, wozu die andern runden, ganz flachen Nägel ungeschickt sind. Dieses ist wenigstens Klockner's Meinung von der Bestimmung dieses Nagels (*).

Dieses Thier hat gar keinen Schwanz, sondern das Weidloch oder die Oeffnung des Mastdarmes ist frey, und nur durch die Rücken-Haare etwas bedeckt. Die Farbe der Haare ist an der Spitze schwarz, und der übrige Theil desselben ochergelb, ungefähr wie das schwärzlich graugelbliche Haar der Hasen und Kaninchen. Das Haar ist auf dem Kopfe und Rücken schwärzer, auf der Brust und dem Bauche aber heller. Es sieht der Hasen-Wolle gleich, und ist nur hin und wieder mit einzelnen langen schwarzen Haaren besetzt. Vom Halse nach der Brust, dicht vor den Schultern, geht

(*) Zimmermann's geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere, Th. 2, S. 329.

geht ein weißlicher Streif herab, welcher sich aber nur bis an die Vorder-Füße erstreckt.

Der Klipdas, welchen Hr. Graf Mellin zu beobachten, auszumessen und abzuzeichnen Gelegenheit hatte, war von Hrn. Pred. Chemnitz in Kopenhagen, des Hrn. Grafen Schwager, dem Grafen Borcke übersendet worden. Es war ein ausgewachsenes Weibchen, und kam vom Vorgebirge der guten Hoffnung, wo dieses Thier zu Hause gehört. Es wog 2½ berl. Pfund.

Der Graf Büffon (*) verwirft die Benennung Cavia capensis, welche Hr. Pallas (**) diesem Thiere beylegt, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Weil das Klima aller Cavien das mittägliche Amerika ist; da hingegen dieses nur allein in Afrika angetroffen wird. 2. Weil der Nahme Cavia, oder, wie er eigentlich ausgesprochen werden soll, Zavia, ein brasilianisches Wort ist, welches nicht auf ein afrikanisches Thier angewendet werden sollte, weil es nur dem wahren Cavia, welches der Cabiai ist, zukommt, und nächst diesem dem Cavia Cobaia, welches das bekannte Meer-Schweinchen ist. 3. Weil der wahre Cavia oder der Cabiai, wie aus dem Art. Wasser-Schwein zu ersehen seyn wird, nur am Rande der Gewässer sich aufhält, und Schwimm-Häute zwischen den Zehen hat, dahingegen der Cavia vom Cap, oder der Klipdas, nur Felsen und sehr trockne Höhlen zu seinem Aufenthalte erwählt.

Daß dieses Thier auf den Felsen am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden wird, versichern alle Reisende, die es dort in seinem natürlichen Zustande gesehen haben; sie fügen auch hinzu, daß er sich, wie der Dachs, oder vielmehr wie das Kaninchen und Mur-

(*) Supplement à l'histoire nat. To. V. (Ed. in 12.) p. 293.
(**) Spicileg. zoolog. II. p. 16.

Murmelthier, in die Erde grabe. Dieses letztere scheint zweifelhaft zu seyn. Alle uns bekannte Thiere, die sich in die Erde graben, sind von der Natur mit starken Zehen und scharfen Nägeln bewaffnet, um in die oft harte Erde hinein zu scharren, um alle ihnen aufstoßende Hindernisse aus dem Wege räumen zu können; der Klipdas aber hat, wie aus vorhergehender Beschreibung erhellet, gar keine hervor ragende Nägel, sondern, ausser zwey langen Nägeln an den Hinterfüßen, auf den übrigen Zehen runde, flach anliegende Nägel, die den Menschen-Nägeln nicht unähnlich sind, und diese können ihm so wenig zur Vertheidigung, als zum Eingraben, dienen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß der Klipdas in die Klüfte und Stein-Höhlen schlüpft, so wie sie von der Natur gebildet sind, ohne daß er im Stande ist, zu ihrer Verbesserung das geringste beyzutragen. Er sucht vermuthlich hierzu sich unzugängliche Oerter aus; und da er hoch und sicher springt, so ist diese Gabe der Natur vielleicht die einzige, die er zu seiner Sicherheit anwenden kann, um auf hohe Felsen und Stein-Klippen hoch hinauf zu gelangen, wo ihn weder Menschen noch Raub-Thiere folgen oder aufsuchen können.

Die Natur hat den Klipdas völlig wehrlos erschaffen, und es ist zu bewundern, daß diese Art Thiere nicht längst durch Menschen und Raub-Thiere ausgerottet worden ist; denn es kann sich so wenig durch eine schnelle Flucht retten, als es sich mit den Zähnen oder Klauen wehren kann. Ob er gleich, wenn er böse wird, mit einem grunzenden Laute zufährt und beißt, kann er doch so wenig ausrichten, daß, als er einmahl mit dem sehr kleinen Schooß-Hündchen seiner Gebietherinn Händel bekam, und sie beyde mit vielem Gnurren und Lärmen auf den Hinterfüßen stehend sich herum bissen, man sie beyde aus einander brachte, ohne

daß

daß einer dem andern hätte etwas anhaben können (*). Ungeachtet der Klipdas so wenig ausrichten kann, ist er doch beißig, und würde es noch mehr seyn, wenn man ihn nicht, da er sehr zahm ist, gleich durch Bedrohen davon abhielte, so bald er zu gnurren anfängt. Er fährt gleich sehr eifrig auf denjenigen zu, der ihn zum Zorn reißt; und obgleich sein Biß eine zu schmerzhafte Empfindung macht, als daß man sich derselben gleichgültig aussetzen sollte, so ist er doch nicht hinlänglich, auch nur das kleinste Raub-Thier sich damit abzuwehren, welches es ernstlich auf ihn angesehen hätte.

Ohne langsam zu seyn, ist er doch nicht schnell genug, um durch die Flucht auf der Ebene seinem Feinde zu entkommen. Daher bemerkt Hr. Graf Mellin, daß, wenn er ihn auf einen mit Gebäuden umgebenen Hof laufen ließ, er sich sogleich finstere Winkel aussuchte, um sich da sicher aufhalten zu können. Vornehmlich nahm er gleich seinen Gang nach einem zusammen geworfenen Haufen Mauer-Steine, die eine Art von kleiner Höhle bildeten. Dabey springt er ungemein leicht und hoch, ohne jedoch klettern zu können. In diesem Springen setzt er gewiß seine größte Sicherheit; und weil er dadurch den Menschen und Raub-Thieren eher, als den Raub-Vögeln, entkommen kann, so setzt ihn jeder Anblick eines vorbey fliegenden großen Vogels in Schrecken. Wenn er auf dem Fenster als seinem liebsten Aufenthalte sitzt, springt er, so bald er eine vorbey fliegende Krähe gewahr wird, gleich vom Fenster, und läuft mit größter Geschwindigkeit in seinen Kasten, der ihm hier statt einer Höhle die-

(*) Diese, nebst vielen andern dieses Thierchen betreffenden Nachrichten, hat Hr. Graf Mellin von seiner Frau Schwester, der vermählten Gräfinn Borcke, erhalten, die es noch besitzt, in ihrem Zimmer frey herum gehen lässet, und es mit vieler Aufmerksamkeit beobachtet hat.

dienen muß, wo er denn so lange bleibt, bis er die Gefahr vorüber zu seyn glaubt, und dann wieder nach seinem vorigen Platze zurück kehrt.

Er wurde dem Hrn. Gr. Mellin in einem hölzernen Kästchen gebracht, woran er mit einem schwachen, leinenen Bande gebunden war. Nie hat er aber den mindesten Versuch gemacht, sich durch Zernagung des Bandes zu befreyen; auch wenn er in das Kästchen eingekrochen war, und man ein kleines Gitter vorschob, um es zu verschließen, nagte er weder an den Seiten-Bretern, noch an den Sprossen. Er drückte sich vielmehr mit dem Rücken in den hintersten Winkel seiner kleinen Wohnung, steckte die Nase zwischen die Hinterkeulen, und schlief so fest, daß man ihn ziemlich laut konnte schnarchen hören. Doch dieser Schlaf scheint nur ein Mittel zu seyn, sich die lange Weile einer engen Gefangenschaft erträglich zu machen; denn nachdem man ihn weniger eingeschränkt, und ihn frey in dem Zimmer hatte herum gehen lassen, (eine Glückseligkeit, der er auf einer weiten See-Reise so lange beraubt gewesen war!) wurde ihm bald sein versperrter Aufenthalt verdrießlich. Er drängte sehr geschickt die Nase zwischen dem Boden-Brete und dem Fall-Thürchen durch, und so schob er das Gitter auf, wenn ihm des Nachts die Zeit im Kasten lang wurde. Dann lief und sprang er mit vieler Behendigkeit allenthalben im Zimmer herum, und hatte sich besonders einmahl auf eine mit Porzellan besetzte Commode gewaget, wo er alle Tassen umgekehrt hatte, ohne etwas zu zerbrechen. Seit dem wird er besser versperret; sonst weiß er so geschickt, wie die Katzen, auf die Tische zu springen, wenn auch noch viel darauf steht, ohne jemahls etwas herab zu werfen.

Er frißt allerley grüne Gräser, Brod, Obst, auch vorzüglich gern Kartoffeln, roh und auch gekocht; nur muß man oft seine Speise abwechseln, denn er wird

bald

bald eines Fraßes überdrüßig. So frißt er bisweilen so gar Bökel-Fleisch; nur muß es vom Rinde seyn, und ihm nur selten gereichet werden. Vielleicht hat er sich zu dieser Speise auf seiner See-Reise bequemen müssen. Das Mos, welches auf der Rinde der Eichen sitzt, nimmt er auch gern zu seiner Nahrung, so wie er auch hierzu die Rinde der eichenen Scheite abschälet, die er unter dem aufgesetzten Brenn-Holze im Holz-Korbe findet. Um zu dieser Rinde zu gelangen, drängt er sich zuweilen bis auf den Boden des Holz-Korbes, zwischen die Scheite durch, wenn er auch bis oben an mit Holze angefüllt ist, und findet sich auch eben so geschickt und geschwinde wieder heraus. Hasel-Nüsse frißt er auch gern, wenn man sie ihm aufmacht, denn selbst kann er die harte Schale nicht aufknacken; eben so ißt er auch gern Mandeln, diese scheinen ihm aber nicht zu bekommen, und er wird krank nach dieser Speise. Wird ihm nicht etwas vorgesetzt, das ihm schmeckt, so kann er den ganzen Tag hungern; aber den folgenden hohlt er es wieder ein. Sie saufen sehr wenig, und man könnte fast sagen, daß sie es gar nicht thun, wenigstens gewiß nicht, wenn sie Gräser, Obst und dergleichen Nahrung, die schon Feuchtigkeit an sich haben, bekommen. Die Zeit hindurch, als Hr. Graf Mellin ihn bey sich hatte, welches im Sommer war, da er ihn denn mit allerley grünen Kräutern und Obste füttern ließ, hat er gar nicht trinken wollen, weder Wasser noch lauwarme Milch; nachdem er aber in Stargord, dem Schlosse des Gr. v. Borcke in Hinter-Pommern, gewesen war, hat er bisweilen, doch nicht viel, und nur Wasser gesoffen. Alsdann taucht er die Nase ein, und sauget das Wasser auf; dahingegen das Meer-Schweinchen solches mit der Zunge von oben herab einschlägt, also auf eine umgekehrte Art, als die Hunde, Katzen, u. a. m., die es von unten herauf mit der Zunge in den Mund einwerfen.

Gewiß, es ist eine Folge seiner erhaltenen Nahrung, wenn sich der Klipdas zum Saufen bequemet, und vielleicht thut er es vornehmlich, wenn man ihm Bökel-Fleisch gegeben hat. Man kann also annehmen, daß er in seinem natürlichen Zustande, wenn er in der Freyheit lebt, gar nicht trinke, wodurch er sich von den Cavien unterscheidet, welche oft und viel trinken.

Der Klipdas hält sich immer reinlich. Er hat die Art an sich, seinen Urin und seine Losung immer an denselben Ort zu lassen, und beydes, wie die Katzen oder Dachse, sehr sorgfältig mit Sand oder Erde zu bedecken. Vielleicht ist der Grund, warum er hierzu beständig einen und denselben Ort wählt, der, daß er dabey gewisse Bequemlichkeiten nöthig hat, die er nicht an allen Orten findet. Er muß nähmlich, wenn er losen will, eine aufrechte Stellung annehmen, die Hinterfüße gegen eine Wand oder sonst etwas stämmen, und die Vorderfüße auf ein Stück Holz oder sonst eine bequeme Erhabenheit stellen; dabey steckt er die Zunge aus, und leckt sich immer das Maul. Es scheint, daß die Ausleerung seines Körpers mit einiger Beschwerde für ihn begleitet sey.

Um sich des Ungeziefers entledigen zu können, muß man ihm einen Haufen Sand hinwerfen, worin er sich herum wälzet und badet, gerade auf die Art, wie es die Hühner und Fasane zu thun pflegen, welches man noch bisher an keinem vierfüßigen Thiere auf der Welt bemerkt hat; denn das Wälzen der Hunde, Füchse, Wölfe, u. a. m. auf der Erde, ist hiermit gar nicht zu vergleichen.

Der Prof. Herrmann setzt den Klipdas unter ein eigenes Geschlecht, welches er Fett-Thiere nennt, weil er wirklich sehr fett wird. Doch ist dieser übermäßig fette Zustand für ihn nicht mehr natürlich, als für jedes andere Thier, welches eingesperret, stark gefüttert wird, und sich keine Bewegung machen kann,

oder eigentlich im Mast-Stalle ist. Wenn der Klipdas angebunden und gezwungen ist, seinen Wirkungs-Kreis in solchen engen Raum einzuschränken, als sein Band oder seine Kette reichet, so verliert er alle seine Lebhaftigkeit, bringt seine Zeit mehrentheils schlafend zu, und wird alsdann sehr fett. Lässet man ihm aber die Freyheit, im Zimmer frey herum zu gehen, so ist es ein sehr munteres Thier, welches den ganzen Tag im Zimmer herum geht, und von einem Orte auf den andern springt, und alsdann wird es nicht so übermäßig fett, daß dieses Fett als ein besonderer Character für ihn angegeben werden könnte.

Die Lebens-Art dieses Thieres ist also nicht so einförmig, wie der Graf Büffon, aus den von ihm eingezogenen, und vermuthlich von einem enge eingesperreten oder angebundenen Thiere gegebenen Nachrichten muthmaßet; er bringt keinesweges den größten Theil seines Lebens schlafend zu. Er hat den Gang des Meer-Schweines; und weil er leicht und hoch springt, so erwählt er gern erhabene Oerter zu seinem Aufenthalt. Hr. Graf Mellin hat bey demjenigen, welchen er beobachtete, gar nicht gefunden, daß er in seinen Bewegungen langsam sey, noch daß er sich, so wie das Kaninchen, hüpfend fort bewege, welches beydes Vosmaer dem Grafen Büffon berichtet hat. Er hebt in seinem gewöhnlichen Gange die Hinter- und Vorder-Füße nach einander, wie das Meer-Schweinchen, auf, sitzt auch auf den Hinter-Keulen wie dieses; und es ist nur, wenn er läuft, daß er einen hüpfenden Gang annimmt, der aber alsdann allen Thieren gemein ist.

Der Klipdas, welchen Hr. Graf Mellin beobachtete, konnte einen ausserordentlichen Grad von Hitze ertragen, den er freywillig erwählte. Sehr oft liegt er ganz oben auf dem Ofen, wo er in der größten Geschwindigkeit mit einigen Sprüngen herauf kommt.

Wenn der Ofen in seiner Stube geheizt ist, springt er in die Ofen-Thür hinein, denn es ist ein Wind-Ofen, und legt sich dicht neben den glühenden Kohlen. Es begegnete ihm vor einiger Zeit, daß er auch in den Ofen hinein sprang, als die Einheizerinn eben die Kohlen hinein geschüttet hatte, und hinging, das Holz aus dem Korbe zu nehmen; weil er sich vermuthlich an der Wand im Ofen gedrückt haben mußte, wird sie ihn nicht gewahr, steckt das Holz ein, und macht die eiserne Thür zu. Glücklicher Weise für den Klipdas bleibt die Einheizerinn vor dem Ofen stehen, um das Anbrennen des Holzes abzuwarten, und ist nicht wenig verwundert, nachdem die Flamme prasselnd in die Höhe lodert, das Thierchen die Nase zur kleinen Zug-Thür hinaus stecken zu sehen; sie macht geschwinde auf, und er springt heraus, ohne weitern Schaden genommen zu haben, als daß ihm das Haar auf beyden Seiten ganz gelb gesenget war. Dem ungeachtet hat ihn diese Feuer-Gefahr für das Feuer nicht scheu gemacht, und er hat immer fortgefahren, die Nähe desselben zu lieben.

Sein Gehör ist sehr leise, und er weiß sehr genau die Stimmen und den Gang derjenigen zu unterscheiden, zu denen er eine besondere Zuneigung hat. Merkt er sie im Neben-Zimmer, so setzt er sich dicht an die Thür, und legt das Ohr immer näher heran, je mehr die Person, welche er zu sehen wünscht, sich der Thür nahet; geht sie aber wieder weg, ohne herein zu kommen, so geht er auch wieder von der Thür langsam und unzufrieden fort. Er ist ungemein zahm, und wenn man ihn vermißt und bey seinem Nahmen ruft, antwortet er mit einer Art von Pfeifen, die nicht unangenehm ist. Eben dieses thut er auch, wenn man ihn an sich locket, um ihn auf den Schooß zu nehmen; denn das ist für ihn ein sehr angenehmes Lager.

Weil dieses Thierchen sich auf den Felsen von nichts, als von feinen Kräutern, nährt, dabey auch ziemlich fett wird, so gibt es vielleicht ein schmackhaftes Wildbret ab. Kolbe versichert es, und fügt hinzu, daß die Jagd desselben nicht beschwerlich sey (*). Aus der Analogie kann man schließen, daß dieses Thier mehrere Junge auf ein Mahl, wie alle kleine Thiere, wirft, auch vielleicht einige Mahl im Jahre.

Klipp, (der) ein Klapp feinerer oder kleinerer Art, und ein Schlag, welcher diesen Schall hervor bringt. Am häufigsten wird es noch im Diminut. **Klippchen** gebraucht, den Laut nachzuahmen, welcher entsteht, wenn der mittlere Finger von dem Daumen in die Hand geschnellet wird, wofür doch im Hochdeutschen **Knippchen**, und mit dem Zisch-Laute Schnippchen, üblicher sind. Siehe **Klapp**, im XXXIX Th. S. 345. Das Haupt-Wort die **Klippe**, eine Falle, wegen des Schalles, womit der Deckel zufällt, **Vogel-Klippe**, ein Meisen-Kasten, und **klippen**, diesen Schall machen, der mit klappen verwandt, nur von feinerer Art ist, sind im Niedersächsischen bekannter, als im Hochdeutschen.

Klipp-Fisch, der am Rücken aufgerissene, und auf Klippen oder Felsen gedörrete Kabeljau, welcher unter dem Nahmen des Stock-Fisches am bekanntesten ist; obgleich Einige den letztern Nahmen nur dem sehr hart gedörreten Klipp-Fische beylegen. Siehe im XXXII Th. S. 23, fgg.

Klipp-Kanne, im g. L. eine hölzerne Kanne mit einem Deckel, wegen des Schalles, welchen der letztere im Gebrauche macht; im Friesischen nur Klipp.

Klipp-Kleber. Dieser Nahme deutet auf die Lebens-Art, welche diesen Conchylien, aber auch den Meer-Ohren eigen ist, indem sie sich an die Felsen ankleben.

(*) Beschreib. des Vorgeb. d. g. Hoffn. S. 144.

Linné nennt dieses Geschlecht mit den Holländern und Franzosen Patella. Sie heißen daher, nähmlich wegen ihrer offenen Gestalt, auch Schüssel-Muscheln, Napf-Muscheln, Napf-Schnecken, oder Schilder. Das Thier ist der Erd-Schnecke ohne Haus ähnlich; es hat Backen, Lippen und Zähne; die Augen stehen an der innern Seite der Fühlhörner; der Mantel hat eine Franse, von drey Reihen Fasern. Gemeiniglich ist solches eßbar. Die einfache Schale ist einiger Maßen kegelförmig gestaltet, und ohne Schnörkel. Bonnet hat über die Klippkleber und andere Schal-Thiere, welche sich durch eine Art von Leim befestigen, lesenswürdige Betrachtungen angestellt.

Die Schale der Patellen ist gemeiniglich wie ein spitziger Hut oder wie eine Stürze gestaltet, worunter der ganze Körper des Thieres, wie unter einem Dache bedeckt liegt. Dieses Dach kann das Thier nach Belieben aufheben und herunter lassen. Im letzten Falle wird der ganze Körper bedeckt, und sitzt unmittelbar auf dem Steine auf. Ein großer Muskel, welcher die ganze Schale einnimmt, und gleichsam die Grundfläche derselben ist, befestigt das Thier an den Stein. Ob es aber gleich nur mit einer Grundfläche von 1 Zoll breit aufsitzt, wird es doch nicht ohne viele Mühe losgemachet werden können. Wenn man einen Strick an die Schale legt, und gegen 30 Pfund daran hängt, wird die Trennung erst nach einigen Minuten erfolgen. Es geschieht dieses, wenn der Stein auch ganz glatt ist. Wenn man das Thier quer durchschneidet, setzt es sich eben so fest an, als zuvor. Die Ursache dieses Anhängens ist in dem zähen Schleime zu suchen, womit der Muskel ganz durchzogen ist, und den man auch mit dem Finger gar merklich fühlen kann. Die Napf-Muschel aber bleibt nicht immer auf Einer Stelle fest angeklebet; sie kriecht auf dem Felsen hin, ihre Nahrung zu suchen. Der große Muskel dient ihr statt der

Fü-

Füße, und verrichtet die Dienste, wie der Muskel der Erd-Schnecke. Der Muskel kann sich demnach von dem Steine losmachen, und das Thier kann nach Belieben die Verbindung trennen, welches kaum ein Gewicht von 30 Pf. verrichten kann. Wenn man mit einem nassen Finger über den Muskel hin fährt, klebt der natürliche Leim nicht ferner daran. Die ganze Fläche des Muskels ist voll Körnchen, die mit einer auflösenden Feuchtigkeit angefüllt sind. Wenn nun das Thier weiter gehen will, drückt es diese häufige Drüsen, der Leim wird alsdann aufgelöset, und das Thier kriecht fort. Doch hat das Thier nur einen bestimmten Vorrath von Leim, und wenn man es öfters nach einander losreißt, wird der Vorrath erschöpfet, und es kann ferner nicht mehr ankleben.

Linné erwähnt 36 Arten Klippkleber, welche in verschiedenen Stücken von einander abweichen, daher er solche in 5 Abtheilungen geordnet hat.

Die erste enthält diejenigen, welche inwendig eine Lippe haben, und die Müller deswegen Lipp-Schalen nennt. Dergleichen sind: die Fischweiberhaube, Rothlippe, chinesische Mütze, Nußschale und der Pantoffel.

Zur zweyten gehören diejenigen, welche gezähnelt sind, oder einen zackigen Umfang haben, und die Müller deswegen Zackenränder nennt, als: der Schilling, Meduſenkopf, die Stern-Patelle, Mütze, Festung, das Körnerschild, die gemeine Patelle, blaue und Knoten-Patelle.

Die dritte begreift diejenigen unter sich, welche einen spitzigen und gekrümmten Wirbel haben, und die Müller deswegen Krummwirbel nennt. Dergleichen sind: die Narrenkappe, alte Haube, Kopfplatte, der Dreykiel, Kunzelkamm, Rothring, Nagel, Zackenkamm, und die Morast-Patelle.

Die vierte enthält diejenigen, welche einen glatten Rand, und einen stumpfen dichten Wirbel haben, und die Müller Glatteränder nennt, als: die Glas-Patelle, das Schildkrötenschild, der Strohhut, die Bauernkappe, der Braunrand, Fleckenrand, Kreutzer, und die Netz-Patelle.

Zur fünften werden diejenigen gerechnet, welche einen durchbohrten Wirbel zeigen, und die Müller Offenwirbel nennt, als: die Spalte, Blatter, das Gitter, die Strahl-Patelle, und Wolken-Patelle.

In dem Anhange zu dem Natur-System, hat Linné das Geschlecht der **Klippkleber** noch mit folgenden zwey Arten vermehrt:

1. Die Noachs-Patelle, Patella noachica. Die kegelförmige Schale ist etwas gedrückt, und ungefähr mit 20 erhabenen Rippen gestreift; der Wirbel ist spitzig zurück gebogen, und vorn mit einer Spalte gezeichnet, daher sie unter die fünfte Abtheilung, mit durchbrochenem Wirbel, zu rechnen ist.

2. Die Zwerg-Patelle, Patella miliaris. Sie ist nicht größer als ein Hanf-Korn, zart, durchsichtig, hat einen zurück gebogenen und an die Seite gelegten hakenförmigen Wirbel, und kommt in vielen Stücken mit der Narren-Kappe überein.

Klipp-Krämer, im g. L. ein Krämer, welcher mit klappernden Kleinigkeiten handelt, dergleichen hölzernes Spiel-Geräth u. s. f. ist. Daher der **Klipp-Kram**, der Kram oder Handel mit solchen Kleinigkeiten. Siehe **Krämer**.

Im Nieders. auch Kläter-Kram, von klätern, klappern, rasseln. Siehe Klipp-Werk.

Klipp-Meister, s. **Klipp-Schule**.

Klipp-Rohr, Klipp-Röhre, ein auf dem Vogel-Herde nöthiges Geräth. Siehe **Vogel-Herd**.

Klipp-Schenke, im g. L. eine geringe, schlechte Schenke; eine Kneip-Schenke oder Kneipe.

Wohl nicht von dem Klippen oder Klappern mit den Kannen, weil sonst alle Dorf-Schenken Klipp-Schenken seyn müßten, sondern, so wie Klipp-Schule, vermuthlich als eine Nachahmung des vorigen Wortes.

Klipp-Schule, eine Schule, worin die Kinder im Buchstabieren und Lesen unterrichtet werden; eine Trivial-Schule, Lese-Schule. Der Lehrer in einer solchen Schule heißt im Nieders. der **Klipp-Meister**.

Klipp-Springer, s. **Klippen-Springer**.

Klipp-Stecken, s. **Klapper-Stecken**, im XXXIX Th. S. 367.

Klipp-Torf, siehe **Torf**.

Klipp-Werk. 1. Im g. L., geringe oder kleine Waren, welche im Verkehre klippen oder klappern, dergleichen kleine hölzerne Gefäße, hölzernes Spielwerk, u. s. f. sind.

2. In den Münzen, eine Maschine, und die ganze dazu gehörige Anstalt, Scheide-Münzen vermittelst des Schlages mit dem Hammer zu prägen; von klippen, klappen oder schlagen. Siehe im Art. **Münze**.

1. **Klippe**, ein Nahme, womit man sowohl im g. L., als auch in der Münz-Wissenschaft, die drey- oder viereckigen Münzen zu belegen pflegt, welche zuweilen aus Noth geschlagen werden; die **Feld-Klippe**, **Noth-Klippe**, der **Klippen-Thaler**, der **Klipping**, Schwed. Klipping. Ohne Zweifel von dem noch im Schwed. üblichen klippen, schneiden, weil sie nur in dringenden Nothfällen in der Eil geschlagen und mit der Schere geschnitten werden. Siehe **Noth-Münze**, im Art. **Münze**.

2. **Klippe**, **Fels-Klippe**, **Stein-Klippe**, ein jäher schroffer Felsen, besonders wenn sein Gipfel in mehrere Spitzen getheilt und gleichsam gespalten ist, er befinde sich übrigens auf dem festen Lande, oder im Meere; imgl. eine jähe gleichsam abgespaltene Spitze eines Felsen. Der Adler bleibt auf den Klippen an den

Fel-

Felsen, Hiob 39, 28. bey Hrn. Ritter Michaelis Felsspitzen. Daß sie die Klippen am Gebirg gegen Jerusalem sollten verwahren, Judith 4, 5. 5, 1. 7, 5. Die Gemsen wohnen auf den höchsten Klippen der Alpen.

Am gewöhnlichsten werden Klippen, L. Rupes, Scopuli, Fr. Brisant, Ecueil, Escueil, Roc, Roche, Rocher, Holl. Bening, Branding, Klip, oder Rots, diejenige Felsen, und zusammen gewachsene, harte und spitzige Steine genannt, welche sich im Meere gemeiniglich gegen die Küsten und Inseln befinden, und welche ofmahls Schiffbruch verursachen. Ein Schiff wird an eine Klippe geworfen, wenn es an einen solchen jähen Felsen geräth; es läuft auf eine verborgene Klippe, wenn es auf eine solche verborgene Felsen-Spitze geräth.

Klippen oder Sandbänke, welche oben mit einem so dicken Schlamme, oder einer so großen Menge Kräutig bedeckt sind, daß die kleinen Schiffe, welche darauf gestrandet sind, sich ohne Gefahr wieder erheben und los machen können, werden Cayes oder Roches molles, Holl. sagte Klippen, genannt.

Figürlich, nennt man Klippe, eine gefährliche Sache, wobey Tugend, Ehre, und Glück ꝛc. Schiffbruch leiden kann. Das Hof-Leben ist eine Klippe, woran mancher scheitert; es ist schwer, am Hofe ein ehrlicher Mann zu bleiben, Fr. il est difficile de sauver sa vertu des écueils de la Cour.

Im Dän. gleichfalls Klippe, im Schwed. Klippa, im Angels. Clif, im Engl. Cliff, im Wallis. Clip, im Griech. ohne Gaumen-Laut Κλιπας. Nicht, wie Frisch will, von dem vorigen Klippen oder Klappen, wegen des Schalles, welchen das Anschlagen der Wellen an die Klippen im Meere hervor bringt, sondern von klieben, spalten, Angels. clypan, Schwed. klippa, scheren, schneiden, so wie das Lat. Rupes, von rumpere, und das Holl. Rots, von reissen. Schon die Gestalt der Klippen verräth es, daß sie gespal-

tene

kene Felsen, oder solche Spitzen und Theile der Felsen sind. Um eben dieser Ursache willen werden sie in der Ost-See Schären oder Scheren genannt, von scheren, theilen. Hr. Stosch hat sich durch Frisch und Gottsched verleiten lassen, die Klippen nur auf das Meer einzuschränken; allein das Wort ist auch auf dem festen Lande überall, wo es deren gibt, von jähen und spitzigen Felsen üblich. Fels ist das Geschlecht, welches die Materie bezeichnet; Klippe drückt die Gestalt aus. Im Schleßwigischen wird ein hohes steiles Ufer, welches gleichsam abgeschnitten ist, das Kliff genannt.

Daher **klippicht**, Klippen ähnlich. **Klippig**, mit Klippen versehen; ein klippiges Gebirge.

Klippen-Bock, ein Nahme, welchen bey Einigen der Steinbock führt, weil er sich auf den höchsten Klippen der Felsen aufhält. Siehe auch das Folgende.

Klippen-Springer, Klipp-Springer, Antilope Ourebi *Allamand.* Sauteur de rochers *Buff.* eine Art der springenden Gazellen oder Ziegen. Er hat die Größe einer gemeinen Ziege, aber weit längere Füße. Sein Kopf ist gerundet, gelblich grau, und hin und wieder mit kleinen schwarzen Streifen gezeichnet. Die Schnautze, die Lippen und der Theil um die Augen sind schwarz. Vor jedem Auge ist eine Thränen-Drüse mit einer großen länglich runden Oeffnung. Die Ohren sind ziemlich groß, und gehen spitzig zu. Die Hörner sind ungefähr 5 Z. lang, gerade, und an der Spitze glatt, aber an der Wurzel derselben haben sie einige Ringe. Das Weibchen hat keine Hörner. Das Haar am Körper ist gelblich falb. Jedes Haar ist an der Wurzel weiß, in der Mitte braun oder schwarz, und am Ende graulichgelb. Die Füße und Ohren sind mit weißlichen Haaren bedeckt. Der Schwanz ist sehr kurz.

Sparrmann (*) führt diese Klippen-Springer als Thiere der Gegend um Constantin an, die er nahe zu untersuchen nicht Gelegenheit gehabt habe, und rechnet sie zu den kleinen Antilopen. Hr. Forster nennt sie eine neue Gattung dieses Geschlechtes, die den Naturforschern bisher unbekannt gewesen ist, und gibt ihr den Nahmen Antelope Oreotragus. Sparrmann sagt, daß sie nicht, wie andere Antilopen, in der Flucht Halte machen, um ihre Verfolger zu besehen, sondern, wie einige der kleinen Antilopen, nähmlich: die capschen Stein-Böcke, Rohr-Rehböcke und Busch-Böcke, mit ununterbrochenem Laufe den Jägern aus dem Gesichte zu entfliehen pflegen.

Der Klippen-Springer hat seinen Nahmen von seinem sehr schnellen Laufen, und den weiten Sätzen, die er selbst an den steilsten und steinigsten Oertern macht; daher er sich auch nicht, wie der Stein-Bock und Gneiß-Bock, von den Hunden fangen lässet. Er hält sich auf den unzugänglichsten Felsen auf, und flieht bey dem Anblicke eines Menschen sogleich nach Oertern, die mit steilen Anhöhen umgeben sind. Er setzt mit Einem Sprunge über weite Zwischenräume von einem Felsen zum andern, und über schreckliche Abgründe hinweg. Wenn er von Hunden oder Jägern verfolgt wird, stürzt er sich auf kleinen Absätzen von Felsen herunter, die dem Anscheine nach nicht so geräumig sind ihn aufzunehmen. Oft verwundet ihn der Jäger, die ihn nur von ferne und mit einer Kugel schießen können, so, daß er bis in die Tiefe des Abgrundes fällt.

Sein Fleisch ist von vortrefflichem Geschmacke, und wird für das beste Wildbret des Landes gehalten. Sein Haar ist leicht, lose, und fällt leicht zu jeder Jahrs-

(*) In seiner Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc. (Berl. 1784, gr. 8.) S. 43. 127. 520.

Jahrszeit aus; man braucht es zu Matratzen, und stopft damit so gar Frauenzimmer-Röcke.

Hrn. Gr. v. Büffon Naturgesch. der vierfüß. Thiere, nach der Uebersetz. des Hrn. Prof. Otto. XII B. Berl. 1787, gr. 8. S. 248, fgg. u. e. Abbild.

Klippen-Thaler, s. oben, S. 619.

Klippel, s. Klöppel.

Klippen, s. oben, S. 615.

Klipper, ein Professionist; s. Klempener, oben, S. 346.

Klipper, ein hölzerner Schlägel; s. Schlägel der Bildhauer und Steinmetzen.

Klipper-Stecken, s. Klapper-Stecken, im XXXIX Th. S. 367.

Klippern, das Frequentativum von klippen, wofür aber im Hochdeutschen klimpern und klappern gangbarer sind; das unangenehme Getöse bey gewissen Handwerkern.

Sprichw. Klippern gehört zum Handwerke; man muß sich die kleinen Unannehmlichkeiten, die bey einer Sache sind, nicht abschrecken lassen; figürlich: alle kleine Neben-Vortheile bey einem Amte zu benutzen wissen.

Klipping, s. oben, S. 619.

Klirren, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und einen gewissen hellen, halb klingenden, halb aber zitternden Schall nachahmet, dergleichen z. B. entsteht, wenn man Gläser zerschlägt, oder Fenster-Scheiben zerbricht, bloße Degen auf einander schlägt, u. s. f. diesen Schall von sich geben. Die Fenster klirren, wenn eine Kutsche schnell auf dem Pflaster vorbey rollt. Die Degen klirren, im Zwey-Kampfe.

Imgl. diesen Schall hervor bringen. Mit den Degen klirren. Mit den Gläsern klirren, wenn man sie an einander stößt.

Der-

Dergleichen Geklirre, Geklimper ꝛc. heißt im Franz. Cliquetis.

Klissen, Spitz-Klette; s. oben, S. 387.

Klistier, s. Klystier.

Klitsch, Fr. Claque, Tapé, ein im g. L. übliches Wort, denjenigen Schall auszudrucken, welcher entsteht, wenn man einen weichen, zusammen klebenden Körper an einen andern eben so weichen, oder auch an einen festern wirft oder schlägt, und welcher ein heller Klatsch ist; s. Th. XXXIX S. 375, f. Imgl. ein Schlag, welcher diesen Schall hervor bringt.

Figürlich, im g. L. auch, ein Stück eines solchen zähen Körpers, welches denselben hervor bringen kann. Ein Klitsch Butter, ein Stück von unbestimmter Größe, ein Klecks. Ein Klitsch Teig, Lehm, u. s. f. Daher das in den niedrigen Sprech-Arten übliche Bey- und Neben-Wort klitschig, für teigig. Das Brod ist klitschig, wenn es nicht ausgebacken ist; Nieders. klitzig, klidderig.

Siehe auch Klitschen.

Klitsch-Angel, s. im II Th. S. 112.

Klitschen, einen Schall, welcher durch das Wort Klitsch ausgedruckt wird, von sich geben; imgl. denselben verursachen. Darum daß du mit deinen Händen geklitschet hast, Ezech. 25, 6. wofür doch klatschen üblicher ist, so wie Judith 14, 12: da ging Bagoa hinein und klitschte mit den Händen.

Im Wendischen ist tloczu, stoßen, quetschen.

Klitschern, in Schlesien, das Klirren des Geldes, das man in der Tasche trägt.

Klitschig, s. oben, auf dieser Seite.

Kluttag, eine zur Befestigung der Ufer und gegen den fliegenden Sand ungemein nützliche Pflanze, welche vor mehr als 70 Jahren auf der dänischen Insel Seeland, welche den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt war, von einem gewissen aufmerksamen und witzigen

Land-

Landmanne, dem man hernach zum unvergeßlich dankbaren Andenken eine Ehren-Säule errichtete, zuerst entdecket und benutzet worden ist; Flug-Sand-Rohr, Meer-Pfriemen-Gras, Nerven-Gras, Sand-Halm, Sand-Rohr, Sand-Schilf, Strand-Rohr, Arundo arenaria, calycibus vnifloris, foliis inuolutis mucronato-pungentibus *Linn.*

Im 5 St. der Stuttg. physikal. ökon. Realzeit. geschahe einer Art See-Krautes, dessen sich die Holländer in ihrem Wasser-Baue, zu Befestigung ihrer Dünen und Dämme bedienen, Erwähnung. Sie wird daselbst eine geringe und schlechte Pflanze, eine Art Pfriemen- oder Heide-Kraut characterisirt, die in lauterm Sande wachse, und sich mit ihren Wurzeln ungemein schnell in die Tiefe und Breite einschlage, und dieser Republik nunmehr ganze Millionen erspare. Eine so vorzügliche Abschilderung veranlassete den Freyh. v. Hohenthal, dieses so vortrefflich ökonomisirende Gewächs näher kennen zu lernen, in Hoffnung, es auch seinen Landsleuten, und allen denen, welche auch nur an Flüssen und Ströhmen wohnen, und deren schädliche Gewalt empfinden, zu ihrem Behuf zu empfehlen. An angeführtem Orte geschahe zugleich Meldung, daß den Dänen diese einfache, leichte und dauerhafte Art, einen festen Damm wieder die Gewalt des Wassers zu setzen, schon ungefähr 50 Jahr vorher bekannt gewesen sey. „Denn," heißt es daselbst: „Seeland war den Ueberschwemmungen von einer gewissen Küste her ungemein ausgesetzt, so, daß nicht nur die Fluthen alles verheereten und verwüsteten, sondern auch durch Zuführung einer Menge Sandes, den sonst sehr fruchtbaren Boden nach und nach unfruchtbar zu machen droheten. Menschen-Witz und Hände wollten hier nicht zureichen, dieses gesegnete

Land von dem Verderben und Untergange zu retten; die Gewalt des stürmenden See-Wassers zernichtete alle Bemühungen. Endlich bemerkte ein Landmann, hier und da am Ufer im Sande einige kleine Hügel, die grün bewachsen waren. Seine vernünftige Neugier trieb ihn an, dieses Kraut, so im lautern See-Sande wuchs, näher kennen zu lernen. Er fand es tief gewurzelt, und bemerkte zugleich, daß diese Einwurzelung von der Höhe der Sand-Hügel die Ursache sey, und daß dieser in die Wurzeln verwickelte Sand und Erde vom Wasser nicht mehr könnten abgespühlet werden. Dieses gab ihm die kluge Vermuthung an die Hand, daß, wenn seine Güter mit diesem Kraute in einer aufgeworfenen und mit Sande vermengten Erde würden umpflanzet seyn, er nach und nach einen natürlichen und ewig fortdauernden Damm zu Stande bringen könnte. Der angestellte Versuch betrog ihn in seiner Hoffnung nicht; die Sache wurde hierauf der Obrigkeit kund gemacht, und sogleich alle Ufer, wo Gefahr war, mit solcher an sich geringen, aber höchst nützlichen Pflanze besetzt. Der Erfolg war der allererwünschteste, und Seeland wurde hierdurch gerettet, dem Erfinder aber zum unvergeßlich dankbaren Andenken eine Ehren-Säule errichtet."

Weil dem Hrn. v. Hohenthal diese Nachricht ungemein interessant schien, so wurde unverzüglich an einen Freund nach Kopenhagen geschrieben, und um nähere Erläuterung dieser Sache gebeten. Mittlerweile schlug Derselbe selbst hier und da in ökonomischen Schriften nach, um von dieser annoch unbekannten Pflanze etwas aufzufinden; und da traf er auch im 3 B. der leipz. Samml. im 28 St. den so genannten Helm (*) an,

(*) Der Nahme Helm ist nur eine verderbte Aussprache für Halm, unter welchem es an einigen Orten wirklich vorkommt; s. Th.

an, welches eine Art See-Schilf zu seyn scheint, womit nicht allein in Holland und dasiger Insel Seeland, sondern auch seit 1703 in den ostfriesländischen Inseln, die Dämme und Dünen besäet und bepflanzet, und dadurch gegen die Wellen befestiget, der fliegende Sand aber aufgefangen, und gleichsam zur Consistenz gebracht wird. Es wird auch daselbst S. 311, dieser kurze Unterricht ertheilt: „daß dieser Helm 1. um Allerheiligen, d. i. zu Anfange des Novembers, zu pflanzen wäre; daß 2. der Helm, wenn er alt würde und verginge, abgebrannt, und an dessen Statt neuer gepflanzet werden müßte; indem S. 314 versichert wird, daß alter verdorreter Helm die Dünen roh mache, und zur Zerstäuöung Anlaß gebe; daß 3. bey Leib- und Lebens-Strafe zu verbiethen sey, Pferde oder Horn-Vieh an den Dünen weiden zu lassen, denen auch S. 314 noch die Schafe beygefüget werden.

Unterdessen lief auch aus Dänemark die erbetene Nachricht ein, in welcher die Pflanze quaest. **Klittag** genannt, zugleich auch eine, zu einer auch in Sachsen zu machenden Probe erforderliche Quantität Same desselben, noch im Halme, mit überschickt wurde. Der Augenschein lehrte, daß diese Pflanze kein Schilf-Gewächs, sondern eine Art von Aehren-Getreide sey, deren Halm, welcher auf einem hohlen Stroh-Stängel wächst, fast einer Rocken-Aehre gleicht, die Körner aber dem Hafer sehr ähnlich sind. Zugleich wurde mit berichtet: daß dieses Gewächs in Nord-Jütland eigentlich zu Hause sey, wo es die göttliche Vorsehung, zu Hemmung der großen Sand-Berge an der Wasser-Kante von Werd-Syssel, durch die Natur von selbst hervor bringe, nachdem davon, etwa vor einem Jahrhunderte, ein großes Stück Erdreich, durch

Th. XXI, S. 277. Im Dän. wird es Hielme genannt; im Holl. aber Duinhelm, Dünenhelm; s. Th. IX, S. 681.

die Gewalt des Wassers der Nord-See weggespühlet worden, und dürften diese Pflanzen daselbst von niemanden beschädiget oder ausgerissen werden, bey Vermeidung einer zu verabscheuenden Ahndung, welche das dänische Gesetz L. VI. c. 17. Art. 29 dictire. Die übrigen Umstände werden hiernächst dahin erläutert: „die ganze dänische Insel Seeland sey um und um mit groben schweren Sand, sammt kleinen und großen Steinen umgeben, und der Ebbe und Fluth nicht unterworfen, also auch keiner Bebauung benöthigt; allein in dem Kronborger Amte sey, zu Königs Friedrich IV. Zeiten, der von der See aufgeworfene Sand, so häufig worden, daß er, nachdem er eine Zeitlang am Ufer gelegen und getrocknet, von dem starken Nord-Ost-Winde über die dasigen Berge gehoben, in die Thäler und in den erzenomer See geführt, denselben nicht allein so ziemlich angefüllet, sondern auch die Felder und Wiesen eines ganzen und guten Districtes der Landschaft Kronborg und des Amtes Friderichsburg überflogen und bedeckt worden; und da er bey trocknem Wetter immer unruhig und in Bewegung gewesen, so wäre er der fliegende Sand genannt worden, und habe mithin das Erdreich unnutzbar gemacht. Um solchem Unheile nun zu remediren, habe sich unter andern ein gewisser Bremer angegeben, und offeriret, diesen so genannten fliegenden Sand, vermittelst eines gewissen Samens, wozu er sich auch des spanischen Klees, dem er von Pferde- und Kuh-Mist eine Melange gegeben, mit bedient, zu dämpfen, welches er auch glücklich prästiret, und dagegen sey ihm, zur Erkenntlichkeit, in dortigem Reviere ein steinernes Denkmahl errichtet, und dasselbe mit folgender Aufschrift in drey Sprachen, nähmlich in lateinischer, dänischer und deutscher, geziert worden.

Inſcriptionen, zum Gedächtniſſe der glücklichen Dämpfung des ſo genannten fliegenden Sandes in dem Friderichsburger Amte, 4 bis 5 Meilen von Kopenhagen, auf einer ſteinernen Säule.

1. Lateiniſche.

DEO OPTIMO MAXIMO STATORI

et

Auguſtiſſimis Regibus

Divo FRIDERICO IV. et CHRISTIANO VI,

quod

Eorum juſſu, auſpiciis & impendiis

hæc loca

exitiali arenarum incurſu,

quæ iam diu incredibili impetu effuſa

agros, paſcua, ſilvas, domos, integraque rura obducebant,

nunc feliciter liberata

atque ad culturam priſtinam revocata,

Securitatem tantum non deſperatam acceperunt:

Advigilante Territorii Præfecto

FRIDERICO de GRAM,

Ordinis Elephantini Equite, S. R. M. Conſiliario Intimo,

Supremo Venationis Magiſtro;

Opus vero ſolerter induſtrieque peragente

Johanne Vlrico Röhl,

commune agricolarum totaque vicinia tanto

Divini Numinis, Piiſſimorumque *Patriæ Patrum*

beneficio obſtricta

M. H. D.

M. D CC XXXVIII.

2. Deutsche.

GOTT

Dem allerbesten, großmächtigsten und festen

Beysteher,

nebst

dem Gottseel. FRIDERICH dem IVten

und Herrn CHRISTIAN dem VIten,

daß,

auf Dero Geheiß, Anweisung und Kosten

diese Oerter

von dem landverderblichen Einbruch des Sandes,

welcher sich vor geraumer Zeit mit unglaublichem

Ungestüm ergossen,

Aecker, Wiesen, Wälder, Häuser und ganze Felder

überzog,

itzund glücklich befreyet,

auch zur vormahligen Bebauung wiedergebracht,

die schier verzweifelte Sicherheit empfangen haben,

da, nächst emsiger Aufsicht des District-Amtmanns

Friderichs von Gram,

des Elephanten-Ordens Rittern, S. K. M. Geheim.

Raths und Ober-Jägermeisters,

von Johann Ulrich Röhl

das Werk so wohlbedächtlich als geschickt ausgeführet

worden,

mithin das gesammte Kirchspiel

und die ganze Nachbarschaft

wegen so großer Wohlthat

der göttlichen Majestät nebst den gottesfürchtigen

und frommen Landes-Vätern

verpflichtet und verbunden sey,

ist dieses zum Andenken gewidmet

1738.

3. Dänische.

3. Däniſche.

Her ſaa' det ilde ud for nogle Tider ſiden,
Med Sand var alting ſkiult, og Faren var ei liden.
Sandbierge voxte op, flov frem naar Vinden kom,
Og drev ſaa mangen een fra Huus og Eiendom,
Hvorfor Kong Friderik til Landets Gavn og Beſte
Lod grive Verket an, med Vogne, Folk og Heſte,
Og lod ſaa vidt man kom, den löſe Grund beſaae,
At der, hvor intet var, opvoxer Gräß og Straa.
Vor Sierte Chriſtian, Vor Herrlighed i Norden,
Ved Ham det heele Verk til Ende bragt er vorden.
O! er Hans Aa't og Säd ſaa länge blive maae,
Saa man kand Stöv og Sand omkring ved Havet ſaae.

Om nogen ſpörge vil, og haver Lyſt at vide
Paa hvem i denne Sag Monarchen kunde lide,
Da haver Amtmand Gram ei vilet med ſit Oye
Og Röhl, ſom velfortient, er lönnet for ſin Moye (*).

Beſchreibung, auf was Art und Weiſe man in Dänemark, und zwar im friderichsburger Amts-Diſtricte, auf der Inſel Seeland, den fliegenden Sand gedämpfet hat, und annoch zu hemmen pflegt.

Wo ſich große Sand-Hügel befinden, welche ſehr hoch und jähe ſind, werden ſelbige erſt, ſo viel möglich, abgeſetzt. Demnächſt ſucht man ſo viel Büheln oder Maulwurfs-Hügelein zuſammen, als genug iſt, um die Jähigkeit damit zu erſetzen, daß ſie allmählich ſchräge und eben werde. Wo das aber nicht practicabel iſt, werden ſie planieret, und überall mit Meer- oder Rieth-Gras gedeckt, da denn eine gewiſſe Art von

(*) Die däniſche Inſcription lautet im Deutſchen folgender Maßen.

Scha-

Klittag-Samen hinein gestreuet wird; in Ermangelung solchen Grases aber nimmt man Gesträuch von Wachholder- Ellern- oder andern Gestäuden, welches mit dem untern Theile schräge in den Sand hinein gesteckt wird, so, daß der Gipfel dicht oben über den Sand anschließt. Doch, wenn diese letztere Art der Bedeckung gebraucht wird, ist es am besten, daß der Klittag zuerst geleget wird, welches folgender Maßen geschieht.

Eine

Schau Leser!
dieses grüne Land,
So du jetzt an der See siehst liegen,
War neulich noch ein Meer von Sand,
Das, wo der Wind sich hingewandt
Sandwellen ließ wie Berge fliegen.
Die überschwemmten Feld und Wald;
Strohm, Aecker, Wiesen, Dörfer, Hütten
Gah' man im Sande ganz verschütten.
Das überströhmte Feld dröht' alsobald
Dem nächstanliegenden mit gleicher Sands-Gewalt,
Bis König Friederich der Vierte
Zuerst der Noth half ab,
Dem Sande feste Gränzen gab,
Und hin und wieder ihn mit grüner Kleidung zierte;
Worauf Sein großer Sohn, der Sechste Christian
Das Fehlende hinzugethan,
Bis Er das schöne Werk vollführte,
Daß jetzt der Sand, so Seeland wollt' verheeren,
Als ein fruchtbares Feld muß viele Thiere nähren.
Verehre so der Landes-Väter weisen Rath,
Den Gottes Macht gesegnet hat,
Und wünsche, daß Ihr Stamm auf Erden
Mag wie der Sand am Meer und unvergänglich werden.

Es dämpft den Fliege-Sand
Auf Königs Friderichs und Christians Geheiß
Des Amtmanns Friderich von Grams getreuer Fleiß,
Und Röhls geübte Hand.

Eine oder zwey Aehren dieses Klittag-Samens werden eine gute Handbreit tief in den Sand nieder geleget, und ungefähr 1 Elle im Quadrat von einander vertheilt, welches solcher Gestalt reihenweise in dem Sande continuiret wird, doch so, daß nicht mehr geleget werde, als sogleich verdecket werden kann. Zu dieser Bedeckung vor dem Wehen des Windes, nimmt man Ellern- oder Birken-Reiser von 2 bis 3 Ellen lang, und steckt sie so ziemlich dicht neben einander hin, als der Ort weit und breit ist, und continuiret damit auf 3 Klafter in die Länge gegen den Wind, damit dieser den anderweit noch unbebaueten Sand nicht auf die gelegte Saat hinüber wehe und ersticke. Der an die gesetzten Reiser nach und nach anfliegende Sand-Zaun kann nachgehends zu ferneter Planierung des Terrains angewendet werden.

Was die Zeit zu Legung der Saat betrifft, so ist es im Frühlinge oder im Herbste am besten. Was im Frühlinge gesäet wird, wächst im Herbste hervor, und so umgekehrt.

Der Same des Klittags äussert sich erst in dem zweyten oder dritten Jahre. An dem spanischen Klee, welcher in demselben Falle gebraucht wird, sind die Aehren etwas länger, und die Körner ungefähr wie Haber-Körner. Der Klittag-Same hingegen ist sehr klein, und wird bey uns gegen den Anfang der Rocken-Aernde reif. Der spanische Klee aber braucht gern etwas längere Zeit, ehe er zur Reife kommt. Wenn der Same reif geworden ist, werden die Aehren dicht oben am Stroh-Halme weggeschnitten, gesammelt und verwahret. Wenn er auch 2 bis 3 Jahr alt ist, kann er doch zum Einsäen dienen; nur liegt er etwas länger, ehe er hervor wächst.

Nachdem nun dieses Gewächs also einige Jahre hindurch gestanden und Samen getragen hat, breitet es sich sehr aus, und wächst hoch und dicht zusammen.

Daher werden an denjenigen Oertern, wo der Sand sich so gesetzt hat, daß der Grund von diesen Pflanzen dicht zusammen gewachsen ist, die Stroh-Halme platt an der Erde weggehauen und rein weggeführt, damit sie den aus den Stoppeln wieder hervor wollenden Schoß-Reisern nicht hinderlich seyn. Dieses Abmähen geschieht im Febr. oder März. Wo aber der Sand nicht zusammen gewachsen ist, sondern noch lose Sand-Plätze und Klinsen vorhanden sind, geschieht das Abmähen nicht, ehe der Same reif geworden ist. Die Halme werden alsdann in der Mitte übergehauen, so, daß das Abgemähete mit den Aehren zwischen die Stoppeln in den Sand nieder fallen kann.

Bey dem allen aber ist sehr wohl zu merken, daß dergleichen bepflanzte Gegenden vor allerley Thieren stets wohl verwahrt bleiben müssen. Denn auf solche Weise werden sie nicht nur in gutem Stande erhalten, sondern es entsteht auch daraus der wichtige Vortheil, daß die losen Gründe, und die an den Sand-Bergen sich ansetzenden Wellen, woraus endlich ein neuer Flug-Sand entstehen könnte, ohne die mindeste fernere Arbeit und Kosten, mit den sich weit und breit, auf und nieder durch den Sand schießenden Klittag-Wurzeln verbunden und bewachsen werden, und sich dergestalt setzen, daß Gras in großer Menge darauf wächst.

Wo endlich mit der Zeit, durch starke Sturm-Winde, Löcher und Klinsen in die Sand-Berge eingerissen werden möchten, wird solches ferner nach und nach mit Meer- oder Rieth-Grase gedeckt, und Klittag- und spanische Klee-Same hinein gesäet.

95 St. der ökon. Nachr. Lpz. 1756, 8. S. 609, fgg.
No. 33 des Lpz. Int. Bl. v. J. 1767, S. 315, f.

Linnäus, in seiner Sammlung von 100 in Gothland, Oeland und Smaland gefundenen Gewächsen, im 3 B. der übers. Abhdl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1741, S. 209, fgg. führt dieses Gewächs unter folgenden Nahmen, und mit folgender Nachricht, auf:

„Arun-

„Arundo foliorum lateribus conuolutis: acumine pungente. *Fl. Lapp.* 26.

Gramen ſpicatum ſecalinum maritimum, ſpica longiore. *Scheuchz. agr.* 133.

Gramen ſparteum ſpicatum, foliis mucronatis longioribus. *Bauh. pin.* 5 *theatr.* 67.

Spartium oceanicum pungens. *Bauh. hiſt.* 2; p. 511.

Die Schweden heißen es Sandhafre, die Holländer Helm.

„Wächſt in Färoen, oder nordwärts von Gothland, an der nördlichen Seite am Ufer.

„Hier wächſt alſo das Gras, das man in Holland auf die Dünen pflanzt, damit der Sand vom Winde nicht verwehet wird, und das Gras, das man ſich in Schonen ſo ſehr bemüht, im Trieb-Sande fortzupflanzen. Es wächſt hier zulänglich.

„Der Trieb-Sand treibt hier vom Strande hinauf, da das Land ganz eben iſt, und überdeckt nach und nach die Waldungen, und ſelbſt das Land. Wo aber dieſes Gras wächſt, hält es den Sand gleichſam auf, daß er nicht weiter kommt, ſondern einen hohen Berg, wie etwa ſolche vom Schnee zuſammen getrieben werden, macht, und je mehr Sand in die Höhe kommt, deſto beſſer wächſt das Gras. Dadurch ſind die Dünen in Färoen entſtanden. Dadurch iſt das Waſſer verhindert worden, das Land fortzuführen, und im Winter darüber zu treten; dadurch ſind Marken und Wälder vor Ueberſchwemmung vom Sande bewahrt worden".

Der Klittag wächſt nicht nur in Amerika an dem ſandigen See-Strande wild, ſondern auch hin und wieder in Europa, im unfruchtbarſten Sande ſtaudenweiſe. Die Wurzel geht ſehr tief in die Erde, und iſt faſt kaum zu ergründen. Er wächſt in dem dürreſten Sande vortrefflich in die Höhe und Tiefe; und da die Blätter unter dem Sande vertrocknen und vergehen, ſo ſieht er unter dem Sande als eine Bürſte aus, durch welche der Sand befeſtigt wird. Er könnte daher auch bey uns zu Dämpfung des Flug-Sandes gebraucht werden, inſonderheit da, wo der Sand von allen Seiten zuſammen geworfen wird; aber in lockerm Boden, in Feldern,

Wie-

Wiesen und Gärten, ist er ein schädliches Unkraut, macht einen dichten und festen Rasen um sich, und mengt sich unter das Futter. Man muß es durch Pflug, Spaten und Dünger nach und nach vermindern; aber es ist kaum auszurotten, wenn nicht ein Wirbel-Wind ganze Hügel zerstöret und wegführt.

Nachricht von zweyerley Arten Pflanzen, womit die sandigen Gegenden an der Elbseite bey Dresden, seit ungefähr 15 Jahren besetzt sind, und wodurch der Flugsand glücklich gedämpfet wird, nämlich dem so genannten See-Korne, und See-Hafer, von J. Janeck, churf. sächs. Sand- und Alleen-Gärtner zu Dresden, s. in No 33 des leipz. Int. Bl. v. J. 1767, S. 317.

Klitter, im g. L. einiger Gegenden, ein Klecks. Daher das Zeit-Wort **klittern** schlecht schreiben, klecken; das **Klitter-Buch**, ein Buch, worein man die täglichen Vorfallenheiten ohne Kunst nachlässig verzeichnet; siehe **Kleck-Buch**, im XXXIX Th. S. 399. **Klitter-Schulden**, Fr. Dettes criardes, kleine Schulden, welche in kleinen Posten hin und wieder gemacht werden; Schulden, die nicht auf ordentlichen Verschreibungen, Wechseln oder Verkehre beruhen, sondern aus Kleinigkeiten, von Leihen und Borgen herrühren; allerley kleine Schulden, wegen welcher man stets gemahnt wird, z. B. was man Bäckern, Fleischern ꝛc. schuldig ist; im g. L. auch **Lapp-Lapper-** oder **Läpper-Schulden**, wo es aber auch von dem Niederf. Kläterding, Klippwerk, Klapperzeug, Kläterkram, Klippkram, herkommen kann.

Klitter-Buch, **Klitter-Schulden**, } s. im vorherg. Artikel.

Klive, Klivsame, Klebekraut; s. Aparine, im II. Th. S. 279.

Kloak, siehe **Cloak**, im VIII Th. S. 194, f.

1. **Kloben**, (der) ein Wort, welches überhaupt den Begriff einer zusammen hangenden, verbundenen Masse hat, aber nur noch in einigen wenigen Fällen gebraucht wird.

In

In der Landwirthschaft Ober-Sachsens werden die Haufen abgeschnittenen Getreides, welche man bey dem Mähen Schwaden nennt, **Kloben** genannt.

Im Flachs-Handel, ist ein **Kloben Flachs**, ein Gebünde Flachs, wonach der Flachs in Sachsen und Schlesien verkauft wird, und welches 12, an andern Orten aber 30, zuweilen auch wohl 60 Kauten oder Reisten Flachs hält. Pensum lini quod *Clowe* dicitur, in Menkens Scriptor. bey dem Frisch. Sex *Clobones* lini, in den Annuerf. eccles. Alam. bey dem du Fresne.

Im Niederf. ist Klouwen, ein Knäuel, im Angelf. Cleouuae, Engl. Clew, wohin auch das Walliſ. Cwlm, Clwm, ein Knoten, das Lat. Globus, eine runde Kugel, gehört. Es gehört zu Klaue, so fern es ein Werkzeug des Haltens oder Fassens bedeutet, zu Kleben, und kleiben, so fern diese Wörter in dem allgemeinen Begriffe der Verbindung übereinkommen. Im mittlern Lat. ist Glea, ein Klotz, und Globa, eine Fuge, ein Gelenk.

2. **Kloben**, (der) ein gleichfalls nur noch in einigen Fällen übliches Wort, ein Werkzeug zum Halten zu bezeichnen.

Bey den Böttchern ist der **Kloben** oder **Reif-Kloben**, ein beweglicher Haken an einem starken Holze, die Reife damit anzuziehen. Bey den Schlössern und andern Metall-Arbeitern, ist der **Feil-Kloben**, eine Art einer Zange mit einer Schraube, diejenigen kleinern Stücke, welche befeilet werden sollen, darin fest zu schrauben, um sie halten zu können; s. im XII Th. S. 501, f. und die dazu gehörige Figur 631. Bey den Uhrgehäuse-Machern, ist das **Klöbchen**, Fig. 2240, ein kleiner Feil-Kloben, oder ein Hand-Schraub-Stock. Er weicht bloß darin von dem Feil-Kloben der übrigen Metall-Arbeiter ab, daß er hinten eine Angel hat, woran man das Werkzeug bequem halten kann.

Auch die Schmelzer und Probierer haben **Kloben**, welche eine Art Zangen sind, die glühenden Kohlen,

len, Probier-Scherben, u. s. f. damit anzufassen, und aus dem Feuer zu heben.

In dem Bergbaue ist der **Kloben**, das **Kloben-Glied**, oder der **Kloben-Ring**, ein eisernes Glied, welches man in die Ketten sogleich einhängen kann, wenn ein ordentliches Glied reißt oder bricht, und welches auch das **Scher-Glied** genannt wird.

Gleichfalls von Klaue und kleben, so fern sie überhaupt halten, fassen, bedeuten. Da indessen alle diese Werkzeuge gleichsam gespalten sind, so kann man sie auch zu dem folgenden Worte rechnen.

3. **Kloben**, (der) ein Wort, welches von klieben, spalten, abstammet, und zunächst ein gespaltenes, in weiterer Bedeutung aber auch ein ausgehöhltes Werkzeug bedeutet.

1. Ein gespaltenes Werkzeug, in welcher Bedeutung es im g. L. sehr häufig gebraucht wird, gewisse gespaltene Dinge zu bezeichnen.

Im g. L. Ober- und Nieder-Deutschlandes ist ein **Kloben-Holz**, ein großes Scheit Holz, ein aus einem Baume gespaltenes Stück Holz, im Nieders. auch eine Kluft. Daher **Kloben-Holz**, dasjenige Brenn-Holz, welches in Kloben, d. i. großen Scheiten aufgesetzt und verkauft wird; zum Unterschiede von dem Klafter-Holze, welches aus kleinern Scheiten besteht; s. im XXIV. Th. S. 729.

Vermuthlich gehört dahin auch der **Kloben** bey den Falkenieren, welches eine Stange ist, worauf die Falken sitzen, wenn es in dieser Bedeutung nicht vielmehr zu Klöppel gehört; s. dieses Wort.

Noch häufiger, ein mit einer Spalte versehenes Ding oder Werkzeug.

a) An einer Wage ist der **Kloben**, der bey Andern auch die Schere, oder das Wage-Gericht, heißt, derjenige zweyschenkelige Theil, in welchem der Wage-Balken mit dem Zünglein schwebet; Fr. Brayette.

b) Bey

b) Bey den Vogel-Stellern, besteht der Kloben, L. Ames; Fr. Breuler, Perche d'oiseleur, aus zwey genau auf einander passenden, an einem Ende mit einander verbundenen schwanken Hölzern, welche vermittelst eines Fadens zusammen gezogen werden können, um die Füße der Vögel, welche sich darauf setzen, einzuklemmen, und sie solcher Gestalt zu fangen. Man pflegt mit diesem hölzernen Instrumente allerley kleine Vögel, insonderheit aber die Meisen, zu fangen. Es besteht dasselbe aus zwey langen, der Länge nach dergestalt ausgegrabenen Stecken, daß die Höhe des einen Steckens sich in die ausgegrabene Tiefe, oder den gestoßenen Falz des andern ganz genau hinein füget. Unten werden beyde Stecken etwas zugeschnitzt, und hierauf in ein rundes vom Tischler oder Drechsler hierzu bereitetes Holz gestoßen, wobey beyde Theile sich von einander sperren. Hierauf versieht man gedachte zwey Theile des Klobens mit starken Schnüren, womit sie so genau zugezogen werden, daß sie auch ein Haar fest halten mögen. Kommt nun die Meise oder ein anderer kleiner Vogel, auf einen solchen zubereiteten und zum Loche der Hütte hinaus gereckten Kloben: so zieht der Vogel-Steller zu, fängt den Vogel bey den Klauen, und zieht ihn zur Hütte hinein. Diese Hütte wird eben daher insgemein eine **Kloben-Hütte**, oder, weil man solche meistentheils zum Meisen-Fange gebraucht, auch eine **Meisen-Hütte** genannt. Siehe **Meise**.

Bey dem Notker Chloben, bey den heutigen Ober-Schwaben Chloba, bey dem Winsbeck Klobe, im Ital. Calappio, im Schwed. Klofwa, im Poln. Kluba, Kloba. Sie zu fahen, wie die Vogler thun mit Kloben, Jer. 5, 26. Ein falsch Herz ist wie ein Lockvogel auf dem Kloben, Sir. 11, 31.

Siehe auch **Klopfe**.

c) Das in die Thür-Pfoste geschlagene zweyschenkelige Eisen, worauf die Klampe passet, und woran das Anlege-

Anlege-Schloß hängt, führt den Nahmen eines Klobens, weil es gleichsam gespalten aussieht.

d) Eine Rolle in einer ausgehöhlten oder gleichsam gespaltenen Scheibe; eine Art eines Hebe-Zeuges, eine Last vermittelst des über die Rolle gehenden Seiles zu heben; wo der Nahme des Klobens eigentlich der gespaltenen Scheibe zukommt, in welcher die bewegliche Rolle sich befindet, und welche auch die Flasche genannt wird. Zwey oder mehrere zusammen gehörige Flaschen oder Kloben, machen einen Scheiben- oder Flaschen-Zug aus. Das ganze Werk zusammen, wird auch Kloben-Zeug, Scheiben- oder Flaschen-Werk, imgl. Seil- und Kloben, genannt. Siehe im XIV Th. S. 52, fgg.

Daher: die Kloben-Arbeit, diejenige Arbeit, welche vermittelst des Klobens verrichtet wird, d. i. das Aufziehen der Bau-Materialien vermittelst des Klobens. Das Kloben-Seil, dasjenige Seil, mit welchem eine Last vermittelst des Klobens in die Höhe gezogen wird.

Die Lein- und Woll-Weber haben ähnliche Klöbchen in ihrem Geschirre, d. i. Röllchen oder Räderchen, in welchen an Schnüren die Schäfte in dem Weber-Stuhle beweget werden.

Die Uhrmacher nennen diejenige Walze oder Rolle, worauf die Saite oder Schnur einer Stuben-Uhr läuft, womit solche aufgezogen wird, den Kloben.

Bey den Groß-Uhrmachern, wird auch die von starkem Messing-Blech gegossene Röhre, welche den Wechsel und das Stunden-Rad von einander absondert, damit sich beyde, der Friction wegen, nicht unmittelbar berühren, der Kloben genannt.

2. Ein ausgehöhltes Werkzeug; in welchem Verstande in der Bienenzucht der Kloben oder Bienen-Kloben eine hohle Büchse ist, einen Bienen-Weiser darin gefangen zu setzen und aufzubewahren, wo dieses Wort von Einigen auch im weiblichen Geschlechte die

Klobe

Klobe gebraucht wird. Im Griech. ist Κλωβος, und im mittlern Lat. Clobus, Clubum, ein Käfich, eine Zelle, wohin auch die letzte Hälfte des Wortes Conclaue gehört, welches bey dem Columella einen Käfich bedeutet. Im Isländ. ist Klefe, ein Schlaf-Zimmer, eine Zelle, und das Engl. Gloves bedeutet Handschuhe.

Es stammet in dieser Bedeutung von klieben, spalten, her, Niederf. klöven, Dän. klove, in dem alten Fragmente auf Carl'n den Großen clouen. Siehe Klieben, oben, S. 440. Im Niederf. ist Klöve oder Klobe, eine Spalte. Siehe auch Kluft.

Kloben, (Bienen-) siehe oben, S. 640.
— (Feil-) s. oben, S. 637.
— (Futter-) der Glaser, s. unter Karnieß-Bley, im XXXIV Th. S. 753.
— (Näh-) s. in N.
— (Reif-) s. oben, S. 637.
— (Schrauben-) siehe Schraub-Stock.

Kloben-Arbeit, s. oben, S. 640.

Kloben-Deichsel, eine gespaltene Deichsel; eine Deichsel mit zwey Armen zu einem Pferde, Niederf. Klob-Diessel; s. im IX Th. S. 81.

Kloben-Glied, } s. oben, S. 638.
Kloben-Holz, }

Kloben-Hütte, s. oben, S. 639.

Kloben-Ring, s. oben, S. 638.

Kloben-Säge, s. unter Säge.

Kloben-Seil, } s. oben, S. 640.
Kloben-Zeug, }

Klöben, spalten, ein niederdeutsches Wort; s. Klieben, oben, S. 440.

Klocke, s. Glocke.

Klonz, bey den Böttchern, ein Stückchen Holz, welches in das Schloß eines Reifes, der zu weit oder zu lang ist, geleget wird, um ihn dadurch enger und kürzer zu machen.

Im Schwed. ist Kluns, ein Klotz, massa conglomerata.

Klopf-Eisen, ein Werkzeug der Korb-Macher von Messing oder Eisen. Siehe im Art. Korb.

Klopf-Fechter, Leute, gemeiniglich gewisse Handwerks-Bursche, welche für Geld ihre Fecht-Schulen halten, und mit allerley Arten des Gewehres fechten, Fr. Gladiateurs. Sie werden in Feder-Fechter (s. Th. XII, S. 410) und Marcus-(Marx-) Brüder, oder Meister des langen Schwertes von St. Marcus und der Löwenburg, abgetheilt. Wenn einer unter ihnen wieder beyde Parteyen zu fechten, eine Schule anlegt, wird er ein Luxbruder genannt. Sie haben ihre Collegia und Schulen in den vornehmsten deutschen Städten, wo sie unter sich Meister und approbirte Meister zu schlagen pflegen. Siehe Schau-Spiel.

Von den Klopf-Fechtern bey den alten Römern, L. Pugiles. s. im XXXIV Th. S. 9.

Imgl. figürlich, ein zum Streite allezeit fertiger Schriftsteller; daher man die Streitigkeiten solcher Personen auch wohl im Scherze Klopf-Fechtereyen zu nennen pflegt.

Klopf-Garn, im g. L. gebleichtes und weich geklopftes baumwollenes Garn, so wie es zu den Dochten gebraucht wird; Docht- oder Licht-Garn; s. Th. IX, S. 345.

Klopf-Hammer, s. im XXI Th. S. 333, und die dazu gehörige Fig. 1195.

Klopf-Hengst, ein geklopfter, d. i. durch das Klopfen seiner Mannheit beraubter Hengst. Weil dergleichen entmannte Hengste nicht allemahl allen Trieb zur Begattung verlieren, so wird auch wohl in weiterer Bedeutung ein jeder nicht gehörig geschnittener Hengst ein Klopf-Hengst genannt.

Klopf-Holz, ein hölzernes Werkzeug damit zu klopfen.

So wird der Klöppel oder Knüppel der Tischler und Drechsler von ihnen auch zuweilen das Klopf-Holz genannt.

In

In den Buchdruckereyen nennt man Klopf-Holz, ein starkes viereckiges Bret, welches auf jede Columne gelegt wird, ehe die Form völlig verschlossen, und mit dem Schließ-Nagel auf das Holz geschlagen wird; s. Th. XIV. S. 476.

Die Kattun-Drucker haben ein eyrundes Klopf-Holz, die auf den Kattun gelegte Form damit aufzuschlagen; der Klopfer, Klopper; s. im XXXVI Th. S. 97, und die dazu gehörige Fig. 2000.

Andere Künstler und Handwerker nennen ein solches Werkzeug den Schlägel. Siehe Klopf-Keule.

Bey den Töpfern, ist das Klopf-Holz ein von einer Bohle geschnittenes längliches Stück Holz mit einem Stiele, womit der Thon zu den Fliesen und Kachel-Blättern fest und glatt geschlagen wird.

Auch die Zimmerleute haben ein Werkzeug dieses Nahmens.

Klopf-Jagen, eine Jagd, wo das Wild durch Klopfen mit Stecken an die Sträuche, und zwar gemeiniglich ohne Zeug, zusammen getrieben wird; s. im XXVIII Th. S. 327.

Klopf-Keule, bey den Böttchern, der hölzerne Schlägel, oder das Klopf-Holz, dessen sie sich bey ihrer Arbeit bedienen. Siehe Hammer der Böttcher, im XXI Th. S. 328, und die dazu gehörige Fig. 1172 a) und b).

Klopf-Ring, s. Klopfer, unten, S. 647.

Klopf-Sense, s. im XI Th. S. 394.

Klopf-Stange der Kohlen-Brenner; s. Kohle.

Klopf-Stein, bey den Schustern, ein glatter Feld-Stein, das Sohl-Leder darauf zu klopfen, damit es fest und biegsam werde. An statt des Steines bedienen sich Einige nur eines hölzernen Klotzes.

Klopfe; 1. Bey den Nadlern, ein schmahles Lineal mit vielen Rinnen, vermittelst dessen die Steck-Nadeln in die Briefe einzustecken. Siehe unter Nadel.

Vermuthlich, wegen dieser darin befindlichen Kloben, d. i. Spalten oder Rinnen. Siehe 3 Kloben.

2. Jemanden in die Klopfe kriegen, im g. L., ihn in die Enge bringen, wo dieses Wort auch Kloppe und Kluppe lautet; entweder gleichfalls von Kloben, nach einer von dem Kloben der Vogel-Steller entlehnten Figur, oder auch von dem folgenden klopfen, ihn in den Zustand versetzen, worin er geklopfet wird, d. i. Schläge bekommt. Sie haben ihn in der Klopfe, sie haben ihn in der Enge, sowohl mit Worten, als mit Schlägen.

3. In der Land-Wirthschaft werden die halb ausgeklopften, aber noch nicht völlig gedroschenen Garben Klopfen genannt: im Niedersächs. Kloppe; in Ober-Sachsen auch die Vorschel, welches aus vorschlagen verderbt ist, welches Zeit-Wort diese Arbeit ausdrückt; im Oestreichischen Schäppes; s. im IX Th. S. 579.

Klöpfel, ein Werkzeug zum Klopfen, im Oberdeutschen und in der anständigern Sprech-Art der Hochdeutschen, wofür im g. L. Klöppel üblicher ist. Siehe dieses Wort.

Klopfen, ein Wort, welches eigentlich den dumpfigen Schall nachahmet, welchen man durch das Schlagen mit einem stumpfen dicken Körper hervor bringt. Es wird in doppelter Gestalt gebraucht.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, auf eine Art schlagen, daß dieser Schall hervor gebracht werde. An die Thüre klopfen, wofür auch pochen üblich ist; siehe Klopfer. Das Herz klopft, wenn die Bewegung des Blutes verstärket wird, wofür auch pochen und schlagen gebraucht wird. Mit Herzen, die vor Freuden klopften. Einem auf die Achsel, auf die Backen klopfen, mit der Hand sanft schlagen, zum Zeichen der Vertraulichkeit, der vertraulichen Gewogenheit. Auf den Busch klopfen, wie die Jäger

thun

thun, wenn sie erfahren wollen, ob ein Hase darunter befindlich ist. Imgleichen figürlich, im g. L. versuchen ob man etwas von jemanden heraus locken, oder seine Absicht bey ihm erreichen könne. In die Hände klopfen.

2. Als ein Activum mit der vierten Endung, in der vorigen Bedeutung. Jemanden auf die Finger klopfen, figürlich, ihn gelinde bestrafen. Den Stock-Fisch, die Wäsche, den Flachs, den Hanf klopfen, welches mit dicken runden Hämmern oder Bläueln geschieht, und daher einen dumpfigen Laut gibt. Eyer klopfen, mit dem Löffel, welches einen ähnlichen Schall gibt. Ein Pferd klopfen, ihm mit einem hölzernen Hammer die Hoden zerquetschen, eine Art des Wallachens; s. Klopf-Hengst. Den Staub aus dem Kleide klopfen.

So auch in den Zusammensetzungen: **Abklopfen.** 1. Durch Klopfen wegbringen. Den Staub von dem Hute abklopfen. Ingl. durch Klopfen reinigen; den Hut abklopfen.

2. Zur Genüge klopfen oder schlagen. Eyer abklopfen. Und dann auch im Scherze, einen abklopfen, ihn wacker ausprügeln.

Anklopfen, an etwas klopfen. An ein Faß anklopfen. An das Fenster anklopfen, d. i. damit man aufmache. An die Thür anklopfen, um dadurch ein Zeichen zum aufmachen zu geben; in welchem Verstande dieses Zeit-Wort mehrentheils absolute gebraucht wird. Wer klopfte an? Stark, leise, behutsam anklopfen. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Mit den Fingern, mit den Füßen anklopfen. Ingl. figürlich: Gott klopfe zuweilen mit Krankheit bey dem Menschen an, d. i. will ihn zur Erkenntniß seiner selbst bewegen.

Aufklopfen, durch Klopfen öffnen. Eine Nuß aufklopfen.

Ausklopfen. 1. Durch Klopfen heraus bringen. Den Staub ausklopfen, aus den Kleidern. Anieß, Kümmel u. s. f. ausklopfen. Ingl. metonymisch, auf diese Art reinigen, oder von etwas befreyen. Die Kleider, die Felle ausklopfen. Siehe Th. III, S. 231.

2. In den Bergwerken, das Ende des Tagewerkes durch Klopfen anzeigen.

Beklopfen. 1. Mehrmahls an etwas klopfen. So beklopfen die Bergleute das Gestein, um zu versuchen, ob es fest ist.

2. Oft und viel auf etwas klopfen, um ihm dadurch eine gewisse Gestalt zu geben. So werden in der Münze die Schrötlinge beklopfet, damit sie die gehörige Gestalt erhalten.

Erklopfen, durch Klopfen eines Gehör erreichen. Er ist zu weit, ich kann ihn nicht mehr erklopfen. Einen Schlafenden erklopfen, durch Klopfen erwecken.

Für schlagen überhaupt, wenn der Schall nicht damit überein kommt, kann es nur im Scherze gebraucht werden, daher es Sprichw. 23, 35. sie schlagen mich, aber es thut mir nicht weh, sie klopfen mich, aber ich fühle es nicht, nicht an seinem rechten Orte steht.

Bey dem Kero von dem Klopfen an die Thür clochon, bey dem Notker chlochon, im Tatian clophan, bey dem Ottfried, der es für schlagen braucht, clobon, im Niederf. kloppen, im Engl. clap, im Dän. klappe, im Schwed. klappa, im Griech. κλαπτειν. Es ist mit klappen genau verwandt, drückt aber einen dumpfigern Schall aus, als jenes, der von dem stumpfern Werkzeuge und der geringern gebrauchten Gewalt herrührt. Im Niederf. ist dafür auch bakern und dubben üblich.

Klopfer,

Klopfer, Niederf. Klopper. 1. Ein Werkzeug zum Klopfen.

Bey den Handschuh-Machern, wird ein in einem hölzernen runden Hefte steckender, ungefähr 6 Z. langer runder Stift, welcher nach vorn zu dünner wird, und womit die Nähte an den Fingern der Handschuhe geebnet und ausgestrichen werden, der Klopfer genannt; s. im XXI Th. S. 460, und die dazu gehörige Fig. 1230.

Von dem Klopfer oder Klopf-Holze der Kattun-Drucker, s. oben, S. 643.

Auch die Weiß-Gärber nennen den Stock, mit welchem die Wolle von den Fellen gereiniget wird, den **Klopfer**, Fr. Batte.

In engerer Bedeutung heißt der **Klopfer**, **Anklopfer**, oder Thür-Klopfer, L. Malleus pentilis, ein an einer Thür beweglich befestigter Hammer, Schlägel oder Ring (Klopf-Ring) von Eisen oder Messing, dergleichen man gemeiniglich von aussen an die Haus-Thüren und Thorwege zu machen pflegt, damit, wenn jemand bey Nacht-Zeit, oder sonst verschlossener Thür eingelassen zu werden wünscht, er den im Hause befindlichen durch das Klopfen und Anschlagen mit denselben ein Zeichen geben kann. Ein Klopf-Ring, heißt im Fr. Heurtoir, Rachoir; wenn es ein Hammer ist, sagt man gewöhnlicher Marteau de porte.

Der eiserne Klopfer ist eine Arbeit der Schlösser, und der messingene eine Arbeit der Rothgießer. Zuweilen ist derselbe zierlich gearbeitet; Fig. 2241 a), und 2242 a). Man wählt das weichste und am besten ausgeschweißte Eisen. Man schmiedet es so dick, und so groß, als der Ring werden soll. Den Rand dieses Stückes Eisen macht man hernach mit der Feile vollends vollkommen, indem man ein Papier, worauf die Zeichnung steht, auf das Eisen geklebt hat. Man

bohrt an denen Oertern, welche durchbrochen werden sollen, a a, eine Menge Löcher, nimmt mit dem Meißel und Grab-Eisen das Eisen weg, welches zwischen den gebohrten Löchern geblieben ist, und macht die durchbrochenen Oerter mit Feilen von verschiedener Figur und Größe vollends vollkommen, um den Stücken die Gestalt zu geben, die sie haben sollen; Fig. 2241 b), und 2242 b). Hierauf müssen die Erhöhungen gemacht werden, die man in Fig. 2241 a), und 2242 a) sieht, und dieses ist alsdann eine Arbeit des Bildhauers und Ziselirers, die mit Meißeln, Hohl-Meißeln, kleinen schmahlen Meißeln und Grab-Eisen gemacht wird, die von dem besten Stahle verfertigt sind, und die man sehr gut gehärtet hat. Diese Werkzeuge werden gemeiniglich von alten Feilen gemacht, die man sehr gut dazu befunden hat. Man scheckiret und hämmert den Grund mit Durchschlägen. Gewisse Oerter vertieft man mit Bohrern von verschiedener Größe, oder mit stählernen Knöpfen, die wie Feilen gehauen sind, und die man mit dem Bogen, wie Bohrer, drehet. Man bedient sich auch der Senk-Kolben und Feilen, denen man nach Beschaffenheit der Oerter, wo man damit arbeiten muß, verschiedene Gestalten gibt. Endlich macht man alles mit Grab-Meißeln und Bunzel-Hämmern vollends fertig, und poliert die Oerter, die poliert seyn müssen, mit Oehl-Steinen, die auf verschiedene Art geschnitten sind, oder mit Schmirgel und Oehl, welches man mit einem zugespitzten Holze in die Vertiefungen bringt; und gewisse Theile macht man glänzend, indem man sie mit dem Gärb-Stahle poliert. Auch arbeitet man bisweilen gewisse Theile besonders, als: den Schild, Fig. 2241 a), und befestigt sie da, wo sie stehen sollen, mit Niethen.

Man sieht leicht, daß diese Arbeiten, die viel Geschicklichkeit erfordern, viel Zeit wegnehmen und viel Mühe machen;

chen; daher man sie gemeiniglich lieber von Messinge gießt, als von Eisen verfertigt. Hätte man Schilder, oder andere Zierrathen von einerley Muster und verschiedene Stücke derselben zu machen, so könnte man sie in einem Gesenke aus dem Gröbsten arbeiten, welches ein stählerner Stämpel seyn würde, worin der Zierrath, den man erhoben machen will, eingegraben ist.

Der Klopfer ist ein Theil des Hauses, darf also bey einem Haus-Verkaufe nicht abgebrochen, und mit hinweg genommen werden.

2. Im Jagdwesen werden bey einem Klopf- oder Treibe-Jagen, diejenigen, welche das Wild durch Klopfen vor sich her treiben, **Klopfer** genannt.

Bey den Hut-Machern sind die **Klopfer** eine Art Arbeiter, welche die Wolle durch Klopfen oder Schlagen zubereiten, oder geklopfte Arbeit verfertigen.

Auch der große Schwarz-Specht wird, wegen seines Klopfens, d. i. Hackens in die Bäume, in einigen Gegenden der **Klopfer** genannt.

Kloppe, s. **Klopfe**, und **Kluppe**.

Klöppel, ein Werkzeug zum Klopfen, und in weiterer Bedeutung zum Schlagen, überhaupt; Fr. Batoir, Billot, Gourdin, Tricot.

Ein hölzerner Schlägel, ein Klopf-Holz, wird bey Einigen mehrmahls ein **Klöppel** oder **Klippel**, bey Andern, wie z. B. bey den Tischlern, auch ein **Knüppel** genannt; s. dieses Wort.

Der kurze dicke Knüttel, welchen man beißigen Hunden (insonderheit Dorf-Hunden,) anhängt, heißt oft der **Klöppel**, **Klüpfel**, **Kleppel** oder **Klippel**; und ein mit einem solchen Klöppel versehener Hund ein **geklöppelter** oder **geklippelter** Hund. Siehe Th. XXVI, S. 402.

Diejenigen Stöcke, womit die Trommel geschlagen wird, sind unter dem Nahmen der **Klöppel**, Fr. Baguette de tambour, wenigstens an einigen Or-

ten bekannt, so wie die an einem Ende gemeiniglich kugelig gedrechselten ähnlichen Hölzer oder Werkzeuge von Horne, oder einer andern glatt gedreheten Materie, vermittelst deren Spitzen, Schnüre, Kanten, Zäckchen, u. s. w. nach einer gewissen Ordnung und vorgezeichnetem Muster über einem Klöppel-Küssen aus Garne, Zwirne, Seide, Gold- oder Silber-Fäden zusammen geschlungen oder geflochten werden; s. **Klöppeln.**

Eben so bekannt ist es von dem eisernen Schlägel in der inwendigen Höhle einer Glocke, welcher durch sein Anschlagen an den innern Rand eigentlich den Schall hervor bringt, und im Oberd. auch der Glöckel, von dem cl chen des Kero und Notker, für schlagen, und in Nieder-Sachsen der Knepel, Poln. Knep e, Schwed. Klaep, im mittlern Lat. Clipeus, im Fr. Clipet, Battant de cloche, Batail, genannt wird.

Auch der runde Kloß, aus welchem Scheite geschlagen werden sollen, heißt im Forstwesen einiger Gegenden ein Klippel oder **Klöppel**, in andern ein Schrot, eine Walze.

Es kommt von klopfen, Niederf. kloppen, her, so fern dasselbe ehedem auch schlagen überhaupt bedeutete, in welchem Verstande noch Ottfried sein cloben braucht. Es lautet daher sowohl im Oberdeutschen, als zuweilen auch in der edlern Schreib-Art der Hochdeutschen in allen obigen Fällen und in den folgenden Ableitungen und Zusammensetzungen Klöpfel.

Klöppel-Flasche, Klöppel-Glas, eine Benennung derjenigen Gläser, deren sich die Klöppel-Mädchen und einige Handwerksleute bedienen, und wodurch viele bey mäßigem Lichte bequem sehen können. Siehe unter **Lampe.**

Klöp-

Klöppel-Garn,
Klöppel-Hölzer,
Klöppel-Küssen,
Klöppel-Lade,
Klöppel-Muster,
Klöppel-Pult,
} s. Klöppeln.

Klöppel-Scheit, Kleppel-Scheit, Scheite, welche aus den Klöppeln, d. i. klein gehauenen Aesten, geschlagen sind, zum Unterschiede von den Kern-Scheiten.

Klöppel-Zwirn, s. im folg. Artikel.

Klöppeln, klöpfeln, kleppeln, oder knüppeln. 1. Spitzen, Kanten, Zäckchen oder Schnüre, von Golde, Silber, Seide, Zwirne, Nessel-Garne, u. d. gl. nach einem vorgerissenen Muster auf einem Küssen, durch Fortsteckung und Umschlingung der dazu gehörigen Steck-Nadeln, vermittelst der an den Fäden herab hängenden Klöppel, künstlich zusammen schlingen, in einander flechten, oder wirken.

Das Garn oder der Zwirn, welches zum Klöppeln gebraucht wird, oder dazu bestimmt ist, wird Klöppel-(Klöpfel-) Garn oder Klöppel-Zwirn genannt.

Die Hölzer, worauf der Zwirn zu den Spitzen aufgewickelt wird, und mit welchen sie geklöppelt werden, heißen Klöppel, Klöppel- (Klöpfel-) Hölzer, Niederf. Knuppel, Fr. Fuseaux. Von Einigen werden sie auch Regel genannt. Es sind ungefähr 5 Zoll lange gedrechselte Hölzer, bis zur Hälfte als eine dünne gedrehete Spille gestaltet, und an dem obern dünnen Ende mit einer kleinen abgerundeten Scheibe versehen, damit der darauf gewickelte Zwirn nicht herunter glitschen

(*) Im Oberd. glöckeln, von Glöckel, Klöppel, im Niederf. knuppeln, Dän. kniple, welche zunächst auch von knüpfen, knüpfeln, herstammen können.

schen kann. Das untere Ende dieser Klöppel-Hölzer ist abgerundet und schwer, um bey dem Drehen des Zwirnes, wenn geklöppelt wird, den gehörigen Nachdruck geben zu können. Der Zwirn muß auf die Hölzer sehr gleich und ordentlich aufgewickelt werden, damit er bey der Arbeit sich nicht verwirre. Die mit einem Küssen versehene kleine Maschine, auf oder vor welcher das Klöppeln verrichtet wird, heißt die **Klöppel-** (Klöpfel-) **Lade**, oder das **Klöppel-Pult**. Auf dieser Maschine befindet sich ein rundes, mit Kälber-Haaren, Heu oder Werg ausgestopftes, und gemeiniglich mit grüner Leinwand überzogenes Küssen, welches das **Klöppel-** (Klöpfel-) **Küssen**, Fr. Coussin à dentelle, genannt wird. Die auf Papier oder einem Pergament-Streifen vorgerissene Figur und Abtheilung, nach welcher die Spitzen und andere dergleichen Arbeiten von mancherley Art geklöppelt werden müssen, heißt das **Klöppel-Muster**, oder Spitzen-Muster. Auf gedachtes Pult wird das Papier, oder der Pergament-Streifen, worauf das Muster ausgestochen ist, recht in der Mitte mit Steck-Nadeln befestigt. An der hohen Seite hat das Pult gemeiniglich ein Schub-Lädchen, worin die fertigen Kanten nach und nach aufgewickelt aufgehoben werden. Andere bedienen sich, zum Klöppeln, einer ausgepolsterten Kugel, welche, um sie schwer zu machen, mit Steinchen oder Sande angefüllt ist, und die auf einen runden Schachtel-Deckel gesetzt wird.

Das Klöppeln der Schnüre, ist nicht so künstlich, als der Spitzen, Kanten und Zäckchen, indem diese von fast unzähligen Veränderungen sind, und daher nach einem vorgerissenen Muster über dem Klöppel-Küssen, unter vielfältiger Fortsetzung und Umschlingung der Fäden um die dazu gehörigen Steck-Nadeln, geklöppelt werden. Die Klöppel-Arbeit von Gold-

und

und Silber-Fäden wird in den Gold- und Silber-Manufacturen verfertigt.

Bey dem Klöppeln der Spitzen wird, gedachter Maßen, das Muster auf das Klöppel-Pult mit Nadeln befestigt. Der Zwirn wird auf mehr oder weniger Klöppel-Hölzer gewickelt, je nach dem die Spitzen breit oder schmahl werden sollen. Der Anfang der Arbeit wird damit gemacht, daß oben im Muster Nadeln eingesteckt, und um dieselben die Enden der Zwirn-Fäden eines jeden Klöppels befestiget werden. Das ganze Muster ist mit hervor stehenden Steck-Nadeln besetzt, um welche die an den Klöppeln befindlichen Fäden rechts und links geschlungen und in einander verknüpft, nachdem aber ein Stück Arbeit fertig geworden ist, wieder ausgezogen, und aufs neue zur Fortsetzung der Arbeit eingesteckt werden.

Nach dem das Muster zu einer Kante künstlich oder breit ist, nach dem gehören mehr oder weniger Klöppel dazu. Schlechte oder gemeine Kanten haben an 50 genug; feinere verlangen schon 200; und die brabantischen, 4 bis 500 Klöppel, und vielleicht noch mehr. Nachdem das Muster auf Papier gezeichnet, und die Züge mit einer Nadel auf einem Pergament-Streifen nachgestochen worden sind, werden in jedes Loch des Durchstiches Nadeln gesteckt, das eine Ende des auf den Klöppel gewundenen Zwirnes um die Nadel herum geschlungen, die Klöppel nach der Vorschrift der Nadeln und Stiche durch einander geworfen, die Blume geflochten, die Nadeln weiter gerückt, und so lange fortgeklöppelt, als der durchstochene Streifen dazu hinreicht. Ist dieser ganz überklöppelt, so wendet man ihn um. Dieses wird so lange wiederhohlt, als das Stück Kanten lang werden soll. Das Klöppeln geschieht demnach jederzeit auf der pergamentenen Patrone, bis diese mit dem fertigen Kanten-Ende ganz und gar bedeckt ist, und zum Umkehren aufgehoben werden muß.

Bey

Bey diesem Geschäfte sitzen die Klöppel-Mädchen vor dem Pulte; sie breiten die bezwirnten Klöppel wie Strahlen mit beyden Händen aus einander, und durchflechten sie nach der Vorschrift des Musters.

Die meisten Kanten erscheinen an ihren Rändern ausgezackt. Diese Zacken, so wie auch die Hinter-Oehsen, werden besonders geklöppelt, und auch besonders verkauft.

Der in Strähnen eingekaufte Klöppel-Zwirn wird um eine gemeine Winde sitzenweise gelegt, und nach Belieben auf den obern Theil der Klöppel aufgewunden. So oft der Klöppel ledig wird, knüpft man einen neuen Faden an das Ende des vorigen, vermittelst eines Schleif-Knotens, an.

Ein Loth geringer Klöppel-Zwirn kostet 2 bis $2\frac{1}{2}$, und der feinste 10 und mehr Thaler.

Eine Klöpplerinn verfertigt, den Tag über, an schlechten und schmahlen Kanten ungefähr 1 Elle; von den kostbaren hingegen, die Woche über, 1 oder $1\frac{1}{2}$ Ellen.

Ein Klöppel-Pult, sieht man Fig. 2243 abgebildet. a, die Klöppel. b, ein Ende bogiger Kanten.

Bey Erbtheilungen, sind die Klöppel-Pulte, nebst Zubehör, Gerade.

Das Klöppeln wird den Anfängerinnen in dieser Kunst erst mit 4 Klöppeln oder Kegeln gewiesen, und mit solchen der so genannte Schlag verfertigt, da man denn 2 und 2 Klöppel jedes Mahl zugleich, und sodann wechselweise hin und her zu schlagen pflegt. Wenn dieser gelernt ist, geht man immer weiter, bis man endlich zu breiten, großen und künstlichen Spitzen kommt. Unter solchen sind die so genannten geschleiften eben nicht gar schwer zu machen, weil man meistentheils nach dem Muster oder Risse fortwirken kann, ohne daß man zuweilen bey den Blumen, nach Angabe des Musters, einige Klöppel aus- und einhängen muß. Bey dieser Art Spitzen muß man sowohl die obern, als auch die untern Oehrlein besonders anfangen, und zuweilen anschleifen. So kann man auch das Gitter nicht allemahl zugleich mitwirken, sondern es wird solches

solches ebenfalls zuweilen besonders angefangen. In den dicken Spitzen muß man sich allezeit nach dem vorgegebenen Muster richten, und, wie es gemacht ist, immer absehen, welches sich denn, eben wie die genähten Spitzen, am besten durch das mündliche und lebendige Anweisen begreifen lässet.

Ein Mehreres von den Spitzen, und ihren Manufacturen, wird an seinem Orte vorkommen.

Auf gleiche Art werden nun auch allerley Galanterie-Sachen von reichen oder seidenen Fäden auf dem Klöppel-Pulte verfertigt. Bey glatten Sachen, wie z. B. Knie- oder Hosen-Gürteln ꝛc. die nach keinem Muster gemacht werden, werden bloß die Anfänge oder Enden der Fäden an Nadeln angebunden. Dergleichen Bänder werden durch das mannichfaltige Ineinanderschlingen der Fäden aus freyer Hand gearbeitet.

2. Einen Hund klöppeln, ihm einen Kloppel anhängen, ihn knütteln, bängeln.

Klopper, siehe Klopfer

Klopps, (der) in den Küchen, eine gewisse Speise, welche aus Stücken Fleisch besteht, die vorher mit einem hölzernen Hammer geklopfet, und dadurch mürbe gemacht worden sind.

Im Schwed. Kolops. Ohne Zweifel von klopfen, Niederf. kloppen, wo Klopps auch einen Schlag bedeutet. Indessen ist im Engl. Colop oder Collop, ein abgeschnittenes Stück Fleisch, und im Griech. Κολοβος, nach dem Suidas ein kleiner Bissen, μικρος ψωμος.

Preußischer Klopps. Man nimmt gutes Rind-Fleisch vom Hinter-Theile aus der Keule, schneidet lange schmahle Stücke davon, klopft sie auf beyden Seiten, schabet mit einem Messer das Fleisch von den Sehnen, thut dazu fein gehackte Citronenschale, gestoßene Gewürz-Nelken, Pfeffer, ein wenig durch einen feinen Durchschlag gesiebte geriebene Semmel, fein gehackte Zwiebeln (Schalotten), fein gehackte gewässerte Sardellen, und auf jedes Pfund Fleisch 1 bis

2 Eyer

2 Eyer, nach dem sie groß sind; streicht alsdann davon Plätzchen, ungefähr wie ein Achtgroschen Stück groß und etwas dicker, auf ein Bret, fährt mit einem naß gemachten Messer darunter, und nimmt damit die Plätzchen von dem Brete ab; lässet in einem eisernen Tiegel Butter kreuschen, legt die Plätzchen hinein, und kehrt sie, wenn sie auf der einen Seite ein wenig gelbbraun sind, um, damit die andere Seite auch so werde. Wenn diese gut sind, nimmt man sie heraus, und legt wieder andere hinein, bis sie alle sind. Hernach thut man in eine zinnerne Schüssel Butter, gehackte Sardellen, gestoßene Muskaten-Blumen, Citron-Scheiben, ein wenig gestoßenen Pfeffer, Bouillon und Wein, setzt es auf ein Kohlen-Becken, deckt es zu, und lässet es kochen; sodann thut man die Plätzchen hinein, und kehrt sie, wenn sie ein wenig gekocht sind, um. Ist die Soße nicht eben genug, so streuet man etwas geriebene Semmel, und, wenn es nöthig ist, Salz daran; sie müssen aber nicht zu lange kochen, sonst werden sie hart. An statt der Sardellen kann man auch gewässerten Häring nehmen.

Nach Hrn. Consistorialr. Bock's Berichte, in seiner wirthschaftl. Naturgesch. von Preussen, 1 B. (Dessau, 1782, gr. 8.) S. 260, genießt man in Preussen den Klopps in den Haushaltungen gemeiniglich des Sonnabends; in den Wein-Häusern aber auch an andern Tagen bey einem Glase Wein zum Frühstück. Wenn die Austern vorhanden sind, werden einige, des feinern Geschmackes wegen, dazu geschlagen.

Klopps, auf andere Art. Man nimmt dasselbe Fleisch, und verfährt damit wie bey dem vorigen; stößt das geschabete Fleisch auf einem Brete zusammen, daß es die Form einer kleinen Schnitte Semmel bekommt, und hacket sie mit einem Messer durch. Wenn sie alle fertig sind, thut man Butter in eine zinnerne Schüssel, setzt sie auf ein Kohlen-Becken, thut dazu geriebene Muskaten-Nuß, fein gehackte Schalotten, hacket eine

Härings-

Härings-Milch, legt davon etwas hinein, und ein wenig Salz, Citron-Scheiben und fein gehackte Citron-Schale; nimmt die Fleisch-Scheiben mit einem nassen Messer ab, legt eine Lage von den Fleisch-Scheiben auf die Schüssel, dann wieder Butter in kleinen Stückchen, und von allen vorbenannten Ingredientien; dann wieder von den Fleisch-Scheiben, und so fortgefahren, bis alles hinein ist; deckt es mit einer Schüssel zu, und lässet es gelinde kochen. Wenn es eine Weile gekocht hat, kehrt man die Fleisch-Scheiben um, deckt sie wieder zu, und lässet sie kochen, bis sie gar sind. Zuletzt kann man auch etwas Wein daran gießen, und ein wenig geriebene Semmel dazu thun.

Noch auf andere Art. Man nimmt ein mürbes Stück Rind-Fleisch ohne Fett, Sehnen und Knochen, schneidet davon Scheiben einen Finger dick, klopft sie mit einem hölzernen Hammer, daß sie ganz dünn werden; wäscht sie alsdann mit warmem Wasser ein wenig ab; legt in eine tiefe zinnerne Schüssel, oder verzinnte Casserole, ein Stück Butter, lässet es zergehen, legt das Fleisch darein, lässet es eine Weile auf gelindem Kohlen-Feuer schwitzen; thut hernach Franz-Wein, gewässerte und gehackte Sardellen, und gestoßene Muskaten-Blumen dazu, legt eine Citrone in Scheiben geschnitten dazwischen, und lässet es zugedeckt schmoren. Wenn die Brühe eingekocht ist, legt man noch etwas Butter dazu, und gießt noch etwas Wein daran. Man muß oft darnach sehen, daß es sich nicht ansetzt. Es muß auf gelindem Kohlen-Feuer wohl 4 Stunden kochen. Wenn es gut ist, drückt man Citron-Saft dazu, und richtet es an.

Klosebusch, Ilex Aquifolium; s. **Stech-Palme.**

Klospe, im Wasser-Baue, eine Leiste, die über Breter genagelt wird, um sie mit einander zu verbinden.

Kloß, (der) [mit einem langen o] plur. die **Klöße** (*), Dimin. **das Klößchen,** Oberd. **Klößlein.**

1. In

(*) Im gem. Leben Ober-Sachsens lautet der Plural häufig Klösser, welcher aber anständigern Sprech- und Schreib-Arten unbekannt ist.

1. In der weitesten und eigentlichsten Bedeutung, eine zusammen hängende Masse, ohne Betrachtung ihrer Größe, Materie, oder Gestalt. In dieser nunmehr veralteten Bedeutung pflegen noch die Töpfer einen Haufen zubereiteten Thones einen Kloß zu nennen.

Im Dithmarf. ist Klood noch jetzt ein Haufen, und im Schwed. Kläse congeries, besonders eine Traube. Bey den niedersächsischen Torf-Gräbern ist eine Klote, ein viereckiger Haufen Torf, zum Unterschiede von einer Bülte, oder einem runden Haufen.

2. In engerer Bedeutung.

1) Eine trockne, unförmliche, zusammen hängende Masse, ein unförmliches Stück, doch nur noch in einigen Fällen.

In den Salz-Werken werden die Stücke Stein (Stückstein), mit welchen der Raum zwischen der Pfanne und dem Herde mit Gassen-Kothe verkleibet wird, daß kein Feuer-Funken heraus gehen kann, Klöße genannt.

Am üblichsten ist es im g. L. von den unförmlichen Stücken zusammen gebackener Erde, welche in der anständigern Schreib-Art, wenn sie nicht von einer sehr geringen Größe sind, Schollen, Erd-Schollen, L. Gleba terrae, Fr. Mote, Motte, genannt werden. Niederf. Klut. Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Haufe läuft, und die Klöße an einander kleben, Hiob 38, 38. Daß der Staub zusammen fließt, und in Erdklößen an einander hängt. Hr. Ritter Michaelis. Bey fetten lehmigen Aeckern ist es eine eigene Arbeit der Landleute, die Klöße zu zerschlagen, Fr. rompre (casser) les mottes.

Im Niederf. Klute, Engl. Clod, Holl. Kluit.

2. Ein

Es gehört, so wie Klump, von welchem es doch im Gebrauche verschieden ist, zu dem Geschlechte des Wortes Kleister. Siehe auch Kleß und Kleben.

2) Ein runder Körper, eine Kugel. Ehedem wurden die Kugeln, welche aus dem groben Geschütze geschossen wurden, **Klöße** genannt. Die Erd-Kugel führt zuweilen noch bey wässerigen Dichtern den verächtlich gewordenen Nahmen des **Erden-Kloßes**, Schwed. Jordklot.

Im Nieders. ist Kloot, im Schwed. Klot, und im Dän. Klod, noch jetzt eine Kugel; und in den niedrigen Sprech-Arten werden die Hoden bey Menschen und Thieren noch jetzt Klöße, im Nieders. Klöte, genannt.

Am üblichsten ist es in dieser übrigens veralteten Bedeutung noch in den Küchen, die runden oder doch rundlichen, aus allerley Fleische, Fischen, Semmeln, Mehl, Hefen und Gewürze u. s. w. in beliebiger Größe bereiteten Bälle oder Kugeln zu bezeichnen, welche hernach gekocht, oder in Butter gebacken, und theils besonders in einer Brühe aufgesetzt, theils an gemischte Essen, Potagen, u. d. gl. verbraucht werden. Sie werden in Ober-Sachsen **Klöße** und **Klößchen**, in Nieder-Sachsen Klüte, Klümpe, Klümpchen, in Ost-Preussen Keulchen, platts. Külken, in Ober-Deutschl. Knödel, Knöpfchen, Knötchen, im Hennebergischen Hietis (welches zu Hode gehört,) genannt; L. Gleba s. Offula farinacea, Paftillus, Turunda, Fr. Morceaux de pâte, Patée.

Die aus Mehl bereiteten Klöße, werden **Mehl-Klöße** genannt. Sie lassen sich nicht nur von Rocken-Mehle und Weitzen-Mehle, sondern auch von Kartoffel-Mehle, s. Th. XXXV, S. 312 und 335, und von Kastanien-Mehle, s. eb. das. S. 587. f. machen. Die Klöße, welche, an statt des Mehles, aus geriebener Semmel bereitet werden, heißen **Semmel-Klöße**. Man macht auch Fleisch-, Fisch-, Käse-, Krebs-, Reiß- ꝛc. Klöße. Bey ihrer Zubereitung ist vornehmlich darauf zu sehen, daß das Fleisch, welches man dazu nimmt, genugsam klein gehacket, sie

aber selbst wohl gewürzet und fein locker gehalten, auch sodann mit den Händen gerollet, oder mit einem Rühr-Löffel, so viel möglich, rund geformet werden, welches ein geschickter Koch oder eine Köchinn gar leicht zu bewerkstelligen weiß.

Die gemeinen Klöße bestehen aus einem Teige von Mehl mit oder ohne geriebene Semmel und Eyer, darunter man, wenn sie gut werden sollen, würfelicht geschnittene, und in Butter geröstete Semmel, oder auf eben solche Art geschnittenen Speck menget; diese werden in gesalzenem Wasser, Schinken- oder anderer Brühe gekocht und also verspeiset.

Zuerst wird Speck in kleine Würfel zerschnitten, in einem Tiegel über Kohlen ausgebraten, und zuletzt grüner zerschnittener oder getrockneter Thymian eingeleget, hierauf Mehl mit halb Wasser und halb Milch hinzu gethan, der meist erkaltete ausgebratene Speck und dessen Krappen hinein geleget, und von dem zur mittelmäßigen Steife gebrachten Teige, mit einer Kelle, die jedes Mahl in kochendes Wasser zu tauchen ist, damit kein Teig anklebe, gewöhnliche Klöße abgestochen, in den mit kochendem Wasser angefüllten Kessel geworfen, und darin gar gekocht.

Wenn zu heißer Speck mit dem Teige vermengt wird, werden die Klöße nicht locker.

Währendem Kochen im Kessel müssen die Klöße mit der Kelle von Zeit zu Zeit behend untergegriffen und aufgenommen werden, damit sie theils nicht zusammen backen, theils nicht unten anbrennen.

Wenn die Klöße gar gekocht sind, wird ein Drittel oder mehr Wasser abgegossen, der Abgang aber mit süßer Milch ersetzt; und wenn man die ganze Masse sodann noch ein Mahl hat aufwallen lassen, werden die Klöße abgenommen und bald verspeiset, damit sie nicht hart werden.

Das Mehl ist gemeinglich zur Hälfte fein Rocken- zur andern Hälfte aber Weitzen-Mehl.

In der Aernde werden für die Schnitter oder Mäher die Klöße aus lauter Weitzen-Mehle bereitet, die Brühe auch, auf oben gedachte Weise, mit desto mehr Milch verschönert.

Die Klöße sind eine Mittags-Speise; sie können aber, wie viele andere Vorkosten, eine Abend-Speise werden, wenn

wenn das Gesinde den Tag hindurch, als z. B. um des Holzhauens willen im Walde, nicht zu Hause gewesen ist, und zum Mittag-Essen keine warme Speisen hat haben können.

Eben diese Klöße werden auch, in obstreichen Gegenden, mit gebackenen Birnen zusammen gekocht, und als ein angenehmes Gericht von dem gemeinen Manne gegessen. Wenn die Klöße nach oben beschriebener Weise bereitet sind, werden sie mit Wasser dergestalt gar gekocht, daß keine Milch zu dem Wasser oder zu der Brühe gegossen werde. Nachdem die Birnen, worunter auch etwas gebackene Aepfel oder Pflaumen genommen werden können, um das Uebersüße der Birnen zu mindern, für sich allein gar gekocht worden sind, wird das Wasser oder die Brühe, worin die Klöße gekocht sind, abgegossen, und die Birnen mit ihrer Brühe hinzu gethan. Die Birnen oder anderes Obst müssen mit etwas Butter oder Speck-Brühe weich und schmackhaft gekochet werden.

Auf gleiche Weise kann man auch grüne Birnen mit Klößen zurichten. Mit getrockneten oder welken Rüben wird es eben so gemacht. Uebrigens ist dieses ein Mittag-Essen, und wird, theils allein, theils mit zugleich gekochtem Speck oder Schinken, zur Mittags-Kost dem Gesinde gegeben.

Mehr als gemeine Klöße, sind folgende. Man rührt ½ Pfund frische Butter so lange, bis sie zu Sahne geworden ist, schlägt 10 Eyerdotter dazu, und menget dieses, nebst ½ Nößel kalten Wassers, auch etwas Thymian, mit feinem Weitzen-Mehle, zu einem Teig unter einander. Wenn man sodann in einem Kessel 1 Quart süße Milch zum Kochen gebracht hat, werden von dem bereiteten Teige mit einem Löffel die Klöße abgestochen, in die kochende Milch gethan, und mit der Kelle öfters behend umgestoßen, aber nicht gerühret, damit sie nicht anbrennen. Man ißt diese Klöße mit kalten Fleisch-Speisen, als: Knackwurst, rohen Schinken, auch gekochten aber kalten Schinken, kalten Schwein-Braten, kalten Schwein-Kopf, kalten Eis-Beinen, kaltem Räucher- oder Bökel-Fleisch. Es

würde zu weichlich schmecken, wenn man die in Milch gekochten Klöße mit diesen Fleisch-Speisen, in warmen Zustande, essen wollte.

Klöße mit Hefen. Zuvörderst setzt man Mehl in einer irdenen Schüssel an einen warmen Ort; hernach rührt man ein Par Löffel gewässerte Hefen mit laulich gemachter Milch unter das Mehl, daraus man Klöße verfertigen will, deren jeder so groß als ein Dreyer- oder so genanntes Milch-Brod seyn muß, und salzet es. Diese Klöße bestreuet man mit Mehl, und setzt sie an einen warmen Ort, damit sie groß aufgehen. Wenn sie genug gegangen sind, setzt man einen Kessel mit Wasser auf das Feuer, und lässet es kochen; in dieses thut man hierauf die Klöße, welche auch kochen müssen. Unterdessen setzt man in einer Casserole, oder in einem Tiegel, Butter auf das Feuer; so bald diese zergangen ist, läutert man sie herunter in einen saubern Tiegel, richtet darnach die ausgekochten Klöße auf eine Schüssel an, und lässet sie mit der zerlassenen Butter zu Tische tragen, wo sie zerrissen, stückweise in die Butter getunkt, und verzehret werden.

Semmel-Klöße. Man nimmt einen ziemlichen Theil geriebene Semmel, schlägt einige Eyer darein, legt ½ Pfund Schmalz dazu, würzt dieses mit Salz und Muskaten, wirkt es wohl unter einander zu einem steifen Mus, formiret daraus die Klöße, und kocht sie endlich in Wasser oder Fleisch-Brühe gehörig ab. Bey dem Anrichten bestreicht man eine Schüssel mit Butter, thut die Semmel-Klöße darein, streuet etwas Muskaten darüber, und deckt sie mit einer andern Schüssel zu, daß sie noch ein wenig dämpfen.

Oder: man macht geriebene Semmel mit gutem Rahm an, schlägt einige Eyer darein, würzt es mit Salz und Muskaten, und rührt etliche Messer-Spitzen Mehl darunter, daß es ein starker Semmel-Teig werde; alsdann formiret

man

man daraus die Klöße, und bäckt dieselben aus heißem Schmalz fein goldgelb. Sollen nun diese Klöße recht auflaufen, so setzt man Milch an das Feuer, wirft die heiß gebackenen Klöße hinein, und lässet sie darin eine Weile kochen. Diese Klöße richtet man endlich in einer Schüssel an, und gießt entweder eine gute Wein- oder Rahm-Soße darüber.

Die kleinen Klöße, welche in die Fleisch-Brühen eingeleget werden, heißen Potagen-Klöße; indem man an einigen Fleisch-Brühen eine so lange Brühe lässet, daß man sie, statt der Suppe, mit Löffeln ißt, und Brühe und Fleisch, in einer Schüssel zugleich angerichtet, zu Tische gebracht werden. Die gewöhnlichste Art, dergleichen Potagen-Klöße zu machen, ist folgende. Man nimmt Butter, die zu Sahne gerieben ist, Eyerdotter, klein gestoßene Muskaten-Blumen und geriebene Semmel, macht dieses alles zu einem Teig, sticht Klößchen mit dem Löffel ab, und legt sie zu dem Fleische in die Brühe. Man lässet sie darin etwa eine kleine Viertel-Stunde sieden, und richtet sie alsdann mit dem Fleische zugleich an.

1. Wenn man zu diesen Klößchen zu alte, oder übel schmeckende Butter nimmt, werden sie dadurch verdorben.

2. Dergleichen Klößchen müssen nicht hart kochen, aber auch nicht so wenig sieden, daß man in dem Innern derselben noch das Rohe schmecken könne. Die Köchinn muß sie daher kosten, um der Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun. Sie müssen auch nach dem Anrichten nicht noch zu lange ungegessen bleiben, damit sie nicht hart werden.

Die gewöhnlichsten Fleisch-Speisen mit diesen Potagen-Klößen sind: Tauben, Hühner, Kapaune, Trut-Hühner und Kalb-Fleisch.

Zu den aus Fleisch zu bereitenden Klößen (Fleisch-Klößen), wird ein derbes Stück genommen, alle Häutchen und das Geäder davon geschnitten, und dieses sodann nebst etwas Nieren-Talg ganz klein gehacket. Hierauf schlägt man einige Eyer daran, und

mischet in Milch eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel darunter. Das Gewürz dazu ist: Salz, Ingber, Pfeffer und Muskaten. Wenn dieses alles wohl durch einander gerührt ist, und die Klöße gehörig formirt sind, kocht man sie in etwas Fleisch-Brühe. Will man diese dazu ein wenig dicklich haben, so wird etwas gebranntes Mehl darunter gethan.

Klöße, gebacken, von übrig gebliebenem Fleische, es sey gekocht oder gebraten. Man nimmt z. B. auf 8 Personen etwa ½ Pfund übrig gebliebenes Fleisch, und von zwey Semmeln die Krume, hackt oder stößt beydes in einem Mörser, thut klein geschnittene Petersilie, Schnittlauch, fein gestoßenen Coriander, klein geschnittene Citronen, Pfeffer, Ingber, Muskaten-Nuß, Thymian, Majoran, ein wenig Salz, und einen Löffel voll fein Mehl dazu, rührt es mit 3 Eyern und ein wenig geschmolzener Butter wohl um, daß der Teig zähe wird; macht Schmalz in einer Pfanne heiß, formiret Klößchen, und bäckt sie in dem heiß gemachten Schmalze schön gelb. Endlich bestreicht man eine Schüssel mit Butter, legt die gebackenen Klößchen hinein, thut noch ein wenig von oben erwähntem Gewürze darauf, und gießt Fleisch-Brühe darüber; lässet sie eine gute Weile auf der Gluth sieden, und schlägt vor dem Auftragen ein Par Eyerdotter in die Brühe. Man kann, nach Belieben, auch etwas Morcheln dazu thun.

Klöße aus Fischen (Fisch-Klöße) macht man folgender Gestalt. Es wird von dem Fische, z. B. einem Hechte, wenn er gehörig geschuppet und vorbereitet ist, entweder gleich so roh, oder nachdem die Hälfte davon gesotten worden ist, alles Fleisch abgelöset und von den Gräthen gesammelt, auch mit einem Schneide-Messer beydes, sowohl rohes als abgesottenes, ganz klein geschnitten. Hierzu thut man eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel, etwas gerührte

rührte Eyer, nebst Salz, Ingber und Muskaten, stößt es ganz fein in einem Mörser; alsdann macht man die Klöße, und verfährt ferner damit so, wie man sie zu verspeisen gedenkt, entweder allein in einer Brühe, oder zu Potagen, Ragouts, u. d. gl.

Von Krebs-Klößen, s. unter Krebs.

Käse-Klöße, werden folgender Maßen verfertigt. Man mischt unter guten frischen Quark nach Gutdünken etwas Mehl, schlägt 2 bis 3 Eyer daran, salzt es ein wenig, thut etwas Saffran nebst ½ Pfund zerlassener Butter dazu, und macht dieses alles mit guter Milch zu einem Teige; aus diesem formiret man alsdann die Klöße, thut dieselben in eine mit Butter wohl bestrichene Brat-Pfanne, und bäckt sie darin in einem heißen Ofen.

Von Reiß-Klößen, s. unter Reiß.

Kloßig, einem Kloße ähnlich, doch nur in der letzten engsten Bedeutung dieses Wortes, wie ein Mehl-Kloß kleberig, besonders von dem Brode. Das Brod ist kloßig, wenn es nicht ausgebacken ist. In den niedrigen Sprech-Arten klitschig.

Klöster, L. Clauſtrum, Coenobium, Monasterium (*), Fr. Cloître, Couvent, Monastere, ein fester, mit Mauern umgebener Ort, in welchem Mönche, Nonnen, oder Canonici, von dem gewöhnlichen Umgange mit der Welt abgesondert leben. Imgl. die Gesellschaft der in einem solchen Orte lebenden und von der

(*) Coenobium und Monasterium, wurden schon zu Cassian's Zeiten mit einander verwechselt; doch, sagt dieser Schriftsteller, bedeutet eigentlich das Wort Monasterium nur den Aufenthalt, den Ort, die Wohnung der Mönche; Coenobium aber begreift nebst diesem auch die klösterliche Verfassung und Zucht in sich. Auch eines einzigen Mönches Wohnung kann man ein Monasterium nennen; so wie zu Zeiten des h. Einsiedlers Anton die einzelne Wohnung der Einsiedler zuweilen Monasterium, und bey den Therapeuten Semneum hießen. Coenobium aber bedeutet allezeit eine Gemeinschaft und Versammlung mehrerer.

Welt abgeſonderten Perſonen; die ganze Kloſter-Gemeinde, die ſämmtlichen Mönche oder Nonnen eines Kloſters. In ein Kloſter gehen, in das Kloſter gehen, ſich in das Kloſter begeben, ſich auf ſeine Lebenszeit darein begeben. Man hat das Kloſter zuſammen kommen laſſen, oder verſammelt, Fr. on vient d'aſſembler le Couvent. Das Kloſter verlaſſen. Das Mönchs-Kloſter Nonnen-Kloſter.

Bey dem Stryker Chloſter, im Schwabenſp. Cloeſter, im Engl. Cloiſtre, im Fr. Cloître, im Ital. Chioſtro, alle aus dem Lat. Cloſtrum. Kero braucht dafür theils Samanunga, theils aber auch Muoiſtre, und zwar das letztere aus dem Lat. Monaſterium. Siehe Münſter.

Daher klöſterlich, klöſterlich lebend, ſtill und einſam in ſeinem Kloſter bleibend.

Ein Kloſter beſteht, nach Beſchaffenheit ſeiner Größe, aus einem oder mehrern ſo genannten Kreuz-Gängen, an welchen unten auf der Erde, die zur Haushaltung nöthigen Zimmer, Küchen, Apotheken, Kranken-Stuben, und zur Seite der Refenter, oder das Refectorium, wo gemeinſchaftlich Mahlzeit gehalten wird, oder aber die Gemächer oder ſo genannten Zellen, in welchen jede geiſtliche Perſon vor ſich beſonders wohnt, angelegt ſind. Ferner hat ein jedes Kloſter, ordentlicher Weiſe, ſeine beſondere Kirche, die einen Eingang aus dem Kloſter hat, wo die Kloſter-Leute in dem Chore ihre Andacht zu den verordneten Stunden halten; und einen daran ſtoßenden Hof, oder Garten, in welchem ſie friſche Luft ſchöpfen können. Bey den Karthäuſern und Camaldulenſern iſt der Garten in ſo viel abgeſonderte Gärtchen eingetheilt, als Geiſtliche im Kloſter ſind, damit ein Jeder ſein Gärtchen ganz allein habe, und von andern darin nicht geſtöret werde. An dem innern Eingange wartet ein Pförtner auf, welcher niemand, der nicht hinein gehört, ein-, noch die darinnen ſind, ohne Erlaubniß heraus

heraus lässet. In dem Refectorio stehen die Tafeln an den Wänden herum, und die Mahlzeit haltenden sitzen hinter denselben, so, daß sie alle einander ansehen können. Unter der Mahlzeit wird von einer in der Mitte an der Wand erhöheten Kanzel etwas aus der h. Schrift oder einem Kirchen-Lehrer gelesen. Diejenigen, welche wieder die Kloster-Zucht verbrochen haben, müssen alsdann ihre Strafe ausstehen.

Die Nonnen-Klöster werden mit besonderer Sorgfalt verwahrt, sind mit hohen Mauern umgeben, und die Fenster mit engen Gittern versehen, wie auch das Chor, welches überdies noch erhöhet ist, damit niemand hinein sehen könne. Es wird keine Mannsperson, ausser hohen Standes-Personen, und mit Erlaubniß des Bischofes, hinein gelassen; und diejenigen Fremden, die mit einer Nonne oder Kloster-Frau sprechen wollen, verrichten solches in der Gesprächs-Stube oder dem Sprach-Zimmer durch ein Fenster, welches das Sprach-Fenster, und, so fern es gemeiniglich mit einem Gitter versehen ist, auch das Sprach-Gitter heißt. Sie werden selten, und etliche niemahls, heraus gelassen, wiewohl ein Orden vor dem andern hierunter mehr Strenge beweiset. Diejenigen, welche in ein Kloster aufgenommen zu werden verlangen, müssen ihre Aussteuer mitbringen, die nach dem Zustande des Ordens und des Klosters verschieden ist.

So verschieden die geistlichen Orden sind, so verschieden ist auch der Bau der Klöster. Denn eine andere Eintheilung hat ein Kloster, wo ein Abt, oder Prälat, oder eine Aebtissinn, herrscht; eine andere ein Karthäuser- oder Kapuziner-Franciscaner-ꝛc. Kloster. Die erstern erfordern einen großen Platz, besonders wenn Gärten und Vorwerke dabey sind; dahingegen ein Kapuziner- oder anderes Kloster nur eines geringern Platzes, und zwar in den Städten gemeiniglich an den Stadt-Mauern, oder in den Vorstädten, bedarf.

darf. Die Bau-Art ist ganz einfach und ohne alle Verzierungen, selbst die Ansichten der Kirche nicht ausgenommen, welche gemeiniglich nur mit einem kleinen Thurme und dergleichen Glöckchen versehen sind.

Folgendes Muster, nach Vochs Vorschrift (*), ist auf ein abteyliches Kloster eingerichtet, wonach sich leicht geringere Klöster entwerfen lassen. Hernach werde ich auch die Einrichtung eines geringern Mönchs- und Nonnen-Klosters beschreiben.

Fig. 2244 ist der General-Entwurf des Klosters und der dazu gehörigen Gebäude. Bey A ist der Plan oder Grund-Riß der Kirche, welcher bereits im XXXVIII Th. S. 151, fgg. beschrieben, und in Fig. 2067 im Großen entworfen ist. Neben der Kirche sind bey B und C zwey Baum-Gärten, deren einen der P. Prior, den andern der Pfarrer, zu seinem Vergnügen hat. An die Kirche stößt das Kloster-Gebäude, welches in der Mitte durch ein Quer-Gebäude getheilt ist. Die erste Abtheilung D enthält den Garten des Abtes oder Prälaten. In der andern, E, steht noch ein Gebäude, in welchem unten das Refectorium, oben aber ein großer Sahl ist. Durch dieses Gebäude entstehen zwey Höfe. Hinter dem Kloster-Gebäude ist der große Kloster-Garten F. Vor des Prälaten Wohnung sind Plantagen von Maulbeer-Bäumen G angelegt, hinter welchen zwey Fisch-Teiche H sich befinden. K, ist ein Fahr-Damm, welcher zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt ist. An den großen Kloster-Garten F, stoßen die Vorwerks-Gebäude. L, ist der große Werk-Hof, um welchen das Werk-Haus auf drey Seiten herum geht. Dieses Werk-Haus enthält die Brauerey, Bier-Schenke, und was dazu gehörig ist. Auch haben der Schäffler oder Küfer, Zim-

(*) Im 4 Th. seiner bürgerl. Baukunst, (Augsb. 1782, 8.) S. 61, fgg.

Zimmermann, Tischler, Verwalter, und andere dergleichen, hier theils ihre Wohnungen, theils Werkstätte. Hinter dem Werk-Hause ist der Hof M, durch welchen die Pferde- Kuh- und Ochsen-Ställe abgesondert werden. In der Mitte ist eine Pferde-Schwemme. Die Gebäude, welche die Höfe N und O umgeben, enthalten Federvieh- Schaf- und Schwein-Ställe, wie auch die Scheunen, Heu- und Stroh-Böden. Die ganze Länge des Kloster-Gebäudes ist 480, die Breite aber 400 Schuh; also 192000 Quadrat-Schuh oder $4\frac{3}{4}$ Tagewerk (Acker, Morgen,), 2000 Quadrat-Schuh, das Tagewerk zu 40000 □Sch. gerechnet. Der Garten F ist 400 Sch. lang, und 250 breit, welche zum Flächen-Inhalt $2\frac{1}{2}$ Tage-Werk geben. Der mit Bäumen bepflanzte Platz vor des Abtes oder Prälaten Zimmern, und den zwey Weihern, ist ins Gevierte 378, und 230 Sch.; also zum Flächen-Inhalt 2 Tagewerk, 6940 □Schuh. Was den Flächen-Inhalt der Vorwerks-Gebäude betrifft, so beträgt die Länge des Hofes L, sammt den Gebäuden, welche ihn von drey Seiten umgeben, 400, und die Breite 250, die den Inhalt von $2\frac{1}{2}$ Tagewerk geben. Hinter dem Hofe L, ist der Hof M, welcher mit seinen umgebenden Gebäuden zur Länge 400, und zur Tiefe 160 Sch. hat. Diese, in einander multiplicirt, geben $1\frac{1}{2}$ Tagewerk, und 4000 □Sch. Die beyden Höfe N und O, sind an Größe und den herum liegenden Gebäuden, in allem gleich. Die Länge hat 408, und die Breite 220 laufende Schuh; also jeder 2 Tage-Werk und 9760 □Sch.; und beyde zusammen $4\frac{1}{4}$ Tagewerk und 9520 □Sch. Der Platz, wo die Kirche steht, und die beyden daneben liegenden Gärten (*), haben 400 lauf. Schuh in die Länge, und 260 in die Tiefe; deren Inhalt $2\frac{1}{2}$ Tagewerk, und

4000

(*) Von Kloster-Gärten folgt unten ein besonderer Artikel.

4000 □Sch. beträgt. Wenn man alle diese Summen der einzelnen Plätze addirt, so ergibt sich die Haupt-Summe von 20½ Tagewerk, und 6460 □ Schuh. Welches, wenn der Platz nach einem gleichseitigen Viereck abgestochen werden sollte, eine Seite von 892 laufenden Schuhen und einigen Zollen erforderte, welches gewiß eine ziemliche Größe ist.

Fig. 2245, stellt das unterste Stockwerk des Kloster-Gebäudes im Grund-Risse vor. Ehe ich aber solches zu erklären anfange, will ich zuvor anzeigen, welches die vornehmsten Zimmer und andere Gemächer sind, die man bey einem solchen Kloster-Gebäude, wie hier zum Muster vorgestellt ist, nöthig hat.

Bey dergleichen Kloster hat man zweyerley Wohnungen nöthig. Einige gehören für die geistlichen, die andern für diejenige weltliche Personen, die in verschiedenen Fächern dem Kloster unentbehrlich sind.

I. Die geistlichen Wohnungen sind: a. Des Abtes oder Prälaten. b. Des Priors. c. Des Groß-Kellers. d. Des Keller-Meisters. e. Des Küch-Meisters. f. Des Pfarrers. g. Des Pater Procurator. h. Der übrigen Geistlichen. i. Zimmer für vornehme fremde Herrschaften. k. Für fremde Geistliche.

Ferner gebraucht man: 1. Eine Bibliothek. 2. Consistorium. 3. Refectorium. 4. Verschiedene Sähle. 5. Einen großen Haupt-Sahl zu allerley Festivitäten. 6. Küchen, mit ihren 7. Speise-Kammern. 8. Kranken-Stuben. 9. Apotheke. 10. Destillatorium. 11. Verschiedene Holz-Gewölbe. 12. Zimmer für Meßner, Convent-Diener, Pförtner, und dergleichen Personen. 13. Für fremde Bediente und Knechte.

Noch sind nöthig: 14. Eine große Amts-Stube. 15. Registratur. 16. Archiv. 17. Kanzelley.

II. Die

II. Die weltlichen Wohnungen sind: a. Des Kanzlers. b. Des Consulenten. c Des Ober-Amtmannes. d. Des Registrators. e. Des Kanzelisten. f. Des Verwalters. g. Des Kanzelley-Dieners u. s. f.

Die Länge und Breite des Kloster-Gebäudes habe ich bereits bey dem General-Entwurfe Fig. 2244, angegeben. Bey dem Grund-Risse des untern Stock-Werkes, Fig. 2245, habe ich also nur die innere Eintheilung zu beschreiben. An den Ecken und in der Mitte des Gebäudes, sind Vorsprünge oder Risalite, welche 4 Sch. hervor stehen. Das ganze Gebäude umgibt zwey lange Vierecke, welche davon entstehen, daß durch die Mitte des Gebäudes ein anderes angebracht ist. Ein solches Viereck A, enthält des Prälaten Garten. Bey B ist der zweyte ablang gevierte Hof, auf welchem in die Quere das Gebäude C errichtet ist, daher auch zwey Höfe, B und B, entstehen. Die Länge von A. ist 383, und die Breite 130 Schuh. Eben dieses Maß haben auch die beyden Höfe B, nebst dem darauf stehenden Gebäude.

Die Stärke der Haupt-Mauern in diesem Gebäude, ist in dem untern Stockwerke 5 Schuh. Die Zwischen-Mauern haben 3 Schuh.

Bey a ist der Haupt-Eingang, von welchem man in das große Vorhaus 1 kommt, wo nebenbey 2 der Pförtner seine Stube hat. Aus dem Vorhause 1, kommt man in den Kreutz-Gang 3. Dieser hat Gemeinschaft mit den Kreutz-Gängen zur rechten und linken Hand, welche mit 4 bezeichnet sind. Der Kreutz-Gang 3, hat 13 Schuh; und die Gänge bey 4, sind 14 Sch. breit. Von dem Kreutz-Gange 3, geht man in die Capelle des Prälaten, 5. Bey 6 ist die Stube der Bedienten, welche 30, und 22 Sch. ins Gevierte hat. Bey 7 ist eine Holz-Kammer, von 20 und 22 Sch. Das mit 8 bezeichnete Zimmer enthält

hält die geheime Treppe des Prälaten. Zur rechten und linken Hand sind Durchgänge mit dem Buchstaben b bemerkt. In diesen Durchgängen liegen die Treppen 9, davon ein Arm 7 Sch. breit ist. Bey 10, ist die Wohnung des Groß-Kellers, welche mit einem Vorschlage abgesondert ist; beyde aber werden durch Einen Ofen gefeuert. Die Länge dieser Zimmer ist 40, und die Breite 22 Schuh. Neben daran, bey 11, ist eine Kammer, worin der Groß-Keller allerley in Verwahrung hat. 12, sind die nothwendigen Bequemlichkeiten.

In dem Pavillon sind die Zimmer des Kanzlers, welcher unverheurathet seyn muß. 13, ist das Vorhaus, welches 20 Sch. ins Gevierte hat, und von wo aus die Zimmer 14, 15 und 16, zu feuern sind. Bey 14 ist das Vorzimmer; 15, das Wohn-Zimmer; und 16, das Schlaf-Gemach. Das Vorzimmer ist 30 Sch. lang, und 20 breit. Das Wohn-Zimmer hat ebenfalls zur Länge 30, zur Breite aber 26 Sch. Das Schlaf-Gemach ist 26, und 22 Sch. ins Gevierte.

Auf der linken Seite ist dieselbe Eintheilung der Zimmer, nur daß diese zu einem andern Gebrauche, und andern Personen zur Wohnung, bestimmt sind. Nähmlich: c, ist die Stube für den Convent-Diener, bey welchem sich auch ein Schneider aufzuhalten pflegt. d und e, sind Kammern, worin sie schlafen, und wo allerley zu dem Convente gehöriges aufbewahrt wird, worüber der Convent-Diener die Aufsicht hat. Bey b ist auch auf dieser Seite ein Durchgang, worin bey 9 eine Treppe ist. f, ist die Registratur, und daneben bey g eine Holz-Kammer; bey h aber sind die nöthigen Bequemlichkeiten. In dem Pavillon, wo i das Vorhaus, k das Vor-Zimmer, l das Wohn-Zimmer, und m das Schlaf-Gemach bezeichnet, ist das Apartement des Registrators. Die Maße aller

die-

dieser Zimmer sind dieselben, wie die mit Ziffern zur rechten Hand bemerkten.

In dem Flügel des Kloster-Gebäudes ist die Kirche verbunden, und ein Theil davon zu sehen. In diesem Flügel bemerken wir bey 17, den Kreutz-Gang, welcher eine Breite von 14 Sch. hat. In diesem sind bey 12 die nothwendigen Heimlichkeiten; bey 18, des Unter-Pfarrers Zelle, welche 20 und 22 Sch. ins Gevierte hat. Gleich daneben ist des Ober-Pfarrers, 19, von derselben Größe, nur mit dem Unterschiede, daß dieses Zimmer gefeuert werden kann, weil zur Winterszeit, besonders in Städten, diese geistliche Person vieles zu schaffen und zu verrichten hat. Bey 20, ist ein kleiner Garten-Sahl, aus welchem man in den Garten des Pfarrers B kommt. 21, ist eine Zelle für den Sacristan, (Kirchner, Küster); daneben bey 22 aber die Sacristey, aus welcher man bey ⊙ sogleich in die Kirche kommt. 23, ist eine offene Kloster-Capelle, wo die Priester ihre besondere Andacht verrichten können. Von dieser Capelle kommt man wieder in einen Kreutz-Gang 17, und aus diesem in die Sacristey 24, und durch die Thür bey ⊙ in die Kirche. 25, ist die Zelle eines Meßner-Knechtes. 26, ist wieder ein Garten-Sahl, woraus man in den Garten C des Pater Prior kommt. Daneben bey 27, ist die Wohnung des Meßners, und bey 28, dessen Kammer.

Auf der Seite nach dem Garten, sind folgende Zimmer, welche auf den Kreutz-Gang n stoßen. p und q, zwey Zellen, welche zur Sommerszeit von einem oder andern Pater zur Ergetzung wechselweise bewohnet werden können. Daneben ist ein kleiner Garten-Sahl r, aus welchem man in den Kloster-Garten kommen kann. s, t und u, sind Sähle, worin zur Sommerszeit gespeiset wird. v, ist ein Garten-Sahl; und daneben bey w und x, zwey Zellen.

Auf der Seite, wo der Kreuz-Gang mit C bemerkt iſt, ſind in den zwey Eck Pavillons, Zimmer für vornehme Fremde; ſo wie alle übrige auf dieſem Flügel liegende Zimmer eingerichtet ſind. In der Mitte iſt ein großer Sahl, worin die Herrſchaften oder vornehmen fremden Geiſtlichen ſpeiſen, oder ſonſt Aſſembleen halten können. Die meiſten Zimmer auf dieſer Seite ſind zum Einheitzen eingerichtet.

Noch iſt die Eintheilung des durch die Mitte gehenden Gebäudes zu beſchreiben übrig. Bey . iſt der Haupt-Durchgang, und eine Haupt-Treppe, welche durch drey Arme gebrochen iſt. Der Platz des Vorhauſes iſt in der Tiefe 40, in der Breite aber 25 Schuh. Ein Treppen-Arm hat 10 Sch. zur Breite. An beyden Enden dieſes Gebäudes ſind noch zwey große Treppen Q, welche 10 Sch. zur Breite haben. Ueber dieſe ſind noch zwey Treppen bey 4, unter welchen auch Durchgänge aus des Prälaten Garten in die zwey Höfe B gehen. Was die Eintheilung der Zimmer betrifft, ſo iſt bey α eine Kranken-Stube, für gefährlich Kranke, welche 26 und 20 Sch. im Gevierten hält. Daneben bey β iſt die große Kranken-Stube, welche 26 Sch. zur Tiefe, und 42 zur Länge, hat. Neben der Treppe bey γ, iſt ein Holz-Gewölbe, 18 und 26 Sch. ins Gevierte. An dieſes ſtößt die Apotheke δ, von 38 und 40 Sch. lang und breit. Bey ε iſt ein Deſtillatorium, welches 26 Sch. geviert iſt. Das Speiſe-Gewölbe λ iſt ſo groß, als das Deſtillatorium. Die Küche κ, iſt mit der Apotheke δ von gleicher Größe. An der Küche iſt ein Gewölbe zur Verwahrung des Holzes, mit π bezeichnet. Bey ω iſt eine Stube, wo verſchiedenen Officianten des Kloſters ihr Getränk gereichet wird; neben an, bey β aber, iſt das Getränk in Verwahrung. Auf dem Hofe B iſt das Refectorium, zu welchem man durch die bedeckten Gänge ϒ gelanget. Dieſes Refectorium C wird durch zwey

Oefen

Oefen gefeuert, und meistens nur zur Winterszeit gebraucht, weil im Frühlinge und Sommer gemeiniglich in den Garten-Sählen s, t und u, gespeiset wird. Das Refectorium ist 62 Sch. lang, und 54 breit; hält also 3348 □ Sch. Wo eingeheißt wird, kann man auch kleine Casserolen-Herde anlegen, um die Speisen warm zu erhalten.

Unter diesem jetzt beschriebenen untern Stockwerke, werden Keller angebracht, worin Wein, Bier ꝛc. auch Holz, verwahret werden.

Fig. 2246, ist der Grund-Riß des Haupt-Geschosses. Die Erklärung werde ich bey der Seite A anfangen, wo die Prälatur sich in der Mitte befindet. Wenn man die Treppe bey p zur linken Hand herauf kommt, gelanget man durch den Gang bey a, zu des Prälaten Zimmern. Bey b ist das Zimmer der Bedienten, welche die Aufwartung haben; bey c aber, das Pagen-Zimmer. Neben diesem ist das Vor-Zimmer d, aus welchem man in das Audienz-Zimmer e kommt, an welches die Retirade f stößt. g, ist das Wohn-Zimmer, und daneben bey h das Cabinet. Aus diesem kann der Prälat in das Oratorium i, wie auch aus dem Audienz-Zimmer e, gelangen, um den Gottesdienst in der Capelle k abzuwarten. l, ist das Schlaf-Gemach; und m, eine kleine Garderobe. Damit aber bey Tage sowohl, als des Nachts, für beständig jemand um den Prälat seyn möge, ist dazu das Zimmer n gewidmet, in welchem auch eine geheime Treppe, oder, nach neuerer Art, ein Fahr-Stuhl (s. Th. XII, S. 110. fgg.) angebracht werden kann, über welche oder durch welchen der Prälat in das darüber oder darunter liegende Stockwerk kommen kann. o, ist das Vorhaus, zu welchem man von der Treppe p, die rechter Hand liegt, gelanget. Ueber eben diese Treppe kommt man auch zu dem Kreuz-Gange a, an welchem die Amts-Stube q, und das dazu gehörige

Vor-Zimmer r, anſtößt. s, ſind in dem ganzen Stockwerke die nöthigen Commoditäten. Die Zimmer t, u, v, m, und x, y, z, dienen dem Ober-Amtmanne und ſeinem Amts-Schreiber zur Wohnung, zu welchen man von dem Kreutz-Gange a, auf der Seite B, kommt. An dieſe ſtoßen die Zellen aa und bb für alte Geiſtliche; deswegen dieſelben durch einen gemeinſchaftlichen Ofen erwärmet werden können. Zu eben dieſem Endzwecke ſind auch die Zellen dd, ee, ff und gg, angelegt. Die Zelle hh iſt für einen Aufwärter, und für den Pater Prior, gewidmet, welcher ſeine Zimmer bey ii, kk, ll, und mm, hat.

Die eine Hälfte der Seite D, enthält die Zellen nn, für Bediente fremder Geiſtlichen oder anderer Herrſchaften, für welche die Zellen nn, oo, pp, qq, rr und ss, gewidmet ſind, und zu welchen man aus dem Kreutz-Gange a gelanget.

Der Theil von der Seite A, und die ganze Seite C, nebſt der andern Hälfte der Seite D, enthalten folgende Wohnungen und Zimmer. 1, die Kanzelley; und daneben 2. das Archiv. Die mit 3, 4, 5, 6, 7 und 8 bezeichneten Zimmer, dienen zur Bewohnung des Kanzlers. 9 und 10, ſind die Zimmer zweyer Kanzelliſten. 11, die Wohnung des Kanzelley-Dieners. 12, iſt ein Sahl, wo in Winterszeiten die Kloſter-Herren einige erlaubte Divertiſſements und Converſationen haben können. In dieſem Sahle wird auch Conſiſtorium gehalten. Die Zimmer 13, 14 und 15, gehören für den Pater Procurator, Kellen-Meiſter, und Küch-Meiſter. 16, 17, 18, 19, 20 und 21, ſind zum Logis für vornehme Herrſchaften beſtimmt; zu welchem Ende auch auf der Seite D, die Zimmer 22, 23, 24, 25 und 26, angelegt ſind. In dem Zimmer 27, werden beſondere wichtige und rare Manuſcripte verwahrt. 28, iſt der Ort der Kloſter-Bibliothek.

Was das Gebäude E betrifft, ſo ſind zu beyden Seiten Kreutz-Gänge a; dazwiſchen liegen die Zellen ⊙, für die jungen Patres, welche keine einzuheitzende Zellen haben, die aber zur Winterszeit in dem Refectorium, oder in dem Sahle 12, ſich aufhalten. Zwiſchen dieſen Zellen ſieht man bey p Treppen, davon die in der Mitte zu dem großen Feſtivitäten-Sahle C, über die Gänge D, und auch nach der Bibliothek 28, führt. Dieſer Sahl C kann durch zwey Kanon-Oefen zur Winterszeit erwärmet werden, und geht durch zwey Stockwerke. Bey Erklärung des Profiles wird ein Mehreres davon vorkommen.

Das obere Stockwerk iſt eben ſo eingetheilt, wie das untere, nur mit dem Unterſchiede, daß das Mauerwerk einen halben Stein ſchwächer angelegt wird, und daß nur in wenigen Zimmern Oefen zu ſtehen kommen, weil in dieſer Etage die meiſten jüngern Prieſter ihren Aufenthalt bekommen. Wo die Pavillons und andere Riſalite ſich befinden, werden alle Zwiſchen-Mauern weggelaſſen, und die Plätze zu Sählen, wo allerley mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, Modelle, Naturalien, u. d. gl. verwahret werden, zugerichtet. Wo ſich leere Zellen befinden, kann man allerley andere bey dem Kloſter nöthige Geräthſchaften verwahren, oder zu anderweitem Gebrauche beſtimmen. Dieſes Kloſter-Gebäude iſt ſo bequem eingerichtet, daß wenigſtens 60 Geiſtliche für beſtändig ihren Aufenthalt darin finden können.

Fig. 2247, iſt der Aufriß der Seite A, Fig. 2246. Bey A, iſt der mittlere Riſalit, wo des Prälaten Haupt-Zimmer ſind. B und C, ſind die Eck-Riſalite. Jeder iſt 5 Fenſter breit. Wegen der Kleine ſind keine Verzierungen angebracht. Fig. 2249, zeigt den mittlern Riſalit und einen Theil der Neben-Gebäude nach einem etwas größern Maßſtabe, nach welchem die Verzierungen etwas deutlicher haben ausgedrückt und

vorgestellt werden können, wovon bey Erklärung dieser Figur das Mehrere erwähnet werden wird.

Fig. 2248, stellt theils den Durchschnitt, theils die innere Ansicht nach den Höfen zu, vor. Bey A, ist der Durchschnitt des Gebäudes, wo in Fig. 2246, der Sahl 28 ist. Bey B, ist der Durchschnitt des Gebäudes, welches auf dem Hofe B steht, und unten das große Refectorium, welches oben durch zwey Stockwerke den Solennitäten-Sahl enthält. Zu beyden Seiten bey a und b, sind die Communications-Gänge, durch welche man in das Refectorium und in den Sahl geht. C, ist der Durchschnitt des Quer-Gebäudes, wo bey c die Kreutz-Gänge, und bey d die Treppen zu sehen sind. D, ist ein Theil des Aufrisses, wie solcher sich gegen den Garten des Prälaten darstellt. E, ist der Durchschnitt von des Prälaten Capelle; und F, des Risalites, worin des Prälaten Haupt-Zimmer sind.

Weil, erwähnter Maßen, wegen des kleinen Maßstabes, in Fig. 2247, der Aufriß des Kloster-Gebäudes nicht deutlich hat entworfen werden können: so ist solches in Fig. 2249 nach einem etwas größern geschehen. Es ist aber bloß der mittlere Risalit, wo des Prälaten oder Abtes Haupt-Zimmer sind, und zu beyden Seiten der übrige Theil des Kloster-Gebäudes, abgebildet. Der Risalit ist an seinem untern Theile mit Gurt- oder bäurischem Werke verziert, und hat nebst dem Band-Gesimse eine Höhe von 18 Schuh, welches Band-Gesims das Gebälk verkleidet. In der zweyten Etage sind die Fenster nach einem Bogen geschlossen, und das mittlere ist mit einem Schilde geziert. Die Seiten-Fenster haben moderne Schluß-Steine. Bey dem mittlern Fenster ist ein Balcon angebracht, welcher auf weit hervor springenden Krag-Steinen ruhet, und worauf das Geländer des Balcons, welcher aus eisernem Sprengwerke zu verfertigen ist, ruhet und getragen wird. Durch dieses und das obere

Stock-

Stockwerk gehen Wand-Pfeiler nach der neuen ioniſchen Ordnung, davon auf beyden Ecken gekuppelte ſind. In dem Frieſe ſind über den Wand-Pfeilern Krag-Steine, und in den großen Zwiſchen-Weiten ſind Behänge. Das Dach iſt ein gebrochenes oder franzöſiſches. Auf dem mittlern Theile, oder dem Riſalite, iſt bis zu dem obern Dache ein Fronton, in deſſen Felde ein Schild iſt, worin das Wapen des Kloſters angebracht werden kann. Die Verzierungen der Fenſter bey den Zwiſchen-Gebäuden, ſind aus der Kupfer-Tafel leicht zu erſehen.

Verſprochener Maßen werde ich auch noch von geringern Klöſtern etwas beyfügen.

Anlage zu einem Kapuziner-Kloſter. Dergleichen Klöſter, wenn ſie in Städten erbauet werden, kommen meiſtens an den Stadt-Mauern zu liegen. Sie haben weder von auſſen, noch innen, eine Verzierung nöthig, ſondern werden nur mit glatt abgeputztem Mauerwerke vor der Witterung verwahret. Selbſt die Kirchen dieſer Klöſter werden nur ganz ſimpel, aber doch reinlich, gezieret; und ihre Altäre, Kanzeln u. d. gl. ſind von geringer Architectur. Das Kloſter-Gebäude wird nur zwey Etagen hoch geführt, und ſtößt dicht an die Kirche an. Dieſe Kirche iſt 60 Sch. lang, 33 breit, und 45 hoch. Die Kirchen-Fenſter haben 4 Sch. zur Breite, und 7 zur Höhe. In der Kirche iſt ein Ort mit einem Fenſter verſehen, wodurch man den Patern Brod und anderes Almoſen reicht. Gleich neben der Kirche iſt der Eingang in das Kloſter, welches ringsum mit einer Vor-Mauer umgeben iſt, daß zwiſchen dieſer und dem Kloſter noch ein, 10 bis 12 Sch. breiter, Hof bleibt.

Was die Eintheilung des Kloſter-Gebäudes betrifft, ſo iſt der Eingang neben der Kirche. Bey dieſem Eingange hat der Pförtner ein kleines Zimmer. An dieſes ſtößt ein großes Zimmer, worin die Kleidun-

gen gewebet werden. In dem untern Stockwerke ist das Refectorium von 34 Sch. lang, 18 breit, und 14 hoch. Die Fenster darin sind 3 Sch. breit, und 5 hoch. Daneben sind zwey Kammern, allerley zu verwahren. Neben dem Refectorium ist ein Sahl, worin die Patres zu gewissen Zeiten zusammen kommen, wenn z. B. Capitel oder dergl. gehalten wird. An diesen Sahl kann ein Gewölbe stoßen, worin Holz verwahret werden kann. Daneben ist eine Stiege, vermittelst welcher man in die zweyte Etage kommt. Auch ist neben dieser die Küche anzulegen. An diese stoßen 3 bis 4 Zimmer für fremde Patres. Auch ist die nothwendige Gelegenheit nicht zu vergessen. Die Kirche und das Kloster-Gebäude schließen einen, 60 Sch. langen, und 45 breiten, Hof ein, an welchem auf allen vier Seiten bedeckte Gänge von 6½ Sch. herum gehen. In dem Hofe ist ein Schöpf-Brunnen, und auch ein Küchen-Gärtchen angelegt. Wo es der Platz gestattet, kann an dem Kloster ein großer Garten angeleget werden.

In dem obern Stockwerke befinden sich auf der Seite, wo die Pforte ist, die Zellen, darin die Patres ihre Wohnung haben. Jede dieser Zellen hat 9 Sch. zur Länge und Breite, und 10 zur Höhe. Die Fenster, wodurch diese Zellen erleuchtet werden, sind 2 Sch. breit, und 3 hoch. Die Scheide-Wände sind einen halben Stein stark. Die Zellen-Thüren sind 3 Sch. weit, und 7½ hoch. Auf der andern daran stoßenden Seite sind wieder Zellen, welche mit den vorigen gleiches Maß haben. Nach dem Hofe zu ist ein Kreutz-Gang, von 6½ Sch. breit, auf welchen auch vier Gänge von den äussern Haupt-Mauern stoßen, und welche durch, 5 Sch. breite und 7 Sch. hohe Fenster erleuchtet werden. Der im Hofe ringsum gehende Gang wird durch 12 Fenster erleuchtet, welche 3½ Sch. breit und 4½ hoch sind. Auch in diesem Stockwerke ist die heimliche Nothwendigkeit nicht zu vergessen. Auf der

hin-

hintern Seite sind 3 Kranken-Stuben, welche 14 Sch. ins Gevierte haben, ein Zimmer für den Guardian, und eines für den Sacristan, angebracht.

Anlage zu einem Nonnen- oder Frauen-Kloster. Bey den Frauen-Klöstern hat man besonders darauf zu sehen, daß sie weniges Licht gegen die Straße haben, und daß das Gebäude so erhaben sey, daß keine Nonne oder Kloster-Frau hinaus sehen könne; auch müssen sie mit eisernen Gittern wohl verwahrt seyn. Die Anlage kann um einen gevierten Hof seyn, welcher 200 Sch., weniger oder mehr, im Quadrat haben kann, nach dem das Kloster groß oder klein seyn soll. Die Tiefe des Gebäudes nebst den Mauern, kann 50 bis 52 Sch. betragen. Die Kirche kommt vor die vordere Seite, und springt vor dem Gebäude hervor, wie bey Fig. 2244 gezeigt ist. Zur Rechten der Kirche ist, in diesem untern Stockwerke der Eingang in das Kloster, welcher inwendig mit einem Gitter oder einer Wand vermacht ist, durch deren daselbst befindliche Thür keine Mannsperson eingehen darf; in dem Porticus selbst aber kann man durch ein eisernes Gitter mit den Nonnen sprechen, auch durch eine Winde (Turno), welches einer runden Scheibe mit einem Kästchen gleicht, alle Sachen in Umwendung desselben verschaffen. Deswegen wird zur linken Hand bey dem Eingange ein Zimmer geordnet, in welchem die Nonnen sich aufhalten, und sprechen lassen können. Zur rechten Seite des Einganges können noch zwey Kammern angebracht werden, welche zu Speise-Gewölben dienen. In der Mitte des Gebäudes kann an der großen Kirche, ein Kirchlein angebracht werden, neben welchem zur Linken drey Zellen für Nonnen sind, welche bey der Kirche Verrichtungen haben. In den vier Ecken werden Treppen angebracht, worüber man in die obern Zimmer gelangen kann. Die bedürftige Gelegenheiten können bey den Treppen ihren Platz finden. Rings um den

Hof geht ein, 15 Sch. breiter, gewölbter Spaßier-Gang, aus welchem man in alle Zimmer kommen kann. Auf dem Flügel, welcher bey dem Haupt-Eingange hinauf sich erstreckt, sind zwischen den zwey Treppen zwölf Zellen, von 21 und 24 Sch. ins Gevierte. Auf der andern Seite sind zwey Gewölbe, ein Wasch-Haus, eine Bad-Stube, und ein Holz-Haus, anzuordnen. Die Seite, welche der vordern gleich ist, wo die Kirche ist, hat folgende Anordnung. An der Treppe liegen zwey große Kammern, an die letztere stößt ein Sahl; hernach kommt das Refectorium, dann wieder ein Sahl, an welchem eine Kammer liegt, und endlich ein Holz-Haus.

In der zweyten Etage ist folgende Eintheilung gemacht. In der Mitte ist die Kirche, wo oben die kleine Kirche auch dieses Stockwerk durchstreicht. Zu beyden Seiten ist, nach der Straße, ein Gang von 15 Sch. breit; aus diesen beyden Gängen kommt man in die kleine Kirche. In dieser Kirche ist ein künstlich vergittertes, von Holzwerke verfertigtes Geländer, wo die Kloster-Frauen in die Kirche herab sehen können. Zu beyden Seiten neben der Kirche sind acht Zellen, und zwey große Kammern, allerley aufzubewahren. Zur Linken und am Hinter-Gebäude geht ein offener Gang herum, welcher zum Spaßierengehen dient. In der Mitte sind große Lauben, durch welche Licht einfällt. Auf dieser Seite sind zehn Zellen. Auf der zur Rechten sind zwanzig Zellen. Hinten sind auf einer Seite zwey Kammern, und ein Sahl; in der Mitte, ein Refectorium; ein Sahl, eine Küche, und eine Laube. Ueberhaupt können in diesem Gebäude 42 Nonnen oder Kloster-Frauen ihre Wohnung haben. Hinter dem Kloster, oder auf einer Seite, nach dem die Gelegenheit es erlaubt, ist ein Garten zur Erfrischung der Nonnen anzulegen.

Von klostermäßig gebaueten Land-Häuſern, oder Land-Häuſern in Kloſter-Geſtalt, ſ. unten im Art. Kloſter-Garten.

Schon im Anfange des Chriſtenthumes gab es Chriſten, die ſich, entweder den häufigen Verfolgungen zu entgehen, oder aus Liebe zu einem einſamen und beſchaulichen Leben, in entlegene, einzele Oerter (Monaſteria) begaben, von denen der Urſprung der Klöſter im weitläuftigen Verſtande hergeleitet wird. Die eigentlichen Klöſter, ſo wie ſie nach dem Sinne der römiſch-katholiſchen Kirche als beſondere Gebäude betrachtet werden, worin man gemeinſchaftlich zur Tugend, Enthaltung, Faſten, Gebeth und Arbeit, angehalten werden ſoll, und die Mönche, haben eigentlich im 3ten Jahrhundert ihren Anfang genommen. Ihre Entſtehung war in Aegypten, und ihr Stamm-Vater war der ägyptiſche Eremit Antonius, nebſt ſeinem Diener Paulus. Sie lebten beyde in der Wüſte von Salz und Brod ohne Wohnung, und dieſe Lebens-Art wurde unter der diocletianiſchen Verfolgung von mehrern, jedoch nur unter Abgelobung des Fleiſches und Weines, nachgeahmt. Pachonius war der erſte, der ein umſchloſſenes Gebäude aufführte, in welches er einige von dieſen Eremiten in Sicherheit ſetzte, und wohnen ließ. Dieſes Gebäude nannte er Clauſtrum, daher das Wort Kloſter. Kurz darauf bauete Hilarion in Paläſtina eben ein ſolches Clauſtrum. Die in einem ſolchen Clauſtro beyſammen wohnten, wurden Cönobiten genannt; welche aber frey in der Zerſtreuung lebten, hießen Anachoreten, und enthielten ſich von allem Umgange mit andern Menſchen; auch findet man im *Auguſtino*, de hæreſibus, c. 40, daß viele von dieſen Anachoreten oder Einſiedlern verheurathet waren. Die Cönobiten waren an gewiſſe Regeln gebunden, die ſie unter ſich ſelbſt machten, und bisweilen auch veränderten. Sie wurden in gewiſſe Claſſen ein-

ge-

getheilt. Zehn Cönobiten oder Mönche ſtanden allemahl unter der Aufſicht eines andern, den ſie Decanus nannten. Der über hundert Cönobiten geſetzte Aufſeher, hieß Centenarius. Einige Zeit hernach nahmen dieſe Centenarii den Nahmen Aebte oder Archimandriten an. Im Anfange waren ſowohl die Anachoreten, als die Cönobiten, insgeſammt Laien, und durften ſich nicht mit dem Lehr-Amte befaſſen (*); und ihre prieſterliche Eigenſchaft fällt erſt in das 14te Jahrhundert unter dem Papſte Clemens V., welcher im Jahr 1311 ihnen die Ordination zugeſtand, wovon ſie den Nahmen Hieromonachi erhielten. Bis in dieſes Jahr war kein Mönch in dem geiſtlichen Orden. Hauptſächlich aber haben die Cönobiten oder Mönche ihre Kloſter-Einrichtung dem Baſilius zu danken, welcher aus Furcht vor dem Kaiſer Conſtantius in die Wüſten flüchtete, und Schutz unter den Cönobiten ſuchte; er war der erſte, welcher das Mönchs-Leben durch verſchiedene Regeln recht in Ordnung brachte, die auch noch unter dem Nahmen der Regeln des h. Baſilius bekannt ſind, und genau beobachtet werden müſſen.

Bis in das 6te Jahrh. lebten die Cönobiten auf eine ganz einfache Art, nach den Regeln des Pachonius und Baſilius. Ihr Aufenthalt war anfangs Wüſten, Wälder, ungebauete öde Gegenden, wo ſie mit den wilden Thieren in Gemeinſchaft lebten, und ſolche ohne jemandes Erlaubniß occupiren und beſitzen konnten; denn dergleichen Gegenden wurden damahls für Res nullius gehalten, und konnten von jedermann in Beſitz genommen, die Beſitzer aber auch wieder daraus ohne Recht vertrieben werden. Aus dieſer Beſorgniß fingen ſie auch gar bald an, ſich nach ſicherern Ge-

(*) Welches Hieronymus, Epiſt. ad Ripar. beſtätigt: Monachus non docentis, ſed plangentis habet officium. Und in dem canoniſchen Rechte, Decret. p. 2, cauſ. 16, quæſt. 1, heißt es: Monachus paſcitor, Clerici paſcunt.

Gegenden zu sehnen; und weil sie ihre Lebensart für sehr verdienstlich hielten, und die übrigen Welt-Menschen von der Theilnehmung an ihren Verdiensten und ihrer Heiligkeit große Dinge hoffen liessen, so wurden sie auch bald auf dem Lande, und in Vorstädten, und endlich gar in die Städte aufgenommen.

Bis in das 6te Jahrh. also bestand das Mönchs- oder Kloster-Leben aus drey Puncten: 1. Aus einem gemeinschaftlichen Leben; 2. in der Enthaltung; und 3. in Beobachtung der Regeln. Und dieses war eine bloß unter ihnen selbst festgesetzte Einrichtung, ohne Concurrenz eines Bischofes oder Papstes, und war folglich unter den weltlichen Obrigkeiten eine bloße Toleranz, oder theils ausdrückliche, theils auch nur stillschweigende Erlaubniß.

Um diese Zeit kam Benedictus, der Vater und Stifter des bekannten, reichen und mächtigen Benedictiner-Ordens, zum Vorschein, welcher nebst seinem Schüler und Nachfolger Columbanus viele neue Mönchs-Regeln hinzu fügte, die von den abendländischen Mönchen als göttliche Gebothe und Vorschriften begierig angenommen wurden; und es haben nachher fast alle Ordens-Stifter die Regeln des Benedictus zum Muster ihrer klösterlichen Einrichtungen genommen.

Dieser Benedictus wird für den Urheber der drey Kloster-Gelübde, nähmlich: der Keuschheit, der Armuth, und des Gehorsams, angegeben; und da nach dem Zeugnisse des Thomasinus (*), schon vor seiner Zeit einige Gelübde gebräuchlich waren, so kann es auch gar wohl seyn, daß diese drey Vota mehr aus einer gewöhnlichen strengen Erklärung der Benedictinischen Regeln, als aus dessen positiven Befehle, hergeflossen sind. Benedictus setzte diese drey Vota rathgeb-

(*) De vet. et nov. eccl. disc. P. I, L. 3, c. 3, §. 6.

gebungsweise fest nach den Temperamenten der Menschen. Den Geitzigen ist die Armuth; den Ehrsüchtigen und Hochmüthigen ein absoluter Gehorsam, und den Wollüstigen die Keuschheit, ein wahres Kreutz; und ich weiß nicht, was Benedictus sonderbares geleistet hat, wenn er die Unterdrückung und Ueberwindung dieser drey Laster, des Geitzes, des Hochmuthes und der Wollust, zu drey ausdrücklichen Gelübden gemacht hat, indem solche ohnedies sowohl durch die evangelischen Gebothe, als auch durch eine gesunde Moral, nicht bloß den Kloster-Geistlichen, sondern durchgehends allen Menschen ohne Unterschied, als eine Pflicht obliegen; was aber aus Pflicht geschieht oder geschehen muß, darf nicht erst gelobet werden. Indessen sind diese drey Gelübde durchgehends allen Mönchs-Orden auferleget worden; und die Benedictiner haben sich nachher nicht nur in verschiedene Zweige und Familien ausgebreitet, sondern auch zu Stiftung anderer Mönchs-Orden Gelegenheit gegeben; und ist folglich der Benedictiner-Orden der älteste, der nach beständigen Regeln und Votis eingerichtet worden ist, und den man zum Maßstab aller andern Mönchs-Orden, sowohl in Ansehung der Regeln, als auch der Gelübde, genommen hat. Woraus denn das ungeheure Corpus des Mönchs- oder Kloster-Standes in der ganzen Welt entstanden ist, so, daß man bis auf dermahligen Zeitpunct mit Grunde hat sagen können: die Mönche sind gleichsam die Armee des römischen Papstes, die er nicht nur als eine Besatzung den Laien auf den Hals gelegt hat, sondern durch welche er auch die Bischöfe und andere Geistliche im Zaume hält (*).

Benedictus erbauete nach und nach 12 Klöster in Italien. Nicht zufrieden, sein Reich — denn wahrhaftig

(*) S. Puffendorf's geistliche Monarchie.

haftig ein Reich war es — in Italien ausgebreitet zu haben, sandte er kurz vor seinem Tode Marum, einen seiner ersten Mönche, nach Gallien, wo er den Orden ausbreitete, und gar bald eine Menge Klöster erbauete. Benedictus sandte seinen Schüler Placidus mit einigen Mönchen nach Sicilien. Nach diesen beyden Sendungen starb Benedictus 542: ein Mann, der zwar wenig Kopf gehabt zu haben scheint, in dessen Herzen aber kein Falsch war, und der gewiß nicht daran dachte, daß er der Stifter einer so wichtig gewordenen Classe von Menschen werden könnte. Leobardus, ebenfalls sein Schüler, verbreitete Orden im Elsaß, und erbauete 4 Meilen von Straßburg, im J. 383, das erste Kloster. Donatus verbreitete den Orden in Spanien um das Jahr 590. Augustinus (nicht das Kirchen-Licht, sondern der nachmahlige Erz-Bischof von Canterbury,) war der Ausbreiter des Ordens in England um das J. 596. Unter den Deutschen wurde erst hauptsächlich durch Bonifacius der Orden von England aus ausgebreitet. Kurz, in einer Zeit von 200 Jahren zählte der Orden über 300 Klöster. Wenn man gleich nicht die Anzahl der Mönche bestimmen kann, so darf man doch schon daraus, daß in keinem Kloster unter 40, und in manchen über 200 Mönche waren, ersehen, wie geschwinde diese Gesellschaft sich ausgebreitet hat. Indessen erhielt sich der Orden in seiner ersten Verfassung, bis endlich Gregor, vorher selbst ein Benedictiner, zum ersten Papst aus dem Mönchs-Stande erwählt wurde. Dieses war für das gesammte Mönchswesen ein überaus glücklicher Umstand. Bisher waren die Aebte oder Vorsteher der Klöster den Bischöfen und Fürsten unterworfen; bisher waren nur wenige unter ihnen Priester; bisher bekümmerten sie sich wenig um Würden, um Aemter, um Pfründen, u. s. w. sie waren einfältige und meistentheils fromme Leute. Allein, da dieser Mönch zum römischen Bischof und zum Ober-Hirten der ganzen Kirche erkohren wurde, veränderte sich alles. Sie erhielten von ihm große Freyheiten. So ward auf seine Veranstaltung im lateranensischen Concilium angeordnet, daß kein Bischof sich mehr um die Güter und Einkünfte der Klöster und um ihre innere Verfassung bekümmern solle. Auf seine Veranstaltung wurden so gar im toletanischen Synodus jene Bischöfe, welche die obige Verordnung übertreten, excommunicirt; und Gratianus sagt so gar, daß

die

die Klöster von der bischöflichen Gewalt ganz frey seyn sollten, so bald die Bischöfe sich unterstehen würden, von ihren Gütern etwas zu einem andern Gebrauche zu verwenden. In diesen Zeitpunct fällt auch die Befreyung der Klöster von der Gewalt der Fürsten und von den bürgerlichen Abgaben, wie auch Vermehrung ihrer Einkünfte durch den Zehnten, welcher in vielen Staten eingeführt wurde. Durch Gregor's Beyspiel aufgemuntert, durch die Würden, Ehren und Aemter angelockt, wurden nun fast alle unter ihnen Priester, der Laien-Stand wurde ganz aufgehoben, und sie fingen also an nicht nur mächtig, sondern auch angesehen zu werden.

Man muß hier gestehen, daß man den Mönchen, besonders wegen ihres fleißigen Abschreibens aller Bücher, und wegen der Aufzeichnung vorzüglicher Thaten und der Geschichten, vielen Dank schuldig ist. Auch ist es an ihnen nicht genug zu rühmen, daß sie sich mit Erziehung der Kinder abgaben. Ihre Klöster waren öffentliche Schulen; und daß durch sie in den nördlichen und andern Gegenden die christliche Religion ausgebreitet wurde, das wird ihnen von jedem Christen gern als Verdienst angerechnet werden. Diesen Zeitraum kann man als die erste Epoche des Mönchswesens ansehen, und man könnte denselben den Zeitraum der Gründung des Mönchswesens nennen. In der nachfolgenden Zeit schwangen sich die Aebte immer mehr und mehr empor. Aber, was dabey ganz natürlich war, sie wichen von ihren ersten ursprünglichen Gesetzen ab; sie vergaßen ihre erste Bestimmung; sie wurden aus Leuten, welche bloß Gott loben sollten, die üppigsten Welt-Menschen. Die Klagen, welche von vielen Concilien, und andern eifernden Mönchen, über die Ausartung der Mönche in den damahligen Zeiten geführt wurden, beweisen dieses augenscheinlich. Unterdessen war nur immer noch Ein Orden, nähmlich der Orden der Benedictiner, die alle insgesammt in einer gewissen Verbindung standen.

Diese Ausartung, diese Verschlimmerung der Sitten bewirkten dann, daß diejenigen unter ihnen, welche das allgemeine Verderben der Mönche beweinten, manche aus wahrer Frömmigkeit, andere aber aus Ehrgeitz und Heucheley, hervor traten, und mit ihren Klöstern Reformationen vornahmen. Diesen traten andere Klöster und Aebte bey, und so entstanden neue Orden. Sie legten die

Regel

Regel des h. Benedictus zum Grunde, und ſetzten nur durch Statuten den Aberglauben ihrer Zeit hinzu; und um ſich von den alten Benedictinern zu unterſcheiden, ſo wählten ſie neue Kleidungen. Der erſte Reformator war der Abt Odo von Cluniac, 912. Ihm folgte 1017, Romualdus, der Stifter des Camaldulenſer-Ordens. Dann, 1040, Johannes Gualbertus, Stifter des Ordens Vallis umbroſae. Sodann, 1065, Sylveſter, Stifter des Sylveſtriner-Ordens. Die Grandimonteſer, 1076, verehren Stephanum als ihren Stifter; und die Karthäuſer, 1080, den h. Bruno. Hierauf folgten, 1095, die Brüder des h. Antonius von Vinia, von denen man zuerſt weiß, daß ſie ſich zur Regel des h. Auguſtin's, oder zu denjenigen Vorſchriften, welche dieſer Biſchof ſeinem Clerus gegeben, und die man nachher geſammelt hat, bekannten. Hierauf folgten, 1098, die Bernhardiner; der erſte Orden, welcher bald nach ſeiner Entſtehung ganz von der biſchöflichen und fürſtlichen Gewalt befreyet wurde, daher ſie ſich auch jetzt Ord exemti St. Bernhardi ſchreiben. Sie nennen ſich auch Ciſterzienſer. Hierauf, 1117, wurde der Ordo humiliatorum geſtiftet. Die Prämonſtratenſer, oder, nach ihrem Stifter Norbertus, Norbertiner, 1119, bekennen ſich wieder zur Regel des h. Auguſtin's. Im J. 1148 entſtanden die Gilbertiner, von Gilbertus, welcher aus Auguſtin's und Benedict's Regel eigene Statuten zuſammen ſchmolz. Robertus dachte ſchon 1137 einen neuen Orden aus, der ſich nach ihm Robertiner nennt, aber erſt ſpäter geſtiftet wurde. Im J. 1200 entſtand wieder eine neue Claſſe Mönche, ſie nannten ſich Crucigeri (Kreutz-Träger). Im J. 1201, ſchon wieder ein neuer: Ordo S. Spiritus-Hoſpitalariorum; und gleich darauf der Orden der Faſtenden. Hierauf entſtanden eine Menge Ritter-Orden, von denen einige ſich auch zur Regel des h. Benedictus bekennen. Alle dieſe Orden haben dieſelben Haupt-Pflichten, welche Benedict ſeinen Nachfolgern aufgelegt hat, und ſie gehen nur in Kleinigkeiten, in verſchiedener Einrichtung des Gebethes, in veränderten Mortificationen, in Andachten, und hauptſächlich in der Veränderung der Kleidungen, von einander ab. Allein, das ganze Mönchsweſen war von der urſprünglichen Beſtimmung abgewichen. Sie waren jetzt nicht mehr, was ihre Nahmen ſagten, Μόναχοι, ſondern ſie

ſtanden in öffentlichen Aemtern, ſie hatten den Beichtſtuhl, die Kanzeln, die Lehrſtühle in allen Gegenden; ſie waren nicht mehr arme, dürftige, ſondern ſie beſaßen oft größere Reichthümer, als manche Fürſten. In dieſem Zeitraume entſtanden die drey klöſterlichen Gelübde, wovon zu befreyen, der Papſt allein ſich vorbehielt. In dieſem Zeitraume ſtand es ſchon den Mönchen nicht mehr frey, ihr Kloſter weiter zu verlaſſen; auch findet man in einigen Statuten, und beſonders in jenen der Karthäuſer des Generals Riffers alten Statuten, den Befehl, den aus dem Kloſter flüchtig gewordenen nachzujagen, damit ſie die Geheimniſſe des Ordens nicht verrathen können. Dieſen Zeitraum kann man den Zeitraum der Ausbreitung des Mönchsweſens nennen, wenn man darunter nähmlich die Stiftung mehrerer Klöſter, und die Erwerbung unermeßlicher Reichthümer verſteht. Hoſpinianus hat von den geſtifteten Klöſtern ein Verzeichniß gemacht. Vom J. 900 bis 1150, ſind ungefähr 450 Klöſter von dieſen Orden geſtiftet worden.

So häufig aber auch dieſe Klöſter in der damahls bekannten Welt waren, ſo waren dieſe doch dem römiſchen Hofe, und dem Aberglauben einiger Fürſten und Biſchöfe, noch nicht genug. Eine bisher noch unbekannte Claſſe von Mönchen entſtand, und bald war von ihnen der ganze Erdboden überſchwemmt. Man begreift ſie unter dem Nahmen der Bettel-Orden. Der Stifter dieſer ſo berühmt gewordenen Claſſe von Mönchen, iſt der Sohn des reichen Peter Bernardon, der unter dem Nahmen Franz von Aſſiſi, oder auch unter dem des ſeraphiſchen Vaters, bekannt iſt. Er war der erſte, dem es Dummheit und Trägheit eingaben, die Worte Jeſu von der Verlaſſung der Güter buchſtäblich zu verſtehen, und ſich mit Betteln zu beſchäftigen. Die nachfolgenden Stifter, als: Dominicus, u. a. waren bloße Nachahmer dieſes einfältigen Menſchen, nur daß ſie ihre Orden nach ihrem eigenen Character formten. In dieſe Zeiten ſetzt man alſo ihren Urſprung; aber ihre geſetzmäßige Form fing erſt unter Papſt Gregor X. im J. 1273, nach dem Conc. Lugd. an. Es waren nähmlich auf einmahl ſo viel neue Orden entſtanden, daß theils die vorhandenen reicheren Mönchs-Orden den Papſt baten, ſie zu vermindern, theils der Papſt ſelbſt befürchtete, die Fürſten möchten eine große Menge Bettler und Landſtreicher nicht dulden, und auf die gänzliche Aufhebung aller

derer

derer Orden, deren Glieder sich nicht durch eigenes Vermögen ernähren könnten, bringen. Da nun aber dem Papste daran gelegen seyn mußte, zur Erhaltung seiner Macht neue Mönche zu haben, indem die ältern reichen Mönchs-Orden nicht mehr seine so ganz ergebene Diener waren: so wurde in dem oben genannten Concilium festgesetzt, daß alle Bettel-Orden in vier Classen getheilet werden sollten: Dominicaner oder Prediger; Augustiner, Franciscaner, wohin Minoriten und Kapuziner gehören, und dann Carmeliter. Diese Mönche hatten anfangs gar kein eigenes Vermögen, sondern lebten von den Almosen frommer Leute. Diese desto eher und häufiger zu erhalten, sannen sie auf die niederträchtigsten Mittel. Hier ist der Ursprung der Brüderschaften, der Amulete, der Rosenkränze, der Seelen-Messen, der geweihten Brödchen, der Stricke, und dergleichen lächerlichen Dinge mehr (*).

Nun hatte der Aberglaube den höchsten Grad erreicht. Das Volk seufzte unter seiner Schwere; und die Ablaß-Krämerey und die Mißgunst oder der Neid machten, daß Luther erwachte, und dem h. Stuhle den Krieg ankündigte. Sein Werk gedieh, er entriß dem heil. Hofe mächtige Provinzen und große Einkünfte, schwächte das Ansehen desselben, öffnete Fürsten die Augen, und flößte ihnen den dazu erforderlichen Muth ein, ihre Rechte wieder hervor zu suchen. Das Volk nahm willig und vergnügt Luther's Lehre an. Nur in einigen Landen setzte der Papst Luther's Lehren sein Heer mit Nachdruck entgegen; in andern wurde ihm selbst dieses Heer ungetreu. Mönche und Nonnen warfen ihre Kutten und Stricke und Rosenkränze und Amulete und Scapuliere hinweg, liessen sich die abgeschor-

(*) Nach einer richtigen Zählung ist befunden worden, daß in Europa in einer Zeit von etwa 300 Jahren, 14993 Klöster für Bettel-Mönche sind erbauet worden. Nach einer nur mäßigen Angabe von 20 in jedem Kloster, waren also vor der Reformation 299860 Bettel-Mönche in Europa. Wenn man auch rechnen wollte, daß 99860 durch Luther'n dem Mönch-Wesen entrissen worden seyn, so blieben doch noch immer 20000 Bettel-Mönche in Europa, welche Summe aber zu klein ist. Die Anzahl der reichern Mönche betrug 790650 vor der Reformation. Sie haben durch die Reformation mehr gelitten, als die Bettel-Mönche; indessen kann man mit Gewißheit sagen, daß eine halbe Million Mönche überhaupt noch in Europa vorhanden sind.

nen Haare wieder wachsen, traten in den Stand der Ehe, und bevölkerten den Stat. Was mußte wohl dem römischen Hofe in diesen bedrängten Zeiten, da sein Ansehen täglich herab sank, da ihm immer eine einträgliche Provinz nach der andern entrissen wurde, was mußte ihm willkommener seyn, als daß ein Mann aufstand, der einen Orden stiften wollte, dessen vorzügliche Bestimmung, dessen Haupt-Endzweck war, dem Ansehen der Päpste wieder aufzuhelfen, und ihnen neue Unterthanen zu erkriegen! Man wird schon vorher sehen, daß ich hier keinen andern Mann meine, als Ignatium von Loyola, keinen andern Orden, als den Orden der Jesuiten. Ja, Ignatius war es, der um das J. 1540 einen Orden, das seltsamste Mittelding zwischen Mönch und Laien, und Welt-Priester, errichtete. Dieser politische Orden breitete sich in kurzer Zeit so sehr aus, daß sie gar frühzeitig schon in und ausserhalb Europa 200 Collegien hatten. Dieser Orden ist es, welcher vermöge des Gelübdes und der Verfassung, dem Papste weit wichtigere Vortheile, als ein anderer, verschaffte. Die Jesuiten erhielten sich in ihrem Ansehen und in ihrer Macht über zwey Jahrhunderte. Aber sie selbst bereiteten sich ihren Verfall. Die bourbonischen Höfe waren die ersten Fürsten, welche den Muth hatten, den Gedanken von Aufhebung des Jesuiten-Ordens gefaßt zu haben. Sie waren schon aus ihren Staten verbannt, als Clemens XIV. das Unterdrückungs-Breve der ganzen Gesellschaft Jesu bekannt machte, und dadurch die Fürsten, die Menschen, ja die Welt von der drückendsten Last, von dem größten Uebel befreyete. Eine ausführlichere Geschichte dieses Ordens, findet man im XXIX Th. S. 330, fgg.

Die Anzahl der noch heut zu Tage vorhandenen Kloster-Leute, ist beträchtlich. In Spanien gibt es an 66,000 Mönche und Nonnen. In Frankreich sind deren wenigstens 200,000; in Italien wohl an 500,000; in Portugal an 30,000. Dies macht schon eine Anzahl von 1066,000 Personen. Wenn in Rußland, Polen, und dem katholischen Theile von Deutschland und von der Schweitz nur ein Par Mahl hundert tausend Kloster-Leute angenommen werden, so hätten wir in allem an 1,300,000 Mönche und Nonnen in den europäischen Staten. Dieses zeigt sich auch aus folgendem Facto. Unter dem Papste Paul IV. wurden im 16ten Jahrh. die Klöster in Europa gezählt,

und man fand deren an 44000. Wenn im Durchschnitt auf jedes Kloster 30 Personen gerechnet werden, so kommen 1,320,000 Kloster-Leute heraus.

Ein Mönch ist heutiges Tages eine Person, welche entweder aus väterlicher Gelobung, oder aus eigener Wahl, oder durch eigenes Gelübde genöthigt und schuldig ist, unter der Beherrschung eines Prälaten oder Obern, nach approbirten Regeln und abgelegten Gelübden, entweder in dem Clericatu, oder in dem Laicatu, zu leben. Im ersten Falle wird er Pater, Vater, im andern aber Frater, oder Laien-Bruder, genannt.

Die Verlobung der Aeltern ist zu allen Zeiten für hinlänglich angesehen worden, einen Sohn von Mutterleibe an, dem Mönchs-Stande zu widmen. Dieses Recht wurde sowohl der Mutter, als auch dem Vater, zugeeignet. Die Gründe dieses wiedernatürlichen Rechtes, wußte man in der h. Schrift, sowohl alten als neuen Testamentes, zu finden. Im A. T. fand man 3 Mos. 27, 1. 8. In dieser Stelle aber wird nicht von der älterlichen Verlobung ihrer Kinder, sondern von Verlobung seines eigenen Leibes, geredet, und gehört folglich zur Verlobung aus eigener Wahl, wovon ich hernach sprechen werde. Man findet in den mosaischen Gesetzen gar nichts von einer älterlichen Verlobung ihrer Kinder. Man geht daher weiter, und führt Samuel an, den seine Mutter Hanna auf lebenslang zum Dienste Gottes verlobte, 1. Sam. 1; da aber Samuel geheurathet und Kinder gezeugt hat, so lässet sich seine Verlobung gar nicht auf das Benedictinische Gelübde der Keuschheit, und überhaupt gar nicht auf den canonice eingeführten ehelosen Stand der Clericorum oder Geistlichen, anwenden; denn Samuel war ein Priester Gottes, und eben sowohl als alle andere Priester und Leviten verheurathet. Mann kann so gar vermuthen, daß, wenn dem Samuel diese Verlobung seiner Mutter beschwerlich gefallen wäre, nach

der Analogie des moſaiſchen Geſetzes, 3 Moſ. 27, 1. f. eine Loskaufung Statt gehabt haben würde. Ueberhaupt ſcheint die Verlobung der Hanna ſich auf das Recht der Erſtgeburt gegründet zu haben, Röm. 18, 15, f.; denn Samuel war ihr erſtgeborner Sohn, und konnte, ihres Gelübdes ungeachtet, einen Monath nach ſeiner Geburt mit Gelde gelöſet werden. Heutiges Tages iſt zwar die älterliche Verlobung ihrer Kinder zum Kloſter-Leben ohne ausdrückliche Einwilligung der Verlobten nicht verbindlich; doch weiß man ſolche durch mancherley Mittel verbindlich zu machen, wenn ſowohl an den gelobenden Aeltern, als dem verlobten Kinde, dem Kloſter etwas gelegen iſt, oder das Aequivalent iſt oft beſchwerlicher als die Verlobung ſelbſt. Vormahls mußte die älterliche Verlobung zum Kloſter-Leben auf eine feyerliche Art, und zwar zu dem Ende, geſchehen, daß die angebothene oder verlobte Perſon beſtändig in dem Mönchs-Stande bleiben müſſe, und niemahls aus ſolchem wieder austreten dürfe; daher mußten ſolche verlobte Perſonen ſchon von ihrem zarteſten Alter an, in der Mönchs-Disciplin unterrichtet werden; zu welchem Ende vor Zeiten die Scholae Oblatorum, Schulen der Verlobten, verordnet waren, mit welchen die nachher eingeführten Seminaria eine große Aehnlichkeit haben. Heutiges Tages aber bleiben ſolche Oblati, oder von den Aeltern verlobte Perſonen, nur bis zu ihrer Minderjährigkeit im Kloſter, da ſie denn die Verlobung entweder genehm halten, oder davon abtreten können. In vielen Ländern iſt ſo gar durch landesherrliche Verordnungen feſtgeſetzt, daß keiner vor dem 20ſten oder 25ſten Jahre ſeines Alters in die Kloſter-Gelübde aufgenommen werden darf.

Wenn jemand ſich ſelbſt zum Kloſter-Leben verlobet, wird es eine eigene Profeſſion genannt; und dieſe iſt eine feyerliche Verſprechung oder Gelobung zum Religioſen-Stand, wodurch jemand ſich zur beſtändi-

gen

gen Beobachtung einer gewissen Mönchs-Regel verpflichtet. Weil diese Profession oder Versprechung entweder auf eine feyerliche Art geschehen, oder auch aus gewissen That-Handlungen geschlossen werden kann, so haben die Canonisten solche in eine ausdrückliche und stillschweigende Profession eingetheilt. Diese aus eigener und freyer Wahl (welche aber oft sehr verdächtig ist,) geschehende Verlobung soll nun eigentlich auf das mosaische Gesetz, 3 Mos. 27, 1. 8. gegründet seyn. Ausser der Verlobung seines eigenen Leibes, finde ich gar keine Gleichheit mit der Verlobung zum Mönchs-Stand. Nach dem mosaischen Gelübde können die gelobenden Personen sich mit Gelde lösen, und ist auch so gar für die Armen durch eine willkürliche Schätzung gesorget; das Mönchs-Gelübde aber ist unablöslich, und straft die unbedächtliche eigene Wahl mit einer Ewigkeit. Auch wissen die mosaischen Verlobten nichts vom ehelosen Stande, oder von einer freywilligen Armuth, und einem unbeschränkten Gehorsam, sondern sie konnten heurathen, reich seyn und werden, und blieben der weltlichen Obrigkeit völlig unterthan. Wenn man bey den Mönchs-Gelübden wenigstens die Loskaufung im Fall einer Reue, und mehrer andern Ursachen wegen, stehen gelassen hätte, so könnte man vielleicht noch einigen analogischen Sinn mit diesem mosaischen Gelübde heraus bringen. Man mag die Sache drehen und wenden wie man will, so leuchtet doch allenthalben die Ungültigkeit der Kloster-Gelübde eben deswegen hervor, weil sie unauflöslich sind, unmögliche Dinge enthalten, und nicht wiederrufen werden können; und es bleibt ewig wahr, daß die Gelübde schlechterdings zu nichts verbinden, als was schon vorher ohne Gelübde eine Pflicht, und von Gott befohlen ist.

Nach dem neuesten Herkommen macht nur die eigene Wahl und Profession einen Mönch. Diese Profession geschieht auf folgende feyerliche Art. Der Professus oder

Einzukleidende muß demüthig, gestreckt auf seinem Angesichte liegen, um Barmherzigkeit bitten, und die Formel der Gelübde öffentlich mit lauter Stimme hersagen, welches alles alsdann zum Beweis in das Ordens-Buch eingetragen wird. Weil Moses, 4 B. 30, 3. 7. 9. 13. und 5 B. 23, 24. zur Gültigkeit eines Gelübdes als etwas wesentliches zu erfordern scheint, daß es wirklich mit dem Munde laut und vernehmlich ausgesprochen werden müsse, ja so gar 4 B. 30, 11. 14. eines Eidschwures bey Gelübden erwähnt: so gründet man diese Kloster-Feyerlichkeit ebenfalls auf diese mosaische Vorschriften; die Absichten aber, welche Moses in diesen Vorschriften gehabt hat, übergeht man gänzlich mit Stillschweigen. Denn Moses sahe ein im Herzen gedachtes Gelübde bloß als einen Vorsatz etwas zu geloben an, welcher aber, ehe bis er an die Lippen kommt, noch einer Reue und Abänderung unterworfen ist, wodurch er der Zärtlichkeit des Gewissens zu Hülfe kommt; der wirkliche Ausspruch eines Gelübdes mit dem Munde aber zeuget schon von einem vorher wohl überlegten festen Entschlusse. Dieses ist aber der Kloster-Moral nicht gemäß, sondern nach dieser müssen auch die gelobenden Gedanken bezahlet werden. Den eidlichen Gelübden räumt Moses eben die Rechts-Wohlthaten und Erlassungen ein, die bey gemeinen Gelübden Statt hatten; ein Kloster-Gelübde aber wird höher, als ein eidliches Gelübde, gehalten, und ist keiner Rechts-Wohlthat und Erlassung, ausser in gewissen dem Obern vorbehaltenen Fällen, fähig; hingegen muß die Erlassung von gemeinen Gelübden mit Geld, Messen, Rosenkränzen, Wallfahrten ꝛc. bezahlet werden. Die stillschweigenden Professionen oder Kloster-Gelübde sind heutiges Tages ganz abgekommen, und unbekannt, weil sie bloß aus gewissen That-Handlungen geschlossen werden mußten, auch viele besondere Umstände erforderten und voraus setzten, folglich nicht so kräftig

und

und wirksam seyn konnten, als die ausdrücklichen Gelübde.

Indessen erhellet aus diesem allen, daß von Rechtswegen kein Gelobender durch Geld oder Geschenke zur Profession sollte gelangen können, indem nach canonischen Grundsätzen dadurch eine Simonie begangen würde. Man weiß aber dieses mit allerley heiligen Auszierungen, z. B. unter dem Titel eines Almosens, einer heiligen Ausstattung, eines besondern Neben-Gelübdes, gar schön zu bemänteln, wozu die Casuistik vortrefflich zu Statten kommt. Wahrhaftig nicht die Sparsamkeit und kluge Wirthschaft allein, welche heutiges Tages, besonders in den Benedictiner-Prälaturen sehr wenig gespüret wird, hat die Klöster so reich gemacht, sondern die Dotierungen der Novizen, die Erbschaften der Conventualen, Freunde-Vermächtnisse, Schenkungen, Gelübde, u. d. gl. worüber weise Regenten und Patrioten schon sehr lange geeifert haben, noch eifern, und doch dem Uebel noch nicht abgeholfen haben, auch schwerlich werden abhelfen können, wenn nicht dieser auf fremden Grund und Boden sub- & obreptitie gepflanzte Baum mit der Wurzel ausgerottet, oder doch ihm der Saft so entzogen wird, daß er eines langsamen Todes sterben muß.

Bekannter Maßen ist die Profession eines Mönches ein solches Band, daß einer den Orden, den er einmahl angenommen hat, weder verlassen, noch zu einem andern Orden, ausser zu einem strengern, übergehen kann. Doch gibt es einige Fälle, daß ein Professus bisweilen von dem Bischofe gegen seine gethane Profession in den vorigen Stand gesetzet werden kann.

Man kann mit Grunde sagen, daß die Kloster-Gelübde bloß zur Vermehrung des Gottesdienstes erfunden worden sind. In dieser Absicht kann man den Kloster-Gelübden eine etwas günstigere Beschreibung

gönnen, wenn man sagt: sie wären eine Absicht, Gott mit größerer Application zu ehren durch die Einschränkung gewisser der menschlichen Natur frey gelassener Handlungen. Nur ist zu bedauern, daß solche Gelübde zu weit, und zwar auf unmögliche Dinge erstrecket werden; daher ganz natürlich einem jeden Regenten das Recht zukommt, die unbedächtlich geschehenen Gelübde aufzulösen, wenn solche in der Zeitfolge unmöglich werden, oder wenn sie durch Gewalt und Furcht erzwungen sind; doch ist eine solche Auflösung nicht einmahl nothwendig, indem eine unmögliche oder erzwungene Sache an sich selbst nichtig ist.

Die verlangte, aber an sich selbst unmögliche, Heilighaltung der Kloster-Gelübde stammet von dem Gebrauche der Opfer her; sie waren allezeit eine gewisse Art von Vorbereitung zu einem Opfer. Cain gelobte Gott einen Theil seiner Feld-Früchte zum Opfer, und Abel einen Theil seiner Viehzucht, beyde opferten hernach, und erfüllten dadurch ihr Versprechen; 1 Mos. 4, 3. 4. 5. Dieses aber ging allezeit dem Opfer vorher. Als das mosaische Gesetz die Opfer in eine regelmäßige Ordnung brachte, blieb auch die Heilighaltung der Gelübde bey solchen stehen. Es hieß: was du nicht halten kannst oder willst, das mußt du nicht geloben; gelobest du es aber doch, so mußt du durch Opfer dafür büßen. Daher lag unter dem Ceremonial-Gesetze in den Gelübden eine gewisse Art des Gottesdienstes; und nachdem man anfing, in der christlichen Kirche alles nach dem levitischen Opfer-Dienste einzurichten, gab man auch den Gelübden eine Stelle in solchem, ohne das Wesentliche eines Gelübdes genau zu untersuchen, und solche von den dem menschlichen Geschlechte nach dem natürlichen und göttlichen Rechte schon vorhin und ohne Gelübde obliegenden Pflichten genau abzusondern: und dadurch ist endlich ein jeder enthusiastischer Einfall zu einem Gelübde

lübde gebildet, und das Gelübdewesen zu einem ordentlichen Lehrgebäude gemacht worden; ja, man hat nicht einmahl die enormen Wiedersprüche gemerkt, welche in diesem Gelübde-System vorkommen (*).

Wer in den Mönchs-Stand aufgenommen zu werden verlangt, muß vorher auf die Probe gestellet werden. Zu dieser Probe ist eine gewisse Zeit, und zwar gemeiniglich ein Jahr, (welches das Kloster-Jahr, Probe-Jahr, die Probe-Zeit, mit einem lat. Ausdrucke das Novitiat, genannt wird,) bestimmt; wenn dieses vollendet ist, steht es dem Novizen frey, davon abzugehen, so gar, daß auch eine innerhalb des Probe-Jahres gethane Profession ungültig ist; auch geschieht es oft, daß der Noviz innerhalb dem Probe-Jahre selbst heraus geht, oder auch von dem Kloster heraus geschaffet wird.

Die Canonici seculares, welche ihrem Stande nach ebenfalls Clerici sind, und alle Verbindlichkeit anderer Clericorum in ihrer äusserlichen Lebensart auf sich haben, sind unter andern auch zu einer Residenzmachung verbunden, welche, der Regel nach, erst nach geendigtem Kloster- oder Probe-Jahr anfängt.

Dieses Kloster- oder Probe-Jahr kann, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Capitular-Statuten, bisweilen auch in einem halben Jahre absolviret werden; alsdann heißt es die allerstrengste Residenz, welche auf das genaueste gehalten werden muß; c. 7 und 18, X. de Cler. non resident. Wenn nur ein einziger Augenblick an dieser Residenz versäumet wird, so erlangt der ihm sonst nachstehende sein Stifts-Alter vor ihn, und kommt vor ihn in den Genuß seiner

(*) Z. B. im canonischen Rechte, c. 2 und 7. X. de convers. conjug. und c. 1. X. eod. heißt es: daß das wegen Erwählung des Kloster-Lebens gethane Gelübde die Eheverbindungen aufhebe, ja so gar der Eingang in ein Kloster die Sponsalia de praesenti zerreisse, und daß auch der durch wirkliche Beywohnung vollbrachte Ehestand selbst in Ansehung der Religions-Gelübde, durch beyderseitige Einwilligung getrennet werden könne ꝛc. und auf der andern Seite macht man den Ehestand zu einem unauflöslichen Sacrament.

seiner Präbende, und das Probe-Jahr muß wieder von vorn angefangen werden, so, daß die Capitularen zu gewissen Zeiten präcise da seyn müssen, welche Zeit Dies criticus genannt wird. Diese Residentia stricta dauert gemeiniglich 3 Jahr, binnen welcher Zeit auch die Carenz-Jahre (*) absolviret werden. Endlich folgt die Residentia laxa, besonders bey den Canonicis secularibus.

In dem Kloster-Jahre mußten die jungen Canonici regulares vormahls viel ausstehen. Sie wurden von allen verspottet, mußten den andern aufwarten, u. s. w. und scheint daher der auf einigen Universitäten so lange gebräuchlich gewesene Pennalismus seinen Ursprung genommen zu haben.

Ein junger Canonicus mußte die erste und letzte Nacht des Kloster-Jahres präcise um 8 Uhr in der Capitel-Stube, um 11 Uhr im Schlaf-Sahle, und früh um 4 Uhr im hohen Chor in seiner Stelle seyn, und die Horas canonicas abwarten, worüber er einen Schein von dem Kämmerer, und dem Aedituo oder Thür-Schließer, bekam. In dem Sahle mußte er ganz allein schlafen, und durfte niemand bey ihm bleiben, nach c. 7 und 15 X. de cler. non resid.

Heutiges Tages ist man nicht mehr so strenge; doch ist ein Capitel vor dem andern genauer.

Diese Residenz des ersten Jahres, welche das Kloster-Jahr genannt wird, ist gänzlich von dem Mönchs-Stande hergenommen. Denn nach dem Gebrauche der Mönche mußte ein jeder, der in ihren Clerum aufgenommen seyn wollte, das Novitiat oder eine Jahrs-Probe aushalten, um dadurch zu erfahren, ob er ihre Sitten und Lebensart nach der Regel der Kloster-Disciplin gewohnen könnte. Dieses Probe-Jahr wird auch noch heutiges Tages unter den Protestanten beobachtet, ob schon kein gemeinschaftliches Leben mehr gebräuchlich ist. Um Unterstützung zu haben, oder die Freundschaft zu gewinnen, mußte der Novitius gegen seine Mitbrüder freygebig seyn; daher kam der Admissions-Wein, die Statuten-Gelder, u. d. gl. m.

In

(*) Carenz-Jahr heißt überhaupt ein Jahr, in welchem jemand die Einkünfte noch entbehren muß, die sonst mit seinem Amte verknüpft sind.

In dem tridentiniſchen Concilio, Seſſ. 25. de Regul. c. 15, wird zum Eingange in ein Kloſter ein Alter von 16 Jahren, ſowohl für Manns- als Weibs-Perſonen für rechtmäßig angegeben, als wodurch alle Rechte der Minderjährigkeit, ja die Geſetze der Natur ſelbſt, aufgehoben werden. Es läſſet ſich beſſer denken, als ſchreiben, was dergleichen erſt angehende Jünglinge, welche die erſte Hitze ihrer jugendlichen Begierden und Leidenſchaften mit in das Kloſter bringen, ſich für einen Begriff von der Keuſchheit werden machen können; und wenn ſie auch alle den Origenes nachahmten, oder, wie Benedictus, ſich alle Tage in Dornen und Diſteln nacket herum wälzten, ſo wird doch alsdann das in ihrer Bruſt ganz allein concentrirte Feuer ſie deſto mehr martern, wenn es ſich nicht mehr auf äuſſerliche Gegenſtände der Natur ausbreiten kann.

Endlich kann, nach dem canoniſchen Rechte, in gewiſſen Fällen jemand auch gezwungen werden, ein Kloſter-Gelübde anzunehmen, in ſo fern nähmlich das Kloſter-Leben zugleich eine Strafe oder Kirchen-Buße, oder auch ein Gefängniß ausmacht. Die orientaliſche Kaiſer-Geſchichte iſt voll von dergleichen Fällen, da die Klöſter als Gefängniſſe gebrauchet, und Kloſter-Gelübde den Stats-Gefangenen mit ausgeſtochenen ſowohl körperlichen als Gemüths-Augen aufgedrungen wurden; und vielleicht wäre dieſes heutiges Tages die beſte Anwendung, wenn der Ueberfluß der Ordens-Häuſer, mit Beybehaltung einer gewiſſen Kloſter-Disciplin und Regel, zu Zucht- und Arbeits-Häuſern, zu Hoſpitälern, u. d. gl. gemacht würden.

Ferner muß ein Jeder, der ſich zum Kloſter-Leben gelobet, eine approbirte Regel erwählen; folglich darf niemand eigenmächtig eine neue Regel oder einen neuen Orden errichten. Die bekannten vornehmſten

ſten Regeln ſind: Baſilii, Benedicti, Auguſtini und Franciſci, denn dieſe Orden haben nachher viele Reformatoren bekommen, und ſind aus ſolchen, bereits erwähnter Maßen, immer mehr neue Neben-Orden entſtanden, die ihre Nahmen entweder von dem Reformator, oder von dem Orte, empfangen haben. Der Bettel-Orden iſt im 12ten Jahrh. von Dominicus und Franciscus in Regeln gebracht worden; und daraus ſind die Auguſtiner, die Carmeliter, die Dominicaner, Franciscaner, Kapuziner, Minoriten, u. a. m. entſtanden, denen im J. 1571 die Jeſuiten von dem Papſte Pius V. incorporiret wurden; wiewohl dieſe letztere, wie auch die Karthäuſer, ſich niemahls dazu haben zählen laſſen wollen, ſondern ihre beſondere Einrichtungen behauptet haben; welche Beſonderheit auch ein Neben-Mittel geweſen iſt, die Aufhebung des Jeſuiten-Ordens zu erleichtern, folglich auch die Aufhebung des Karthäuſer-Ordens leichter macht.

Ferner werden die Kloſter-Mönche, ſeit dem ihnen von dem Papſte Clemens V. im J. 1311 das Clericat ertheilt worden iſt, in Clericos und Laien eingetheilt. Jene pflegen den Chor und Altar, und verrichten alle prieſterliche Handlungen; dieſe aber miniſtriren jenen am Altar, und verrichten andere Knechts-Dienſte. Jene werden Choriſten, Pater; dieſe aber Laien-Brüder, und in beſonderm Verſtande Bekehrte, genannt, doch ſind ſie insgeſammt Religioſen, und an die Kloſter-Gelübde gebunden. Von ihnen ſind aber diejenigen unterſchieden, welche Oblati und Donati genannt werden, oder die ſich und ihr Vermögen dem Kloſter überlaſſen, um an dem Kloſter-Gebethe Theil zu haben; denn dieſe legen keine Gelübde ab, und ſind daher auch keine Religioſen. Wenn z. B. jemand einige tauſend Gulden dem Kloſter vermacht oder ſchenkt, mit der Bedingung, daß ſolches ihn mit Eſſen, Trinken,

ken, Kleidung, Wohnung, Bedienung, und allem, was zu seinem standesmäßigen Lebens-Unterhalt erfordert wird, versehen, das Capital aber nach seinem Tode dem Kloster eigenthümlich verbleiben solle. Es ist dieses eine Art von Leib-Renten, welche in den Benedictiner-Klöstern, zumahl auf dem Lande, oft vorkommen; und man wird dabey stattlich verpfleget, kann in voller Freyheit und Sicherheit leben, und es fehlt auch nicht an Ergetzungen, die der Herr Prälat nebst seinen Lieblingen dem Herrn Oblato oder Donato, und sich selbst, zu machen pflegen, zumahl wenn das Oblations-Capital fein stark ist. Auch gehören diejenigen nicht dazu, welche in die Brüderschaft der Mönche aufgenommen sind, damit sie von der Andacht und den guten Werken der Mönche einen Nutzen und Theil haben mögen. Sowohl diese, als jene, schließen sie in ihre Tisch-Gebethe ein, und nennen sie Benefactores. Aus diesen Mönchs-Brüderschaften wählen sich die Bettel-Orden, welche die Regel ihrer Armuth dahin ausdehnen, daß sie weder Geld bey sich tragen, noch Gold und Silber anrühren dürfen, einen vermögenden Mann, den sie Geistlichen- oder Kloster-Vater nennen; dieser führt die Casse, nimmt das Meß-Geld, und andere dem Kloster zufließende Wohlthaten und Opfer, ein, bezahlt die Bedürfnisse des Klosters, sorgt für Tafel und Keller, und die Mönche lassen es sich in ihrer eingebildeten Armuth ganz sorglos sehr wohl schmecken. Sollte es ja etwa in hundert Jahren ein Mahl sich zutragen, daß Küchen und Keller im Kloster nicht hinlänglich versehen wären, so läuten sie die Hunger-Glocken; alsdann läuft nicht nur die ganze Mönchs-Brüderschaft aus Schuldigkeit, sondern auch ein Haufen anderes Volk aus Barmherzigkeit mit Lebens-Mitteln herbey, und erquicken die armen, seit etlichen Stunden halb verhungerten Mönche mit einem verschwenderischen Ueberflusse.

Unter

Unter den Obern, denen die Mönche das Gelübde des Gehorsams geleistet haben, kommt ein vielfältiger Unterschied vor, wie der Kirchen-Stat solches erfordert; und daher werden die Mönche von Generalen, Provinzialen, Aebten, Regenten, Guardianen ꝛc. regiert. Der General ist das oberste Haupt eines jeden Ordens, und stellt gleichsam einen Patriarchen oder Pabst vor; daher kann er ein General-Capitel berufen, solches dirigiren, und die Schlüsse zur Vollstreckung bringen. Diese Generale sind aus den Capitein und Conventen entsprungen, welche von den Ordens-Mönchen zur Erhaltung und Verbesserung ihrer Disciplin bisweilen gehalten worden sind. Sie residiren in Rom, weil sie daselbst am besten das Interesse ihres Ordens beobachten können. Der einzige General der Cisterzienser und Prämonstratenser hat seine Residenz in Frankreich. Sie werden von den Provinzialen gewählt, und zwar meistentheils in Rom entweder nach dem Tode des Generals, oder nach Verlauf der Zeit; die Confirmation aber geschieht von dem Papste. Die Provinzialen haben gleichen Ursprung mit den Generalen, und unter ihnen stehen die Aebte, Prälaten, Guardiane und Priores der Provinz, die der Provinzial zu gewissen Zeiten zu Capitel ruft; in einem solchen Convente werden die Angelegenheiten der Klöster solcher Provinz besorget, und Visitatores der Klöster erwählt. Der General aber, der den ganzen Orden regiert, beruft, wie vorgedacht, alle Provinzialen zu einem General-Capitel. Der Provinzial stellt in seiner Provinz einen Metropoliten vor, und regiert alle Klöster der ganzen Provinz. Was er nicht selbst abthun kann, berichtet er dem General, und erwartet dessen Befehl. Auch hat ein jedes Kloster sein eigenes Oberhaupt und ordentlichen Vorgesetzten, der im Kloster allezeit gegenwärtig seyn muß; z. B. einen Abt oder Prälat, Prior, Präpositus, Minister, Custos oder

Guar-

Guardian, und wie solche nach ihren Orden weiter genannt werden. Diese Regenten werden Conventual-Priores genannt, zum Unterschiede der Kloster-Prioren. Ueberdies kommen auch Decani und Vicarien vor, welche dem Kloster-Regenten an die Seite gesetzt sind. Es hat auch bisweilen in den Klöstern weltliche Regierer oder Laien gegeben, welche sich den Titel als Abt angemaßt, und die Klöster in Besitz gehabt haben; und zwar besaßen sie die Klöster als Commenden, wie auch noch heutiges Tages in Frankreich oft die so genannten weltgeistlichen Klöster unter sich haben; sie regieren aber gleichwohl die Mönche nicht, als welches dem Kloster-Prior obliegt, sondern sind nur Aebte in Absicht auf die Einkünfte der Klöster, und haben mit vorerwähnten Geistlichen- oder Kloster-Vätern der Bettel-Mönche eine Gleichheit.

Die Aebte sind zugleich mit den Mönchen und Klöstern entstanden, und gelangen mehrentheils durch die Wahl zu dieser Würde; und zwar geschieht die Wahl von den Conventualen auf eben die Art, wie mit andern Bischöfen und Prälaten, auch müssen sie ihre Bestätigung ebenfalls von ihren Obern erhalten, und zwar von dem Bischofe, wenn sie nicht eximirt sind; wiewohl bey den Bettel-Orden die Wahl eines neuen Guardians oder Custos, welche alle vier Jahr geschieht, und von dem Provinzial dirigirt wird, bloß von dem Ordens-Generale bestätigt zu werden pflegt, und dem Bischofe der Diöces bisher nur notificirt worden ist. Diese unmittelbare Abhängigkeit von den Ordens-Generalen zu Rom, oder Ausnahme von der bischöflichen Diöces, ist von je her sowohl den Landes-Herren, als besonders den Bischöfen, ein ordentliches Joch gewesen, und sind zu allen Zeiten darüber große Beschwerden geführt worden. Man konnte dergleichen eximirte Klöster nicht anders, als für Controleurs oder auch als Spione ansehen, welche durch ihren General alles an den röm-

ischen Hof zu bringen wußten, was ihnen sowohl an dem politischen Regimente, als auch an den Bischöfen, nicht anständig war; daher auch, den öffentlichen Nachrichten zu Folge, diese unmittelbare Abhängigkeit von Rom, wie auch die Correspondenz mit den Ordens-Generalen, in den östreichischen Staten gänzlich aufgehoben, die Klöster an die Bischöfe verwiesen, ihnen wieder völlig untergeordnet, und dadurch den Bischöfen ihr altes Diöcesal-Recht wieder vindiciret worden. Die ganzen Diöcesen mit allem ihren Inbegriffe aber gehören, ihrer Natur nach, unter die Landes-Regierungen, welches auch die Bischöfe selbst erkennen und bekennen, wie aus dem unter d. 20 Nov. 1781 öffentlich bekannt gemachten Circular-Schreiben des Hrn. v. Hay, Bischofes zu Königsgrätz, über die Toleranz, ganz deutlich erhellet. Und gleichwie es bisher bloß von den Landes-Regenten abgehangen hat, so viel fremde Kloster-Gemeinen in ihren Staten zu dulden, als sie wollten: eben also hängt es, vermöge ihres Landeshoheits-Rechtes über alle Gemeinen, bloß von ihnen ab, solchen Kloster-Gemeinen Gesetze vorzuschreiben, und, wenn sie befinden, daß sie ihrem State zur Last werden, solche wieder abzuschaffen, und den Gliedern den Auszug aufzulegen.

Die meisten Angelegenheiten des Klosters muß der Abt mit dem Capitel verabreden, in welchem, so oft es versammelt wird, ein jeder Mönch, der Presbyter oder Pater ist, das Jus suffragii oder Stimm-Recht hat; denn die Mönche, die zu Chor gehen, machen das Raths-Collegium des Abtes und Klosters aus. Wenn der Abt gestorben ist, oder auf eine andere Art von seiner Würde abkommt, so beruhet auf diesem Kloster-Convente alle Macht und Gewalt, in so fern eine moralische Person derselben fähig seyn kann. Wenn der Abt oder die Aebtissinn zugleich ein unmittelbarer Reichs-Stand ist, so kommen dem Kloster-Convente alle diejenigen Rechte zu, welche andere Capitel der unmittelbaren

baren Reichs-Stifte haben; daher sind einige mittelbare, andere unmittelbare Klöster, und zwar in doppelter Rücksicht, nähmlich sowohl in Absicht auf die Hierarchie, als auch in Absicht auf unser deutsches Reich; jene sind, die keinen andern Obern, als den Papst, bisher erkennen wollen. Diese päpstliche Unmittelbarkeit gründet sich auf Privilegien, die entweder dem ganzen Orden, oder nur einigen Klöstern, ertheilt sind. In dem ersten Falle führt der Bischof der Diöces als beständiger Legatus des Papstes die Ober-Aufsicht über die unmittelbaren Klöster; in dem andern Falle aber, nähmlich wenn nur einzele Klöster unmittelbar sind, erkennen sie nicht einmahl die Aufsicht eines Diöcesal-Bischofes, sondern man muß, wenn man eine Sache wieder sie hat, sich unmittelbar nach Rom wenden. Diese, nähmlich die in Ansehung unsers Deutschlandes unmittelbaren, sind ordentliche Reichs-Stände.

Die mittelbaren Aebte und Klöster sind solches ebenfalls in zweyerley Rücksicht, nähmlich: in Absicht auf die Hierarchie, da sie denn ihre erste Instanz bey dem Bischofe der Diöces haben, und von diesem erst nach Rom appelliren können; oder in Absicht auf die Temporalia da sie denn unter dem Territorial-Herren stehen, und dessen Gerichtbarkeit erkennen müssen.

Die in Ansehung des deutschen Reiches unmittelbaren Aebte, welche Reichs-Stände sind, sind entweder solche, die auf dem Reichs-Tage nur ein Votum curiatum haben, nach der Eintheilung der schwäbischen und rheinischen Bank, welche das Prälaten-Collegium genannt wird; oder solche, welche gefürstete Aebte heißen, denen in dem Fürsten-Collegio Sitz und Stimme auf dem Reichs-Tage zukommt; dergleichen sind die Aebte von Fulda, Kempten, Ellwangen, Berchtesgaden, Weißenburg, Prüm, Stablo und Malmedy, Corvey.

Endlich ſind einige Aebte mitrati oder infulirt, welche ſich päpſtlicher Inſignien bedienen, d. h. den Biſchofs-Stab und Haube führen dürfen; einige nicht infulirt; ſ. Th. XXIX, S. 758. Die Infulirten maßen ſich auch die Macht an, die erſte Tonſur oder Platten-Scherung und geringere Orden zu ertheilen, Buß-Prediger anzunehmen und auszuſchicken, den Mönchen Ablaß-Briefe zu geben, Sachen, die keine Salbung nöthig haben, zu benediciren, u. ſ. w.

Dieſes iſt in einem kurzen Auszuge die Beſchaffenheit des Kloſter- oder Mönchsweſens, und das canoniſche Recht bindet den Aebten, oder wie ſonſt ihre Vorgeſetzte genannt werden, ſehr ſcharf ein, ſorgfältig darauf zu ſehen, daß alle vorgeſchriebene Regeln geau beobachtet werden. Beſonders werden, wie ſchon oben angeführt worden iſt, folgende drey Vota oder Gelübde für weſentliche Stücke des Kloſter- oder Mönchs-Standes angegeben. 1. Das Gelübde des Gehorſams, in welchen ſie den erſten Grund der Demuth ſetzen. 2. Das Gelübde der Armuth, welches aber nur von einzelen Gliedern, keinesweges aber von dem ganzen Kloſter-Körper zuſammen genommen, zu verſtehen iſt; und 3. das Gelübde der Keuſchheit, welches hauptſächlich von Entſagung des Eheſtandes verſtanden wird. Diejenigen nun, welche dieſe Gelübde brechen, und in die Welt wieder zurück gehen, werden Apoſtaten, Apoſtatae, oder Abtrünnige, genannt, und können durch die ſtrengſten Mittel zur Rückkehr gezwungen werden. Uebrigens iſt der Stand der Mönche dergeſtalt eingerichtet, daß unter ihnen allen im gemeinſchaftlichen Leben die genaueſte Proportion und Gleichheit gehalten werden muß.

Hiernächſt gibt es auch weltliche Stifte, Priorate und Abteyen, in welchen dieſe Gelübde nicht gelten, beſonders in einigen Frauen-Klöſtern, oder ſo genannten Damen-Stiften, in welchen nur die Aebtiſſinn an dieſe

drey

drey Gelübde gebunden und eingekleidet ist, die übrigen aber mit Zurücklassung ihrer Präbende heraus gehen und heurathen dürfen, wenn sie wollen.

Die so genannten Nonnen, religiöse Jungfern, Kloster-Jungfern, oder Kloster-Frauen, werden auf eben die Art regiert, wie die Kloster-Mönche, und haben in den meisten Stücken mit den Manns-Klöstern einerley Einrichtung. Denn gleichwie die Ἀσκησις, oder die beliebte Einsamkeit unter den ersten Christen die Mönche geboren hat, also sind auch die Nonnen von eben dieser Mutter entsprossen, und das ascetische Leben der Jungfrauen ist nicht älter, als der Mannspersonen. Einige wollen diese ascetische Einrichtung der Kloster-Frauen von den Zeiten der Apostel herleiten, und berufen sich auf das Zeugniß des Ignatius; dieses Zeugniß aber beweiset anders nichts, als daß damahls einige Weibspersonen sehr einsam gelebt haben. Näher scheinen es diejenigen zu treffen, welche die väterliche Verlobung seiner Tochter zum ehelosen Stand dem Apostel Paulus zueignen, 1 Cor. 7, 37; wenigstens hat derselbe dadurch zu dem Gelübde der Keuschheit Anlaß gegeben. Daß man aber auch die Geschichte Jephta und seiner Tochter (Richt. 11, 1. 11.) zum Beweis anführen will, ist ganz irrig; denn wenn dieses Opfer des väterlichen Unsinnes eine eingesperrte Nonne hätte werden müssen, so hatte sie nicht nöthig, ihre Jungfrauschaft zwey Monathe lang vorher zu beweinen, sondern sie konnte solches in ihrer Clausur lebenslang thun. Hr. Ritter Michaelis (*) hat gründlich bewiesen, daß Jephta seine Tochter wirklich als ein Brand-Opfer geschlachtet habe; und weil es unter dem israelitischen Frauenzimmer eine Unehre war, unverheurathet zu sterben, so glaubte sie, durch eine zweymonathliche Beweinung ihrer Jungfrauschaft diese Unehre bey ihrem

(*) Im 3 Th. seines mosaischen Rechts, S. 18, fgg.

Volke auszutilgen, und das barbarische Gelübde ihres Vaters zu rechtfertigen. Noch unschicklicher ist die Vergleichung mit den vestalischen Jungfrauen in Rom; diese mußten zwar das Gelübde der Keuschheit, aber nicht auf lebenslang, sondern nur auf 30 Jahr, ablegen, nach deren Verlauf hatten sie Freyheit, die priesterliche Würde nebst allen ihren Merkmahlen abzulegen, und sich zu verheurathen; und weil sie bey ihrer Aufnahme nicht unter 6, und nicht über 10 Jahr alt seyn durften, und nach ihrem Austritte viele Vorzüge und Privilegia behielten, so bekamen sie insgesammt Männer, und hatten gleichsam die Wahl unter vielen; auch waren sie nicht eingesperrt, sondern konnten frey in der Stadt herum gehen; sie durften bey Lebzeiten ihrer Aeltern Testamente machen, und konnten nach Gefallen über alles Ihrige, ohne Vormund oder Curator, disponiren; sie durften vor Gerichte keinen Eid ablegen, sondern man glaubte ihnen auf ihr bloßes Wort; wenn sie öffentlich ausgingen, trug ein Lictor die Fasces vor ihnen her; wenn eine Vestalinn von ungefähr einem Missethäter begegnete, der zum Tode geführt wurde, so erhielt sie ihm das Leben, wenn sie versicherte, daß diese Begegnung bloß von ungefähr geschehen sey; in den Renn-Bahnen und bey allen Schau-Spielen hatten sie einen besondern Rang vor den vornehmsten römischen Matronen.

Vielleicht trifft man es besser, wenn man den Ursprung des Nonnenwesens in den Zeiten der so genannten Agapeten oder Laien-Schwestern sucht. Diese Agapeten waren in der ersten Christenheit Weibs-Personen, welche ohne Ablegung eines Gelübdes in besonderer Andacht beysammen lebten, und nur mit geistlichen Personen umgingen, die sie auch wohl unter dem Nahmen Schwestern, in ihre Wohnungen aufnahmen und unterhielten. Im Orient lebten sie ebenfalls wie die Mönche in der Wüste. Mit diesen Agapeten, welche

che haufenweise zu haben waren, hielten sich die Mönche, und nach Einführung des Cölibates auch andere Clerici über ihr gethanes Gelübde der Keuschheit gemeiniglich schadlos, und wählten sich solche Laien-Schwestern zu ihrer Unterhaltung; und diese sahen diese Wahl nicht nur für einen heiligen Beruf an, sondern hielten es auch für unsündlich, ja so gar für verdienstlich, mit Clericis vertraulich umzugehen; und so lebte der Bruder Clericus mit der Schwester Agapeta ganz eingezogen. In einer solchen süßen Einsamkeit konnten nun die Herren Anachoreten und Mönche das harte Gesetz des Cölibates gar leicht verschmerzen. Hätte man ihnen die eingebildeten verdienstlichen Verbindungen auf ihren eigenen Kragen ungekränkt gelassen, so wäre das Sündliche eines solchen Umganges in der Wüste und Einsamkeit zwischen Bruder und Schwester vergraben geblieben. Da ihnen aber durch die canonischen Gesetze dieses Surrogat der Keuschheit abgenommen wurde, so mußten sie freylich die Strenge des Cölibat-Gesetzes mit vollem Gewichte fühlen. Sie fingen daher an, sich näher an die Städte und Dörfer zu machen, erschienen immer mehr öffentlich, und suchten ihre Abkühlung ausser ihren Wohnungen auf Unkosten des Ehe-Standes auf eine noch weniger beschwerliche Art; und dieses war ihnen desto leichter, da sie zugleich sich auf ihre Macht beriefen, daß sie eben diese Sünde vergeben könnten, wenn sie nur ihnen selbst gebeichtet würde.

Im 4ten Jahrh. kam diese agapetische Lebensart auch in den Abendländern zum Vorschein. Es entstanden hieraus gar bald entweder menschliche Vermehrungen, oder sehr oft Abtreibungen und andere große Sünden; und es war ein allgemeines Sprichwort: Solus cum sola non praesumitur orare Pater noster. Man sahe gar bald ein, daß es wieder alle Regeln des Wohlstandes und der Ehrbarkeit laufe, wenn man Jungfrauen und Witwen einzeln, oder auch parweise, in Fel-

dern und Wäldern herum laufen liesse. Man hat sie daher nicht allein in die Städte eingenommen, sondern sie auch nachher in besondere Gebäude eingesperret. Diese Gebäude hießen Claustra, daher, bereits erwähnter Maßen, das deutsche Wort Kloster; die eingesperreten Jungfrauen und Witwen aber wurden Gottgeweihete Jungfrauen, Alcetriae, Nonnen, Mönchinnen, genannt.

Nachdem die Regel des Benedictus in den Klöstern eingeführt worden war, nahmen auch die Kloster-Frauen dieselbe an, und richteten ihre Clausuren völlig nach den Mönchs-Instituten ein. Sie lebten unter der Vorsorge und Aufsicht einer Aebtissinn, die sie Mutter nannten, und es war anfangs nicht aller Zugang zu ihnen verbothen; sie erschienen bisweilen öffentlich, besuchten den gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst, gingen zu ihren Freunden ꝛc. bis endlich die Ausschweifungen einiger Nonnen verursachten, daß sie in besondere Clausuren, als in Gefängnisse, eingesperret wurden, eigene Tempel bekamen, und ohne wichtige Ursache, und von dem Bischofe erhaltene Erlaubniß, niemahls ausgehen durften.

Es sind daher die religiosen Jungfrauen, oder Nonnen, gewisse Gott verlobte Personen, welche in Zellen eingeschlossen, von der Welt gänzlich abgesondert sind, und nach gewissen vorgeschriebenen Regeln heilig unter der Beherrschung einer Obern leben müssen.

Diese weibliche Religiosen, oder Nonnen, verrichten ihre Profession mit größern Feyerlichkeiten, als die Mönche; sie werden über ihre Profession noch besonders eingeweihet. Vormahls wurde vor dem 40sten Jahre keine zur Profession gelassen; heutiges Tages aber werden nur 25 Jahr, in gewissen Fällen auch weniger, erfordert. Ihre Einweihung ist dem Bischofe vorbehalten, und kann, weil es eine priesterliche Handlung ist, von der Obern nicht verrichtet werden. Vor

Zei-

Zeiten wurden mehrere Feyerlichkeiten beobachtet; heutiges Tages aber umkleidet gemeiniglich der Priester des Ortes die neue Nonne mit dem Schleyer, und nimmt ihr die solennen Gelübde, nach dem Gebrauche aller Klöster, ab. Zwar sollte ebenfalls die Profession frey und ungezwungen geschehen, mehrentheils aber geht ein gewisser Zwang dabey vor. Es können auch Witwen Profession thun; ihr Schleyer aber pflegt nicht der Schleyer der Consecration, sondern der Enthaltung und Observanz, genannt zu werden. Die Umhängung des Schleyers oder so genannte Einkleidung, ist eine feyerliche Einweihungs-Handlung, welche von dem Bischofe oder dessen Vicario, oder Weih-Bischofe, verrichtet werden muß, in dessen Hände die Nonne mit feyerlichen lauten Worten ihre Profession thut, und die Gelübde nach den Ordens-Regeln ablegt. Dieser Schleyer wurde vormahls Velum Flaminium genannt, welches bey den alten Römern den vestalischen Jungfrauen allein eigen war. Folglich ist die ganze Feyerlichkeit von dem Heidenthume entlehnt.

Diese Nonnen nun werden in ihren vorgeschriebenen Pflichten und Regeln mit einer gewissen Gewalt erhalten; und es ist nicht einmahl den Weibspersonen erlaubt, zu den Nonnen, in ihre Zellen ohne Beyseyn der Vorsteher zu gehen; sie dürfen mit ausserklösterlichen Personen nicht anders, als durch ein Gitter im öffentlichen Sprach-Zimmer (s. oben, S. 667) reden. Vor Zeiten empfingen sie ihre Speisen durch ein gewisses in ihre Zellen gerichtetes Rad, welches auch noch heutiges Tages in den strengern Nonnen-Orden, wo nicht in einem öffentlichen Refectorio gespeiset wird, gebräuchlich ist. Vor Zeiten durften ihre Klöster nicht auf dem Lande, sondern in Städten seyn, welches aber heutiges Tages gleichgültig ist, weil ihr ganzer Kloster-Umfang mit hohen Mauern umgeben zu werden pflegt. Wer eine Nonne schwächet, wird einem Kirchen-Räu-

ber gleich gestraft, die Nonne aber lebendig eingemauert, folglich auf gewisse Art wie die Vestalinnen lebendig begraben; daher müssen sie ihren Stand weit genauer und strenger halten, als die Mönche.

Ferner haben die Nonnen einen ganz besondern Gottesdienst. Sie haben ihre eigene, in dem Kloster zugleich mit eingeschlossene Beth-Säle (Oratoria); diese sind so eingerichtet, daß sie von dem Tempel aus von niemand gesehen werden, sie selbst aber auch niemand sehen können, wenn öffentlicher Gottesdienst ist. Weil sie aber sowohl zum Predigen, als Messe lesen, zum Beichten und zu andern gottesdienstlichen Uebungen, sowohl Priester als auch andere Kirchen-Diener nöthig haben, so stehen sie mehrentheils unter einem andern Manns-Kloster von ihrem Orden in Schutz, von welchem ihnen von Zeit zu Zeit Priester, Prediger, Beicht-Väter, und andere nöthige Kirchen-Diener zugesendet werden, mit denen sie zu gewissen Zeiten und Stunden umgehen dürfen; doch ist hierbey alle mögliche Vorsicht nöthig, wenn alle Gelegenheit zu Aergernissen und Ausschweifungen vermieden werden soll.

Endlich werden auch die Nonnen in Clericas und Laicas eingetheilt. Die ersten werden Chor-Schwestern, und die andern Laien-Schwestern, genannt. Ihr Gottesdienst wird in lateinischer Sprache, und ebenfalls zu gewissen eingetheilten Stunden auf ihrem Chore verrichtet, wovon die meisten kein Wort verstehen.

Ferner müssen sie ihren Obern einen blinden Gehorsam leisten. Sie sind vorzüglich einem Bischofe unterworfen, wenn sie gleich eximirt sind, indem sie denselben alsdann als einem Bevollmächtigten des Papstes gehorchen; die Cisterzienserinnen und Bettel-Nonnen aber werden von den Mönchen ihres Ordens regiert, und stehen unter dem Ordens-General. Sie stehen ferner unter ihren eigenen Aebtissinnen und

Prior-

Priorinnen, die solches entweder lebenslang sind, oder alle 3 Jahr abgewechselt, ordentlich dazu erwählet und durch eine solenne Benediction eingeweihet werden. Den Aebtissinnen und Priorinnen werden auch andere Matronen durch die Wahl zugegeben, welche in geringern Sachen das Ruder führen, und gleichsam das Raths-Collegium ausmachen.

An einigen Orten werden die gewählten Aebtissinnen auch von den Territorial-Herren bestätigt; auch ist gemeiniglich in den Nonnen-Klöstern ein Präpositus, oder Amtmann, welcher die Kloster-Güter verwaltet, und über die weltlichen Sachen die Aufsicht führt; desgleichen kommen bey ihnen Kloster-Vögte, Geistliche Väter, vor. Die ersten sind mit den Präpositis einerley; die andern nehmen die Geschenke für das Kloster in Empfang, sorgen für die Victualien, und berechnen die Haushaltung.

In unserm Deutschlande sind die Aebtissinnen ebenfalls entweder mittelbar, oder unmittelbar, und zwar in doppelter Rücksicht. Diejenigen, welche zugleich Reichs-Stände, und in dieser Rücksicht unmittelbar sind, besitzen die Landes-Hoheit mit Sitz und Stimme auf dem Reichs-Tage, doch nur curiatim, und werden den Prälaten-Collegio zugezählt; in Rücksicht auf die Hierarchie aber sind diejenigen unmittelbar, welche von der bischöflichen Gerichtbarkeit befreyt sind, und gerade unter dem Papste stehen.

Das Institut des Chrodogangus, des Vaters aller Canonicorum, erstreckte sich vor Zeiten auch auf die damahls ein ascetisches Leben führenden Weibspersonen. Denn dieser Chrodogangus war eigentlich der neidische Mann, der die Anachoreten und Cönobiten in ihrer einsamen Ruhe störte, und ihnen ihre agapetische Schwestern aus den Armen riß; doch hießen diese Schönen, als Gegenstände des Chrodogangus eigentlich nicht Agapeten, sondern canonische Schwestern.

Sie

Sie kamen mit den männlichen Canonicis darin überein, daß sie kein Gelübde der Armuth ablegten. Wie die Canonici dem Bischofe zum Gehorsam verpflichtet waren: eben so mußten auch die Canonissinnen ihrer Aebtissinn oder würdigen Mutter Gehorsam leisten, und mußten, weil sie von dem clericalischen oder geistlichen Leben Profession machten, im Cölibate oder unverheurathet bleiben. Im 11ten Jahrh. nahmen einige das Gelübde der Armuth an; einige behielten sich das Eigenthums-Recht vor. Dergleichen Frauen-Stifte gibt es heutiges Tages noch viele, welche mit den Cathedral-Kirchen oder Dom-Stiften, oder wenigstens mit den Collegiat-Stiften der Canonicorum einerley Einrichtung haben; ihre Oberstinn heißt Aebtissinn, und ist gemeiniglich zugleich eine Titular-Fürstinn. Ausserdem haben sie Dechantinnen, Pröpstinnen; sie gehen zu Chor, halten Capitel, und wählen ihre Vorgesetzte; sie wohnen in keinen Clausuren, sondern haben besondere Capitular-Häuser, in welchen sie ihre eigene Oekonomie führen; sie dürfen ausser ihren Residenz-Tagen verreisen und abwesend seyn, so lange sie wollen. Auch können sie ihre Präbende wieder abgeben, aus dem Stifte gehen und heurathen, so lange sie Canonissinnen sind; die Aebtissinn allein ausgenommen, welche nach angenommener Würde die drey Gelübde ablegt, und nicht mehr davon abgehen kann, auch den Cölibat lebenslang halten muß.

Es gibt auch unter den Protestanten mancherley Klöster; aber von Mönchen wissen sie nichts. Die Personen, welche in den **protestantischen Klöstern** unter einem Abte stehen, und von demselben regieret werden, nennt man Conventualen; von diesen werden gemeiniglich die Aebte erwählet. Die Bestätigung der mittelbaren gebührt dem Territorial-Regenten, wenn gleich die Aebte von einer andern Religion sind. Auch gibt es **katholische Klöster in protestantischen Ländern,**

welche

welche so gar infulirte Aebte haben; sie stehen aber unter der Hoheit des Landes-Herrn, dessen Befehlen sie auch mit Ausschließung ihrer Generale und Provinzialen gehorchen müssen. Dergleichen trifft man besonders in Holland, wie auch in verschiedenen deutschen Staten und Reichs-Städten an; doch muß bey letztern allezeit der Possessions-Stand des decretorischen 1624 Jahres, und überhaupt das westphälische Friedens-Instrument, zur Richtschnur genommen werden. Die unmittelbaren protestantischen Aebte aber bedürfen keiner Bestätigung, sondern sie sind durch die Wahl und Macht der Conventualen das, was sie sind, mit vollkommenem Rechte. An einigen Orten haben die Schulen noch eine ähnliche Gestalt von den mittelbaren Klöstern an sich, besonders wo die Klöster zur Reformations-Zeit selbst in Schulen und Universitäten verwandelt worden sind, und die übrige Stifts-Einrichtung beybehalten ist; dergleichen man in Sachsen, Schwaben, Nürnberg, u. a. m. verschiedene antrifft. Und obschon in einigen protestantischen Stiften die Conventualen unverheurathet seyn müssen, sind sie doch durch keine Gelübde gebunden, sondern sie können von dem Stifte abgehen, wenn sie heurathen, und ihre Präbende fahren lassen wollen. Auch verlieren sie weder das Recht eines besondern Eigenthumes, noch sind sie auch an einen blinden Gehorsam gebunden; wiewohl auch einige Ordens-Leute bey den Katholiken, z. B. die Dominicaner, ihres abgelegten Gelübdes des Gehorsams ungeachtet, wie auch alle Canonici irregulares, noch ein besonderes Eigenthum für sich haben dürfen.

Ferner gibt es in einigen protestantischen Ländern auch Frauen-Klöster, in welchen gute Mädchen erzogen zu werden pflegen; auch gibt es unter ihnen Canonissinnen und Capitularinnen, die eigene Collegia ausmachen, und zwar ebenfalls theils mittelbare, theils unmittelbare Stifte genennet werden; sie haben

aber

aber keine Gelübde abzulegen, sondern es kann auf sie alles, was oben von den Conventualen gesagt ist, angewendet werden. Sie haben daher alles eigenthümlich vor sich, und können heurathen wenn sie wollen, doch müssen sie alsdann den Genuß ihrer Präbende zurück lassen; auch ist den Aebtissinnen selbst das Heurathen unverwehrt. Man hat auch Beyspiele, daß so gar Aebtissinnen mit Beybehaltung ihrer Würde und der Stifts-Emolumente, geheurathet haben; und Thulemarius gründet sich desfalls in einer besondern Schrift auf das Beyspiel der Aebtissinn von Gerrode, einer gebornen Prinzessinn van Anhalt, welche im J. 1570 einen Graf heurathete, und doch mit vielem Rechte Aebtissinn blieb, auch in dieser Qualität vom Kaiser Maximilian II. zum Reichs-Tage eingeladen wurde. Doch sind solches allezeit ausserordentliche Fälle, welche sich nicht anders, als mit allgemeinem Consens sowohl des ganzen Stiftes, als auch des Kaisers und Reiches, eräugnen können; ausser diesem steht allezeit die Exemptio reseruati ecclesiastici im Wege, und wird wegen besorglicher Erblichkeit nicht leicht zugegeben werden.

Das Mönchswesen hat, wegen der nothwendig damit verknüpften Mängel und Unvollkommenheiten, einen schädlichen Einfluß auf den Stat, auf die Religion, auf Wissenschaften und Künste. Ein Mönch ist ein Mensch, der sich, nach vollendetem 16ten Jahre seines Alters, eidlich verbindet, den Regeln, Constitutionen und Gesetzen seines Ordens gemäß in ewiger Keuschheit, Armuth und Gehorsam zu leben. Durch das Gelübde der Armuth entsagt er aller Bestrebung nach weltlichen Gütern, erklärt sich für unfähig sie zu besitzen, und verspricht, nur das zu haben, was unumgänglich zur Erhaltung seines Lebens nothwendig ist. Durch das Gelübde der Keuschheit verschwört er nicht nur alle Unzucht, wozu

er

er schon als Christ verbunden ist, sondern entsagt auch dem ihm zukommenden natürlichen Rechte, sich zu verehlichen. Das Gelübde des Gehorsams verpflichtet ihn, dem römischen Papste, den Häuptern seines Ordens, und den Obern seines Klosters, blindlings und ohne Wiederrede zu gehorchen. Neben diesen Gelübden hat er noch die schwere Pflicht, nach der erhabensten Vollkommenheit zu streben, welche von den Mönchen in die genaueste Vereinigung mit Gott durch die pünctlichste Erfüllung der drey Gelübde und der andern Kloster-Satzungen, gesetzt wird. Weil er nichts Eigenthümliches besitzt, und alles, was er erwirbt, des Klosters Eigenthum ist, so hält er sich für einen Meineidigen und Dieb, wenn er das Geringste einem Dürftigen mittheilt. Und wenn er ja durch irgend eine Kunst oder Wissenschaft etwas erwirbt, oder von Freunden und Anverwandten einige Geschenke erhält, ist er vermöge dieses Gelübdes verbunden, alles dem Obern zum willkürlichen Gebrauche zu überlassen. Er hat also nicht jene glückliche Aufforderung zur Thätigkeit, die der Handwerksmann, der Künstler, und der Gelehrte hat, welcher darauf denken muß, wie er sich vermittelst seiner Hände und seines Kopfes sein Leben angenehm machen könne. In dieser bürgerlichen Unnutzbarkeit (denn jedes unthätige Glied der Gesellschaft ist zugleich ein unnützes Mitglied,) wird er durch den geschwornen ehelosen Stand bestärkt. Denn da er weder für das Wohl seines Weibes, noch für die Glückseligkeit seiner Kinder, zu sorgen hat, so weiß er nichts von dem unwiderstehlichen Triebe, welcher dem zärtlichsten Haus-Vater auch die schwersten Bemühungen versüßt, und denselben mit der übrigen Gesellschaft enger verbindet. Künste und Wissenschaften können nur in so fern für ihn einen Reiz und eine anziehende Kraft haben, als sie ihm entweder zum Zeitvertreib, oder zur Sättigung einer ihm unerlaubten Ehrbegierde dienen. Da aber

diese beyde Absichten der höhern Vollkommenheit seines Standes, nach der er unter einer Tod-Sünde zu streben sich verpflichtet hat, schnurstracks wiedersprechen: so ist er ganz ausser Stand gesetzt, der menschl. Gesellschaft durch seine Hände oder seinen Kopf nutzbar zu seyn. Aber er wird nicht nur durch diese beyde Gelübde ein todtes Mitglied des bürgerlichen States, in welchem er lebt, sondern noch mehr und hauptsächlich durch den blinden Gehorsam, den er dem römischen Papste und den Obern seines Ordens und Klosters zugeschworen hat. Weil er einer fremden Obrigkeit für immer unterworfen ist, die von dem rechtmäßigen Landes-Herrn unabhängig zu seyn vorgibt, so ist die Sphäre seiner Wirksamkeit auf dieselbe allein eingeschränkt. Und da jene so gut als von Natur so beschaffen ist, daß sie mit der weltlichen Obrigkeit fast immer in Collision kommt, und Grundsätze hägt, die nicht selten jenen der weltlichen Obrigkeit wiedersprechen, so muß man den Mönch allezeit als einen Fremdling in einem State ansehen, welchem er doch seine Geburt und seinen Unterhalt zu verdanken hat. Ja, er ist dann allezeit ein geschworner Feind des States, und ein Verräther des Interesse seines Vaterlandes, so oft beyde Obrigkeiten in Streit gerathen. Und leider trifft dieses nur zu oft ein. Die Gesetze des Mönchswesens sind also so beschaffen, daß die Beobachter derselben zur bürgerlichen Wohlfahrt der Staten, in welchen sie leben, entweder gar nichts, oder nur zufälliger Weise, wenn es den Absichten ihrer fremden Obrigkeit zuträglich ist, etwas beytragen.

Eine solche Classe von Menschen und bürgerliche Gesellschaft wiedersprechen sich einander noch weit mehr, als Finsterniß und Licht. Kann wohl ein wohlgeordneter Statskörper solche Wiedersprüche dulden? Einzele Menschen haben sich zu Familien, Familien zu ganzen Gemeinheiten, und diese zu Staten, gebildet, und durch das vereinte Bestreben Aller die besondere und

allge-

allgemeine Wohlfahrt zu erhalten, zu befestigen und zu befördern. Ein Mensch, der zu diesem wesentlichen Ziele nichts beyträgt, der vielmehr demselben gerade entgegen arbeitet, ist ein unverschämter Mitesser, der am Marke und Gebeine einzeler Familien naget; ein Unkraut, welches nützlichen Pflanzen den Nahrungs-Saft raubt; eine drückende unnütze Last der Erde. Welcher gute Hausvater wird ein so unnützes Mitglied nicht ganz und gar von der übrigen Gesellschaft abschneiden? Wenn sich aber ganze Versammlungen, mehrere Tausende solcher unnützen Mitesser in einem State befinden — wenn diese noch dazu in ihrem Müßiggange privilegirt sind — wenn man so gar noch in unserm philosophischen Jahrhundert, da man die Grundfesten der bürgerlichen Wohlfahrt besser als je kennt, und da weise und gütige Fürsten mehr als jemahls das Wohl ihrer Untergebenen vor Augen haben, wenn man sie da noch nicht nur duldet, sondern so gar hier und da als das größte Heiligthum eines ganz besondern Schutzes würdigt — wenn diese ansehnliche Classe von Menschen nicht nur zu den Lasten des States gar nichts beyträgt, sondern auch alle und noch größere bürgerliche Vortheile als einzele Glieder genießt — muß da nicht jeder rechtschaffene, edel gesinnte Patriot wünschen, daß Fürsten diese unnütze, todte Glieder, diesen schädlichen einen besondern Stat im State bildenden Stand ausrotten möchten!

Darf ich aber wohl Vergebung hoffen, wenn ich den ehrwürdigen Stand von Menschen unnütz nenne, die sich dem Dienste der Religion auf die vollkommenste Art geweihet haben, welche, um die züchtigende Ruthe Gottes von uns abzuwenden, bethen, fasten, ihren Leib kasteyen, durch tausend gute Werke die Schatz-Kammer der Verdienste Christi eröffnen, und die frommen, andächtigen Seelen der übrigen Menschen durch die Vereinigung ihrer guten Meinung mit der ihrigen,

und durch vollkommene und unvollkommene Ablässe bereichern? Welche täglich eine Million von heiligen Meß-Opfern, sowohl für Lebendige als Verstorbene, welche noch im Fegefeuer um Erlösung seufzen, verrichten; von Sonnen Aufgang bis Niedergang Beichte sitzen, und die Sünder sowohl hierdurch, als auch durch Predigen und gute Beyspiele auf den rechten Weg zurück führen?

Es sey mir erlaubt, hier freymüthig meine Gedanken über ein Wort zu eröffnen, welches so sehr gemißbraucht worden ist, welches zu den blutigsten Kriegen und zu den schrecklichsten Verfolgungen Anlaß gegeben, und nicht wenig zum Unterdrücken der Freyheit des menschl. Geschlechtes beygetragen hat. Religion ist und muß jedem rechtschaffenen, edel gesinnten Menschen, jedem redlichen und treuen Bürger verehrungswerth, heilig und anbethungswürdig seyn. Aber nur diese Religion, deren Wesentliches nicht in theoretischen Schul-Spitzfindigkeiten, sondern in einem ununterbrochenen Nachahmen der göttlichen alles belebenden Güte besteht, und in wohlthätigen, die wahre Glückseligkeit des Menschen befördernden Handlungen sich äussert; diese Religion, welche von Anbeginn der Welt an, ihre Verehrer hatte, ist die Stütze der bürgerlichen Gesellschaft; und jedem weisen Fürsten muß es die heiligste, unverletzlichste Pflicht seyn, dieselbe zu befördern, und ihre Verehrer zu begünstigen. Will er das Wohl seiner Unterthanen bewirken, so muß er Priester dieser Religion anstellen; er muß sie sein Volk in derselben unterrichten lassen, und er muß diese Priester dahin anhalten, daß sie seine Unterthanen täglich tugendhafter und weiser bilden. Diese Männer werden von allen Menschen, die nur einiges Gefühl für die Tugend haben, hochgeschätzt, verehrt, und innigst geliebt; und sie verdienen nicht nur diese Achtung, sondern auch bürgerliche Vortheile, da sie so unendlich vieles zum Wohl

der Staten beytragen. Mönche haben wieder ihre erste Bestimmung diesen Theil der National-Erziehung an sich gerissen. Allein, statt die Religion in ihrer nackten Gestalt darzustellen, zeigen sie davon vielmehr das reiche, prunkvolle, dem Pöbel in die Augen fallende Gewand. Sie geben die Schale zu kosten, und werfen den Kern hinweg. Sie sind nicht zufrieden, jene ganz einfache Wahrheit, welche das ganze Wesen der Religion ausmacht, zu lehren. Es ist ihnen nicht hinlänglich, dem Volke zu sagen: „Liebe deinen Nächsten, deine Brüder, die Menschen, liebe dich selbst, „und werde solcher Gestalt dem Ewigen ähnlich"! Sie unterlassen vielmehr diese vortreffliche, diese einzige Religions-Wahrheiten, und predigen andere Grund-Sätze, die ihnen freylich einträglicher sind, als jene.

Es ist eine Schande für den menschlichen Verstand, daß man behauptet hat und noch immer behauptet: die so genannten Buß-Werke müßiger Mönche seyn in den Augen Gottes angenehmer, verdienstlicher und weit eher geschickt, uns die ewige Glückseligkeit zu erwerben, als die Erfüllung jener Pflichten, die auf die besondere, allgemeine oder selbsteigene Glückseligkeit des Menschen abzielen. Nur dumme oder listige, boshafte Mönche, die durch ein solches Handwerk ein heiligeres Ansehen und reiche Stiftungen zu ihrem bequemen Unterhalt zu gewinnen suchten; nur solche konnten eine so unvernünftige Lehre dem leichtgläubigen Pöbel aufdringen. Diese Lehre gründet sich auf den Gedanken, daß man nur durch vieles Leiden die ewige Glückseligkeit erringen könne; und diese mag wohl aus einigen geäusserten Lehren Jesu entsprungen seyn. Allein, da, wie bekannt ist, Jesus sehr oft in Gleichnissen zu sprechen und in Bildern sich auszudrücken pflegte, so würde es auch hier Thorheit und Unverstand seyn, die Lehre Jesu von der Züchtigung seiner selbst buchstäblich zu erklären. Seine Lehren befehlen nichts anders, als den schädlichen und

unreinen Leidenschaften und Begierden Schranken zu setzen, ihnen zu wiederstehen, und über sie zu siegen. Es ist um so gewisser, daß diese Lehren Jesu im bildlichen Verstande genommen werden müssen, da die gesunde Vernunft uns lehrt, daß ein solcher Gott, der an den Zerfleischungen, an den Kasteyungen, den übermäßigen Fasten der Menschen, Gefallen finden könnte, ein wahrer Tyrann seyn müsse, den wir zwar fürchten müßten, keinesweges aber lieben könnten. Nein! der wahre Gott, welcher lauter Güte, lauter Weisheit, lauter Gerechtigkeit ist, findet kein Gefallen an den Qualen seiner Diener. Er will, daß sie glückselig seyn, daß sie sich selbst und andre Menschen lieben, daß sie ruhig und zufrieden dahin wandeln. Wenn es aber nach allem diesen schon Unsinn ist, zu glauben, daß der Mönch durch seine Buß-Werke sich glücklich machen könne, so ist es noch weit unsinniger und unverschämter — freylich für die Mönche sehr einträglich — zu behaupten, daß diese müßige Mitesser im State durch ihre Mortificationen unsern Handlungen einen Werth beylegen, oder die züchtigende Straf-Ruthe Gottes von uns andern sündigen Menschen abwenden können. Entweder gibt es keine heilige, vor Gott verdienstliche Handlungen, oder nur solche sind es, welche mit der Absicht des weisen Schöpfers übereinstimmen. Unsre Handlungen stimmen aber mit diesen heiligen Absichten überein, wenn wir es uns angelegen seyn lassen, die Pflichten des Standes zu erfüllen, den uns die göttliche Vorsehung angewiesen hat. Dann sind auch unsere Handlungen gut und heilig, wenn unsre Absichten dabey rein sind. Dieß lehrt gesunde Vernunft, dieß lehrt die Bibel. Und es ist also Unsinn, das im Schweiße unsers Angesichtes verdiente Geld Mönchen hin zu tragen, um bey ihnen für unsre Handlungen Verdienst, Werth und Heiligkeit zu erkaufen. Es ist Unverschämtheit und für den State höchst schädliche Bosheit, daß Mön-

che

che dieses Geld annehmen, und von der Leichtgläubigkeit des nicht denkenden Theiles der Menschen einen so ungerechten Nutzen ziehen.

Ferner, wenn wir frey denkende, aber beschränkte Wesen seyn sollten, so konnte es nicht anders kommen, als daß wir sehr oft irren und fehlen mußten. Wir mußten Handlungen, die unsre Glückseligkeit geradezu zernichten, oft für solche ansehen, die unsre Glückseligkeit zu befördern geschickt wären, weil wir nur selten im Stande sind, die unabsehbare Reihe der Folgen, welche unsre Handlungen haben, zu überdenken. Dieß rührt nun ganz offenbar von der Beschränktheit unsers Verstandes her, über welche wir so oft ohne Recht klagen. So nothwendig und unvermeidlich also diese ist, eben so unvermeidlich ist irren und Fehlen; das Gefühl, welches von unsern Irrthümern und Fehlern gezeugt wird, dieses Gefühl, welches vielleicht die größte Schönheit in der menschlichen Natur ist, und die Reue, welche ganz natürlich aus demselben entspringt, und eine demüthige Bitte muß uns also auch ganz gewiß eher die Vergebung unserer Schwachheiten bey dem gütigsten und liebreichsten Wesen auswirken können, als die willkürlichen Gaukeleyen müßiger Mönche, die, wie wir gesehen haben, der Vernunft und h. Schrift wiedersprechen.

Ich gebe hier zu, die Mönche erfüllen die Regeln ihres Institutes auf das strengste. Wie wäre es aber, wenn ich bewiese, daß bey ihnen Armuth, Keuschheit, Wachen, Fasten, Bethen und Kasteyungen ihrer Leiber, zu lauter Worten ohne Bedeutung geworden sind? wenn ich erwiese, daß die meisten Mönche heutiges Tages ein aus ununterbrochenen sinnlichen Vergnügungen zusammen gesetztes Leben führen? Ein solcher Beweis würde mir sehr leicht seyn. Ich dürfte nur auf ihre kostbare Tempel, auf ihre prächtige und reiche Gebäude zeigen; ich dürfte nur in die goldreichen

Archive der Klöster führen, um darzuthun, wie wenig das Gelübde der Armuth beobachtet werde. Ich dürfte nur in eine Versammlung von Mönchen führen, und würde dann durch ihre runde fette Figur erweisen können, wie wenig ihr Fasten und Kasteyen sie angreife. Doch, es ist unnöthig, dieß zu sagen und zu beweisen, da es so sehr bekannt ist, und ich würde nur einem ansehnlichen Theile von Mönchen, die ein tyrannischer Zwang in dieser unvernünftigen Lebensart fesselt, und die unter dem schweren Joche des Mönchs-Wesens seufzen, einen Stand noch unerträglicher machen, in welchen jugendliche Uebereilung, Vorurtheile, Zwang, Ueberredungen, oder unglückliche Zufälle, sie brachten. Sie sind ohnehin schon unglücklich genug; warum sollte ich ihnen den Mönchs-Stand durch die Verachtung, welche eine nothwendige Folge eines ausführlichen Beweises seyn dürfte, noch unerträglicher machen! So wäre auch endlich dieses zu meiner Absicht ganz überflüssig. Denn wenn die wesentlichen Gesetze des Mönchswesens solche Handlungen gebiethen, oder auch nur veranlassen, welche nothwendig in der menschlichen Gesellschaft Unordnung und Schaden stiften, und überhaupt der Natur eines bürgerlichen States sowohl, als auch der gesunden Vernunft, wiedersprechen: so ist der Stand jener Menschen, die nach diesen Gesetzen zu leben sich verbunden haben, um so weniger zu dulden, je strenger von den Gliedern dieses Standes solche Schaden verursachende Vorschriften beobachtet werden. Gesetzt, es rottete sich eine rasende Classe von Menschen, ein Heer büßender Flagellanten, zusammen; sie hielten ihren Einzug mit zentnerschweren Kreutzen auf ihren Schultern; sie bespritzten alle ihre Fußstapfen mit Blute; man sähe es ihren ausgemärgelten Körpern, ihren blassen todtenähnlichen Angesichtern an, daß sie weit mehr, als unsere fette, runde Mönche, ihre Leiber kasteyeten und peinigten — würde

würde alles dieses hinreichend seyn, einen vernünftigen und weisen Fürsten des Landes, in welchem sie sich niederzulassen gedächten, zu bewegen, solche Wahnsinnige aufzunehmen, wenn sie einmahl bekannt hätten, das Wesentliche ihres Ordens sey, daß keiner von ihnen etwas Eigenthümliches besitze, noch es durch einige nützliche Arbeiten zu erwerben suchen dürfte; daß sie von der Freygebigkeit der andächtigen Einwohner des Landes sich zu ernähren gesinnt seyn, übrigens aber, so reich sie auch hierdurch werden möchten, ihrem Nächsten mit nichts anderm, als mit einem mittelmäßigen, noch erst zu hoffenden Antheile an ihrem Wachen, Fasten, Bethen, Geißelstreichen, u. s. w. aufwarten könnten? Wenn nun noch dieses hinzu käme, daß sie von dem Fürsten verlangten, von allen Abgaben und Lasten des States frey zu seyn, nichts desto weniger aber doch alle und noch größere bürgerliche Vortheile, als andere, zu genießen; wenn sie sich überdieß auch rühmten, neben dem Gehorsam, den sie als römisch-katholische Christen ohnehin schon dem römischen Ober-Hirten schuldig sind, ihm noch einen besondern Eid, einen ewigen Gehorsam geschworen zu haben, folglich ihm wegen der höhern Verbindlichkeit eines Gelübdes bey jeder Gelegenheit mehr, als dem Landes-Herren, zu gehorchen: so müßte dieser sich weder um die Wohlfahrt seines States, noch um die Rechte seines Zepters bekümmern, wenn er nicht so bald als möglich diese unverschämte Gäste über die Gränzen seines Landes bringen liesse, oder durch kluge Anstalten vermittelte, daß sie ihre Grundsätze veränderten, und sich nach den Gesetzen des Landes bequemten: „Für den „Antheil," würde er ihnen antworten: „den ihr mir „und meinen Unterthanen an den Verdiensten eurer „Buß-Werke anbiethet, danke ich euch. Es thut „mir leid, daß ich sie unter den gesetzten Bedingungen „nicht annehmen kann. Die Wohlfahrt und Sicher-

„heit meiner Staten beruhet auf der Arbeitsamkeit, „Bevölkerung und Treue meiner Unterthanen. Mit „allen euren Buß-Werken bezahlt ihr nicht den Strick, „mit welchem ihr eure Lenden umgürtet, dem Bauer „nicht einen Nagel an dem Pfluge, womit er euch er„nährt, und noch viel weniger einen Mann meiner „zahlreichen Armee, mit der ich meine Staten wieder „die Feinde beschütze, oder die Rechte der Krone gel„tend mache. Darum begebt euch fort, und zieht in „das Gebieth jenes Herren, dem ihr einen ewigen Ge„horsam geschworen habt, oder verändert eure Grund„sätze, werdet thätig, arbeitet wie andre, tragt als „treue Unterthanen zum Wohl meines States bey, „und bevölkert mein Land!“ Und wenn seine eigene Unterthanen einen solchen Anfall von Wahnsinn und Raserey hätten, so würde er sie entweder unter seine Armee vertheilen, oder in den Arbeits-Häusern zu nützlichen Arbeiten und Beschäftigungen anhalten. So sehr es nun dem Wohl des States und den Pflichten seines Fürsten wiederspricht, eine solche Gattung von Menschen aufzunehmen: so unschicklich ist es auch, dieselben, wenn sie schon aufgenommen worden wären, länger zu dulden. Fürsten sind Menschen so gut wie wir andere; sie haben einen eben so starken Antheil von Schwächheiten und Vorurtheilen erhalten, als wir; sie können also eben so gut irren und fehlen. Mönche überlisteten oder hintergingen schwache, oft von Vorurtheilen geblendete Fürsten, sie gaben ihren Buß-Werken einen Anstrich von Heiligkeit, machten sie zum Wesentlichen der Religion, und erlangten dadurch die Duldung ihres Ordens. So wie es aber thöricht seyn würde, wenn der Sohn oder der Enkel die Fehler, die ihre Väter im Hauswesen machten, nicht verbessern wollten, so bald sie dazu Gelegenheit gefunden haben, und Klugheit genug besitzen: eben so thöricht würde es auch seyn, wenn ein Fürst, so bald er die

Stats-

Stats-Fehler seiner Vorfahren erkennt, dieselben nicht verbessern wollte. So bald der Fürst in seinem State todte oder schädliche Glieder erblickt, ist es seine Pflicht, sie zu Verhütung größern Schadens abzuschneiden, sie wieder zu beleben, und zu nützlichen und thätigen Gliedern umzubilden, wenn nicht (dieß erfordert freylich die Stats-Klugheit,) durch dieses Abschneiden ein größerer Schade verursachet wird. Dieß ist selbst der Lehre Jesu und seines Jüngers Paulus gemäß, welcher eine ähnliche Behandlung in der Kirche vorschreibt.

Allein, höre ich eine fromme Stimme rufen, wenn auch die Buß-Werke der Mönche nichts gelten sollen, wenn sie in einem State sehr entbehrlich sind, wenn wir dadurch keine Verdienste erlangen können, ja, wenn selbst der Stat dadurch Schaden leidet, so muß man doch zugeben, daß die Mönche durch ihr Predigen das Volk erbauen und bessern, durch ihr Beichte-hören die Irrenden auf den rechten Weg zurück führen, durch unzählige heilige Meß-Opfer dem ganzen State nützen, durch ihr immerwährendes Singen und Bethen häufige Gnade von oben herab flehen, und folglich wegen des großen Nutzens, den sie auf diese Art stiften, doch immer Duldung verdienen. Diesen Einwurf erwarte ich nur von solchen, welche keine hinlängliche Kenntniß des Mönchswesens und Priesterthumes haben. Denn wer eine solche hat, der wird wissen, daß der Mönchs-Stand ursprünglich ein Laien-Stand sey, dessen wesentliche und zufällige Eigenschaften sich gar nicht mit den Pflichten eines Seelsorgers und Priesters vertragen. Das Amt eines Priesters ist, die Menschen unter einander und sie insgesammt mit Gott zu versöhnen, ihnen den Weg zum Tempel der Tugend zu zeigen, sie auf demselben zu leiten, und die Verirrten auf den Weg der Tugend zurück zu führen. Dieses kann nicht ohne Kenntniß der Menschen geschehen. Der Priester ist ferner die allgemeine Zuflucht der Armen und Trost-

losen; seine Thür muß ihnen Tag und Nacht offen seyn; und was er nach seinem ächten Unterhalte übrig hat, ist ihr Erbtheil.

Dieses alles widerspricht dem wesentlichen Berufe eines Mönches. Ihm ist in seinen Regeln ausdrücklich untersagt, sich um die Welt zu bekümmern; er hat kein Eigenthum, mit dem er den Nothleidenden beystehen könnte; er steht unter dem Gehorsam, und kann also nicht, so wie es erfordert wird, Kranke besuchen; der Zugang zu ihm ist ihm erschwert, und wenn er auch aufgeklärt genug dächte, auf der Kanzel Wahrheiten zu sagen, die das Volk weiser und tugendhafter machen könnten, so wird er doch durch seine dumme Obern davon zurück gehalten werden, welche nicht moralische gute Predigten, sondern nur solche wünschen, die etwas dazu beytragen, das Volk anzufeuern, mehrere Messen lesen zu lassen, oder reichere Almosen zu geben. Aus den Regeln aller Orden erhellet auch, daß ihre Stifter keinesweges daran dachten, ihre Schüler zu den Pfarr-Geschäften zu bestimmen. Ihre anfängliche Bestimmung (besonders der ersten Orden, denn die nachherigen nahmen gleich andere Grundsätze an,) war, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, und dabey Gott zu dienen. Benedictus gebiethet ausdrücklich, daß seine Schüler arbeiten sollen; er befiehlt, ihre verfertigte Arbeiten, und zwar wohlfeiler als andere Leute, zu verkaufen, ihre Aecker selbst zu bauen, und so, ohne andern Menschen zur Last zu fallen, zu leben. Allein, da die Frömmigkeit der ersten Mönche ihnen reichliche Stiftungen brachte, da sie in der Folge der Zeit sich unermeßliche Reichthümer durch den Aberglauben des Pöbels erwarben: so wurden sie es überdrüssig, von ihrer Hände Arbeit zu leben, und besaßen, wieder den ausdrücklichen Sinn des Gelübdes der Armuth, große Güter und Schätze. Nun mangelte es ihnen noch an Ehren-Stellen und

Vor-

Vorzügen. Ihre unersättliche Geld-Begierde wurde durch den großen Gold-Haufen noch mehr genähret. Sie unterzogen sich demnach den Pfarr-Geschäften, um theils zu Würden und Ansehen zu gelangen, theils mit den geistlichen Werken zu wuchern. Und so haben sie sich bisher in dem Besitze des Beichtstuhles und der Kanzel erhalten. Beydes ist ausdrücklich wieder ihre Bestimmung; und dieses bewog auch den Chur-Fürst Emmerich Joseph von Maynz, ihnen alle Pfarreyen zu nehmen, und sie von dem Beichtstuhle und der Kanzel auszuschließen. Wie gefährlich ist es überdies, solche Aemter einem Mönche anzuvertrauen! Er ist dem römischen Papste und seinen Obern einen blinden Gehorsam schuldig; er ist also auch ausser dem römischen State überall ein Fremdling. Das Interesse des States, in welchem er lebt, hat für ihn keine anziehende Kraft, und überall werden seine Lehren und Rathschläge dem Vortheile seines geistlichen Herren angemessen seyn. Man mag immerhin in allen Ländern die Bulle in coena domini aus den Ritualen reissen, er trägt sie tief in seinem Herzen eingegraben, und nicht nur sie, sondern auch alle päpstliche Constitutionen und Meinungen der Canonisten und Moralisten, die des Papstes Ansehen und Gesetze über jene der Fürsten erheben. Wer kennt auch nicht die Sitten-Lehre der Mönche? Das Wesentliche der Religion wird wenig oder gar nicht berührt; desto mehr Gewicht legen sie heiligen Gaukeleyen, oder zufälligen, die Religion eigentlich gar nicht betreffenden Lehren, bey. Und solche Lehren streuet er im Umgange, im Beicht-Stuhle, auf der Kanzel, in den Gemüthern des Volkes aus. Ihm ist auch sehr wenig daran gelegen, ob man ihn in einem State dulde oder nicht; denn überall von Sonnen-Aufgang bis Niedergang findet dieser Vogel ein bequem zubereitetes Nest, und allezeit singt er sein gewöhnliches Lied, welches man ihm von Jugend

auf

auf vorgesungen hat. Schicken sich also wohl so gebildete Menschen zum Beichtstuhl, zur Kanzel?

Der Nutzen, den die Mönche durch ihr Messe-lesen einem katholischen State zu bringen vorgeben, ist allerdings sehr entbehrlich. Ich will hier dem großen Werthe des Meß-Opfers nichts benehmen. Aber eben diese Größe wiederspricht der unendlichen Wiederhohlung derselben an Einem Tage und vor demselben Volke. Ehe Mönche zum Priesterthum gelangten, und ehe die Messen bezahlt wurden, und in denen Oertern, wo sich bis jetzt noch keine Mönche eingenistet haben, waren und sind eine oder zwey Messen der Pfarrer und Capellane hinreichend. Seitdem aber jeder geschorne Kopf, der lateinisch lesen kann, Priester wird, und Messen bezahlt werden, hat man täglich ihrer so viele in der Stadt, als Mönche sind, ausser denen, welche von Welt-Priestern gelesen werden. In manchen Städten beläuft sich ihre Anzahl auf viele hundert. In einer gewissen Stadt werden an Begräbniß-Tagen reicher Personen an 400 Messen in Einer Kirche an 24 Altären gelesen. In Berlin, wo sich an 8000 Katholiken befinden, werden des Sonntags drey Messen gelesen; und niemand klagt über die Wenigkeit. In einer andern großen, aber wenig bevölkerten Stadt Deutschlandes, zählt man 6000 und etliche hundert Katholiken, und es werden bey hundert Messen von Mönchen, und eben so viele von Weltpriestern, gelesen. Welche Proportion! Diese gränzenlose Menge von Messen ist schon an sich selbst hinreichend, ein Geheimniß geringschätzig zu machen, welches jedem Katholiken so verehrungswürdig ist. Wüßten die guten Laien, welche oft den halben Gulden, oder das Kopfstück, das sie für eine Messe bezahlen, und ihren und ihrer armen Kinder dringenden Bedürfnissen entziehen, oder welche bey dem Tode eines aus ihrer Familie, aus einer übel verstandenen Ehre, die darin gesetzt

seßt wird, wenn viele Messen gelesen werden, manche 20 Thaler hintragen; wüßten diese gute Laien, mit was für einer schlechten Andacht dieselben gelesen, und wie viele davon von den Mönchen theils durch Unterschlagung derselben, theils durch eine von Rom erhaltene Reduction ungelesen bleiben; oder wäre ihnen bekannt, wie ihre Messen, die sie zu Wien und anderswo mit einem halben Gulden bezahlt haben, des Gewinnes halber nach Italien um 3 Groschen verhandelt, und vielleicht gar nicht gelesen werden; wüßten sie, was sonst noch für Unfug damit getrieben wird, so würden sie ihnen schwerlich auch nur Eine zuwenden.

Ich habe noch einen Punct zu berühren, nähmlich das Chorgehen, Singen und Bethen, woraus sich die Mönche so vieles Verdienst machen, und wodurch sie ihre Unentbehrlichkeit zu erhärten suchen. Es ist Pflicht für den Christen, seinem Schöpfer, dem Urheber alles Guten, für alle ihm erwiesene Wohlthaten zu danken. Es ist Pflicht für ihn, in wichtigen Geschäften den Höchsten um Beystand anzuflehen, mit ihm alles anzufangen, und mit ihm alles zu endigen. Dieses ist eigentlich das Gebeth; welches nichts anders seyn kann, als eine Erregung frommer und andächtiger Empfindungen im Herzen. Ich will auch zugeben, daß es löblich sey, diese Empfindungen durch Worte auszudrücken, ob es mir gleich bekannt ist, daß Gott die Herzen der Menschen durchforsche, und er also die Sprache desselben kenne, ohne daß sie ihm erst durch Worte deutlich gemacht zu werden bedürfe. Allein, das kann ich nicht zugeben, daß man behauptet, Gott finde ein Gefallen daran, wenn ein Mensch sich der Worte eines andern frommen Mannes bedient, die oft gar nicht auf seinen Zustand passen. Ich kann ferner nicht zugeben, daß es Gott gefallen könne, wenn ein Mensch nüßliche bürgerliche Geschäfte vernachlässigt, und den ganzen Tag mit Absingen der Psalme des königlichen Propheten Da-

vid's zubringt. Die Mönche sind solche Menschen, welche mehrere Stunden lang in der Kirche bleiben, und die Erfüllung bürgerlicher Pflichten vernachlässigen. Sie singen die Psalmen David's, und sagen da oft Gedanken, welche sich gar nicht mit ihrem Zustande reimen. Welche Empfindungen müssen wohl nicht in dem Herzen jener Mönche, welche mit einiger Aufmerksamkeit die Worte des Psalmisten beherzigen, rege werden, wenn dieser um die Erhaltung und Vermehrung seiner Familie Gott bittet! Ueberhaupt, da die Juden die Belohnungen der Rechtschaffenheit bloß in sinnliche Güter setzten, und da diese Lehre der Juden fast in allen Gesängen David's ausgedrückt ist, die Mönche aber vermöge ihrer Gesetze keine sinnliche Güter wünschen dürfen: so sind jene Gesänge gar nicht auf ihren Zustand passend; und so gar, wenn man genau erwegt, was Gebeth ist, ihnen nicht erlaubt. Eben dasselbe gilt auch von den Gebethen der katholischen Kirche, die ebenfalls nicht allezeit ihrem Stande angemessen sind. Das Lesen des Lebens der Heiligen, wo oft die unverschämtesten Lügen vorkommen, in dem Nacht-Gebethe, ist, wo nicht schädlich, doch wenigstens ganz ohne allen Nutzen und völlig überflüssig. Diese Legende der Heiligen ist keinesweges von der Kirche, sondern nur von einzelen Päpsten privilegirt.

Wenn ich nun vollends erwege, daß durch das lange anhaltende Singen die Aufmerksamkeit der Bethenden ganz nothwendig geschwächet werden müsse; daß diese Gebethe eigentlich nur hergeplappert werden, welches Papst Innocentius II. so gut einsahe, daß er ein Gebeth nach allen übrigen Gebethen abzubethen befahl, um dadurch die Nachlassung der im Gebethe vorgefallenen Fehler von Gott zu erbitten: so sehe ich nicht ab, welchen Nutzen die katholischen Christen sich von dem Gebethe der Mönche versprechen können.

Da also die Mönche weder durch ihre Gelübde, noch durch ihre Buß-Werke, das Messe-Lesen, Beichte hören, Predigen und Bethen, dem State einen wesentlichen Dienst leisten: so weiß ich nicht, wozu sie bey ihrer gegenwärtigen Verfassung nutzbar seyn könnten. Schon allein dieses macht sie unfähig, in einem wohlgeordneten State geduldet zu werden. Es ist aber auch zu erweisen, daß sie, neben ihrer Unnutzbarkeit, auch der bürgerlichen Gesellschaft zum größten Nachtheil gereichen. Es ist an sich selbst schon Schade genug, daß durch das Kloster-Leben viele gute Köpfe den Künsten und Wissenschaften, viele starke und schön gebildete Menschen dem Ackerbaue und der Bevölkerung, und herzhafte Männer der Vertheidigung des Vaterlandes und der Rechte des States entzogen werden. Aber dieser wichtige Verlust ist mit dem, daß eine so unnütze Classe von Menschen, welche die Armuth geschworen haben, unermeßliche Reichthümer besitzen, nicht zu vergleichen. Wenn es wahr ist, was man in Zeitungen gelesen hat, daß die liegenden Gründe der Mönche in Böheim 100 Millionen Kaiser-Gulden an Werthe betragen, so würden sie, wenn man diesen Fond in viele kleine Bauer-Güter vertheilte, deren jedes 3000 Gulden betrüge, über 30000 Familien, oder 150000 Seelen ernähren. Also muß Böheim um einiger tausend müßiger unnützer Mönche willen, 150000 Einwohner entbehren. Die bessere Benutzung und Verbesserung der Ländereyen, welche Statt finden würde, wenn sie in den Händen einzeler Familien wären, will ich nicht einmahl mit in Anschlag bringen. Auch übergehe ich hier einen andern für den Stat sehr wichtigen Verlust, daß nähmlich das Geld, welches die reichen Mönche aus ihren Producten lösen, größten Theils in ihren Schatz-Kammern begraben, und dem im State so nothwendigen Umlaufe entrissen wird. Diese Summe kann nicht geringe seyn, da viele Mönche von demjenigen, was durch

das Messe-lesen, und in einigen Orden durch das Terminiren oder Betteln einkommt, fast allein leben können. Doch muß hiervon ein beträchtlicher Theil abgezogen werden, welcher jährlich unter verschiedenen Titeln und Ursachen nach Rom geschickt wird, und nicht weniger, als was in unterirdischen Grüften verborgen liegt, für den Stat verloren geht. Die obersten Häupter der Mönche mit ihren Secretären und Assistenten, die Präsides der Congregationen, welche zu Rom residiren, und manchem Cardinale an Einkünften nichts nachgeben, müssen von den Provinzen unterhalten werden. Je reichlicher sie nebst den ordentlichen Abgaben von den Provinzialen der Orden und den Obern der Klöster beschenket werden, desto größer und dauerhafter ist ihre Gewalt. Die Untergebenen folgen dem Beyspiele ihrer Obern in den Provinzen. Um sich vor den Plackereyen dieser kleinen Tyrannen zu schützen, erkaufen sie sich den Schutz eines oder des andern Obern zu Rom; und wenn sie ordentlicher Weise ihren Tribut abtragen, so stellen sie sich nicht nur vor Verfolgungen in Sicherheit, sondern erlangen auch gewisser Maßen eine vollkommene Unabhängigkeit. Der ordentliche Weg hierzu zu gelangen, ist, daß der Mönch sich die Titel und Würden z. B. eines Vicarius generalis, Magister Ordinis, Magister Provinciae, Assistenten ꝛc. zu Rom erkaufe. Viele gelangen zwar mit Recht zu diesen Würden, sind aber dem ungeachtet gewissen Taxen unterworfen. Oft geschieht es auch, daß bey dem vornehmsten Kloster des Ordens zu Rom etwann ein Gebäude, eine Kirche oder Capelle, zu errichten ist; dann müssen durch alle Provinzen Collecten und Brand-Briefe ausgeschrieben werden.

Diese Uebel aber sind es nicht allein, wodurch das Mönchswesen das Wohl der Staten untergräbt. Die ärgsten sind: daß dasselbe die Religion verfälscht, die Sitten des Volkes vergiftet, und sich dem Fortgange

in Künsten und Wissenschaften wiedersetzt. Die christliche Religion, deren Haupt-Lehre die Liebe Gottes und des Nächsten ist, haben die Mönche in unnütze Theorien und Spitzfindigkeiten, in abergläubige und eigennützige Andächteleyen, und in eine zänkische Ketzermacherey, verwandelt. Der Geist der Liebe, wodurch sie vor andern Religionen ihren vorzüglichen Werth erhält, ist durch ihre Bemühungen in einen teuflischen Verfolgungs-Geist umgebildet worden, der den vernünftigen Theil der Menschen, und, wenn es seyn könnte, die Vernunft selbst auf den Scheiterhaufen bringen möchte, der mehr Empörungen unter den Völkern, mehr Zwietracht zwischen Fürsten und Unterthanen, zwischen Bürgern und Bürgern, zwischen Vätern und Kindern, angestiftet, mehr Christen-Blut vergossen, mehr Räubereyen und Verwüstungen angerichtet hat, als je ein fleißiger Schriftsteller, wenn er sich auch sein ganzes Leben hindurch damit beschäftigte, beschreiben könnte. Heilige Religion! du Wonne und Vergnügen redlicher Herzen! zu welchem fürchterlichen Gespenst haben dich Mönche umgeschaffen! welche entehrende Larve haben sie dir angezogen! Ist es Wunder, daß du, so verunstaltet, in die Sitten der Menschen einen verderblichen Einfluß hast, und daß diejenigen, unter denen du am meisten zu herrschen scheinst, die liebloseſten und unverträglichsten unter allen Geschöpfen sind? Ich führe zum Beweise dieser Sätze ihre eigene Werke an. Man lese die großen schweren Folianten, welche von Distinctionen, Divisionen, Syllogismen ꝛc. voll gepfropft sind, und man wird erstaunen, daß der menschliche Verstand so aberwitzig werden, solche Einfalt erfinden, und über so ganz einfache Wahrheit so vielen Unsinn ausbreiten könnte. Wir lachen über die Theorien der Heiden; wir verhöhnen die Erfindungen Muhamed's in der theoretischen Theologie. Haben aber wohl diese solche abergläubige, wiedersinnige, unvernünftige und aber-

witzige Lehren aufgenommen, als man in allen Schul-Theologieen und Philosophieen der Mönche findet?

So sehr Mönche die Theorie verfälscht haben, eben so sehr haben sie auch die Sitten-Lehre Jesu vergiftet. Sie haben Andächteleyen, Wallfahrten, Rosenkränzen, Gebeth-Formeln, Loretto-Glöckchen, geweihten Niklas-Brödchen und dergleichen Tändeleyen, so vieles Gewicht beygelegt, daß das zum sinnlichen Gottesdienste ohnehin geneigte Volk die Liebe seines Schöpfers vergißt, und genug gethan zu haben glaubt, wenn es sich dieser vorgeschriebenen Mittel wieder die Macht des Teufels und zur Erlangung der Seligkeit bedient. Menschen, die solche unnütze Spitzfindigkeiten in der Religion erdacht, und so verderbliche Lehren eingeführt haben, haben nun die ganze Religion des Volkes in ihren Händen. Sie lehren es auf der Kanzel, im Beichtstuhle, in Städten, in Dörfern und in allen Winkeln der Länder. Es sind in den katholischen Staten wenige Städte, wo nicht die vornehmsten Kanzeln mit Mönchen besetzt sind, wenige Einwohner, die nicht lieber einem Mönche, als ihrem Pfarrer, beichten. Viele Pfarren sind in den Händen der Mönche; und wo sie es nicht sind, da ist der Mönch wenigstens an großen Fest-Tagen, wenn der Zufluß des Volkes am stärksten ist, sein Gehülfe. Er lehrt alsdann das Volk den Willen Gottes, nicht, wie ihn die Werke der Schöpfung, die h. Schrift und die gesunde Vernunft verkündigen, sondern wie ihn sein Eigennutz, und damit zusammenstimmende Moralisten und mystische Theologen erklären. Aus Gott schnitzen sie sich einen Götzen, mit welchem sie die Menschen zu ihrem Vortheil und zum Schaden des ganzen menschlichen Geschlechtes täuschen. Sie bewaffnen seine rechte Hand, wie die Heiden jene des Jupiter, mit Donner-Strahlen, jederzeit bereit diejenigen zu zerschmettern, die zu den von ihnen angepriesenen Buß-Werken nicht

zeitig genug ihre Zuflucht nehmen. Sie lehren einen Gott, der des Menschen Seligkeit an theoretische Spitzfindigkeiten und kindische Gaukeleyen knüpft; der die Finsterniß liebt, und verlangt, daß die Menschen die Augen ihres Verstandes vor den hellesten Wahrheiten fest zuschließen sollen. Ihr Götze hat eine Freude an jugendlichen Gelübden, an Wallfahrten, an geweihten Rosenkränzen, Ignatius-Blechen, Amuleten, Geißelstreichen, Scapulieren, und an Gebeth-Formeln, die der Bethende oft gar nicht versteht. So ist der Gott beschaffen, den die Mönche predigen; ein Mücken-Gott, den blinde Heiden anbethen mögen; nicht unser Gott, dessen ganzes Wesen Weisheit, Güte und Wahrheit ist, der Himmel und Erde, und was darin ist, zur Bekanntmachung und Nachahmung seiner anbethungswürdigen Eigenschaften erschuf, der dem Menschen die Vernunft gab, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und der ihm solche Kräfte verliehe, durch die er seine und seiner Mitmenschen Glückseligkeit befördern könnte. Der Glaube an einen solchen Gott, das Zutrauen, und die Unterwürfigkeit gegen ihn, muß die Glückseligkeit der einzelen und das Wohl des Ganzen befestigen, so wie der Glaube an den Gott der Mönche nichts als Aberglauben und Vorurtheile erzeugen kann, und folglich das Wohl der einzelen und des States untergräbt.

Von dem Einflusse des Mönchswesens auf Staat und Religion. (Von P. A. Winkopp.) 1782, 8. 4 B.

Da der Eintritt in ein Kloster und in einen Mönchs-Orden, einen Menschen der Welt und der bürgerlichen Gesellschaft gänzlich entzieht, und ein wahrer bürgerlicher Tod ist: so mußten die Gesetze des States und der Kirche verwehren, daß niemand zum Nachtheil und Abbruch vorheriger bürgerlicher Verpflichtungen, und um sich bürgerlichen Oblie-

genheiten und Verbindungen zu entziehen, in ein Kloster und in einen Mönchs-Orden trete und aufgenommen werde. So verboth Kaiser Mauritius denen, welche verschuldet oder noch zu einer Rechnungs-Ablegung verbunden sind, in ein Kloster zu gehen. Gregor der Große erwähnt dieses weisen Gesetzes, tadelt und mißbilligt es aber, weil er meinte, der göttliche Ruf zum Kloster-Leben hebe alle bürgerliche Verpflichtungen auf, oder überwiege sie doch (1). Die Kirche untersagte aber aus gleichen Gründen selbst den Bischöfen, die Priester-Weihe denen zu ertheilen, welche noch Rechnung von geführten Verwaltungen abzulegen haben. Schon auf der Kirchen-Versammlung zu Carthago, welche im J. 348 gehalten worden ist, wurde verordnet: es sollte niemand, der aus einer weltlichen Verwaltung noch verhaftet, und noch davon Rechnung abzulegen schuldig sey, zum Priester geweihet werden (2). Dieser Canon ist sowohl in das Decret des Gratian's, als auch in die Sammlung der Decretalen, eingerückt worden, mithin als ein allgemeines und beständiges Kirchen-Gesetz anzusehen (3). Gedachter Kaiser Mauritius verboth ebenfalls, wirkliche, gezeichnete, eingeschriebene Soldaten in ein Kloster aufzunehmen (4). Der Kaiser Justinian untersagte eben aus solchen Gründen, Leibeigene, und zu einem gewissen Gute gewidmete Bauerleute, welche sich in Klöster begeben wollen, um sich ihren Guts-Herren, den schuldigen Diensten, dem Ackerbaue zu entziehen, in dieselben aufzunehmen, und befiehlt, sie ihren

(1) Lib. II. Epist. 62.

(2) Concil. Carthag. I. de ao. 348. Can. VIII. in *Nic. Coleti* Collect. concil. maxim. To. II. col. 750.

(3) Can. 3. dist. 54. Cap. I. X. de oblig. ad ratiocinia ordinandis vel non.

(4) Gregor der Große, Lib. II. Epist. 62.

ihren Herren zurück zu liefern (5). Kaiſer Valentinian, der ſich die Einſchränkungen des läſtigen und unnützen Mönchs-Lebens in ſeinen Geſetzen zum beſondern Augenmerk machte, verordnete (6), daß, wenn jemand, um ſich den Municipal- und andern bürgerlichen Bürden und Obliegenheiten zu entziehen, ſich in Einſiedeleyen, Klöſter, Mönchſchaften begeben ſollte, derſelbe zurück geführt und zu ſolchen Verpflichtungen zurück gebracht werden ſollte. Es war in den erſten Zeiten des Mönchs- und Kloſter-Lebens ſchon eine Erfindung der Decurialen, ſich ihrer läſtigen Verpflichtungen und Bürden dadurch zu entledigen, daß ſie Einſiedler und Mönche wurden (7). Dieſen Kunſt-Griff vereitelte das kaiſerliche Geſetz, indem es verordnete, daß ein ſolcher heiliger Flüchtling zu ſeinen bürgerlichen Verbindungen zurück gebracht werden ſollte.

Niemand kann durch Annehmung eines Standes ſeine vorige Verpflichtungen aufheben, und die Anſprüche und Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft und des States vernichten. Wer alſo zu Kriegs-Dienſten verpflichtet, gewidmet, aufgezeichnet iſt; wer, wie man in den kaiſerlichen und preußiſchen Staten ſpricht, in den Conſcriptions- Cantoniſten- Enrolements-Liſten ſteht, kann in kein Kloſter gehen. Er darf ohne Abſchied und Entlaſſung nicht aufgenommen werden. Sein Eintritt in den Orden, ſeine Gelübde, ſeine Profeſſion, würden nichtig ſeyn. Entwiche er heimlich aus dem Lande, und träte in einem fremden Lande in ein Kloſter und in einen Orden: ſo würde ſein

(5) Novell. 123. Cap. 35.

(6) L. 63. Cod. Theod. de Decur. L. 26. C. de Decurion.

(7) Jac. Gottfried, in ſeinem Comment. ad Cod. Theod. T. IV. p. 434. 355. der Ritterſchen Ausgabe.

Vermögen nicht nur verwirkt seyn, sondern er würde zurück gefordert, und, wenn er sich betreten liesse, weggenommen werden können. Die Gelübde verhindern dieses nicht. Kann und muß ein Leibeigener, ein Ehemann, der in ein Kloster, ohne Einwilligung des Herren, oder der Ehefrau, getreten ist, zurück geliefert werden, so muß es auch in Ansehung eines Cantonisten geschehen (8). Die Gelübde der Armuth, des Gehorsams, der Ehelosigkeit, können von ihm nirgends besser erfüllet werden, als im Soldaten-Stande, welcher solche in der größten Strenge mit sich führt. Nur wenn der Cantonist bereits zum Priester geweihet wäre, würde seine Zurücklieferung, Entkleidung, Untersteckung in ein Regiment, wegen des unauslöschlichen Eindruckes und Characters der Priester-Weihe anstößig, bedenklich, ärgerlich seyn. Die Gesetze der Kirche wollen, daß ein Herr, dessen Sclave oder Leibeigener sich heimlich zum Priester machen lassen, sich mit dessen Fürbitte und geistlichen Frohn-Diensten, z. B. seinem Messe-lesen, begnügen solle (9). Das natürlichste Auskunfts-Mittel, den Stat für den, seinem Dienste entzogenen Mönch und Priester zu entschädigen, und zugleich Anstoß und Aergerniß bey schwachgläubigen Katholiken zu verhüten, ist dieses, daß der Orden oder das Kloster einen zum Kriegsdienst vollkommen fähigen Ausländer stelle. Ein Einländer würde keine Entschädigung seyn, indem er ohnedies zum Kriegsdienst verbunden wäre, oder dem Acker-Baue oder andern Gewerben entrissen würde.

Diese Grundsätze sind nicht nur selbst in den Gesetzen gegründet, sondern sie sind auch gerecht, billig, und

(8) Nov. 123. v. 35. Cap. 12. X, de conversi coniug. Can. 9, sq. dist. 54.

(9) Can. 10. dist. 53.

und nicht hart. Ein Bürger kann sich seinen Verpflichtungen gegen den Stat nicht eigenmächtig entziehen. Er muß ihm auf eine Art nützlich seyn, es sey nun durch den Pflug, durch Handwerke, oder es sey durch Künste, Wissenschaften, Verwaltung eines Amtes, oder durch Führung der Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Der Mönch ist dies- und jenseits des Paradieses nichts nütze. Er bringt dem State nicht den mindesten Vortheil. Er bevölkert ihn nicht, er bauet das Land nicht, er erleuchtet und bereichert ihn nicht, er vertheidigt ihn nicht. Sein Gebeth und Gesang bringen keinen Segen und kein Gedeihen über ihn. Der Schweiß der Bürger und das Mark des Landes mästen den frommen, den üppigen, den faulen Müßiggänger. Wird ein zum Kriegsdienst verpflichteter, dazu fähiger Mann in ein solches Behältniß von Müßiggängern aufgenommen, so muß ein anderer Bürger dem Pfluge und den bürgerlichen Gewerben entrissen werden, um seine Stelle zu ersetzen.

Die Mönche haben öfters Waffen getragen, wenn es um Empörung und Aufruhr gegen rechtmäßige Souveräne, wenn es um Verfolgung der Ketzer zu thun war. Wie oft bewehrte sie ein rasender Fanatismus und heiliger Unsinn! Man wird niemahls die Procession vergessen, welche zur Zeit der heiligen Ligue zu Paris von der Geistlichkeit, besonders den Mönchs-Orden, im J. 1590 gehalten wurde. Der Bischof von Senlis führte sie an, in einer Hand ein Crucifix, in der andern eine Hellebarde haltend. Die Mönche, besonders die Karthäuser, marschierten mit aufgeschürzten, zurück geschlagenen Kutten, mit herunter gelassenen Kappen, mit Sturm-Hauben und Helmen auf dem Kopfe, trugen alte Musketen, machten eine fürchterliche drohende Miene, funkelten mit den Augen, knirschten mit den Zähnen, gaben Salven, erschossen den Beichtvater des päpstlichen Nuntius an seiner Seite aus Ungeschicklichkeit, und schrien, daß dieser erschossene Capel-

lan selig sey, weil er in einer so heiligen Ceremonie umgekommen (10).

Versuche über verschiedene Materien politischer und rechtl. Kenntnisse, von Jo. Chr. Wilh. von Steck. Berl. und Stralf. 1783, gr. 8. S. 17, fgg.

Da die Christenheit also in der That von den Mönchen keinen Nutzen hat, und die Mönchs-Lehre auch höchst verdammlich ist, indem sie aller Sittenlosigkeit Thür und Thor öffnet, so muß es nothwendig den Staten und Fürsten wichtig seyn, mit einer so ansehnlichen Classe von Menschen solche Verbesserungen zu treffen, und ihre Grundsätze so zu mildern, daß sie dem State und der Religion nützlich werden.

Ich werde zuvörderst untersuchen: ob ein Fürst befugt sey, Verbesserung mit dem Mönchswesen vorzunehmen, und sodann die von Hrn. Winkopp (*) gethanen Vorschläge dazu anzeigen.

Es scheint zwar in der That sonderbar, eine Untersuchung über eine Frage anzustellen, welche der große Joseph durch sein Beyspiel bejahend beantwortet hat; allein, wenn man auf der einen Seite die Klagen der Mönche über Unbilligkeit und Ungerechtigkeit hört, wenn man selbst von einem menschenfreundschaftlichen Iselin in den Ephemeriden der Menschheit lieset, daß er glaubt, der einzele Mönch habe doch immer ein Recht, zu verlangen, daß man ihn seine übrige Lebenszeit in einem Kloster zubringen lasse, da er in seiner Jugend so viel aufgeopfert hat; wenn die Mönche behaupten, daß man alle Secten zu dulden anfange, und nur gegen sie unduldsam verfahre; wenn man auf der andern Seite den römischen Bischof von Eingriffen in seine Rechte

(10) Histoire du Parlement de Paris par l'Abbé *Big.* . . von Voltäre, T. I. §. 32, p. 217.

(*) Ueber die bürgerliche und geistliche Verbesserung des Mönchs-Wesens, von P. A. Winkopp. Gera, 1783, 8.

Rechte sprechen hört — so wird es so wenig sonderbar seyn, hier zu untersuchen, ob diese Rechte gegründet, jene Klagen und Forderungen gerecht seyn, daß es vielmehr scheint, diese Untersuchung müsse den Vorschlägen zur Verbesserung des Mönchswesens vorhergehen.

Was ist der Papst? was für Rechte hat er? Kann er über Eingriffe klagen? — Jesus hatte so wenig die Absicht, auf dieser Welt ein Reich zu stiften, daß er vielmehr ausdrücklich sagt: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Er unterwarf sich den damahligen Ober-Herren des States, er beobachtete die Gesetze des States, und gab dadurch seinen Nachfolgern ein Beyspiel, daß sie, eben so wie er, sich den Gesetzen unterwerfen sollten. Paulus sagt ausdrücklich: seyd unterthan! Auch beweisen die Apostel und christlichen Prediger in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes durch ihr Beyspiel, daß es die Absicht des Christenthumes gar nicht sey, Staten zu beherrschen, sondern daß es Haupt-Pflicht des Christen sey, vernünftig zu gehorchen, daß man weiter nichts wolle, als die Menschen weiser, besser und vollkommener zu machen. Dazu waren also Lehrer nöthig; allein, diese waren eben so gut Unterthanen des States, als diejenigen Christen, welche keine Lehrer waren. Nachdem die christliche Religion die herrschende im State geworden war, hörte man anfangs auch noch nicht, daß Bischöfe — Lehrer des Volkes — sich eine gewisse Macht angemaßet hätten, sie blieben noch Stats-Unterthanen. Nach und nach aber wurden die Bischöfe Regenten des States; und der Bischof von Rom, dem aus der Rücksicht, weil er Bischof der Residenz-Stadt der Kaiser war, ein gewisser Vorzug in allgemeinen Versammlungen zugestanden wurde, griff nach und nach so weit um sich, daß er endlich sich zum allgemeinen Bischof aufwarf, und alle andere Bischöfe zu

seinen Vasallen machte. Ja, seine Verwegenheit ging so weit, daß er sich zum Ober-Herrn aller Fürsten und Staten aufwarf, Throne und Kronen nach seiner Laune verschenkte und veräusserte, Fürsten zu seinen Vasallen machte — kurz, Ober-Herr der ganzen christlichen Welt ward — Er, der Unterthan des römischen Kaisers! Oft wiedersetzten sich vergeblich diejenigen unter den Kaisern, welche das Unschickliche und Wiederrechtliche dieser angemaßten Vorzüge einsahen; seine Macht war schon zu weit gediehen, als daß sie schnell hätte zertrümmert werden können. Dazu wurden viele Jahre erfordert, so wie viele nothwendig gewesen waren, diese Macht zu gründen. Die Päpste hatten von Gregor VII. hauptsächlich an, immer nach einem Systeme gehandelt, deshalb gedieh ihr Werk. Die Kaiser hingegen waren bald thätig, bald unthätig, handelten nach verschiedenen Maximen, und deshalb konnte die Macht des Papstes niemahls zerstöret werden. Diese ausserordentliche Macht des Papstes, dieser ausserordentliche Einfluß desselben auf alle Staten, ist also wieder alle Absicht Jesu. Nebst der Ober-Gewalt über alle Bischöfe und Fürsten, hat sich nun auch der Papst das Recht angemaßt, klösterliche Orden zu stiften, zu begnadigen, und wenn es ihm beliebt, sie wieder aufzuheben, und hat alle Fürsten und Bischöfe von diesem Rechte ausgeschlossen. So wenig also die Macht des Papstes über Bischöfe und Fürsten gegründet ist, eben so wenig gegründet ist auch sein vorgebliches Recht über die Orden. Wir mögen die Mönche als Laien, oder als Priester betrachten, so sind und bleiben sie nur immer Unterthanen des Landes-Fürsten; ja, sie sind, so wie alle übrige Priester, nur in so fern der Gewalt des Bischofes unterworfen, als dieser die Obliegenheit hat, auf die Sitten und Lehren der Lehrer des Volkes Acht zu haben, da, erwähnter Maßen, nach dem Sinne Jesu, der Bischof

eine

eine bürgerliche Gerichtbarkeit nie besitzen kann. Die Bischöfe sind Unterthanen des Fürsten, und er kann ihnen zwar eine gewisse Unter-Gerichtbarkeit zugestehen, sie bleibt aber jederzeit von ihm abhängig.

Nach diesen Grundsätzen, die in der Vernunft und Bibel gegründet sind, kann also der Papst gar nicht klagen, wenn ein Fürst sich einfallen lässet, diejenigen klösterlichen Orden aufzuheben, welche seinen Staten unnütz oder schädlich scheinen, und wenn er mit ihnen solche Veränderungen trifft, welche er zum Wohl seiner Unterthanen für nöthig erachtet. Darüber kann der Papst nichts sagen, kann nicht über Eingriffe klagen, da ihm kein einziges Recht genommen wird, das ihm wirklich zukäme, sondern nur angemaßte Rechte beschnitten werden, der Fürst nur darauf bedacht ist, die von seinen Vorfahren veräusserten, oder demselben unrechtmäßig genommenen Rechte wieder zu erobern. Das Klagen des römischen Bischofes kann also einen weisen Fürsten nicht zurück halten, mit dieser Classe von Menschen alsobald Veränderungen vorzunehmen, sobald sie ihm nothwendig und nützlich scheinen. Aber wird nicht die ganze katholische Religion zu Grunde gehen, wenn das Ansehen des Papstes so herab gesetzt wird, wenn man das hierarchische System, wenn man das Mönchswesen, die Zierde des Weinberges des Herrn antastet? Diese Einwürfe erwarte ich nur von jenen schwachen Katholiken, welche, durch das ewige Geschwätz der Mönche verführt, glauben, daß Papst, hierarchisches System, und Mönche, wesentliche Dinge der wahren katholischen Religion seyn. Vernünftige Katholiken werden wissen, daß mehrere hundert Jahr die katholische Religion bestanden hat, ohne daß man von einem allgemeinen Bischofe, von hierarchischen System, von Mönchen, etwas wußte, und daß diese Jahrhunderte gerade die Zeit waren, wo die wahre Christus-Religion ihrer ursprünglichen Reinigkeit

keit am nächsten kam; sie werden wissen, daß der Papst so gut ein Bischof ist, wie jeder andre, daß alle die Rechte, welche er jetzt ausübt, angemaßte, an sich gerissene wiederrechtlich erlangte Rechte seyn, daß ihm weiter nichts zukomme, als der Vorsitz in den Versammlungen der Bischöfe, welcher ihm von den Kaisern und Bischöfen zugestanden wurde, weil er der Bischof der vornehmsten Stadt, der Residenz-Stadt der Kaiser, war, daß auch dieser Vorsitz nur zufällig dem römischen Bischofe zukomme, und eben so gut einem andern Bischofe anvertrauet werden könne. Sie werden wissen, daß zur Erhaltung der Einigkeit der Lehre, welche ein Fundamental-Artikel der katholischen Religion ist, kein Papst erfordert werde, da bekannt ist, daß diese Einigkeit erhalten worden ist, ehe man an einen Papst dachte. Sie werden also auch einsehen, daß die katholische Religion bestehen wird, wenn man auch den römischen Bischof in seine alte Gränzen zurück weiset. Um aber doch auch bey jenen schwachen Katholiken Eingang zu finden, will ich hier einige Stellen aus bewährten katholischen Schriftstellern anführen, woraus sie die Wahrheit dieser Sätze einsehen, und von ihrem Wahne und Vorurtheilen geheilt werden können.

Der h. Paulus widerstand dem Ansinnen des h. Petrus, weil er sahe, daß er nicht nach der Lehre des Evangelium wandelte (*). Wenn also Petrus untrieglich gewesen wäre, oder Jesus ihm die Gewalt über die andern Bischöfe oder Apostel gegeben hätte, so hätte das Paulus weder wagen können noch dürfen.

Paulus nennt sich in demselben Sendschreiben an die Galäter: Paulus ein Apostel nicht von Menschen oder von einem Menschen eingesetzt, sondern von Jesu (**) u. s. w.

(*) Epist. Pauli ad Galat. c. 2, v. 2. Cum autem venisset Petrus Antiochiam, in faciem ei restitit quia reprehensibilis erat.

(**) Galat. 1, 1. Paulus Apostolus non ab hominibus, neque per hominem, sed per Jesum Christum.

u. s. w. Er war also nicht von Petrus zum Apostel gemacht. Wozu müssen aber unsere Bischöfe von römischem Bischofe erst confirmirt werden?

Als sich gleich anfangs wegen der Beschneidung unter den Aposteln ein Streit erhob, befragten sich die Apostel nicht bey Petrus, sondern bey der ganzen Versammlung, und diese entschied den Streit (*). Es war also zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre damahls kein sichtbares untriegliches Oberhaupt nöthig. Die ganze Versammlung war hinreichend, sie zu erhalten. Wozu will man aber jetzt ein Oberhaupt haben? Petrus hatte den Vorsitz, sprach zuerst in der Versammlung; aber weiter nichts. Ich könnte noch mehrere dergleichen Sätze aus der h. Schrift anführen, wenn diese nicht schon hinlänglich das oben angeführte erwiesen. Wir wollen aber einige Kirchen-Väter selbst hören, und da sehen, ob ihre Sprache mit der Sprache der Päpste der spätern Jahrhunderte und der Sprache unserer jetzigen Päpste überein komme.

Statt aller will ich den Papst Gregor den Großen sprechen lassen. „Auch berichtet mir Eure Heiligkeit (**), „daß sie einem gewissen Manne in auf blasenden und vom „Hochmuthe erzeugten Ausdrücken nicht mehr zuschreibe. „Gleichwohl heißt es in ihren Briefen an mich, wie Sie be„fohlen haben. Dergleichen Ausdrücke verbitte ich mir „fürs künftige, denn ich weiß ja, wer ich bin, und wer „ihr seyd. Eurer Amts-Würde nach seyd ihr meine Brü„der, den Sitten nach meine Väter. Mithin habe ich, „was ich für nützlich fand, nicht befohlen, sondern fleißig „angezeigt. Gleichwohl finde ich nicht, daß Eure Heilig„keit, was ich dort erinnerte, vollkommen im Gedächtnisse „behalten hätte. Denn ich hatte gesagt, daß man weder „mir, noch jemand anderem mit dergleichen Zuschriften be„gegnen solle; und da steht in dem Briefe an mich selbst, der „ich solches verbothen hatte, gleich obenan der hoffarts„volle

(*) Cap. 15. Visum est enim Spiritui sancto & nobis &c. Es heißt nicht: Visum est enim Spiritui sancto & summo Pontifici Petro.

(**) Alle Bischöfe nannte man damahls Eu. Heiligkeit vorzüglich, weil sie sich durch die Reinigkeit ihrer Sitten, durch ihr liebreiches, herablassendes Betragen dieses Nahmens würdig machten.

„volle Titel: dem allgemeinen Bischofe. Ich bitte Eure „geliebteste Heiligkeit, künftighin ja nicht solches mehr zu „thun. Ihr Bischöfe brechet ja euch selbst alles das „ab, was ihr über die Gebühr einem andern zuwendet. „Denn ich suche ja nicht durch Worte, sondern durch Sit„ten mich höher zu schwingen; noch rechne ich mir dasjen„ige zur Ehre an, wovon ich weiß, daß es meine Brüder „entehre. Die allgemeine Kirche ist meine Ehre. Je kräft„iger meine Mitbrüder ihre bischöfliche Würde behaup„ten, desto mehr finde ich mich geehrt. Wenn Eure Heil„igkeit mich einen allgemeinen Bischof nennt, so gesteht „sie ja, daß sie dasjenige nicht sey, was ich nach ihren „Worten allgemein bin. Das sey aber fern. Hinweg „mit Worten, welche die Eitelkeit aufblasen, und die christ„liche Liebe verletzen. Eure Heiligkeit wird sich noch er„innern, daß ein solcher Ehren-Nahme von dem heiligen „chalcedonischen Kirchen-Rathe, und nachmahls auch von „versammelten Bischöfen meinen Vorfahren angetragen „worden ist, und doch hat sich keiner desselben bedienen „wollen (*)".

„Niemand", spricht Cyprianus: „ist der Bischof der „Bischöfe". Bernhardus sagt dem Papste gerade zu: „Bedenke, daß du nicht der Herr der Bischöfe, sondern ihr „Mit-Bischof seyst". Der kostnitzer Kirchen-Rath verordnet, daß jeder Gläubige, selbst der Papst, einer allgemeinen Kirchen-Versammlung gehorsamen müsse. Papst Eugen bekennt freymüthig, daß er sich in allem den Aussprüchen der kostnitzer Kirchen-Versammlung unterwerfe, und Papst Sylvester II. erklärt den dagegen Handelnden für einen Heiden und Zöllner. Der h. Bernhard warnet die Päpste, in fremde Gränzen einzudringen, und mit ihrer Sichel fremdes Korn zu mähen.

Ich könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich alle die Stellen anführen wollte, aus welchen man offenbar sieht, daß zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre, keinesweges ein Papst nöthig sey, daß ohne ein solches Oberhaupt die christliche Kirche mehrere Jahrhunderte bestanden habe, und daß also dadurch auch die kathol. Re-

(*) Ad. Eulog. Alex. Ep. 30. L. VIII. Indict. 1.

Religion nicht zu Grunde gehen werde, wenn Fürsten ihre Rechte wieder hervor suchen, und den Papst in seine Gränzen zurück weisen.

Von dem hierarchischen Systeme ist bekannt, daß es Gregor VII. erst durchgesetzt hat. Der Apostel und die ersten Christen wußten von einem solchen Systeme nichts. Daß endlich das Mönchswesen nicht zum Wesentlichen der kathol. Kirche gehöre, ist schon hinlänglich dadurch erwiesen, daß mehrere Jahrhunderte das Christenthum gestanden und geblühet hat, ehe man noch wußte, was ein Mönch war.

Wenn es zum Wesentlichen der christl. Religion gehören könnte, so hätte der weise Jesus eine so wichtige Sache nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergehen dürfen. Er hätte sagen müssen: , es gehört mit zur „Haupt-Sache der neuen Religion, welche ich euch „lehre, daß eine Anzahl Christen sich entschließen, ge„horsam, keusch und arm zu leben, daß sie sich geißeln „den ganzen Tag, übrigens aber für die menschl. Ge„sellschaft todte Glieder sind; es gehört dazu, daß eine „andere Gattung Christen das nähmliche thut, diesem „aber noch das Almosen-Sammeln hinzu fügt". Das hätte er sagen müssen, und würde es auch gesagt haben, wenn er jemahls Mönche und Nonnen hätte haben wollen. Allein, er that das nicht. Wie kam es denn also, daß erst im 4ten Jahrh. die ersten Mönche entstanden? Wie kam es, daß erst nach tausend Jahren ein ganz einfältiger Mensch den Gedanken faßte, von Almosen zu leben? Wahrscheinlich daher, weil das Christenthum von seiner ursprünglichen Lauterkeit abgewichen war, und man auf Andächteleyen mehr hielt, als auf die wesentlicheren Obliegenheiten des Christen. Die Klagen, welche verschiedene Concilien über die großen Fortschritte des Mönchswesens führen, die Gesetze der Kirchen-Versammlungen, daß keine neue Orden mehr in der Kirche eingeführt werden sollen, beweisen,

daß

daß diese Kirchen-Versammlungen von der Entbehrlichkeit der Mönche überzeugt waren.

Ich hoffe nun so viel gesagt zu haben, daß selbst der einfältigste Katholik überzeugt seyn wird, daß vorgenommene Veränderungen mit dem Mönchswesen, der kathol. Religion keinen Nachtheil bringen können. Die Klagen des Papstes, die Furcht der Schwachen, fallen also hinweg. Aber, können nicht die Mönche eine Duldung fordern, die man nun selbst den Juden zugesteht? Kann nicht wenigstens ein einzeles Glied, ein einzeler Mönch, verlangen, daß er in seinen spätern Jahren ein Leben fortsetzen dürfe, an welches er sich schon gewöhnt, und um welches er die Vergnügungen seiner Jünglings-Jahre in der Absicht aufgeopfert hat, damit er sein ganzes Leben in diesem Stande zubringen könne? Um diese Fragen mit aller erforderlichen Deutlichkeit beantworten zu können, wird es nöthig seyn, hier die Grundsätze einer vernünftigen Duldung vorzutragen, und zu zeigen, in welchen Fällen man das Recht habe, eine Duldung zu fordern, und in welchen Fällen es Stats-Klugheit nothwendig macht, dieser Forderung Genüge zu leisten.

Ein Fremdling kann niemahls von einem Fürsten fordern, daß er ihn in seinen Landen dulde, aber bitten kann er ihn; und die Stats-Klugheit räth es an, jeden Fremdling zu dulden, ja so gar zu begünstigen, wenn sein Betragen den Gesetzen des States nicht zuwieder ist, wenn er sich denselben unterwirft, wenn er gar dem State nützlich ist. Der Einwohner eines States kann vom Regenten als ein Recht fordern, ihn so lange im State zu dulden, als er sich nicht durch Verbrechen, oder durch Grundsätze, die dem State gefährlich sind, oder wohl gar durch Verbreitung dieser Grundsätze, eines solchen Rechtes verlustig macht. Aber auch in diesem Falle räth die Klugheit an, den Verbrecher oder den Gefährlichen nicht aus den Staten

zu verweisen, sondern ihn so zu bewahren, daß er keine Verbrechen mehr begehen, nicht mehr gefährlich seyn kann.

Diese Grundsätze sind so wahr, daß der allgemeine Tadel derjenigen Fürsten, welche sie nicht befolgt, und das allgemeine Lob derjenigen, welche sie ausgeübt haben, der beste Beweis ihrer Wahrheit und Güte sind.

Diesen Grundsätzen zu Folge, konnten die Hugenotten in Frankreich die Duldung als ein Recht verlangen, so lange bis entschieden war, daß ihre Grundsätze dem State entgegen seyn. In diesem Falle rieth die Stats-Klugheit an, alles vorzukehren, um sie zu bessern Stats-Bürgern umzubilden; aber niemahls erhielt der König ein Recht, sie zu andern Gesinnungen zu zwingen. Da aber die Grundsätze der Hugenotten dem State keinesweges zuwieder sind, so beging der König nicht nur einen Stats-Fehler, da er sie aus seinem Lande weggehen ließ, sondern er verletzte auch die Rechte des Menschen, da er ihnen ihr Vermögen nahm, sie zu andern Gesinnungen zwingen, und ihnen nicht einmahl erlauben wollte, frey aus dem Königreiche Frankreich auswandern zu dürfen.

Diesen Grundsätzen zu Folge, können die Juden von allen Fürsten Duldung als Wohlthat verlangen, wenn sie noch nicht als Bürger des States recipirt sind. Die Stats-Klugheit räth an, sie zu dulden, da die Grundsätze ihrer Religion dem State keinesweges — wie das nun hinlänglich erwiesen ist — schädlich sind, sie hingegen treue, nützliche Unterthanen des States sind, oder doch werden können. Und eben deshalb werden in vielen Staten, zum großen Vortheil dieser Staten, die Juden geduldet.

Diesen Grundsätzen zu Folge, können Protestanten in katholischen Staten, können Katholiken in protestantischen Staten, diese Duldung, als Recht, wenn sie nicht den Grund-Gesetzen des States wiederspricht,

und wenn dieses ist, als Wohlthat verlangen. Im ersten Falle ist es Pflicht des Regenten, sie zu zugestehen; im andern räth es die Stats-Klugheit an.

Diesen Grundsätzen zu Folge können Mönche zwar um Duldung bitten, das wird ihnen niemand wehren; aber das Interesse der Fürsten fordert, und die Stats-Klugheit räth es an, ihre Gesetze so zu verbessern, und so zu mildern, daß sie dem State nicht schädlich seyn. Daß sie es aber jetzt sind, habe ich oben hinlänglich erwiesen. Die Mönche können also nicht über Ungerechtigkeit und Intoleranz klagen, wenn einige weise Fürsten sich beschäftigen, ihre grundböse Verfassungen zu verändern. Sie können nicht einmahl so viel Duldung fordern, als die Juden. Denn diese sind treue, thätige, die Last des States mittragende Bürger; die Mönche hingegen sind Unterthanen eines fremden Herren, unthätige Mitesser, die zwar alle und noch größere Vortheile des Bürgers genießen, und doch nicht eine Last desselben mittragen helfen. Nur das könnte ihnen beyfallen, von dem reformirenden Fürsten zu fordern, daß er ihnen vergönne, aus dem State in einen andern zu ziehen, und ihr Vermögen, nachdem sie das einmahl festgesetzte Abzugs-Geld erlegt hätten, mitzunehmen. Es würde ungerecht von einem Fürsten seyn, wenn er nicht dem einzelen Mönche diese Erlaubniß geben wollte, daß er in seiner syrischen Kleidung abziehen, und in ein anderes Land, wo dergleichen Leute geduldet werden, gehen dürfte. Der Stat verliert an ihm zwar nichts, wenn man erweget, daß er vorher zur Bevölkerung nichts beytrug, und überhaupt ein todtes Glied der Gesellschaft war. Allein, da er doch zum Stats-Bürger umgebildet werden könnte, und der Verlust eines einzigen Gesunden immer ein großer Verlust für den Stat bleibt: so räth die Stats-Klugheit an, den Mönch durch Güte und durch vernünftige Vorstellungen dazu zu bewegen, wozu ihn zu zwingen der Fürst

eine

keine Befugniß hat. Was aber den zweyten Punct wegen des mitzunehmenden Vermögens betrifft, so hat es hier eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Vermögen des Bürgers, welcher in einen andern Stat ziehen will.

Es kommen hier nähmlich zwey Stücke in Betrachtung. Erstlich, hat der einzele Mönch gar kein Recht auf das Vermögen der Gemeinheit; nur das Recht hat er, zu fordern, daß er von diesem Vermögen standesmäßig erhalten werde. Der Fürst kann das nun freylich dahin einschränken — so lange er im State bleibt. Wenn also der einzele Mönch um die Erlaubniß anhält, in einen andern Stat zu wandern, so muß ihm das, wenn er darauf besteht, der Fürst bewilligen; allein, Ansprüche auf Vermögen kann er gar nicht machen, und eine Pension hängt von der Gnade des Fürsten ab. Diese Maxime befolgten die bourbonischen Höfe bey der Aufhebung der Jesuiten in diesen Staten. Sie erlaubten allen Jesuiten, (die sich keiner Verbrechen schuldig gemacht hatten,) aus ihren Staten sich zu entfernen, wenn sie ihren Rock nicht ausziehen, sondern Jesuiten bleiben wollten.

Zweytens: Wenn nun aber eine ganze Kloster-Gemeinde einmüthig darauf beständе, mit ihren Hab und Gütern den Stat zu verlassen, wäre es da ungerecht, wenn der Fürst ihnen zwar insgesammt erlaubte hin zu gehen wohin sie wollten, aber ihr Vermögen zurück behielte, um es zu bessern Anstalten zu verwenden? Diese Frage zu beantworten, müssen wir sehen, wie sie zu dem Vermögen gekommen seyn, wer es gegeben, und ob der Fürst das Recht habe, diese Absichten der Geber zu interpretiren, und sie nach den Bedürfnissen unserer Zeiten zu verändern. Alle die Klöster, welche eigenes Vermögen haben, und liegende Gründe besitzen, haben dieselben entweder von jenen Jünglingen bekommen, welche in die Klöster eintraten, um ewig ihr Le-

ben daselbst zu beschließen, oder sie erhielten dieselben durch Weltmenschen, welche glaubten, daß die klösterlichen Anstalten Gott wohlgefällig seyn, und daß sie sich dadurch desto sicherer den Weg zum Himmel bahnen könnten. Manche thaten es, um ihren Nahmen zu verewigen. Unter diesen Gebern waren verschiedene Kaiser, Könige und Fürsten. Die meisten Stifter und Geber hatten heilige Absicht, zum Nutzen der Menschheit etwas beyzutragen; welche Absicht sie, leider! zum Theil verfehlt haben. Wenn man in die Geschichte zurück geht, wird man finden, daß die meisten Klöster in jenen Zeiten fundirt worden sind, wo die Mönche die Erziehung des Volkes und die Bekehrung der Heiden besorgten, wo ihre Kloster Schulen und Zufluchts-Oerter der Armen, Witwen und Waisen, waren. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß viele Stifter die heilige Absicht gehabt haben, durch ihre Stiftungen gewisse Fonds zu machen, damit das Volk erzogen, und die Armen ernähret werden könnten. Sie konnten niemand eher, als Mönchen, in den damahligen Zeiten ihre Güter anvertrauen, weil sie da am sichersten verwahrt, und in den damahligen Zeiten auch am besten verwendet wurden. Die heiligen Geber gönnten gern den Ausspendern ihres Vermögens, den Erziehern des Volkes, daß auch sie an den Einkünften Theil nehmen konnten. Diesemnach wäre also das Vermögen der Mönche nicht Eigenthum einer Kloster-Gemeinde, sondern Erbtheil der Armen, Fond zur Erziehung. Auch sind die **Kloster-Güter** von je her von Kirchen-Vätern, von Bischöfen, von Concilien und Synoden als ein Erbtheil der Armen betrachtet worden. Erst noch neuerlich hat der Fürst Erz-Bischof in dem Hirten-Briefe verschiedene Stellen der Concilien, Väter ꝛc. angeführt, woraus dieses deutlich erhellt. Die Kloster-Gemeinden können also auf das ihnen zur Verwaltung übergebene Vermögen keinen Anspruch machen.

Und

Und da nun der Fürst der allgemeine Vater des Landes ist, so hat er unstreitig das Recht, diese bisher übel verwaltete Summen einzuziehen, und, den Absichten der Geber gemäß, zum Besten der Armen und zur bessern Erziehung des Volkes verwalten zu lassen. Es mag aber auch wohl viele Andächtige gegeben haben, welche schwach genug waren, diese Absichten nicht zu hägen, sondern ihr Vermögen aus keiner andern Absicht den Kloster-Bewohnern gaben, als damit nur einige Mönche mehr ernähret werden könnten, und daraus dürften vielleicht die Kloster-Gemeinden das Recht herleiten, die Kloster-Güter, wenigstens zum Theil als Eigenthum betrachten, und also, wenn es ihnen vergönnet würde, in einen andern Stat zu wandern, dasselbe mitnehmen zu können. Allein, auch zu diesem Theile des Vermögens haben sie kein Recht. Ich könnte mich hier auf das Verfahren der Christen berufen, welches sie beobachteten, da die christl. Religion die herrschende im römischen Reiche ward. Unstreitig hatte die römische heidnische Geistlichkeit auch Fonds, die zum Theil von dem State selbst, theils von andern Personen, waren. So weiß man von Numa, daß er die Geistlichkeit dotirte, und die Vestalinnen hatten große Einkünfte. Alle diese Fonds zogen die Christen an sich, und verwendeten sie zu christlicherm Gebrauche. Aber, ich habe nicht einmahl nöthig, mich nach diesen Beyspielen umzusehen. Da Ganganelli den Jesuiten-Orden unterdrückte, wurden alle Güter der Jesuiten eingezogen, und es wurde keiner Gemeinde frey gestellt, in einen andern Stat, sammt ihren Gütern zu gehen. Man weiß es, daß der König von Preußen, Friedrich II., so lange der General Ricci lebte, die Jesuiten noch immer in seinen Landen duldete, und doch wagte es nicht eine jesuitische Gemeinde, auf diesen Fall anzutragen. Es ist aber auch noch überdies zu bemerken, daß ein Bürger des States nie eine Gesellschaft begünstigen

könne und dürfe, deren Gesetze offenbar wieder das allgemeine Wohl des States sind, wie wir von den Gesetzen der Mönche schon gesehen haben. Waren die Fürsten des Mittel-Alters zu verführt und geblendet vom Aberglauben und von Mönchen, um das Gefährliche dieser Classe von Menschen einzusehen, waren sie zu schwach, sich diesem einreißenden Uebel zu wiedersetzen, so kann das für ihre erleuchtete Nachfolger keine Regel seyn, sich eben so zu betragen, eben sowohl, als sie, dieses Uebel im State zu dulden.

Es ist also gewiß, daß der Fürst, ohne erst den römischen Bischof darum fragen zu müssen, mit dem Mönchswesen solche Veränderungen, welche zum Besten des States und der Armen besonders, und zu Verbesserung der Erziehung gereichen, vornehmen könne. Ich sage mit Vorbedacht: ohne erst den Papst fragen zu müssen; denn ich habe gezeigt, daß der römische Bischof, der Papst, sich um andere Staten nicht zu bekümmern habe. Und als Fürst, ist er theils Vasall des römischen Kaisers, theils auch zu klein, als daß er sich um die Angelegenheiten anderer Staten bekümmern — dürfte. Ich wollte nicht einmahl Fürsten rathen, dieses Höflichkeits halber zu thun; denn man weiß, daß die Päpste nur zu oft aus erwiesenen Höflichkeiten, Schuldigkeiten gemacht haben.

„Allein," werden die Mönche sagen: „das „Mönchswesen hat nun seit mehr als einem Jahrtau„send geblüht, und doch haben alle Staten bestanden. „Wenn die Gesetze des Mönchswesens den Staten so „gefährlich und nachtheilig wären, wie hätten da die „Staten so lange bestehen können? Warum also „Neuerungen vornehmen, warum uns unsere Existenz „rauben? Wenn Staten so lange mit dem Mönchs„Wesen bestanden haben, so werden sie auch noch län„ger bestehen. Ferner, wenn wir der Religion so viel

„Nach-

„Nachtheil bringen, wie kommt es, daß die Religion „doch noch immer besteht, und also wahrscheinlich „noch länger bestehen wird, wenn wir auch jährlich „eine Recrutirung von 40 bis 50000 Menschen in der „Christenheit vornehmen?“ So können nur diejenigen Mönche sprechen, welchen an der Vervollkommnung der Menschheit, an der Vervollkommnung der Staten nichts gelegen ist. Es ist wahr, die Staten haben mit dem Mönchswesen bestanden, werden wahrscheinlich auch noch länger bestehen. Aber, wie bestanden? wie bestehen? Weniger bevölkert, weniger aufgeklärt, weniger gesittet. Muß denn eine Gesellschaft gerade ganz alle Stats-Verfassung aufheben, um einer Verbesserung zu bedürfen? Muß nicht der edle, der rechtschaffene, der patriotisch gesinnte Bürger wünschen, daß die Staten sich immer mehr und mehr jener Vollkommenheit nähern möchten, welche der Stat Gottes hat, der das Ideal aller Vollkommenheit ist? Eben das gilt von der Religion. Auch sie hat bestanden, und wird wahrscheinlich auch ferner so, wie sie jetzt ist, künftig bestehen; ja, ich will so gar einräumen, daß wir, wenn auch das Mönchswesen bestände, allmählige Fortschritte machen würden. Warum aber dem Strohme Dämme entgegen setzen, wenn er eine so schöne gerade Straße läuft? Warum die Fortschritte der angefangenen Aufklärung durch längere Duldung des Mönchswesens hemmen? Ist es nicht Wunsch eines jeden edeln Christen, daß die wahre Christus-Religion wieder erweckt werde, welche sich nicht in theologische Spitzfindigkeiten verliert, sondern welche nur die reine natürliche Religion (wahre Christus-Lehre), die ächte Moral aus einander setzt und vervollkommnet? Ist und muß das nicht Wunsch eines jeden edeln Christen seyn? Sind aber nicht Mönche, die nur — besonders wenn sie Bettel-Mönche sind — von Aberglauben und Andächteleyen

leben, und denen allen allgemeine Verachtung bevorsteht, wenn diese wahre Christus-Religion erweckt würde, sind sie nicht hauptsächlich Ursache, daß wir so lange Jahrhunderte nach dieser ursprünglichen Lauterkeit schmachteten, und müssen sie nicht alles anwenden, um den Geist des Christen einzuschläfern, und allen denen Dingen, die so ganz dem Geiste der Christus-Religion zuwieder sind, einen vorzüglichen Werth beyzulegen?

„Allein," höre ich noch einen frommen Mönch seufzen: „haben nicht alle Stände ihre Unvollkommenheiten? Bedürfen nicht alle einer Reformation? „Warum gerade mit dem Mönchswesen anfangen?" Ich gebe es zu, daß alle Stände ihre Unvollkommenheiten haben, alle vielleicht einer Verbesserung bedürfen; aber vielleicht ist der Mönchs-Stand gerade derjenige, welcher am ersten und nothwendigsten einer Verbesserung bedarf; und wenn auch dieses nicht wäre, wenn jeder Stand diese Einwendung machen wollte, so würde nie eine Verbesserung gemacht werden können, und wir würden uns noch in derselben Barbarey, als im 13ten Jahrhunderte, befinden.

Es sind also nunmehr alle Einwürfe gehoben; und ich habe nur noch zu beantworten, was Iselin in den Ephemeriden der Menschheit mit so viel Wärme sagte, ob nähmlich nicht ein einzeles Glied, ein einzeler Mönch, befugt sey, zu verlangen, daß man ihn seine übrige Lebenszeit in dem Stande, welchen er einmahl gewählt hat, beschließen lasse. Wenn man erweget, welchen Vergnügungen der Jüngling, der sich entschloß, oder dazu beredet wurde, Mönch zu werden, in der Blüthe seiner Jahre, entsagt hat: so muß man zugeben, daß es billig sey, einem abgelebten Greise, dem das Mönchs-Leben durch Gewohnheit behaglich geworden ist, zu erlauben, daß er auch seine noch übrige Lebenszeit in Unthätigkeit in irgend einem Kloster ver-

verlebe. Und wenn auch sonst kein Umstand diese Billigkeit forderte, so forderte es doch dieser, daß ein solcher abgelebter Mann gar nicht dazu geschickt ist, für seine eigene Wirthschaft Sorge zu tragen. Man weiß, daß einigen abgelebten Jesuiten nichts beschwerlicher war, da sie aufgehoben wurden, als dieses, sich um alles zu bekümmern, da sie sich nun so lange um gar nichts bekümmert hatten. Es ist billig, mit der Schwäche der Menschen Mitleiden zu haben, und ich bin also völlig dafür, daß, wenn meine Grundsätze befolget würden, doch immer in jedem State ein oder mehrere Klöster nach Verhältniß beybehalten würden, damit in denselben diejenigen Mönche aussterben könnten, welche sich einmahl an dasjenige Kloster-Leben gewöhnt haben, als daß ihnen das weit thätigere, sorgenvollere Leben gefallen könnte. Eben das gilt auch von den abgelebten Kloster-Jungfrauen.

Nachdem ich also gezeigt habe: 1. Daß das Mönchswesen dem State und der Religion entbehrlich, und 2. dem State und der Religion höchst zuwieder und schädlich sey; und erwiesen habe: 3. daß jeder Landes-Fürst, unabhängig von dem römischen Bischofe, mit dem Mönchswesen Veränderungen vornehmen könne: so werde ich nun des Herrn **Winkopp Vorschläge zu einer allgemeinen bürgerlichen und geistlichen Verbesserung des Mönchswesens, die zum Vortheil des States und der Religion zugleich abzielen**, und wodurch die Absichten der Fundatoren erreicht werden können, vortragen.

1. Da die Grund-Verfassung der Mönche und Nonnen von der Art ist, daß die Glieder dieser Classe von Menschen, wenn sie auch dem State und der Religion nicht gefährlich wären, doch alle insgesammt nach ihrer ursprünglichen und jetzigen Verfassung dem State und der Religion entbehrlich sind: so müßte der Landes-Fürst das ganze dermahlige Mönchswesen auf-

heben, und es so einleiten, daß aus diesen jetzt entbehrlichen Gliedern, nützliche, thätige, dem State und der Religion gleich wichtige Glieder werden könnten. Es müßte also niemand mehr

2. die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth ablegen dürfen. Denn das Gelübde des klösterlichen Gehorsams ist wieder Vernunft, wieder Stats-Verfassung und Religion; das Gelübde der Keuschheit verhindert die dem State so nöthige Bevölkerung, und macht wenigstens bey einer beträchtlichen Anzahl wiedernatürliche Laster nothwendig, ist wenigstens wirkende Ursache derselben; und das Gelübde der Armuth unterdrückt alle Industrie, alle Betriebsamkeit. Auch müßten zugleich mit diesen Dingen

3. alle die seltsame Kleidungen aufhören, die zwar an sich nicht schädlich sind, doch aber immer auf das Volk einen gewaltsamen Eindruck machen, welcher schädlich werden könnte, wenn man diese Veränderung vornehmen, dabey aber den Mönchen erlauben wollte, sich in einer sonderbaren Kleidung sehen lassen zu dürfen. Doch würden es Billigkeit und Menschenliebe erfordern, diejenigen alte Mönche und Nonnen, welche sich nach der Welt und ihrer natürlichen Freyheit nicht sehnen, hiermit zu verschonen, und ihnen zu erlauben, künftig ihre Lebenszeit in einem besonders dazu angewiesenen Kloster zu verleben.

4. Müßten alle übrige Mönche und Nonnen geschickt gemacht werden, dem State und der Religion nützliche Dienste zu leisten. Es wäre also nicht genug, daß es keinem Jünglinge und keinem Mädchen mehr erlaubt wäre, die klösterlichen Gelübde abzulegen, sondern es müßten auch alle Mönche und Nonnen, jene abgelebte Greise ausgenommen, von den schon abgelegten Gelübden entbunden werden, weil diese Gelübde unfähig machen, für Stat und Religion thätig zu werden.

den. Da bereits erwiesen ist, daß der römische Bischof in einem fremden State gar keine Gerichtbarkeit ausüben könne, so müßte der Fürst die ihm unterworfenen Bischöfe seines States anhalten, alle Mönche und Nonnen von ihren Gelübden zu entbinden. Daß dem Fürsten das Recht zukomme, dieses zu fordern, erhellt offenbar daraus, weil ein Bischof nach den Gesetzen der Religion Jesu gar keine Gerichtbarkeit hat, ausser derjenigen, welche ihm der Landes-Fürst verleihet. Ja, es wäre zu erweisen, daß der Fürst eigenmächtig, ohne Beyhülfe des Bischofes, alle diese Gelübde losbinden könnte. Um aber die Schwachen nicht zu ärgern, um selbst die Mönche nicht zu ärgern, würde es statsklug, weise und vortheilhaft seyn, wenn der Fürst dieses für jetzt durch den Bischof vollziehen liesse. Um nun zugleich die Gewissen derjenigen Mönche und Nonnen zu beruhigen, welche noch immer glauben, daß der Papst allein das Recht habe, von klösterlichen Gelübden zu entbinden, und welche daher zeitlebens besorgt seyn könnten und würden, ob sie auch von ihren Gelübden kräftig und hinlänglich vom Bischofe entbunden wären, aus dieser Besorgniß würde es menschenfreundschaftlich und weise seyn, durch Bischöfe und erleuchtete Priester diese Mönche und Nonnen hinlänglich zu unterrichten, und sie von der Wahrheit zu überzeugen, daß dieses Recht keinesweges dem römischen Bischofe, sondern dem Bischofe eines jeden States zukomme. Die Menschenliebe erfordert, den Schwachen zu Hülfe zu kommen, und alles anzuwenden, um ihnen Ruhe des Lebens zu verschaffen.

5. Das Vermögen der Klöster gehört den Armen, und ist von vielen frommen Gebern zur Erziehung des Volkes bestimmt. Hingegen würde die Billigkeit erfordern, zu untersuchen, ob von den Gebern noch Erben vorhanden wären. Diesen wäre das in die Klöster geschenkte Vermögen zurück zu geben, und ihnen frey

zu stellen, ob sie es zu den künftigen bessern Anstalten wollten verwenden lassen, oder nicht. Wenn aber in einem Kloster (welches aber weder zu vermuthen ist, noch geschehen wird,) alle Geber entdeckt würden, so, daß es alsdann unmöglich wäre, die Mönche oder Nonnen desselben Klosters anständig zu erhalten: so müßten die Geber zufrieden seyn, wenn sie ihr Vermögen erst nach dem Tode dieser Mönche und Nonnen wieder zurück erhielten. Auch würde es der Billigkeit gemäß seyn, den Mönchen und Nonnen den Theil ihres gehabten Vermögens, welchen sie als Mitgabe und Ausstattung in das Kloster gebracht haben, zurück zu geben.

6. Das noch übrige Vermögen müßte in eine Masse in jedem State zusammen genommen werden, damit dadurch jene Summen erspart würden, welche bey vielen verschiedenen Massen auf die Verwalter verwendet werden müßten. Es würde daher auch vortheilhaft seyn, wenn alle liegende Gründe, alle öffentliche Gebäude, und der ohnehin so überflüssige Kirchen-Schmuck in bares Geld verwandelt würde. Von letzterm besonders ist das nothwendig, theils weil er ein todtes Capital ist, theils weil in der ursprünglichen Kirche, die Kirchen-Schätze nicht zum Putzen dieser oder jener Bilder, dieser oder jener Altäre, sondern zur Verpflegung der Armen und Nothleidenden verwendet wurden, wie alle alte Kirchenväter bezeugen, welche auch zum Theil gar heftig dawieder eifern, daß man die Absichten der Geber so sehr zu verkennen anfange, welche keine andere waren, als die ich vorhin angeführt habe.

7. Dieses nun zusammen gebrachte Vermögen aller Klöster im State, gehört 1) den Armen. Wenn im State schon hinlängliche Anstalten getroffen worden sind, daß diejenigen Nothleidende, welche entweder nicht arbeiten können, oder durch große Unglücksfälle in

in dürftige Umstände gerathen sind, vom State ernähret werden können: so fällt ohnehin weg, aus dieser Masse einen Fond für Nothleidende zu machen. Hingegen wo dergleichen Anstalten noch nicht sind, ist es allerdings nothwendig, einige Klöster zu solchen Häusern aufzubewahren, in welchen Arme, wahre Nothleidende und Unglückliche, die sich ihr Brod nicht erwerben können, ernähret würden. Diese Arme wären denn die erste Classe neuer Mönche und Nonnen. Diese Häuser müßten vorzüglich so eingerichtet seyn, daß alle Glieder anständig gekleidet würden, hinlängliche gute Nahrung hätten, und es ihnen an der ihnen so nöthigen Aufwartung nicht mangelte. In unsern gewöhnlichen Kranken-Häusern und Spitälern wären nur Kranke, in diesen neuen Klöstern nur Nothleidende, nur Unglückliche aufzunehmen, welche sich zu ernähren nicht im Stande sind. Sie müßten alle unter einem Oberhaupte stehen, welches aber von weltlichen Gerichten abhängt. Dieses Oberhaupt müßte Gewalt haben, diejenigen zu ihrer Pflicht mit Güte anzuhalten, welche etwa davon abgewichen wären. Wäre das Glied wiederspenstig, so müßte der Obere dieses den Gerichten anzeigen. Die höchste Strafe, ausser Criminal-Fälle, wäre die Verstoßung aus dem Kloster, und Beraubung dieser Wohlthat.

Wenn eine ganze Familie unglücklich ist, so ist die ganze Familie aufzunehmen; und in so fern sie Kinder zeugten, wären diese Kinder zu einem Handwerke anzuweisen. Es müßte einem jeden Gliede, wenn es Lust und Fähigkeit hat, frey stehen, sich zu verehelichen. Mit den Kindern ginge es eben so, wie mit den vorigen. Hingegen müßten diejenigen, welche keine Neigung zum Ehestande hätten, versprechen keusch zu leben. Die erste Ausschweifung müßte nach den Gesetzen des States, die zweyte zwar auch so, aber noch überdieß mit Verstoßung aus dem Kloster, bestrafet werden.

Zwar

Zwar fällt der Erwerb der einzelen ohnehin schon dadurch weg, weil nur solche Personen aufgenommen werden, welche sich nicht ernähren können. Allein, da es Unglückliche gibt, die zwar noch arbeiten, aber nicht so viel arbeiten können, daß sie dadurch sich ganz ernähren würden: so wären diese Leute allerdings aufzunehmen, aber dahin anzuhalten, daß sie sich, so viel in ihren Kräften stände, nach ihrer Art beschäftigten. Der Erwerb davon käme ihnen zu, und sie könnten sich dadurch vielleicht in den Stand setzen, sich fernerhin ganz zu ernähren. Wenn dieser Fall einträfe, wäre ihnen dann anzudeuten, das Kloster zu verlassen, und einem Andern Platz zu machen. Alle Buß-Werke und Andächteleyen fielen gänzlich hinweg, vielmehr wären diesen Unglücklichen öffentliche anständige Vergnügungen zu machen, damit man sie ihres Unglückes wegen einiger Maßen entschädigte. Auch müßten sie einen ordentlichen Gottesdienst haben; überhaupt aber müßte Jedem frey stehen, das Kloster wieder zu verlassen, so bald es ihm beliebte. Einsamkeit und Stillschweigen sind Dinge, die solchen Unglücklichen die Leiden nur vermehren würden. Sie müßten also alle insgesammt nach Classen speisen, da sie sich mit einander unterhalten dürften; und auch ausser der Tisch-Zeit müßte es Jedem frey stehen, sich mit einem Andern zu unterhalten, auch auszugehen, theils um sich Bewegung zu machen, theils um an den Vergnügungen, welche die freye Natur gewähret, Antheil zu nehmen.

Es könnte auch rathsam seyn, jenen Personen, welche dem State schon abgestorben sind, aber noch hinlängliches Vermögen haben, zu erlauben, sich in diese Klöster einzukaufen. Nur müßte dadurch kein Unglücklicher weniger aufgenommen werden. Diese Gattung Menschen wären wahre Mönche und Nonnen, und durch die Stiftung solcher Kloster würde die fromme Absicht jener Kloster-Stifter erreicht, welche sich freuen

würden

würden, wenn sie die gute Anwendung ihres Vermögens sähen.

8. Der andere Theil der Kloster-Einkünfte ist von den Gebern 2) zur Erziehung bestimmt. Die Erziehung des Volkes muß eines der wichtigsten Geschäfte zwar nicht des Fürsten selbst, aber doch einer eigenen dazu verordneten, vom Fürsten selbst abhängigen Commission, seyn. Das Wohl des ganzen States liegt daran, daß die jungen Bürger zu thätigen, geschickten und gesitteten Bürgern gebildet werden.

Bey allen Erziehungs-Anstalten kommt hauptsächlich dieses in Betrachtung, daß man nicht nur solche Lehrer anstelle, welche die nöthigen litterarischen Kenntnisse besitzen, sondern auch solche, die eine gute Kenntniß der Herzen der Kinder sich erworben haben, und also im Stande sind, die Kinder zu lenken, ihre junge Herzen zu bilden, ihnen Neigung und Geschmack zur Tugend beyzubringen, kurz, sie zu guten Menschen zu machen. Ferner müssen solche Lehrer angestellet werden, welche Bereitwilligkeit haben dieses zu thun, welche die Wichtigkeit ihres Postens fühlen, mit Vergnügen dieses Geschäft über sich nehmen. Da dieses Geschäft so wichtig und von einem so weiten Umfange ist, so müssen dem Lehrer alle übrige Sorgen ersparet werden, damit er sich ganz den Kindern widmen könne.

Da nun die Absicht verschiedener Stifter der Klöster unstreitig gewesen ist, solche Fonds zu machen, daß das Volk gut erzogen werden könnte, so würde diese Absicht nicht besser erreicht werden können, als wenn in jedem State nach Verhältniß ein oder mehrere Klöster angeleget würden, in welchen alle diejenige, welche sich der Erziehung widmen wollten, erst selbst erzogen würden. Und zwar müßten da die einsichtsvollesten Erzieher zu Ober-Aufsehern genommen werden, die ihnen nicht nur alle erforderliche litterarische Kenntnisse beybringen, sondern auch ihnen zeigen müßten,

wie sie ihre erworbene Kenntnisse am besten den Zöglingen mittheilen könnten. Ferner müßten die Aufseher oder Ober-Erzieher denselben die einem Erzieher so nöthige Kenntniß des menschlichen Herzens, und insonderheit des Herzens der Kinder, nicht nur in der Theorie geben, sondern sie ihnen auch practisch durch den Umgang mit Menschen, und vornehmlich mit Kindern, verschaffen. Die so gebildeten Erzieher müßten dann ihre Geschicklichkeit zum Erziehen nach Verhältniß ein oder mehrere Jahre dadurch beweisen, daß sie selbst, doch allemahl unter Aufsicht des Ober-Erziehers, nicht nur diejenige Wissenschaft oder Kunst, der sie sich vorzüglich gewidmet haben, vortrügen, sondern auch angewiesen würden, wie sie die Sitten der Kinder zu beobachten und zu verbessern hätten.

Wenn also diese Schule der Erzieher gestiftet, und dann aus derselben, alle Erzieher sowohl zur niedrigern, als auch höhern Classe der Bürger genommen würden, so wäre der Stat vergewissert, daß kein einziger Erziehungs-Posten einem Untüchtigen anvertrauet worden wäre. Und da diese Haupt-Erziehungs-Schule, so wie auch alle Erziehungs-Anstalten, unter der Aufsicht einer landesherrlichen Erziehungs-Commission stehen müßten, so könnte er auch vergewissert seyn, daß nie dem State zuwieder laufende oder gefährliche Grundsätze verbreitet werden könnten.

Es ist allerdings noch eines von den Haupt-Vorurtheilen in katholischen Staten, daß man die Erziehung der Kinder Unbeweibten anvertrauet. Nächst dem, daß sie alsdann mit wirthschaftlichen Sorgen beladen sind, ist es noch überdieß wahr, daß sie nie jene zärtliche Gefühle und Neigungen zu Kindern haben werden, nie so viel Gelegenheit verlangen können, Kinder-Herzen zu beobachten, als wenn sie selbst Kinder haben. Es würde also vortheilhaft seyn, wenn die Ober-Erzieher sowohl, als auch die Erzieher an niedern Schulen

len verehelicht wären. Alle Erzieher müßten so viel Einkünfte haben, daß sie ihrem Stande gemäß leben könnten, und keiner sich mit andern Geschäften beladen dürfte, um sich und die Seinigen standesgemäß zu erhalten. Nur so lange der werdende Erzieher im Ober-Erziehungs-Hause ist, so lange muß er unverheurathet bleiben. Die werdenden Erzieher sind nun die zweyte Classe von Mönchen. Sie sind verbunden, dem Vorsteher der Ober-Erzieher, so wie jedem Ober-Erzieher, vernünftig zu gehorchen, müssen aber jederzeit das Recht behalten, sich bey der landesherrlichen Erziehungs-Commission bescheiden zu beklagen, wenn sie glauben, daß ihnen zu viel geschehen sey. Sie müssen versprechen, keusch zu leben; denn jede Ausschweifung macht ihn zum fernern Erzieher unfähig. Sie müssen zusammen, wie in Klöstern wohnen, zusammen essen, und von den Einkünften der Klöster standesmäßig nicht nur das Nothwendige, sondern auch das, was das menschl. Leben angenehm macht, erhalten, damit ihnen die so nöthige Lust zum Erziehen nicht genommen werde. In diesem Erziehungs-Hause müssen sie sich so lange aufhalten, bis die Ober-Erziehungs-Commission sie für fähig erklärt, einem Erziehungs-Amte an Landes-Schulen vorzustehen. So lange sie im Erziehungs-Hause sich befinden, müssen sie sich mit nichts, als mit auf Erziehung abzielenden Dingen, beschäftigen. Sie haben also auch keine Mittel, sich etwas zu erwerben, deshalb darf ihnen eben nicht das mindeste abgehen. Diejenige Armen, welche von der Erziehungs-Commission zu Erziehern an einer Landes-Schule angewiesen werden, müssen eine Ausstattung bekommen, damit sie nicht gezwungen seyn, ihr Amt mit Schulden anzutreten. Die reichern hingegen bedürfen einer solchen Ausstattung nicht. Da jeder Erzieher, so bald er an einer Schule angewiesen ist, sich verehelichen darf, so wird der werden wollende Erzieher sich im

Erziehungs-Hause alle Mühe geben, so bald als möglich sich zu einem Lehr-Amte geschickt zu machen. Wenn nun ein Erzieher an Landes-Schulen treue Dienste geleistet hat, und zu stumpf wird, als daß er seinem Amte ferner vorstehen könnte, würde es rathsam seyn, ihn, als Emeritus, in das Ober-Erziehungs-Haus zu bringen, damit er daselbst seine Tage in Ruhe verleben könne, und es müßte ihm weiter nichts obliegen, als den jungen Erziehern mit gutem Rathe an die Hand zu gehen.

Einsamkeit und Stillschweigen schicken sich für einen Erzieher nicht, er muß Welt- und Menschen-Kenntniß besitzen; die erwirbt man sich aber nicht in der Einöde, sondern im Umgange mit Menschen. Deshalb sind Einsamkeit und Stillschweigen Dinge, die in das Erziehungs-Haus, in dieses neue Kloster, für diese neue Mönche nicht passen. Sie müssen sich nicht nur unter sich, sondern auch mit andern Welt-Menschen unterhalten können. Ueberhaupt müssen sie als freye Menschen und zu freyen Menschen erzogen werden, damit sie auch ihre künftige Untergebene wieder frey erziehen können. Daß die werdenden Erzieher einen ordentlichen Gottesdienst haben müssen, damit sie zur Frömmigkeit gewöhnet werden, und also auch ihre künftige Zöglinge dazu anhalten können, versteht sich von selbst. Aber Buß-Werke, klösterliche Demuth, Chorgehen, und dergleichen Dinge mehr, unterdrücken den Geist des Menschen, verunedeln sein Herz, und rauben ihm Zeit, fallen also in diesem neuen Kloster ganz weg.

Wenn ein werdender Erzieher die erforderliche Fähigkeit entweder nicht erlangen könnte, oder nicht wollte, so wäre er aus dem Erziehungs-Hause, doch ohne alle Schande, zu verweisen. Es würde nicht zu viel Zeit dazu erfordert werden, einzusehen, ob ein Jüngling zum Erziehen tauge oder nicht; besonders, wenn die

die Schul-Commission sowohl, als die Erzieher an Stadt- und Land-Schulen, alle diejenige auszeichneten, und den Ober-Erziehern anzeigten, an welchen sie solche Eigenschaften des Verstandes und Herzens zu entdecken glaubten, die ihn einst zum Erzieher fähig machen könnten.

Welche Kenntnisse aber sowohl die Erzieher des Land-Volkes, als auch der Einwohner in Städten, besitzen müssen, gehört hierher nicht, zu untersuchen; auch hat man darüber schon so viel Wahres und Gutes gesagt, daß man nur die angegebenen Grundsätze auszuüben hat, um die Menschheit einige Stufen höher zu versetzen.

Da gemeiniglich bey unsern jetzigen Erziehungs-Anstalten zu wenig Bedacht auf das weibliche Geschlecht genommen wird: so wäre es vielleicht eben so rathsam und ersprießlich, wenn man ein Ober-Erziehungs-Haus für Frauenzimmer, auf eine ähnliche Art wie jenes, errichtete, und die Bildung ihrer Herzen rechtschaffenen, verheuratheten Mannspersonen, hingegen das Geschäft, sie in weiblichen Kenntnissen, in Führung der Haus-Wirthschaft und dergl., zu unterrichten, geübten würdigen Frauenzimmern auftrüge. Aus diesem Erziehungs-Hause könnten dann die Erzieherinnen des weiblichen Geschlechtes genommen werden; und freylich müßte es dann erlaubt seyn, einen Gatten zu wählen, der ihnen mit Rath und That in der Erziehung an die Hand gehen könnte.

9. Von den noch vorhandenen Mönchen und Nonnen, könnten die geschicktesten heraus gehoben, und in den Ober-Erziehungs-Häusern zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet werden. Im Ober-Erziehungs-Hause aber darf weder ein Mönch, noch eine Nonne (diese bloß in Stickereyen u. d. gl. ausgenommen,) zum Ober-Erzieher oder zur Ober-Erzieherinn angenommen werden; denn sonst wird aus der ganzen Erziehung nichts. Jene Mönche und Nonnen, welche hierzu nicht gebraucht werden können, könnten in der ersten Gattung Klöster als Aufseher, Ausspender u. s. w. an-

gestellet werden, doch immer unter der Aufsicht eines weltlichen einsichtsvollen Mannes, damit sie nicht diese zum Besten der Armen eingerichtete Klöster auf ihre alte Art wieder einrichten, und etwa denselben Aberglauben wieder einführen können.

Auf diese Art könnte schon eine ansehnliche Partie Mönche und Nonnen zum Besten des States zu thätigen Stats-Bürgern umgebildet werden. Die noch übrigen könnten zu denen Anstalten, deren sogleich Erwähnung geschehen wird, gebraucht werden.

10. Durch diese Gattung von Mönchen und Nonnen könnte also die Erziehung der Jugend vollkommen gut besorget werden. Allein es ist nothwendig, daß auch die Jugend, nachdem sie aus den Jahren der Kindheit heraus tritt, wenn nun der Jüngling einen Stand ergreift, wenn er Ackermann, Handwerker, Künstler, Soldat, Stats-Bedienter wird, wenn das gebildete Mädchen einen Gatten wählt, es ist dann auch noch immer nöthig, daß sie einen Seelsorger, einen Mann haben, der sie erinnern, ermahnen kann und darf, wenn sie straucheln, der ihnen glückliche Lehren vorträgt. Diese Sorge ist den Priestern anvertrauet, und sie sind dem State unentbehrlich.

Eine von den Absichten verschiedener Kloster-Stifter und Bereicherer mag auch wohl diese seyn, solche Lehrer des Volkes aufzustellen. Denn wirklich waren es in den ältern Zeiten die Mönche. Es ist aber in unsern Zeiten eine allgemeine Klage, daß in verschiedenen Staten gar viele Priester und Pfarrer die Pflichten eines Lehrers des Volkes nicht so ganz erfüllen. Sollte dieß nicht größten Theils daher rühren, weil man nur noch wenig Anstalten hat, in welchen die jungen Priester zu Lehrern des Volkes gebildet werden könnten? Sollte es nicht für Religion und Stat gleich wichtig seyn, wenn man auf die Art, wie ich oben eines Ober-Erziehungs-Klosters erwähnte, auch ein Ober-

Priester-Haus errichtete, in welchem alle diejenigen, welche zu Lehrern des Volkes tauglich wären, oder sich bestimmen wollten, gebildet würden? Keiner dürfte jemahls eine Seelsorger-Stelle erhalten, ohne vorher in diesem Hause gewesen, und ohne vorher von den Ober-Priestern (aber daraus dürfte ja kein neues hierarchisches System entstehen!) lange geprüft worden zu seyn. Diese zu Lehrern des Volkes bestimmte Männer, wären dann die dritte Classe von Mönchen. Es wäre zu wünschen, daß diese Männer alles Nothwendige, und alles, was zum Angenehmen des menschl. Lebens gehört, frey erhielten, daß man sie nicht so sehr einschränkte, als gewöhnlich in Seminarien geschieht, — denn auch ein Prediger muß Welt- und Menschen-Kenntniß haben — und daß endlich zu Land-Predigern gerade die geschicktesten und fähigsten, und besonders solche gewählt würden, welche ökonomische Kenntnisse besäßen, damit sie hierin dem einfältigen Land-Volke zu Hülfe kommen könnten.

In diesem Ober-Priester-Hause könnten nun die noch übrigen Mönche zu Lehrern des Volkes gebildet werden. Doch wäre hier noch zu rathen, daß, wenn ein alter Mönch zu einem Lehrer des Volkes angestellt würde, hier nicht nur eine weit strengere Prüfung vorgenommen würde, sondern der Ober-Priester ihn auch oft besuchte, und die Gemeinde um sein Verhalten befragte.

Wenn nun die Bildung dieser Volks-Lehrer unter Aufsicht einer landesherrlichen, weltlichen, besonders dazu niedergesetzten Commission geschähe, so wäre der Stat auch von dieser Seite gesichert, daß durch Priester keine böse Grundsätze ausgebreitet werden könnten; vielmehr wäre man vergewissert, daß sie alle zum Wohl des States beytragen würden.

Es wird darauf ankommen, ob Landes-Herren sich entschließen können, auch den Priestern, den Lehrern

rern des Volkes, das Heurathen zu erlauben. Es ist bekannt, daß das Verboth der Priester-Ehe bloß von Menschen herrührt. Der Landes-Fürst kann also sogleich dieses Verboth aufheben. Es ist gewiß, daß dadurch die Lehrer des Volkes noch fester an den Stat gebunden werden würden; und es ist Vorurtheil, wenn man glaubt, ein Eheloser werde Gott besser dienen, als ein Verehelichte. Wie viele Ausschweifungen, insonderheit junger Prediger, würden durch solche Erlaubniß verhütet werden, und seinem Amte würde er nur noch eifriger vorstehen, wenn sein Diensteifer zugleich Vortheil, seine Trägheit zugleich Nachtheil für seine Familie, die er liebt, wäre; der andern Vortheile, die daraus entstehen würden, nicht zu gedenken.

11. Da aber, aller dieser Anstalten ungeachtet, noch immer Mönche und Nonnen übrig bleiben würden, so wäre diesen aus der allgemeinen Masse auf lebenslang ein hinlänglicher Unterhalt zu reichen, der noch bey jenen, welche sich entschlössen zu heurathen, zu vermehren seyn dürfte, wobey aber auch zugleich für die aus diesen Ehen entspringenden Kinder gesorget werden müßte.

Diese vorgeschlagene neue Mönche würden gewiß dem State und der Religion gleich nützlich seyn, an statt daß die andern dem State zur Last fielen, und der Religion nicht wenig Nachtheil brächten.

Ueber die **Einziehung der Güter, Gefälle, Capitalien eines aufgehobenen oder eingegangenen Klosters**, trägt der Hr. geh. R. von Steck (*), folgende gründliche Gedanken vor.

„Es ist nicht von Unterdrückung, Aufhebung, Vernichtung eines ganzen religiösen und Mönchs-Ordens die Rede, son-

(*) In seinen Ausführungen einiger gemeinnützlichen Materien, (Halle, 1784, gr. 8.) S. 26, ffg.

sondern von Aufhebung oder dem Eingehen und Verfalle eines einzelen Klosters von einem Orden, der besteht, die Frage. Ein evangelischer Landes-Herr darf ein katholisches Kloster in seinem Gebiethe, wenn es am 1sten Jan. des Entscheidungs-Jahres 1624 in den Händen der Katholiken wirklich gewesen, nicht aufheben (*). Von Aufhebung eines katholischen Klosters in einem evangelischen Gebiethe kann also die Rede gar nicht seyn, es sey denn, daß der ganze Orden unterdrückt würde, wie es das Schicksal des Jesuiter-Ordens war. Ein katholischer Landes-Herr kann, zumahl mit Bewilligung des Papstes und Kaisers, ein einzeles Kloster eines Ordens aufheben, und sein Vermögen und Einkommen einem bessern Gebrauche widmen. Dieß ist der Fall. Sind die Güter, Besitzungen, Capitalien, Gefälle des Klosters im Gebiethe des aufhebenden Landes-Herrn belegen, belegt, gegründet: so verfüget er nach der Bestimmung über dieselben ohne Ausnahme. Es hat niemand ein Recht daran, auch nicht der ganze Orden mehr, dem sie gehörten, auch nicht die Geschlechter und Abkömmlinge des Stifters mehr, der sie gänzlich veräussert hat, und dessen Bestimmung nur verbessert wird. Hat aber das aufgehobene Kloster seine Güter in einem andern Gebiethe; zog es Gefälle und Zehnten aus einem andern Lande; stehen ihm in diesem Gerechtigkeiten zu: so gebührt deren Einziehung und Verwendung dem Landes-Herrn, in dessen Gebiethe diese Güter liegen, und aus dessen Gebiethe es die Gefälle zog. Sie gehören zu dem gesammten Vermögen des Landes und States, worin sie liegen, woraus sie entrichtet werden; sie sind durch Vernichtung des Eigenthümers, des Körpers, dem sie gehörten, eigenthumslos, erlediget, dem State eröffnet worden und heimgefallen, so, wie es geschähe, wenn ein Privat-Eigenthümer, der sie auswärts besessen, erblos gestorben wäre.

„Können die Katholiken, die in evangelischen Landen im Entscheidungs-Jahre besessenen Klöster keinem andern Orden einräumen: so können sie auch die Güter und Gefälle eines katholischen Klosters, welche es in einem evangelischen Gebiethe hat, zu keinen andern Bestimmungen anwenden. Wird also ein solches Kloster aufgehoben, und wieder den Zweck der Stiftung verwandelt, oder vernich-

(*) Osnabr. Friedensschluß, V. Art. §. 26.

tet: so ist der evangelische Landes-Herr, worin seine Güter gelegen, oder worin er Gefälle gehabt, nicht schuldig, solche zu dem veränderten Zweck dahin zu geben, sondern er ist berechtigt, solche nach aufgehörtem Daseyn des Eigenthümers als herrenlos einzuziehen.

Der §. 47 des 5ten Art. des westphäl. Friedensschlusses, scheint diese Güter und Gefälle des aufgehobenen Klosters dessen Landes-Herrn, in dessen Gebiethe es gestanden und gelegen, zuzueignen. Dieser Paragraph enthält eine Entscheidung und Bestimmung, wem die Gefälle eines in evangelischen Landen eingegangenen und verfallenen Klosters zukommen und gehören. Von liegenden Gründen und Gütern redet er gar nicht, sondern von Gefällen, Zehnten, Erbzinsen, Pachtzinsen, Pächten ꝛc. Er macht einen Unterschied zwischen

Klöstern, welche vor dem J. 1624 schon eingegangen und abgerissen oder verfallen waren,

und denjenigen,

welche seit diesem Jahre erst eingegangen und verfallen sind.

„Von denen, die nach dem Friedensschluß aufgehoben worden, kann er nicht reden, weil die evangelischen Landes-Herren keine katholische Klöster nach dem §. 26. aufheben dürfen. Also redet er drittens

nur von Klöstern, die nach dem Friedensschluß einfallen, eingehen, von selbst authören werden.

„Ist ein Kloster vor dem J. 1624 in evangelischen Landen aufgehoben worden, oder eingegangen, so sollen seine Gefälle aus andern Gebiethen denjenigen gebühren und zufließen, die am 1 Jan. 1624 im Besitze ihrer Hebung gewesen.

„Ist es nach diesem Entscheidungs-Jahre aufgehoben worden oder eingegangen, oder es verfällt und geht künftig ein: so stehen die Gefälle dem Landes-Herrn, in dessen Gebiethe das aufgehobene und abgegangene Kloster gelegen war.

„Von Gütern war gar nicht die Rede. Es redet diese Stelle auch nur von Klöstern in evangelischen Gebiethen. Von Klöstern in katholischen Ländern enthält der ganze Tractat gar keine Verfügung. Man dachte damahls nicht,

daß

daß Zeiten kommen würden, da katholische und so gar geistliche Landes-Herren Klöster aufheben und einziehen würden. Der §. 46 und 47 spricht nur von den Gefällen der Stiftungen und Klöster evangelischer Länder und Gebiethe, die sie aus katholischen ständischen Landen ziehen. Die Katholiken weigerten sich den Protestanten solche zu entrichten, besonders aber maßten sie sich an:

> solche, die desolat gewordenen, eingegangenen, verfallenen Klöstern gebührten, vorzuenthalten.

„Die Evangelischen beschwerten sich bey den Friedens-Handlungen darüber, und thaten den Vorschlag zum Vergleich:

> Die Gefälle der vor 1618 destruirten und abgegangenen Klöster in ihren Landen, welche sie aus andern Territorien erhoben, sollten dem verbleiben, der in dem J. 1618 im Besitz ihrer Erhebung gewesen.

Hingegen

> sollten die Gefälle der erst nachher oder künftig desolat werdenden, oder gewordenen, und abgehenden Stifter und Klöster dem Territorio folgen, worin diese gelegen (*).

„Hierauf bestunden sie, und es wurde nur das Jahr 1624 an die Stelle des 1618 gesetzt. Der Kaiser und die katholischen Stände beliebten endlich diesen von den Schweden unterstützten Antrag, und man wurde über die Bestimmung und Entscheidung einig, wie sie jetzt im Tractat steht (**). Sie wurde bloß durch eine Beschwerde der Evangelischen veranlasset, erledigt allein dieselbe, und ist also lediglich auf diesen Gegenstand einzuschränken. Die Katholiken können sich darauf gar nicht berufen. Am wenigsten können sie solche auf Klöster anwenden, welche sie aus Stats-Ursachen willkürlich aufheben. Sie spricht von einfallenden, eingehenden, verfallenden, nicht von willkürlich aufgehobenen, eingezogenen, unterdrückten Klöstern.

(*) v. Meiern westph. Friedenshandlungen und Geschichte, T. II. B. XV. §. V. S. 571.

(**) Eb. daf. T. III. S. 166. 254. 283. 338. 432. T. IV. S. 97. 148. 188. 201.

Der Satz der durchgängigen Gleichheit der Rechte, und daß, was einem Religions-Theile recht sey, auch dem andern recht seyn und gelten müsse (*), hat nur die öffentliche, Stats- und bürgerliche Vorrechte beyder Glaubens-Theile im deutschen Reich zum Gegenstande; allein Verfügungen, welche durch Beschwerden eines Theils veranlasset, und nur einem Theile zu gute getroffen worden, werden dadurch dem andern Theile nicht gemein, und auf den andern Theil nicht anwendbar, und sind keiner ausdehnenden Deutung fähig. Es konnte bey der Unterhandlung dieses Friedens den schließenden Theilen unmöglich in Sinn kommen, daß sich der Fall in Ansehung katholischer Klöster in katholischen Gebiethen, unter der Hoheit katholischer Fürsten ereignen könnte, daß nähmlich diese solche aufheben und einziehen würden. Auf ungedachte Fälle, muß man aber kein Gesetz und keinen Vertrag erstrecken. Vermeinte ein katholischer Erzbischof oder Bischof, daß ihm vermöge seiner Diöcesan- oder Metropolitan-Gewalt über die Güter und Gefälle solcher aufgehobenen Klöster, die sie in evangelischen Gebiethen gehabt, eine Verfügung zustehe, so erinnert er sich nicht, daß eben der westphälische Friedensschluß (**) alle Diöcesan-Gewalt in evangelischen Gebiethen aufhebt, und sie und die geistliche Gerichtbarkeit den Erz- und Bischöfen zur Einziehung solcher Gefälle allein vorbehält, in deren Besitz die Katholiken im Entscheidungs-Jahr gewesen sind. Wenn aber das Kloster, welches in solchem Besitz gewesen, aufgehoben wird, so ist dieser Besitz mit dem Besitzer vernichtet, und so hört auch die Schuldigkeit und Verbindlichkeit derer auf, welche solche Abgaben zu entrichten hatten.

„In Ansehung der Capitalien eines aufgehobenen Klosters finde ich aber die Sache ganz anders geartet. Ein Capital folgt der Person des Gläubigers, und die Befugniß vom Schuldner Zinsen und die Wiederbezahlung zu fordern, klebet seiner Person an, und das Eigenthum des Capitals gehört zum Vermögen des States, worin der Gläubiger seinen Wohnsitz hat. Der Landesherr des Schuldners hat über das Capital kein Recht, er kann es nicht einziehen, der Schuldner kann es auch nicht gewinnen. Es gehört zum

(*) Osnabr. Friedensschl. Art. V, §. 1.

(**) Eb. das. Art. V, §. 48.

zum Vermögen des Klosters in dem Lande, wo dieses liegt, und muß vom Schuldner dahin bezahlt werden, wozu solches Vermögen nach der Einziehung des Klosters verwendet und gewidmet wird".

Nachdem, wie oben, S. 692, erwähnt worden ist, die Jesuiten waren aufgehoben worden, beseelte sogleich der Reformations-Geist die Herzen der Fürsten, und Unterthanen waren willig, sich zu bequemen. Der jetzt regierende Churfürst und Erz-Bischof von Maynz, Friedrich Carl Joseph, war der erste, welcher 3 Klöster in Maynz auf hob. Der römische Kaiser Joseph II., (dessen weise Regierung, nebst der Regierung des höchstsel. Königs von Preußen, Friedrich II, das 18te Jahrhundert zu einem der merkwürdigsten und wichtigsten Jahrhunderte machen,) hatte, seit dem Anfange seiner Regierung, Gerechtigkeit, Sparsamkeit und Beförderung des Nahrungs-Standes seiner Unterthanen zum besondern Augenmerk. Auf eben dieselbe Art suchte er auch die gar zu große Gewalt der Geistlichkeit, die sich auf Aberglauben und Mangel an Aufklärung gründete, einzuschränken. Er fand nicht wenige Schwierigkeiten bey der Ausführung dieser Unternehmung, und er mußte nothwendiger Weise erst den Einfluß der Geistlichen auf den gemeinen Mann zu schwächen suchen, um dadurch Unordnungen vorzubeugen. Er führte in dieser Absicht die allgemeine Toleranz ein, um seine Unterthanen mit den Protestanten und der Aufklärung, die unter ihnen herrscht, bekannter zu machen. Er hob die gar zu strenge Censur auf, und unterstützte mancherley kleine, auch selbst nur mittelmäßige Schriften gegen Aberglauben und Mönchswesen, die aber insonderheit von dem gemeinen Manne gelesen werden. Er suchte selbst einen Theil der Bischöfe und der obern Geistlichkeit dahin zu bringen, ihn in Erreichung dieser Absichten zu unterstützen, und verbesserte zugleich die

Er-

Erziehung der thätigen und über alle seine Staten verbreiteten Theologen, um sie aufgeklärter zu machen, und ihnen die gehörigen Begriffe von der Gewalt der Kirche und der Gewalt des Landes-Herrn beyzubringen. Er hob endlich eine Menge der Klöster und der unthätigen Geistlichen auf, welche einzig und allein dazu dienen, Aberglauben und Dummheit zu verbreiten. Er schränkte die Processionen, Wallfahrten, und andere öffentliche Beförderungen des Aberglaubens, ein; legte die Schätze derselben, so wie aller Marien-Bilder, Kirchen, u. s. w. in die so genannte Religions-Casse, verboth das Betteln und Sammeln auf das allerstrengste, damit sie nicht länger den Einwohnern das ihrige abschwatzen möchten, und bestimmte endlich, wie weit die Gewalt und die Gerechtsamen der Geistlichen sich erstrecken sollten.

Das von dem weisen Kaiser deshalb ergangene Hand-Schreiben lautet folgender Gestalt:

„Die Betrachtung, daß diejenigen geistlichen Orden, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche bloß vitam contemplativam führen, und also in dessen Anbetracht zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts sichtbarliches beytragen, hat mich veranlaßt, die Aufhebung derley geistlichen Orden beyderley Geschlechts, die weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch Sterbenden beystehen, noch sonst in Studien sich hervor thun, von nun an, allgemein in meinen Staten festzusetzen. Ich verstehe unter diesen Orden, die gesammten Karthäuser, Camaldulenser, Eremiten, und alle weltliche Orden der Carmeliterinnen, Clarisserinnen, Kapuzinerinnen, und dergleichen mehr, die keine Jugend erziehen, keine Schule halten, und nicht der Kranken warten. Es ist an die Böhmisch-Oesterreichische Kanzley meine Anordnung bereits ergangen, daß sogleich in jedem Lande diese Orden durch die Landesstelle per Commissarios aufgeschrieben, ihre Einkünfte und Vermögen, wie es mit jenem der Jesuiten geschehen, übernommen, den Individuis einstweilen

weilen daraus nur Pensionen ausgeworfen, und ihnen frey gelassen werden solle, entweder, da sie nicht zahlreich sind, ohne Pension ausser Landes in Klöster ihrer noch stehenden Orden zu gehen, oder selbst von ihrer Diöces an Behörde anzulangen, a votis dispensirt zu werden, um den weltlichen Stand oder andere Orden antreten zu können. Ich habe zugleich auch die Kanzley angewiesen, mir ihre Vorschläge über die Art der Befolgung, und die Berichte über deren Einkünfte ehestens zu geben, damit ich hiernach, solche bloß zur Aufnahme der Religion und Besten des Nächsten nutzbarer anwenden könne. Diese nähmliche Anordnung will ich also hiermit im Hofkammerrath ebenfalls bekannt machen, der mir das Forderſamste, ob auch in den unterstehenden Districten, der Fall der Anordnung obhanden sey, die Anzeige zu erstatten; und, wenn dieser Fall bestünde, zugleich über die Art der Befolgung sich zu äußern haben wird".

Joseph.

Ein nicht geringer Grund der Aufhebung der obgedachten Klöster ist auch dieser, daß eben diese Klöster noch bey Lebzeiten der Kaiserinn Theresia, unter dem Vorwande der Strenge ihrer Ordens-Regeln, die Annehmung der Normal-Schule und alle übrige Kinder-Erziehung versagten.

Die oben angeführte Resolution haben Se. kaiserliche Maj. am 7 Dec. 1781, auch dem wälschen, niederländischen und ungarischen Departement insinuiren lassen.

Die wirkliche Aufhebung der Klöster ist in Brünn am 18 Jan.; in Wien, am 22 Jan., und in denselben Tagen in andern Gegenden und Ländern, in aller Stille und in der ungestörtesten Ordnung vor sich gegangen.

Am 26 Jan. 1782, wurde dem Nonnen-Kloster bey St. Agnes, auf der Altstadt Prag der allerhöchste Befehl Sr. Maj. des Kaisers bekannt gemacht, daß ihr in den Erb-Landen bestehender Orden von nun aufhöre.

Am folgenden 29 Jan. wurde den Carmeliterinnen bey St. Joseph auf der Kleinseite Prag dasselbe kaiserliche Decret kund gemacht.

Alle ihre vorgefundene Mobilien sind genau inventirt, und ihr sämmtliches Vermögen in Beschlag genommen worden. Von den fallenden Einkünften bekommt jedes einzele Glied indessen täglich 30 Kr., und in der Folge angemessene Pensionen. Sollten aber die Einkünfte wieder Vermuthen nicht hinreichend seyn, so soll der Abgang den einzelen Gliedern aus dem k. k. Kammer-Zahl-Amte vergütet werden. Beyden Klöstern ist ein Termin angesetzt, binnen welchem sie sich entschließen können, entweder ausser Landes in ihre noch bestehende Klöster, oder in andere inländische Orden überzutreten, oder sich von ihren Gelübden loszählen zu lassen. Von der hohen Landesstelle wurden an alle Kreis-Hauptleute gemessene Befehle erlassen, mit Instructionen, wie sie in Sachen der Inventirung, Publication und andern Modalitäten sich zu verhalten hätten.

Hr. Carl Graf von Klari wurde nach Gitschin in das Karthäuser-Kloster zur Inventur und Publicirung abgeordnet. Dieses Kloster bestand bey seiner Aufhebung nur aus 16 Geistlichen, und diese hatten jährlich 25000 Gulden Einkünfte. Man fand überdieß in demselben, theils an barem Gelde, theils an Obligationen, 70000 Gulden. Alle bisherige Mönche entschlossen sich, Weltpriester zu werden. Sie müssen aber vorher desfalls wichtige Gründe anzeigen, und ihre Tüchtigkeit bey der angestellten Commission prüfen lassen. Ausserdem war ihnen erlaubt, Piaristen oder barmherzige Brüder zu werden.

Am 31 Jan. 1782, wurde auch zu Lemberg den dortigen Nonnen-Klöstern, deren 5 waren, der höchste Befehl auf eben dieselbe Art, als in den übrigen k. k. Landen, bekannt gemacht. Die dasige Landes-Regierung hatte hierzu ihre Commissarien bestellt, und ihnen aufgetragen, das Vermögen dieser Klöster gehörig zu verzeichnen und zu taxieren. Die Nonnen blieben indessen noch einige Zeit beysammen; doch die Clausur wurde auf der Stelle aufgehoben, und der freye Eingang gestattet. Bey ihrem Austritte erhält jede der Jungfern eine jährliche Pension von 150 Gulden; und dann bekommen auch die Aeltern, welche ihren Töchtern ein Capital mit in das Kloster gaben, dasselbe wieder zurück.

Im Anfange des Febr. wurden in den italiänischen Provinzen die Decrete wegen Aufhebung der dazu bestimmten Klöster in Ausübung gebracht. In der Abtey der so genann-

nannten Rochetinner-Mönche zu Pavia, erschien ein landesfürstlicher Kammer-Beamter, welcher alle Zugehörden der Geistlichen versiegelte, und ihnen zugleich ankündigte, daß sie nunmehr aus einander gehen, und in andere Klöster sich vertheilen sollten, von der Zeit an aber einen gewissen jährlichen Lebens-Unterhalt zu genießen hätten.

Im May kam zu Mantua ein neues kaiserliches Decret wegen Vollziehung der Aufhebung und Secularisirung von 9 Klöstern an. Für jede Nonne, die sich nach Hause begeben würde, waren 4800 mayländische Livres, oder ein Gehalt auf Zeitlebens, angewiesen. Die Paulinerinnen allein sollten vom Almosen leben.

In den östreichischen Niederlanden wurden im J. 1782, durch eine k. k. Verordnung Klöster von 11 verschiedenen Orden aufgehoben. In Brüssel wurden 4 Mönchs- und 5 Nonnen-Klöster diesem Schicksale unterworfen.

Man wollte wissen, daß die Einkünfte der bis zum 20 Febr. 1782 eingezogenen 68 männl. und weibl. Klöster schon über 8 Millionen Gulden betragen haben. Alle diese Einkünfte werden von der Hof-Kammer in Administration genommen, um damit die milden Stiftungen aller Art dergestalt erweitern zu können, wie das Bedürfniß weitläuftiger Staten es erfordert. Vorläufig wurde bekannt gemacht, daß sie auf folgende Art verwaltet werden. Die Nonnen, welche das Kloster-Leben verlassen, bekommen 200 Gulden Pension; die sich verheurathen wollen, erhalten zur Mitgift 300 Gulden.

Nachdem die Klöster beyderley Geschlechts, die ein beschauliches Leben geführt haben, auf höchsten Befehl aufgehoben worden sind, so haben Se. kais. königl. Maj. die Bestimmung, welche Höchstdieselben von ihrem gesammten Vermögen zu machen, gnädigst gesonnen sind, dahin bekannt werden zu lassen geruhet: daß Höchstdieselben, weit entfernt, das Mindeste davon zu fremden, bloß weltlichem Gebrauche zu verwenden, solches ganz zur Errichtung einer Religions- und Pfarr-Casse widmen wollen, aus welcher für jetzt den Individuen die ausgewiesenen Pensionen zu bezahlen kommen: der Ueberschuß aber und nach Maß ihres Absterbens endlich die ganzen Einkünfte bloß und ganz allein zur Beförderung der Religion, und des damit so enge verknüpften, und so schuldigen Besten des Nächsten verwendet werden würs

würden; in wessen Folge dann auch Höchstdieselben weiters anzubefehlen geruhet haben, daß die Herrschaften und Vorräthe dieser Klöster, dann das gesammte Vermögen und ihre Häuser käuflich hintan gegeben werden sollen; wornach denn auch wegen der zu bestimmenden Tagfahrt zur Licitation der zu veräussernden Herrschaften, Grundstücke, Waldungen, Häuser, Schenkgerechtigkeiten, u. d. gl. das Weitere seiner Zeit bekannt gemacht werden wird. Wien, d. 28 Febr. 1782.

Nach einiger Zeit haben Se kaiserl. Maj. über die Verwendung der Kloster-Güter noch folgende Entschließung gefasset. Es sollen davon Schul-Anstalten für östreichische Soldaten-Kinder angeleget werden, wozu vorerst jährlich 200,000 Gulden bestimmt sind. Von 50 Regimentern, die in Deutschland und Ungarn in Garnison liegen, erhält jedes jährlich davon 2000 Gulden, welche auf die Erziehung von 48 Soldaten-Knaben verwendet werden. Binnen 10 Jahren sind auf solche Weise 4000 gute Jünglinge für die Armee gebildet. Ferner soll in jedem Dorfe auf dem platten Lande eine Schule gestiftet werden. Der Schulmeister in derselben soll eine besondere, von dem Kirchen-Dienste getrennte Person seyn. Er soll nebst freyer Wohnung, Gärten und Feuerung, jährlich 300 Gulden Besoldung haben, wofür er verpflichtet seyn soll, alle Kinder des Dorfes unentgeldlich zu unterrichten. Auch Waisenhäuser, für Bauern-Kinder auf dem platten Lande, sollen von jenen Kloster-Einkünften angeleget werden. Mit diesen Land-Waisen-Häusern soll eine Land-Wirthschaft verknüpft seyn, damit die Kinder dieselbe erlernen, und in dem Bauern-Stande bleiben können. Endlich sollen auch mehrere Kirchen, besonders auf dem platten Lande, davon gebauet, und mehrere Pfarrer bestellet werden, wozu die tüchtigen Subjecte selbst aus den Klöstern genommen werden; und daher sind auch schon die Mönche zum Examen für das Consistorium befehliget worden.

Liste der Klöster in den k. k. Ländern.

	Mönchs-Klöster.	Nonnen-Klöster.
Oestreich ob der Ens	35	5
Oestreich unter der Ens	102	16
Vorder-Oestreich	59	47
Tyrol	60	29
Krain	28	10
Kärnthen	17	3
Steyermark	59	10
Böheim	123	17
Mähren und Schlesien	72	11
Gallizien	222	32
Ungarn	141	13
Siebenbürgen	33	1
Dalmatien, Croatien und Sclavonien	43	—
Niederlande	179	213
Wälschland	270	197
In allem	1443 M. K.	604 N. K.

Die Stadt Wien hatte im J. 1780, 6 Pfarr-Kirchen, und ausser diesen 29 Kirchen und 45 Capellen. Von diesen 74 Kirchen und Capellen wurden im J. 1783, 45 geschlossen. In den Vorstädten zählte man im J. 1780, 66 Kirchen und Capellen, von welchen auch mehrere geschlossen sind. Klöster waren noch zu Anfange des Jahres 1782, 38. Nähmlich: a) in der Stadt 13 Mönchs-Klöster, 7 Nonnen-Klöster, mit 926 Personen; b) in den Vorstädten 16 M. K., 2 N. K., mit 612 Personen. Davon waren im J. 1784, 12 vollkommen erloschen, und zwar von Mönchs-Klöstern 1. das Benedictiner-Stift zu Montserat; 2. das Chorherren-Stift zu St. Dorothee, (die Chor-Herren haben indessen die Erlaubniß, bis zum gänzlichen Absterben bey einander zu leben); 3. die Hieronymiten, die im so genannten Kellnerhof eine Residenz hatten; 4. die Philippiner (Philippi Nerii); 5. die Theatiner (Cajetaner); 6. die Trinitarier. Von den Nonnen-Klöstern sind eingegangen: 7. das Kloster zur Himmelsport, St. Agnes; 8. zu St. Jacob; 9. St. Lorenz; 10. St. Joseph, oder die Siebenbüchner; 11. bey Maria Königinn der Engel, oder

das königliche Kloster; 12. bey St. Nicolaus. Die Anzahl der aufgehobenen Mönche belief sich auf 125 Köpfe; die Anzahl der Nonnen, 285; zusammen 410. Im J. 1784 waren noch zu Wien 26 Klöster, und zwar 23 Mönchs- und 3 Nonnen-Klöster. Die Anzahl der sämmtlichen wiener Mönche und Nonnen belief sich im Anfange des J. 1784, auf 1126.

Seit 1782, bis 1786, sind im Oestreichischen überhaupt 413 Mönchs- und 211 Nonnen-Klöster aufgehoben worden. Nach de Lucca östreich. Statsanzeigen, betrug im Jahr 1785, die Anzahl der aus den Klöstern entlassenen männlichen Seelen überhaupt 2278; die der weiblichen, 2298; und die ganze Summe 4576 Personen.

Natürlicher Weise machte die Aufhebung der Klöster viel Aufsehen, und erregte viele Klagen. Im Anfange war sie auch wirklich gar zu hart. Die Geistlichen, welche in diesen Klöstern auf Lebenszeit Ruhe und Unterhalt zu finden gehofft, welche vielleicht ein beträchtliches Vermögen dieser Hoffnung aufgeopfert hatten, wurden jetzt auf ein Mahl mit einer nur geringen Pension wieder in die Welt geworfen. Mit dem Leben in der Welt nunmehr völlig unbekannt, von ihrer Familie, der sie beym Eintritt in das Kloster völlig entsagt hatten, verlassen, mußte den ältern, und insonderheit denen vom weiblichen Geschlechte, das Leben ausser dem ihnen gewohnten Kloster äusserst unangenehm seyn. Die Pensionen waren überdem so geringe, daß sie ihnen die Bequemlichkeiten, deren sie im Kloster gewohnt waren, auf keine Art und Weise verschaffen konnten, ja, kaum zu ihrem Unterhalte zureichten. 150 bis 200 Gulden war das Gewöhnliche, welches ihnen ausgesetzt wurde. Die Religions-Casse könnte auch nicht mehr geben. Sie erhielt zwar das Vermögen des Klosters; allein, die wichtige Unterstützung, welche die Kloster durch Betteln, Messe-lesen, Sammeln und andere einträgliche Stücke des Aberglaubens, von

den

den Einwohnern erhielten, fiel gänzlich weg. Bey der neulichen Aufhebung verschiedener Klöster hat man dieses auch verändert, und für die gegenwärtigen Geistlichen weit vortheilhafter eingerichtet. Sie bleiben nähmlich in ihren Klöstern beysammen, und leben wie vorhin, dürfen aber keine neue Mitglieder aufnehmen, und müssen zugleich der kaiserlichen Administration von ihren Einkünften und Ausgaben Rechenschaft ablegen. Hierdurch hat man auch Gelegenheit, die Meublen und Sachen mit mehrerm Anstande abzusetzen, da man im Gegentheil im Anfange selbst in den Kirchen und Capellen öffentliche Auction hielt, und die dazu gehörigen Bilder, Crucifixe, Kanzel, Kirchen-Stühle u. s. w. verkaufte, welches den Einwohnern sehr auffiel. Im Anfange soll man auch den Vorsatz gehabt haben, die Ehe der Geistlichen einzuführen, wogegen sich aber Rom zu sehr empörte; jetzt scheint man auch denselben wieder aufgegeben zu haben. Es würde dieses indessen das sicherste und geschwindeste Mittel seyn, die Macht der Geistlichen und den Einfluß des Papstes zu schwächen. Sie würden dadurch nicht mehr einen Stat im State ausmachen; sie würden mehr Bürger werden; und die Sorge für ihre Familie würde sie von dem Papste losreissen, und sie von dem Landes-Herrn abhängiger machen.

Im J. 1787, kam die Kloster-Aufhebung, ein characteristischer Kupferstich, in groß Regal-Quer-Folio, zum Vorschein. Die Vorstellung ist folgende. Der Platz einer Stadt, ringsum mit Kloster-Gebäuden von beyden Menschen-Geschlechtern besetzt; in der Mitte die Haupt-Figur Joseph's Bild in ganzer Größe. Die Mönche und Nonnen präsentiren sich in dem Zeitpuncte, da sie aus den Klöstern treten. Ihre Handlungen zeigen, welche Sensation die Kloster-Aufhebung bey ihnen erregt hat. Links im Vor-Grunde einige Nonnen; die jüngern schon in moralischer Welt-Tracht über ihre elegante Verwandelung entzückt, und gegen die Liebes-Erklärungen eines jungen schlanken Stutzers nicht aufgebracht; die ältern mit finsterer

Mine diese Umformung anstaunend. Im Mittel-Grunde hinter der Säule einige Ex-Mönche, die sich ihrer klösterlichen Attribute entledigen. Dem einen fährt eine Barbier-Frau so eben mit der Schere durch den Bart; ein anderer sitzt beym Rasiren; ein dritter handelt mit einem Haar-Krauser über eine schön belockte Perrücke, um seine Ordens-Glatze damit zu verhüllen. Rechts wieder einige Ex-Nonnen und Putz-Händlerinnen, um weltlichen Schmuck negozirend. Im Vor-Grunde zwey andächtige Ordens-Brüder aus der Pforte kommend, und zur Wanderschaft fertig; sie haben aber ihre Schultern mit so wohl gespickten Sammel-Säcken beladen, daß ein Officier sie anhält, und den Inhalt der Säcke zu wissen verlangt, um zu sehen, ob nichts, das ihr Gewissen beschweren konnte, darin stecke. Die ganze Gruppe ist meisterhaft gearbeitet. Aus jedem Gesichte spricht die innere Empfindung; und die Kunst ist hier die getreue Darstellerinn der Natur. Die Unterschrift heißt: Joseph der Zweyte, römischer Kaiser, befahl im Jahr 1782 die Aufhebung der Mönchs- und Nonnen-Klöster in seinen Erbländern. Dieses Stück ist von de France gemacht, und von Guttenberg in Paris gestochen. Kostet 9 Fl. 12 Kr.

Zu den merkwürdigen Kupferstichen auf die Aufhebung der Klöster, gehört auch das zehnte Blatt in Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, von J. R. Schellenberg, Winterthur, 1785, gr. 8. wo der Tod den Vorstehern eines Klosters das Aufhebungs-Decret überreicht.

Noch ehe in den kaiserl. königl. Landen an Aufhebung der Klöster gearbeitet wurde, verminderte man schon in dem Großherzogthume Toscana die Klöster, doch auf eine von jener sehr verschiedene Art. Man untersagte nähmlich in denjenigen Klöstern, die man ganz aufzuheben gedachte, die Annahme von Novizen, (oft fanden sich deren in manchen Klöstern nicht einmahl,) ließ sie nach und nach aussterben, und wenn sie endlich die Glieder derselben auf eine kleine Anzahl reducirt hatten, vereinigte man zwey oder mehrere Klöster in eines, und verwandte einen Theil ihrer Einkünfte auf nützliche und nöthige Anstalten, als: Fin-

del-Häuser, Spitäler, Mädchen-Schulen. Se. kön. Hoheit, der Großherzog, scheint weit entfernt zu seyn, alle Klöster in seinen Staten aufheben zu wollen, und am wenigsten diejenigen reichern, von welchen ganze umliegende Gegenden einen vorzüglichen Theil ihrer Nahrung haben. Die Aufhebung, oder vielmehr die Verminderung betrifft bloß die überflüssige und unnütze Menge, und geschieht nur nach und nach. Auch würde es für den Stat selbst nicht gut seyn, wenn alle reiche Klöster, welche zumahl von den Haupt-Städten entfernt sind, aufgehoben werden sollten. Nothwendig noch in anderer Absicht sind die Nonnen-Klöster, weil sie Zuflucht-Oerter vieler Mädchen sind, die aus Mangel an Vermögen keine Männer bekommen können, denn vielleicht nirgends wird eine Mitgabe für ein so wesentlicher Punct zum Ehestand gehalten, als überhaupt in Italien. Doch scheint die Anzahl dieser Klöster noch immer zu beträchtlich zu seyn, daher von Zeit zu Zeit auch noch immer einige zusammen geschmolzen werden; und hiernächst wäre zu wünschen, daß wenigstens die Gelübde aufhörten.

Eine ausführliche Nachricht von dem Zustande der Klöster in Toscana, st. im 9 St. der Ephemeriden der Menschheit, v. J. 1786, S. 305 — 320.

In Regensburg, dürfen, seit 1783, weder die katholischen Kirchen, noch die Klöster, mehr Freystätte für Verbrecher abgeben; vielmehr werden diejenigen Klöster und Kirchen, welche solche nicht sogleich der weltlichen Obrigkeit ausliefern, bestraft.

Seit 1787, hat auch der Papst, nach dem Beyspiele aufgeklärter weltlicher Regenten, beschlossen, die übermäßige Anzahl der Klöster in seinen Staten zu vermindern. Er hat den Anfang damit gemacht, daß er in der Stadt Gubbio, die kaum 5000 Einwohner, und doch 22 Klöster enthält, 2 Nonnen-Klöster und 6 Brüderschaften, zu Pergola ein anderes Nonnen-Klo-

ster, und zu Fratta ein Mönchs-Kloster, aufheben lassen.

Aller dieser Anstalten ungeachtet, darf man aber nicht glauben, als ob schon alles gethan, als ob der Geist des Mönchswesens ganz unterdrückt sey, als ob christliche Liebe schon allenthalben in den Herzen des Volkes genähret werde. Dieser Gedanke füllt freylich eine Menge redlicher und rechtschaffener Protestanten und Katholiken; allein, noch ist nicht alles in Erfüllung gegangen, was man wünschte, was man hoffte, was man erwartete. Der wahre Geist des Mönchswesens schlummert nur lauernd auf die erste Gelegenheit, desto wirksamer zu erwachen. Es gibt noch allenthalben Aloisius Merze, noch allenthalben Patricius Faste, noch allenthalben Migazzis, noch allenthalben Zunftmeister, noch allenthalben solche Groß-Inquisitores, wie Goldhagen in Maynz, und gewiß noch Fürsten, die wie K... A... denken. Nur daß sie ihre Gesinnungen besser zu verhehlen wissen, als diese Leute. So lange die Grundgesetze des Mönchswesens noch bleiben; so lange der Mönch nicht zum Stats-Bürger umgeformt, und sein Interesse mit dem Interesse des Fürsten verknüpft ist; so lange der Grundsatz von der ausschließlichen Seligkeit des Katholiken stehen bleibt; so lange unsre jetzige Mönche noch Kanzeln, Beichtstühle, Lehrstühle und Schulen haben; so lange unsre Staten mit dem römischen Hofe in irgend einer andern Verbindung stehen, als in jener, in welcher Fürsten mit ihm als einem Fürsten stehen müssen; so lange es dem römischen Hofe noch vorbehaltene Sünden-Fälle gibt; so lange im State noch zwey Oberhäupter sind, und das Haupt der Religion nicht dem Fürsten unterwürfig ist; so lange das Interesse der Religion von dem Interesse des States getrennt ist; so lange man noch daran denken kann und darf, die streitenden christlichen Religions-Parteyen

zu vereinigen: so lange ist alles nur Vorbereitung zu größern Unternehmungen, nur schwache Dämmerung schöner Tage, nur Schritt zum großen Werke.

Daß die Kloster-Aufhebung einen Einfluß auf Nahrungs-Zweige hat, ist wohl ganz natürlich. So leiden z. B. nach Hrn. Hofr. Schlözer's Berichte, im 1 Hefte seiner Stats-Anzeigen (Gott. 1782, 8.), S. 72, die Gold-Schläger in Nürnberg, nebst mehrern andern Professionisten, welche Arbeiten für die Klöster verfertigten, durch die Reduction der östreichischen Klöster, großen Schaden, und verlieren einen beträchtlichen Theil ihres Absatzes (*).

Es ist in katholischen Ländern eine vortreffliche Anstalt, daß auch solche Frauenspersonen, welche nicht geradezu entschlossen sind, geistlich zu werden, oder die Gelübde abzulegen, oder doch, aus ökonomischen oder andern Bewegungsgründen, sich dem zu weitläuftigen Umgange der Welt entziehen möchten, Gelegenheit haben, sich als Kost-Gängerinnen in Frauen-Klöster zu begeben, und darin, zwar unter einiger Einschränkung, aber doch mit Anstand, ihre Tage, oder wenigstens eine gewisse Zeit ihres Lebens, zu zubringen. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Beobachtung, wie gefährlich es für Personen dieses Geschlechtes sey, ohne die Aufsicht von Aeltern, nahen Bluts-Verwandten, oder eines Gatten, einzeln zu leben, nebst der Beschwerlichkeit, sich einzeln ehrlich zu ernähren, einen Antheil an der ersten Errichtung dieser Zuflucht-Oerter gehabt habe; und in dieser Rücksicht könnte man wohl die all-

(*) So verlieren gewöhnlich die Portechaisen-Träger, wenn eine vorhin kothige Stadt gepflastert wird. Auch die Buchhändler klagten, auf der letzten leipziger Messe, über diese oestreichische Reformation; allein, diese kann künftig die einzige Bibel entschädigen. Schlözer.

gemeine Aufhebung der Frauen-Klöſter in den Ländern proteſtantiſcher Religionen mit zu denen Schritten zählen, worin die Reformatoren in der erſten Hitze zu weit gegangen wären. Man findet zwar noch hin und wieder einige Ueberbleibſel derſelben; man hat auch an einigen Orten neue Stiftungen dieſer Art, ſowohl für adeliges, als auch bürgerliches Frauenzimmer, unter den Proteſtanten errichtet; da aber in denſelben wenigſtens der Unterhalt aus den mit der Stiftung verknüpften Einkünften gereicht wird, ſo ſieht man leicht ein, daß die Anzahl der in ſolche Stifte oder Klöſter aufzunehmenden Perſonen beſtimmt ſeyn müſſe, und nicht beträchtlich ſeyn könne. Von Koſt-Gängerinnen aber um ein mäßiges Geld, oder gegen die von den Koſt-Gängerinnen zu verfertigenden Hand-Arbeiten, iſt bey allen dieſen Anſtalten die Rede gar nicht. Es bleibt daher überall eine Menge verwaiſeter, oder aus Mangel an Reitzen oder an Vermögen veralteter Mädchen, junger oder betagter Witwen übrig, deren ſich niemand annimmt, und die daher einzeln in Städten oder auf dem Lande ohne Beſchützer, Verſorger und Aufſeher, ſelbſt für ihr tägliches Auskommen ſorgen müſſen; welches ſie, natürlicher Weiſe, höher zu ſtehen kommt, als wenn ſie in vereinigten Geſellſchaften, unter einer gehörigen Aufſicht der Polizey, eine gemeinſchaftliche Wirthſchaft, in einer gemeinſchaftlichen Wohnung, führen könnten. Eine unvermeidliche Folge davon iſt, daß von dieſen irrenden Schäfchen manches dem Wolfe zum Raube wird, und daß ſie in gewiſſen Jahren ſelbſt in Wölfinnen verwandelt werden, d. i. als Unterhändlerinnen, Kupplerinnen, auch Wucherinnen, das Verderben der Sitten allgemeiner machen helfen. Die Errichtung mehrerer kloſterähnlichen Frauenzimmer-Conventе, die ſich ſelbſt durch Koſt-Geld oder Arbeit unterhielten, würde demnach

von

von einer weisen Regierung in Erwegung gezogen zu werden verdienen, und vielleicht eines der wirksamsten Mittel zur Verhütung des Kinder-Mordes seyn. Daß niemand gezwungen werden müßte, in eine solche Pension zu gehen, versteht sich, wie bey den meisten guten Anstalten, von selbst.

Wenn solche aber für Frauenzimmer von allen Ständen errichtet, die darein sich begebenden Vornehmern in Gesellschaften vor andern distinguirt, die geringern hingegen, die sich ihrer Hände Arbeit nähren, vor andern in guten Häusern zu Galanterie-Arbeiten und andern weiblichen Verrichtungen gesucht und gewählt würden: so dürfte der Nahme einer Eigenbrödlerinn (*) bald von selbst wieder in diejenige Verachtung zurück fallen, in welcher er in der Mitte des vorigen Jahrhundertes in einem gewissen deutschen Fürstenthume gestanden haben muß, wo in einer in das Land erlassenen General-Verordnung die Worte zu lesen sind: „Müßige und finstere Eigenbrödlerin, die in „öffentlichen Diensten nicht eingehen, oder schaffen mögen, „sondern als ein faules, geschwätziges, und gemeinig„lich leichtfertiges Gesind, hin und wieder in den Win„keln stecken, die Kirchen und öffentlichen Gottesdienst gar „selten besuchen, auch junge unschuldige Herzen an sich „henken und verführen, sollen mit angelegenem scharfen „Ernst stracks abgeschafft, und fürterhin keinesweges mehr „im geringsten geduldet werden.“

Die dabey erforderliche Polizey-Aufsicht, deren oben erwähnt worden ist, müßte sich aber bloß auf die innere Ordnung und Ruhe eines solchen Conventes, und die Sorge für den guten Nahmen desselben, einschränken, auch den würdigsten Personen männ- und weibliches Geschlechtes, als eine besondere Ehre, durch eine Wahl, wobey die

(*) Eigenbrödler ist ein Provinzial-Ausdruck einiger deutschen Landes-Gesetze, und bedeutet einen, der einzeln seine eigene Wirthschaft führt. Einige alte Polizey-Gesetze wollen insonderheit keine Eigenbrödlerinnen geduldet, oder eine scharfe Aufsicht auf sie gehalten wissen, weil einzeln lebende Weibs-Personen der Versuchung ausgesetzt sind, polizey-widrige Nahrung zu treiben.

Conventualinnen selbst etwas zu sprechen hätten, übertragen werden.

* * *

Kloster, Closter, Fr. Cloître, nennt man auch das Contoir oder die Niederlage, welches einige deutsche Städte in der Stadt Bergen in Norwegen haben. Dieses Kloster war ehemahls der bischöfliche Pallast, und die Wohnung der Dom-Herren: nachdem aber die Könige von Dänemark den Bischof und die Dom-Herren zu Bergen fortgejaget, und die katholische Religion abgeschaffet hatten, schenkten sie dieses weitläuftige Gebäude den Kaufleuten von Hamburg, Lübeck, Bremen und andern Hanse-Städten, um dadurch die Handlung nach diesem Theile ihres Landes zu ziehen, da denn nicht allein dieses Contoir den alten Nahmen des Klosters behalten hat, sondern auch die Kaufleute, die solches bewohnen, noch heutiges Tages den Nahmen der Mönche führen, ungeachtet sie nichts von den Ordens-Regeln und der Kleidung derjenigen Mönche, denen sie gefolgt sind, haben. Gleichwohl kann man auch sagen, daß sie gewisser Maßen deren ehelosen Stand nachahmen, weil man in diesem Kloster keine verehelichte Mannspersonen leidet, und diejenigen, die solches bewohnen, so bald sie zu heurathen Willens sind, ausziehen und anderswo ihre Wohnung nehmen müssen, obgleich ihnen auch nach der Heurath noch allezeit erlaubt ist, mit ihren alten Haus-Genossen zu handeln und zu correspondiren. Die Kaufleute oder Mönche dieses Klosters, wofern man sie etwa lieber so nennen will, treiben keinen Handel, der sich zu der Pracht dieses Pallastes recht schickt, wenigstens wenn man auf die Art der Ware sieht, mit der sie handeln, indem sie sich nur mit trocknen oder gesalzenen Fischen, als: Häring, Kabeljau, Klippfisch, Stockfisch ꝛc. abgeben. Allein, sie verkaufen solche in so großer Menge, daß sie

fast

fast ganz Rußland, Schweden, Polen, Dänemark und Deutschland, damit verlegen, ohne dasjenige zu rechnen, was noch durch die französischen, englischen und holländischen Schiffe von diesen Waren nach erwähnten Ländern gebracht wird. Siehe im VIII Th. S. 339, f.

Kloster-Beere, an einigen Orten ein Nahme der rauchen oder haarigen Stachel-Beere, Ribes Grossularia hirsuta *Linn.* Rauch-Beere, Kraus- oder Krauselbeere, aus welchem letztern Nahmen vielleicht der Nahme Klosterbeere, so wie der Nahme Christbeere, welchen sie an andern Orten führt, verderbt ist. Siehe Stachel-Beere.

Kloster-Bilder, nennt man: 1. die im V Th. S. 294, f. beschriebenen ausgeschnittenen Bilder.

2. Abdrücke von zinnernen oder bleyernen Medaillen; Flandrische Bilder von Hausenblase. Siehe im XXII Th. S. 472.

Kloster-Bruder, derjenige in einem Mönchs-Kloster, welcher die häuslichen Arbeiten in demselben verrichtet, gleichfalls die Ordens-Gelübde ablegen muß, und auch nur Bruder schlechthin genannt wird; zum Unterschiede von den Mönchen im engern Verstande. Die weiblichen Personen dieser Art in den Nonnen-Klöstern werden **Kloster-Schwestern** oder Schwestern genannt, zum Unterschiede von den **Kloster-Frauen**.

Kloster-Frau, in den Nonnen-Klöstern eine Person weibliches Geschlechtes, welche die Ordens-Gelübde abgelegt hat, und sich eigentlich dem Gottesdienste widmet, im g. L. die **Kloster-Jungfer**, die Nonne im engern Verstande; zum Unterschiede von den **Kloster-Schwestern**. Siehe **Frau**, im XIV Th. S. 788, und oben, S. 709.

Kloster-Fräulein, heißt das graue Schwarzkehlchen, oder die weiße und schwarze Bachstelze, Queckstert, und ist eine Art der Brustwenzel, Sylvia.

Hier-

Hierher gehört auch der **Kloster-Wenzel**, der Schwarzkopf, eine Art Brustwenzel mit schwarzer Platte, Motacilla atricapilla *L.*

Kloster-Gang, ein gemeiniglich gewölbter Gang um die Wohn-Gebäude eines Klosters, welcher, wenn er in das Kreuz geht, den Nahmen des Kreuz-Ganges führt.

Kloster-Garten, Gärten bey Klöstern. Mag es doch seyn, daß das Kloster-Leben, in der allmählichen Entfernung von der Güte seiner ersten Stiftungen, Mißbrauch ward; daß es dem State eine Menge sowohl von Schätzen als von Menschen entzog, die er jetzt mit Recht zum nützlichern Gebrauch zurück fordert; daß es unwissende Müßiggänger sammelte und nährte; daß es das Brod des armen Landmannes verringerte, den Wohlstand frommer Familien verschlang, und die unerfahrne Jugend um die Ruhe des Lebens betrog! Mag es seyn, daß Völlerey, Unzucht und Gewaltthätigkeit oft die Heiligkeit der Klöster befleckte; daß oft die Zellen, worin freywillige Andacht sich dem Himmel nähern sollte, nur die geheimen Seufzer hörten, die sich nach der Welt zurück sehnten; daß selbst mitten unter dem Pompe des feyerlichen Opfers die Thränen der Unglücklichen den Zwang, die Verführung, die Härte, die sie litten, und die Unauflöslichkeit ihrer Fesseln vor den Altären anklagten; daß von Tausenden Jugend, Gesundheit, Reichthum, Talente, Kräfte und eine erstickte Nachkommenschaft zwischen diesen finstern Mauern verschlungen wurden! Dennoch haben die Klöster ihre unläugbare Verdienste. Sie waren nicht minder Wohnungen einer wahren Frömmigkeit; die Zufluchts-Stätte der verfolgten Unschuld und der verlassenen Tugend. Sie schenkten vielen gedrückten Seelen den Frieden, den sie in der Welt nicht fanden, dem Streite der Leidenschaften Besänftigung, den Erwartungen aus der Zukunft Heiterkeit.

Die

Die Wohlthätigkeit, welche die Klöster erhielt, theilte sich nicht selten den Armen und Kranken auch ausser ihren Mauern wieder mit, durch Nahrung, durch Arzeney und Pflege. In diese Wohnungen rettete sich der kleine Rest der von den Barbaren verfolgten Wissenschaften; und in eben den finstern Sählen, wo der Aberglaube und die Dummheit allein ihre ungestörte Freystatt zu haben schienen, ruheten in ungelesenen, aber wohl verwahrten Handschriften die Werke des Alterthumes, bis sie aus ihrem Staube hervor gezogen wurden, und in Europa allmählich wieder Tag machten.

Die Menge der Klöster der römischen Kirche mag nicht weniger, als ihre Ausartung, hier und da ihre Aufhebung und Einschränkung nothwendig machen. Dennoch scheint es, daß in einem beträchtlichen State noch hier und da einzele Stiftungen dieser Art beybehalten werden sollten. Es gibt doch so manche Unglückliche, besonders unter dem andern Geschlechte, die einen Anspruch auf einen solchen sichern Zufluchts-Ort haben, wo sie, verborgen vor dem Auge und dem Lärme der Welt, den Rest ihrer Tage zu verleben wünschen. Wie viel hat nicht das Leben, das zu diesem Wunsche berechtigt! Ein kränkelnder oder abgehärmter Körper, eine Verarmung oder Herabsetzung der Familie, eine verunglückte Liebe, eine zerschlagene Hoffnung, die keine Ermannung zu einer neuen übrig lässet, ein schmerzhafter Verlust von einem Geliebten und von Kindern, oder eine besondere Anhänglichkeit an einer sanften Melancholie, eine Sehnsucht nach Ruhe am Abend des Lebens, eine Stimmung der Seele, die keinen Geschmack mehr an dem Umgange mit der Welt, keine Kraft mehr für ihre Geschäfte finden kann; alle diese Sieche, diese Verwundete, diese Verstimmte, scheinen mit Recht das Kloster als den letzten Ruhe-Platz, der ihnen gehört, betrachten zu kön-

können. Allein, auch für die Wissenschaften könnten die Klöster noch hin und wieder vortrefflich eingerichtet werden, wenn man sie bloß mit guten Köpfen besetzte, und ihnen bestimmte Beschäftigungen mit den dazu erforderlichen Hülfsmitteln anwiese. Die Entfernung von allen übrigen Geschäften und Verbindungen mit der Welt, die Befreyung von aller Sorge für die Bedürfnisse des Körpers, die Genügsamkeit der Seele, die ruhige Einsamkeit, die gesunde Luft — wie vieles ist nicht hier zur Unterstützung des Nachdenkens und der Erfindung vereinigt! Die protestantischen Klöster und Stifte für Frauenzimmer von Adel, haben eine gute Bestimmung, und meistens auch eine gute Einrichtung. Sie sind Anstalten einer anständigen Versorgung, und erleichtern die Last der Familien; sie fesseln nicht durch unüberlegte Gelübde einer ewigen Ehelosigkeit, sie bewachen nur die Unschuld, und geben die verwahrte Braut wieder zurück, so bald sie gefordert wird.

Es kann demnach bey diesen verschiedenen Klöstern auch besondere Gärten geben. Sie sind überhaupt mit der Idee eines Klosters sehr vereinbar. Sowohl die Einsamkeit, als auch die Frömmigkeit selbst, laden zur Betrachtung der Natur und zur stillen Behagung an den Wundern ein, die den Geist zu dem Schöpfer empor heben. Selten ist ein Kloster ohne Garten; aber auch selten hat der Garten einen Character, wie seine Verbindung mit einem Kloster fordert. Fast alle Gärten bey solchen Stiftungen enthalten nur, was ihre nächste Bedürfnisse fordern, Gemüse, oder Baum-Früchte, oder Wein. Einige Klöster lassen ihre Mönche in kleinen abgesonderten Häusern wohnen, wovon jeder sein Gärtchen hat, das von seinem Besitzer bearbeitet und bepflanzet wird, fast immer mit Küchen-Gewächsen; bey diesen ist ohnehin der Platz zu eingeschränkt. Sie

sind

sind eben so wenig Kloster-Gärten, wie wir sie hier suchen.

Gärten bey Klöstern, die nicht dem Nutzbaren gewidmet sind, verlangen ihren eigenen Character; und dieser ist sowohl von der Bestimmung des Gebäudes, als auch von der Lebens-Art seiner Bewohner, abhängig. Es wäre kein Werk der Ueberlegung, hier prächtige, glänzende oder wollüstige Scenen zu eröffnen, welche für diejenigen, die sie betreten sollen, der gewöhnlichen Stimmung ihrer Seele ganz widersprechen. Eingezogenheit, Ernst, Verläugnung, in sich selbst gekehrte Betrachtung, sind das Eigenthum des ächten Kloster-Bewohners; sie ruhen bey ihm in der tiefen Stille seiner Zelle; sie folgen ihm nach, wenn er vom Fuße seines Altares sich erhebt und hinaus wandelt, sein noch von Buß-Thränen nasses Auge in dem Angesichte der Natur wieder zu trocknen. Doch die Natur scheint ihm weniger, was sie andern Bürgern der Erde ist, und gleichwohl ist sie ihm mehr. Er sieht nicht in ihr den Strohm von sinnlichen Freuden, worin die Phantasie sich berauscht: aber er verwandelt den stillen Wald in einen Tempel der Gottheit, in einen Vorhof des Himmels. Die Rose ist ihm kein Schmuck für die Scheitel der Freude, oder für den Busen der Schönheit; sie entblättert sich vor ihm, fällt und welkt dahin, nur ein Bild seiner eigenen Vergänglichkeit.

Der Kloster-Garten gehört zu der Gattung vom melancholischen Character. Entfernung von dem Getümmel der Welt, Verschlossenheit, feyerliche Stille, und zu ernsthaften Betrachtungen einladende Dunkelheit, müssen ihn auszeichnen. Gleich beym Eintritt kündige sich dieser Character an, und empfange die Seele mit einem heiligen Schauer! Eine Lage in einem buschigen Thale von anliegenden steilen Höhen beschattet, in dem Dunkel eines dicken Waldes, zwischen Bergen von Tannen geschwärzt, an ruhenden mit Gebüschen

eingeschlossenen Gewässern, die kein Hauch der Winde belebt, wo der blasse Schimmer des Mondes in feyerlicher Stille zerfließt, und die nahen Bäume und Gebüsche durch die Mischung von Finsterniß und Helle in unkennbare schauervolle Gestalten wandelt; eine solche Lage ist zu dieser Gattung unentbehrlich. Die Bepflanzung muß in dichten Hainen, gedrängten Klumpen und waldigen Wildnissen bestehen, mit Bäumen von dunkelm und schwärzlichem Grün, als: der gemeinen Erle, der schwarzen Eiche, besonders mit Taxus, occidentalischem Lebensbaume (Thuia occidentalis L.), Fichten, Tannen, und andern Nadel-Hölzern. Die Pflanzungen müssen sich nahe an einander anschließen, um keine beträchtliche heitere Zwischenräume zu lassen, die dem Eindrucke des Ganzen schaden könnten, und um Schatten und Dunkelheit zu verstärken. Hohe bejahrte Eichen und andere ausgebreitete Wald-Bäume, welche schon die Vorwelt beschatteten, sind für Anlagen dieser Art eben so willkommen, als dichte, waldige, unwegsame Gebüsche und Wildnisse; sie können zu interessanten Scenen mit der besten Wirkung genutzet werden. Keine glänzende Blumen-Gruppen, keine lebhaft blühende Sträuche, keine lachende Rasen, keine spielende Bäche, keine heitere Aussichten dürfen hier den Ernst der Pflanzung unterbrechen. Sie mag sich in gebildeten finstern Gruppen und melancholischen Hainen zeigen, oder in schmahlen wilden Wald-Labyrinthen von überhängenden Laub-Decken verdüstert, oder in langen schauerigen Bogen-Gängen, welche die Roß-Kastanie und die Fichte, die Balsam-Pappel und der Eibenbaum, mit einem tiefen Dunkel füllen, oder in verborgenen Schatten-Winkeln, die heiligen Monumente einschließen — überall muß sie dem Character, den diese Gattung erfordert, getreu bleiben. Die Haine, die Gruppen, die Schatten-Gänge können mit

klei-

kleinen Beth-Häusern und Capellen, mit Einsiedeleyen (Eremitagen), mit Denkmählern abgeschiedener Freunde, mit Ruinen, und selbst mit Gräbern, besetzt werden, und dadurch an Feyerlichkeit und rührender Kraft gewinnen. Alles, was die Vergänglichkeit der Scenen dieser Welt fühlen lässet, und zugleich den Geist zu höhern Hoffnungen eines unvergänglichen Paradieses hebt, ist dieser Gattung gemäß. Noch interessanter werden die Denkmähler, wenn sie keine leere Urnen ohne Bestimmung sind, so gewöhnlich es auch ist, sie aufzustellen, sondern Erinnerungen an einen wahren Verlust. Kann hier nicht einem abgestorbenen frommen Freunde eine Urne, ein Grabmahl gesetzt werden, das seine Asche enthält? Wenn die Stille des Abends in den heiligen Hain winkt, und der Mond, der an dem Grabe schleicht, mit seiner bleichen Fackel diese Inschrift an einer nahen Eiche erhellt:

Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn.
Mich deucht, ich seh sein Bild, ich höre seine Worte;
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Die nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest (*).

wie reich an feyerlicher Rührung ist nicht eine solche Scene! Auch Erinnerungen an die Flucht der Zeit sind hier schicklich. Eine kleine Einsiedeley, bloß mit einem Stunden-Glase auf dem Tische, und hinter ihm mit folgenden Worten an der Wand:

En

(*) v. Haller.

En ruit hora, ruit sic vita ruentibus horis;
Sors, quamcunque dabit, non mihi vana ruat.

kann schon lehrreich rühren. Man möchte vielleicht Einsiedeleyen hier fast für überflüssig halten, weil schon das Haupt-Gebäude, die ganze Lebens-Art einsiedlerisch genug ist; indessen haben sie doch in Kloster-Gärten eine Schicklichkeit, die ihnen an vielen andern Orten fehlt, und können, wenn sie auch nicht zur Bewohnung dienen, doch als Gegenstände der Bezeichnung gelten, welche die Wirkung des Ganzen verstärken helfen. Doch dürfen sie weder einander durch ihre Lage berühren, noch in einem einzelen Garten gehäufet werden, indem sie sonst den Begriff der Einsamkeit durch die Vorstellung von Geselligkeit aufheben würden. Zerbrochene Grab-Steine, verfallenes Gemäuer von Epheu durchwachsen, und andere Arten von Ruinen, finden hier, als Bilder der Vergänglichkeit, ihre Stelle. Die Gebäude eines Kloster-Gartens, als: Capellen, Gebein-Häuser, Einsiedler-Wohnungen, und selbst die Ruinen, müssen im gothischen Styl seyn; denn er hat ganz das Prachtlose, das Einfältige, das Ehrwürdige, welches dieser Gattung von Anlagen zukommt, und interessirt zugleich durch die Erinnerung an längst verflossene Jahr-Hunderte.

Wo es Lage und Gegend verstattet, da winde sich, nach allen diesen Scenen der Melancholie, nach allen diesen labyrinthischen Gängen unter dunkeln Schatten-Gewölben, in einsamen Hainen und finstern Gebüschen ein schmahler Pfad durch ein sich immer mehr an Ernst verdüsterndes, immer mehr an Feyerlichkeit der Monumente sich verstärkendes Revier, und wende sich plötzlich zu einer heitern Höhe, und falle mit einer leb-

lebhaften Ueberraschung in weite, glänzende, entzückende Aussichten. Welch ein erfrischender Blick in die Herrlichkeit der Schöpfung! Doch der weise Kloster-Bewohner sieht hier mehr, als was bloß das Auge entzückt, weiter, als sein sichtbarer Bezirk reicht.

> Die finstre Decke der Zukunft wird aufgezogen; er sieht
> Ganz andere Scenen der Dinge, und unbekannte Gefilde (*).

In dem Reitze dieser Aussichten schwebt vor ihm ein Bild von den nahen Wohnungen des Himmels, ein Vorschimmer aus den Gegenden, wo ein ewiger Frühling vor ihm blühen, und eine Heiterkeit ohne Untergang ihn umlächeln wird. Die blaue Ferne schließt nicht den Kreis der Blicke seines Geistes; sie durchdringen die letzte Dämmerung der Erd-Dünste, fliegen fort, und breiten sich aus durch die unermeßlichen Gefilde einer hellen Ewigkeit. Diese Aussicht ist der Lohn seiner kurzen Kloster-Tage; von ihr gestärkt, kehrt er in die Schule seines Gartens, in die Prüfungen seiner Zelle zurück, und wartet ruhig auf die Stunde seiner Versetzung in die Wonne derer Gegenden, die ihn schon in der Ferne entzückten.

Zu diesem feyerlichen Ernst, welcher der Lebens-Art und dem Wohnplatze der Mönche zustimmt, dürfen sich aber Gärten bey protestantischen Klöstern und Stiften nicht heben. Kloster-Pflichten, Gebräuche, Sitten, sind hier milder; alles ist hier mehr herab gestimmt. Daher keine schauervolle Auftritte mehr, sondern sanftere Scenen der Melancholie. Die Unterhaltungen einer süßen Schwermuth, die Denkmähler

(*) v. Kleist.

ler voll rührender Erinnerungen können hier schon durch einige anmuthige Vorstellungen gemildert werden. Doch darf hier nichts einschleichen, was den Character eines weisen Ernstes in Munterkeit übergehen lässet, oder den Eindruck einer stillen Melancholie, die in Gärten dieser Classe herrschen müssen, aufhebt.

Bey dieser Gelegenheit muß ich auch eines besondern Geschmackes an klostermäßig gebaueten Land-Häusern, Fig. 2250, welcher jetzt in England aufkommt, erwähnen. Der Land-Sitz des berühmten Horace Walpole, Strawberryhill nahe bey Twikenham, ist ein Muster dieser Art. Das Haus sieht schon von aussen einer alten mit Epheu bewachsenen Abtey gleich. Der Eingang geht durch einen engen dunkeln Kloster-Hof, an dessen Wänden alte aus Italien gebrachte Grabschriften eingemauert sind. Im Hause selbst findet man ein Refectorium, Capitel-Sahl, Schlaf-Zimmer und Capelle, so wie in allen Klöstern. Aus der Bau-Art, den Meublen, den gemahlten Fenstern und allen Verzierungen sollte man schließen, es wäre ein Werk aus dem 13ten Jahrhunderte. In der Bibliothek herrscht ebenfalls dieser gothische Geschmack. Die Bücher-Schränke gleichen den heiligen Schreinen der alten Kirchen, und das schöne Schnitzwerk stimmt vollkommen mit der Zeit, woraus es geborgt ist, überein. Die Tische, die Stühle, das ganze Hausgeräth, die alten bemahlten Glas-Scheiben scheinen wirklich aus den vorigen Jahrhunderten zu seyn. Alles ist mit einer sehr klugen Wahl, und mit einer genauen Beobachtung des Costums ausgeführt, ohne bey unserm veränderten Geschmacke anstößig zu seyn.

Einzele Werke in diesem Style fallen als glückliche Nachahmungen auf, und überraschen durch den seltsamen oder ungewöhnlichen Geschmack, welcher darin erscheint. Allein, es ist eben nicht zu wünschen, daß Land-Häuser in Kloster-Gestalt durch die Mode allgemein werden. Sie geben indessen zur Wiederanwendung der gothischen Architectur eine seltene Veranlassung. Gebäude dieser Art sollten auch nur mit Gärten im Kloster-Styl verbunden werden.

Hrn. J. R. Hirschfeld Theorie der Gartenkunst, 5 B. (Lpz. 1785, gr. 4.) S. 78, fgg.

Kloster-Gelübde, s. oben, S. 685, 693, fgg. 708, 718, f. und 762.

Kloster-Gewölbe, s. im XVIII Th. S. 336.

Kloster-Glocke, s. im XIX Th. S. 93.

Kloster-Gut, s. oben, S. 756.

Kloster-Jahr, s. oben, S. 699.

Kloster-Jungfer, siehe **Kloster-Frau**.

Kloster-Kämmerer, siehe im XXXIII Th. S. 515, fgg.

Kloster-Pfeffer, in einigen Gegenden ein Nahme des im XXXVII Th. S. 163, beschriebenen **Keusch-Baumes**, Vitex Agnus castus *Linn.*

Kloster-Tafel, heißt am kaiserl. königl. Hofe zu Wien, wenn nicht die Kammer-Herren und Minister, sondern nur die Kammer-Diener und vornehmen Officier aufwarten.

Kloster-Vater, s. oben, S. 703.

Kloster-Vogel, Phalaena tristata *L.* ein Schmetterling, welcher unter die Nachtvögel gehört. Die Flügel sind schwarz, mit weißen Wellen, und zwey schwarz und

weiß punctierten Binden bezeichnet. Die Raupe hält sich an der Birke zwischen zwey zusammen gesponnenen Blättern auf.

Kloster-Vogt, Pfleger, Schaffner, sind weltliche, in der Rechts-Gelehrtheit erfahrne Männer, welche von den Klöstern angenommen und besoldet werden, damit sie die Gerechtsamen der Klöster handhaben, und gegen alle Anfeindungen vertheidigen mögen.

Bey den Kloster-Stiftungen der ersten Jahrhunderte waren keine solche Vögte nöthig, indem man entweder noch kein Eigenthum besaß, oder es doch erst mit vieler Mühe und Arbeit urbar machen mußte. Manche Klöster hatten selbst an großen Fürsten ihre mächtigste Beschützer. Nur zu denen Zeiten, wo Reichthum, Müßiggang, und Verfall der Kloster-Zucht den Segen Gottes verscheucht, und den Geistlichen die billige Verachtung von den Weltleuten zugezogen hatten, waren Vögte unentbehrlich. Sehr weislich haben auch einige Klöster, um nicht ihre Geistliche mit Besorgung des Hauswesens zu zerstreuen, und in Welt-Händel zu verwickeln, sich weltliche Vögte, die für alles Zeitliche sorgen müssen, angenommen.

Kloster-Wachsstock, Fr. Bougie de Religieux, nennt man die auf ein Roll-Holz gewundenen Wachsstöcke, die zu einem runden Wachsstock gebildet werden. Siehe in W.

Kloster-Wenzel, s. oben, S. 796.

Kloster-Zwirn, s. Zwirn.

Klote, bey den Torf-Gräbern, ein viereckiger Haufen Torf, zum Unterschiede von einer Bülte, oder einem runden Haufen.

Klotz, (der) plur. die Klötze (*), Diminut. Klötzchen, Oberd. Klötzlein, ein mit Kloß ursprünglich genau verwandtes Wort, welches, so wie dieses,

1. ehedem überhaupt, eine jede mit einander verbundene Masse bedeutete, ohne Rücksicht auf ihre Größe, Gestalt und Materie.

Ein Klotz Silber, oder ein Silber-Klotz, bedeutet noch in einigen oberdeutschen Gegenden einen Klumpen dieses Metalles; ein großes, unförmliches Stück. Ein Klotz Lehm, ist bey dem Kaisersberg ein Klumpen; und in einer alten Uebersetzung der Bibel bey dem Frisch, bedeutet ein Klotz Wassers, eine große Masse Wassers, moles aquarum.

Bey den Bergleuten, wird noch ein großer Fäustel oder Hand-Hammer, die großen Wände damit zu zerschlagen oder zu zersetzen, ein Klotz genannt.

Die Feuerwerker nennen Klotz, ein starkes Holz, welches die Stelle eines Amboßes vertritt, worauf man den Satz oder die Ladung in die Raketen-Stöcke oder Formen mit gewaltigen Hammer-Schlägen eintreibt; Fr. Billot.

(*) Im Dän. Klods, im Poln. Kloc. Im Wendischen heißt ein Hack-Klotz Klada, welches Popowitsch von kla, klieben, spalten, ableitet, ob es gleich unser Klotz ist, welches so wie Kloß, Klump, Klaue, kleben, u. s. f. ursprünglich den Begriff der Verbindung, des Zusammenhängens hat. In einigen oberdeutschen Gegenden, z. B. in Schlesien, ist es ungewisses Geschlechtes, das Klotz, da es denn im Plural auch Klötzer hat, welchen Plural aber auch die Meißner im gem. Leben diesem Worte geben, ungeachtet sie es sonst männlich brauchen.

Die Hut-Macher haben einen runden **Klotz**, worauf sie die Form in den Hut des Kopfes schlagen, und welcher die Hut-Form oder der Hut-Stock heißt; s. im XXVII Th. S. 123, und die dazu gehörige Fig. 1538.

Die Kamm-Macher nennen die dicken runden Stücke von einem Elephanten-Zahne, die in Kamm-Platten zu Kämmen zerschnitten werden, **Klötze**; s. im XXXIII Th. S. 176.

Die Licht-Zieher haben einen Klotz, das zu Dochten verarbeitete Garn darauf zu klopfen; **Garn-Klotz**.

Im Schiff-Baue, nennt man **Klötze**, Fr. Billots, kurze Hölzer oder Blöcke, welche man zwischen die Gabel-Hölzer an den beyden Enden des Kieles legt, um solchen hernach zu verkleiden.

Die Schrift-Gießer nennen **Klotz** oder **Klötzchen**, ein vierkantiges Stück Eisen, dessen Flächen auf das genaueste winkelrecht und eben sind, und worauf der Kegel der gegossenen Lettern geprüft wird.

2. In engerer Bedeutung.

1) Ein runder Körper, eine Kugel; eine im Hochdeutschen gleichfalls veraltete Bedeutung.

Die Kugeln, welche man aus den Feuer-Gewehren schießt, wurden ehedem nur **Klötze** genannt; daher eine Kugel-Büchse bey dem Tschudi den Nahmen einer **Klotz-Büchse** führt.

Im Oberdeutschen heißt die Kugel, mit welcher Kegel geschoben werden, noch jetzt ein **Klotz**, und die Kegel-Bahn, eine **Klotz-Bahn**.

Im Niedersächsischen sind **Klitze** kleine Kugeln, womit die Kinder spielen.

2) Ein

2) Ein dickes unförmliches Stück Holz.

(a) Eigentlich, wo ein jedes dickes unförmliches Stück Holz, wenn es von einiger Größe ist, im g. L. ein **Klotz** genannt wird. Dergleichen sind die **Klötze**, d. i. dicke unförmliche Ast-Stücke unter dem Brenn-Holze, Niederf. Knubben, L. Truncus, Fr Tronc; dicke Stamm-Enden, worauf man Holz hacket oder spaltet, und welche daher **Hack-Klötze**, **Hack-Blöcke**, (s. Th. XX, S. 577), oder **Hau-Klötze**, **Hau-Blöcke**, (s. Th. XXII, S. 249), genannt werden.

Im Forstwesen wird auch ein **Säge-Block**, d. i. der zu Bretern bestimmte Theil von dem Stamme eines Baumes, ein **Klotz** oder **Bret-Klotz** genannt, welcher, ehe er zu Bretern geschnitten werden kann, **abgeklotzet**, d. i. des untern ungleichen Theiles mit der Schrot-Säge beraubet wird, welcher Theil, wenn er abgeschnitten worden ist, gleichfalls ein **Klotz** heißt; s. im VI Th. S. 627, fgg.

Bey den Tischlern führen die kurzen abgesägten Enden der Pfosten, Breter, u. s. f. so wie bey den Zimmerleuten, die kurzen abgesägten Enden des Zimmer-Holzes, den Nahmen der **Klötze**.

Im verächtlichen Verstande werden auch wohl verarbeitete Massen Holzes **Klötze** genannt. Die Heiden tragen sich mit den Klötzen ihrer Götzen. Es. 45, 20. Ich sollte knien vor einem Klotze, Cap. 44, 19.

(b) Figürlich, sowohl ein unthätiger Mensch, der sich bloß leidentlich verhält, als auch ein grober ungeschickter Mensch; beydes mit Verachtung; Fr. un gros lourdaut. Er steht da wie ein **Klotz**, wie ein

Oehl-Götze; Fr. il eſt planté comme une quille; c'eſt une vraie ſouche.

Daher klotzig. 1. Für klotzig, im g. L. Klotziger Nägel, welcher in groben Klötzen bricht.

2. Grob, ungeſchickt, in den niedrigen Sprecharten, Fr. groſſier, impoli, lourd.

Klotz, (Bret-) ſiehe oben, S. 810.

— — (Garn-) ſ. oben, S. 808.

— — (Hack-) } ſ. oben, S. 810.
— — (Hau-) }

— — (Silber-) ſ. oben, S. 807.

Klotz-Bahn, ſ. oben, S. 808.

Klotz-Beuten, nennt man Bienen-Stöcke, welche in tännene, fichtene, pappelne, kieferne, und vorzüglich in lindene, ausgehöhlte Stämme oder Klötze gehauen werden; ſ. im IV Th. S. 534.

Klotz-Büchſe, ſ. oben, S. 808.

Klotz-Erbſe, im g. L. einiger Gegenden, ein Nahme der großen runden Erbſen, welche gleichſam kleine Kugeln vorſtellen; von Klotz, eine Kugel.

Klotz-Holz, Bois en Billes; ſ. im V Th. S. 302.

Klotz-Milch, wird das bautzener Bier genannt; ſ. im V Th. S. 13.

Klotz-Preſſe, ſ. Preſſe der Buchbinder.

Klotz-Pumpe, ſ. unter Pumpe.

Klotz-Scheibe, s. Scheibe der Töpfer.

Klotz-Wagen, s. unter **Wagen**.

Klotzen, aus großen starren Augen sehen; s. **Glotzen**, im XIX Th. S. 203.

Klotzig, s. oben, S. 810.

Klöve, **Klove**; s. **Klaue**. **Kluft**.

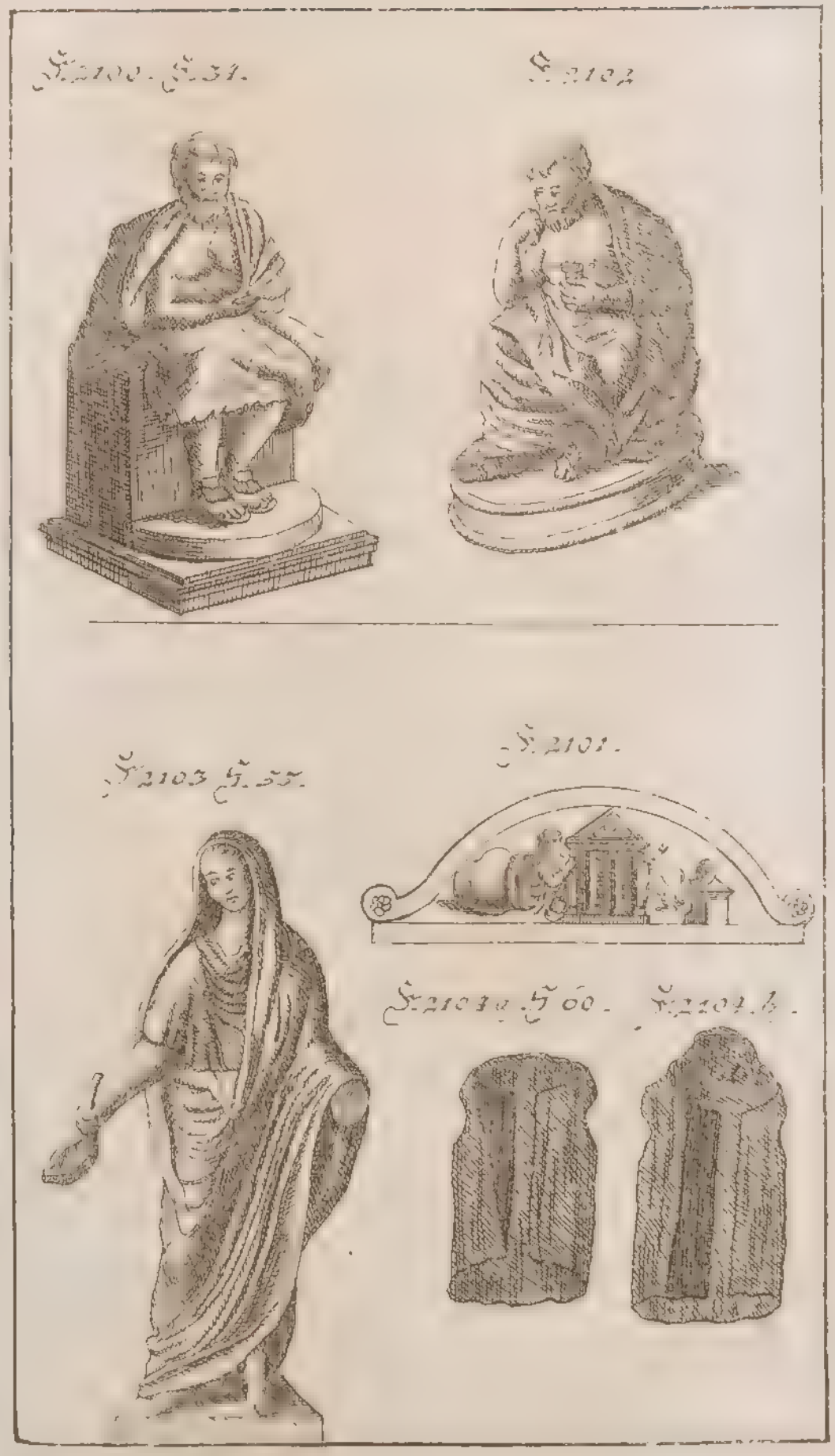
Ende des vierzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

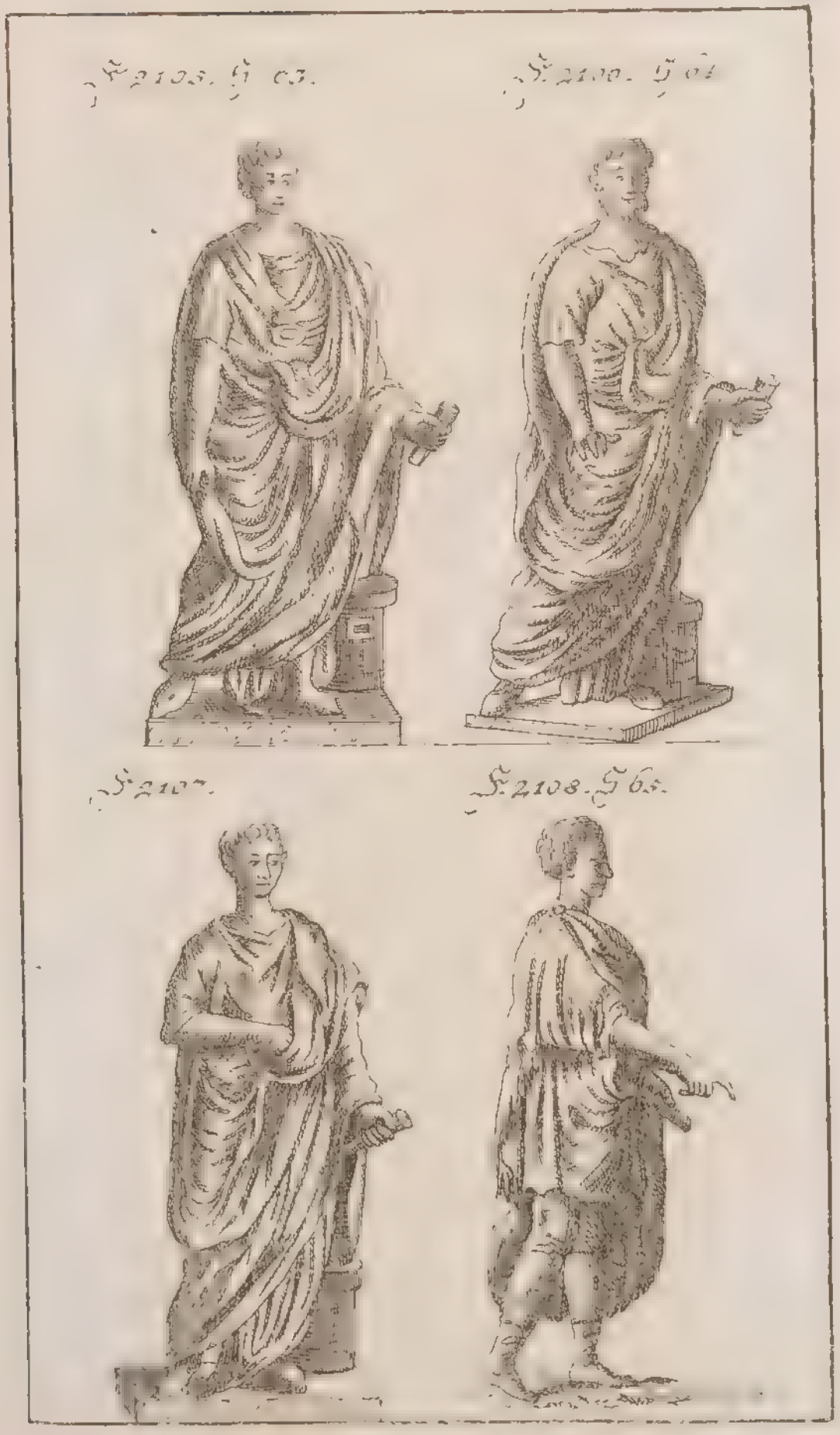
Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem heraus geschlagen werden können, angekleistert.

Occ. Enc. XL Th.

Halle h. Berol.



Cec. Fac. XL Tr.



Cec. Enc. XI. Th.

N. 2110. H. 65.

N. 2109.

N. 2111.

Oec. Enc. XL. Th.

Er: XI. Th.

Nr. 2114. S. 69.

Nr. 2115.

Nr. 2116.

Nr. 2117.

Occ. Enc. XL. Th.

N. 2122. S. 70.

N. 2123.

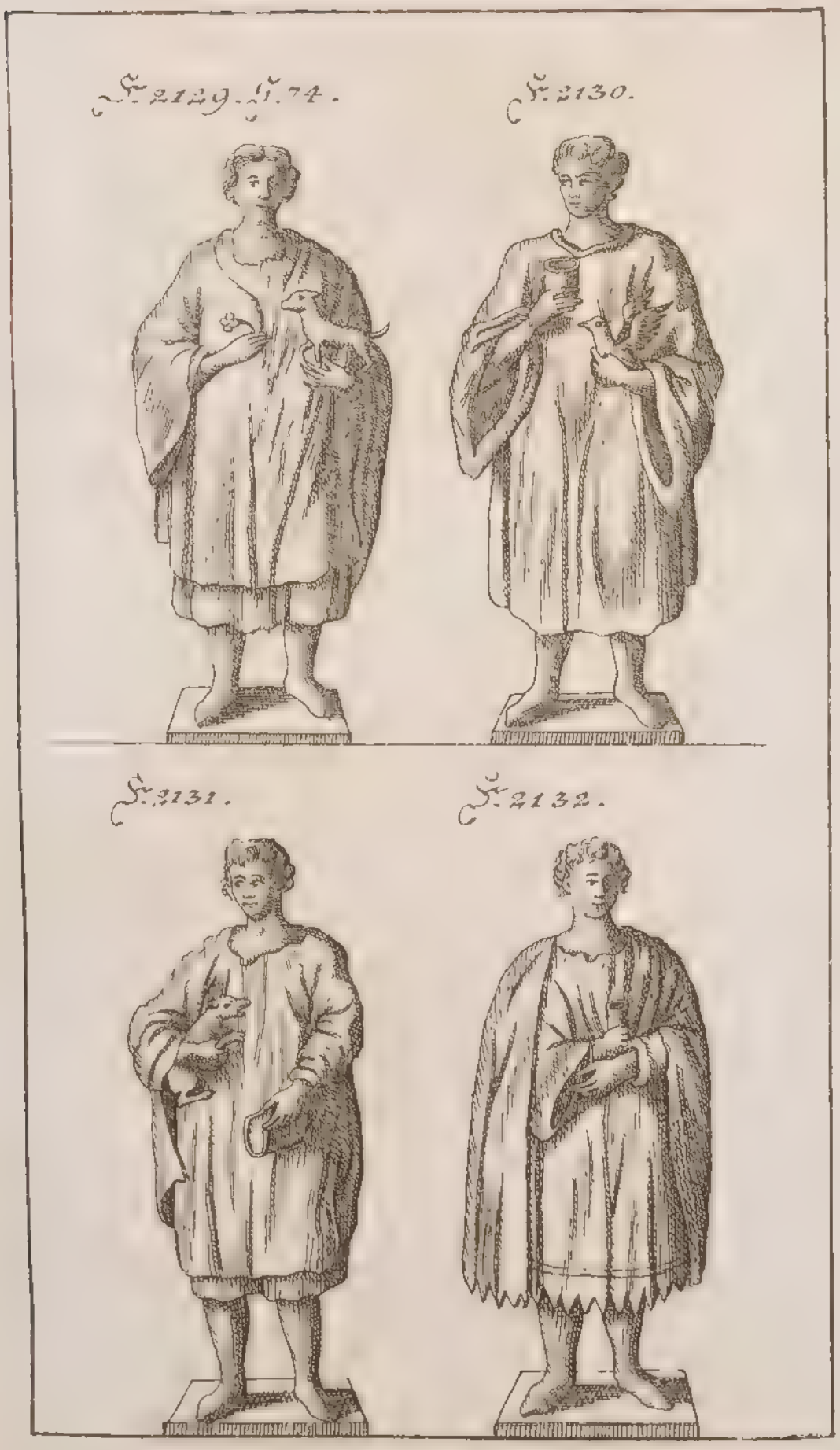
N. 2124.

N. 2125.

Oec Enc. XL. Th.

N. 2126. S. 71
N. 2127. a. S. 72.
N. 2127. b.
N. 2127. c.

Oec. Enc. XL. Th.



Oec. Enc. XL Th.

№ 2133. S. 75.

№ 2134.

Oec. Enc. XL Th.

Cec. Enc. XL Th.

Oec. Enc. XL. Th.

N. 2141.

Oec. Enc. XL Th.

F. 2142. S. 97.

F. 2143. S. 111.

Occ. Enc. XL Th

A
B
C
D
E
F
H
H
I
K
L
M
N

F. 2145. G. 116.

F. 2147. G. 118.

F. 2146. G. 117.

Oec. Enc. XL Th.

Enc. XL Th.

Oec. Enc. XL. Th.

№ 2157. S. 151.

№ 2158. S. 153.

Oec. Enc. XI. Th.

§. 159. §. 155

§. 2160. a). §. 156. §. 2160. b) §. 157.

Oec. Enc. XLIh.

Dec. Enc. XL Th.

Fig. 2163. a). Fig. 160.
Fig. 2163. b). Fig. 161.
Fig. 2164. a). Fig. 163
Fig. 2164. b). Fig. 164.

Oec. Enc. XL. Th.

Oec. Enc. XL. Th.

Cec. Enc. XL. Th.

S. 2170. S. 180–181.
S. 2171. a). S. 184.
S. 2171. b).
S. 2171. c).

See Enc XL Th.

Oec. Enc. XL. Th.

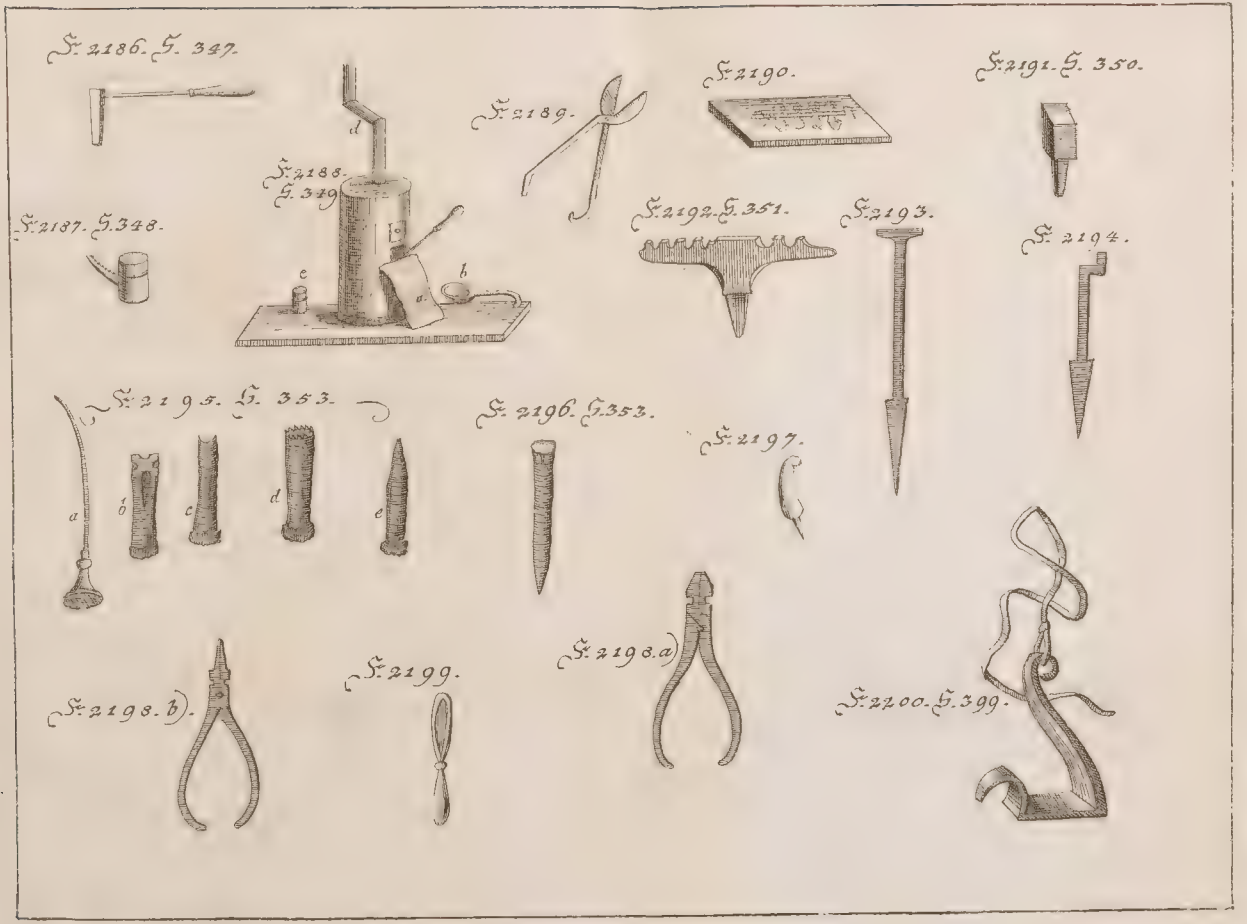
Oec. Enc. XL Th.

Fig. 2181. S. 203.

Oec. Enc. XI. Th.

Oec. Enc. XL. Th.

Oec. Enc. XI. Th.


§. 2186. §. 347.
§. 2189.
§. 2190.
§. 2191. §. 350.
§. 2188. §. 349
§. 2187. §. 348.
§. 2192. §. 351.
§. 2193.
§. 2194.
§. 2195. §. 353.
§. 2196. §. 352.
§. 2197.
§. 2198. b).
§. 2199.
§. 2198. a).
§. 2200. §. 399.

Oec. Enc. XL. Th.

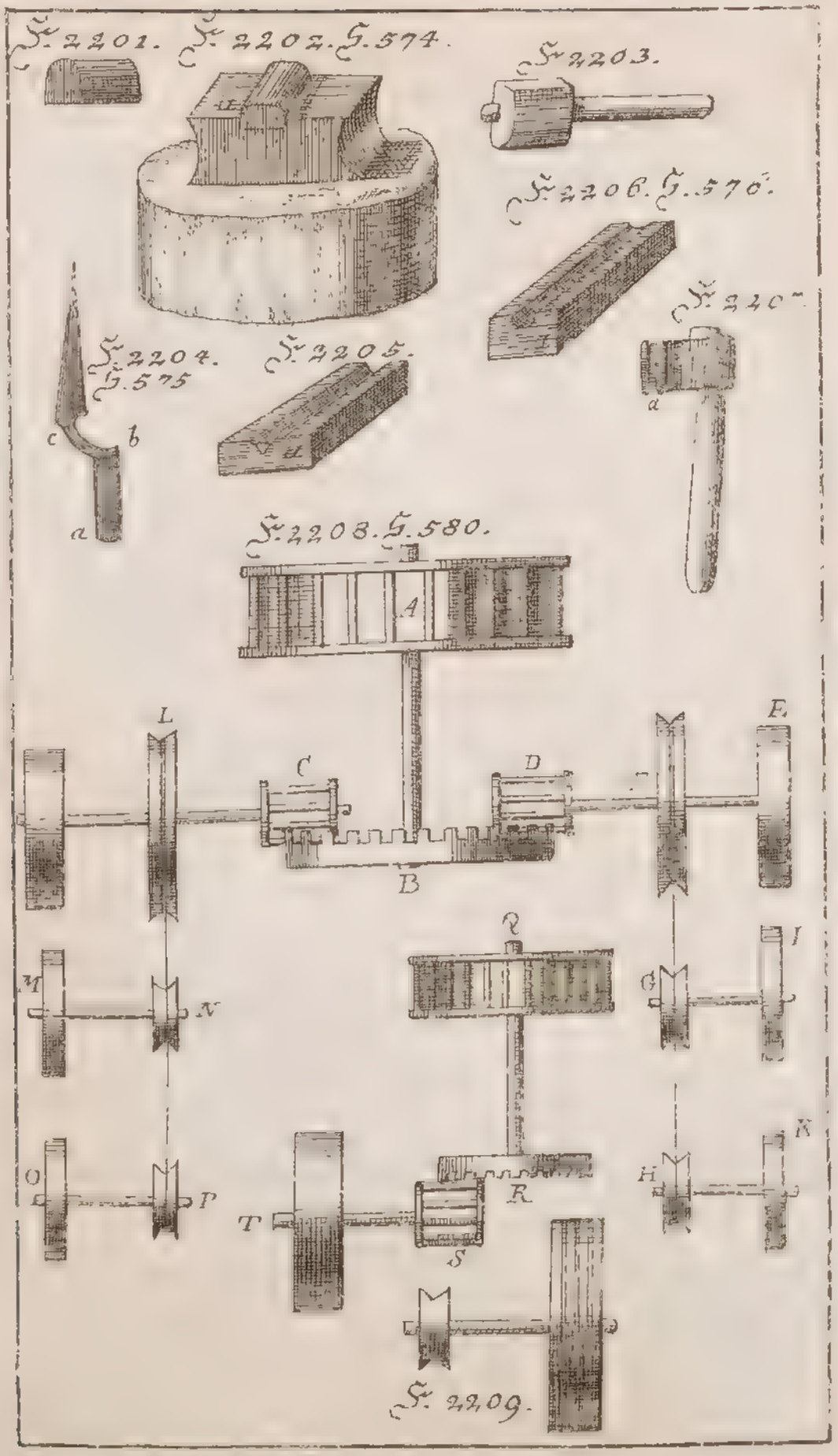
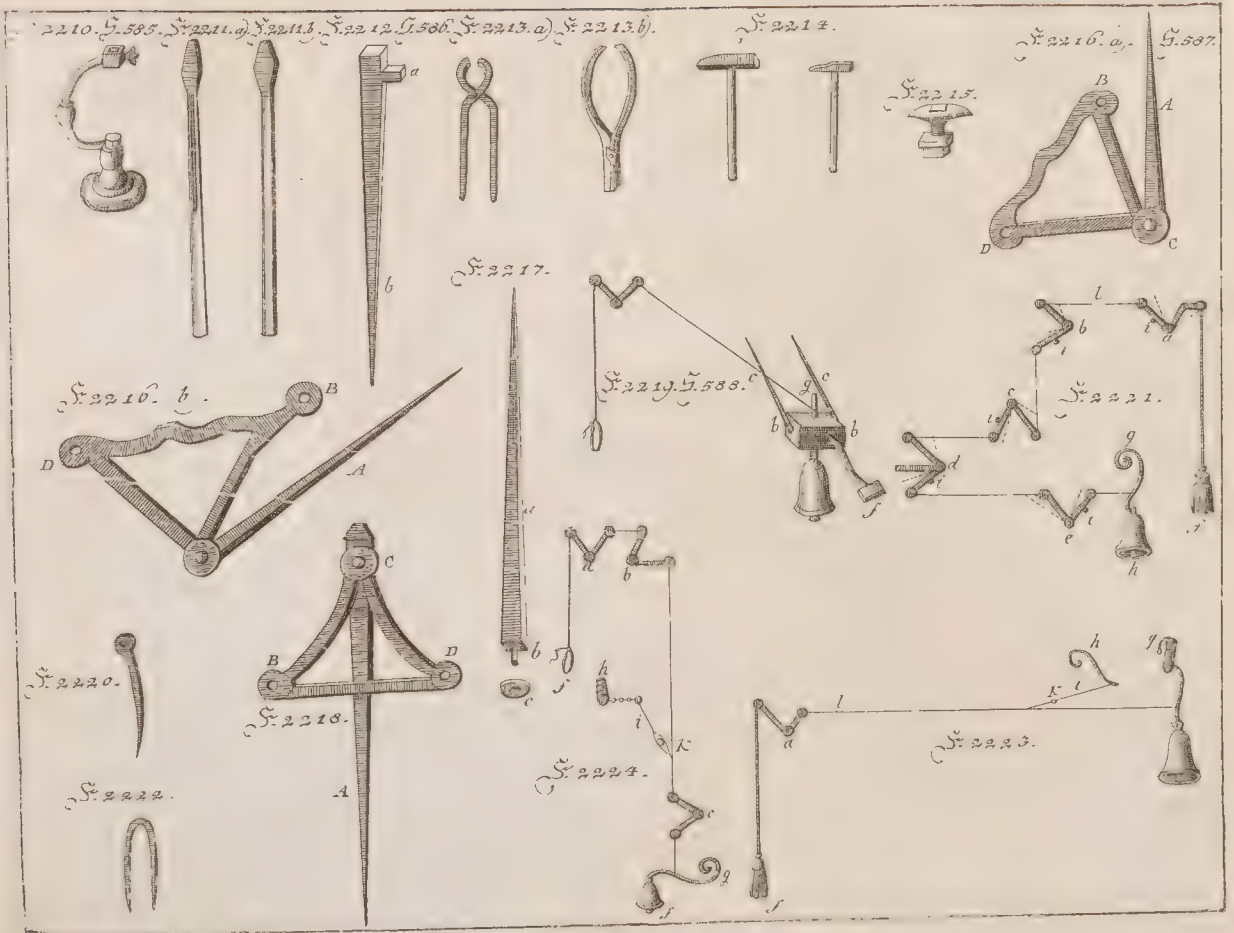


Fig. 2201.
Fig. 2202. S. 574.
Fig. 2203.
Fig. 2206. S. 570.
Fig. 2207.
Fig. 2204. S. 575
Fig. 2205.
c
b
a
Fig. 2208. S. 580.
A
L
C
D
E
B
M
N
Q
G
I
O
P
R
K
H
T
S
Fig. 2209.

Oec. Enc. XL. Th.



Tav. Fine. XL Th.

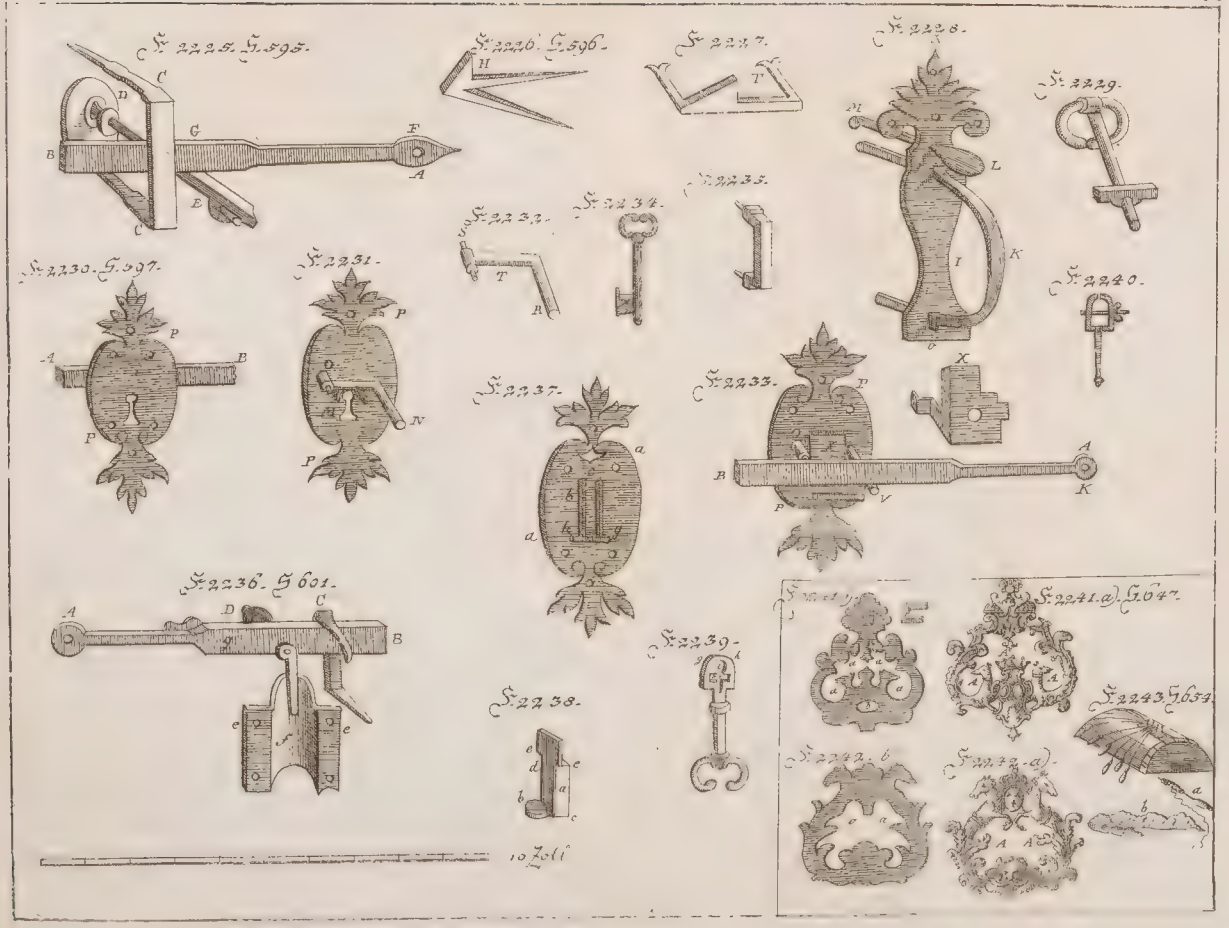
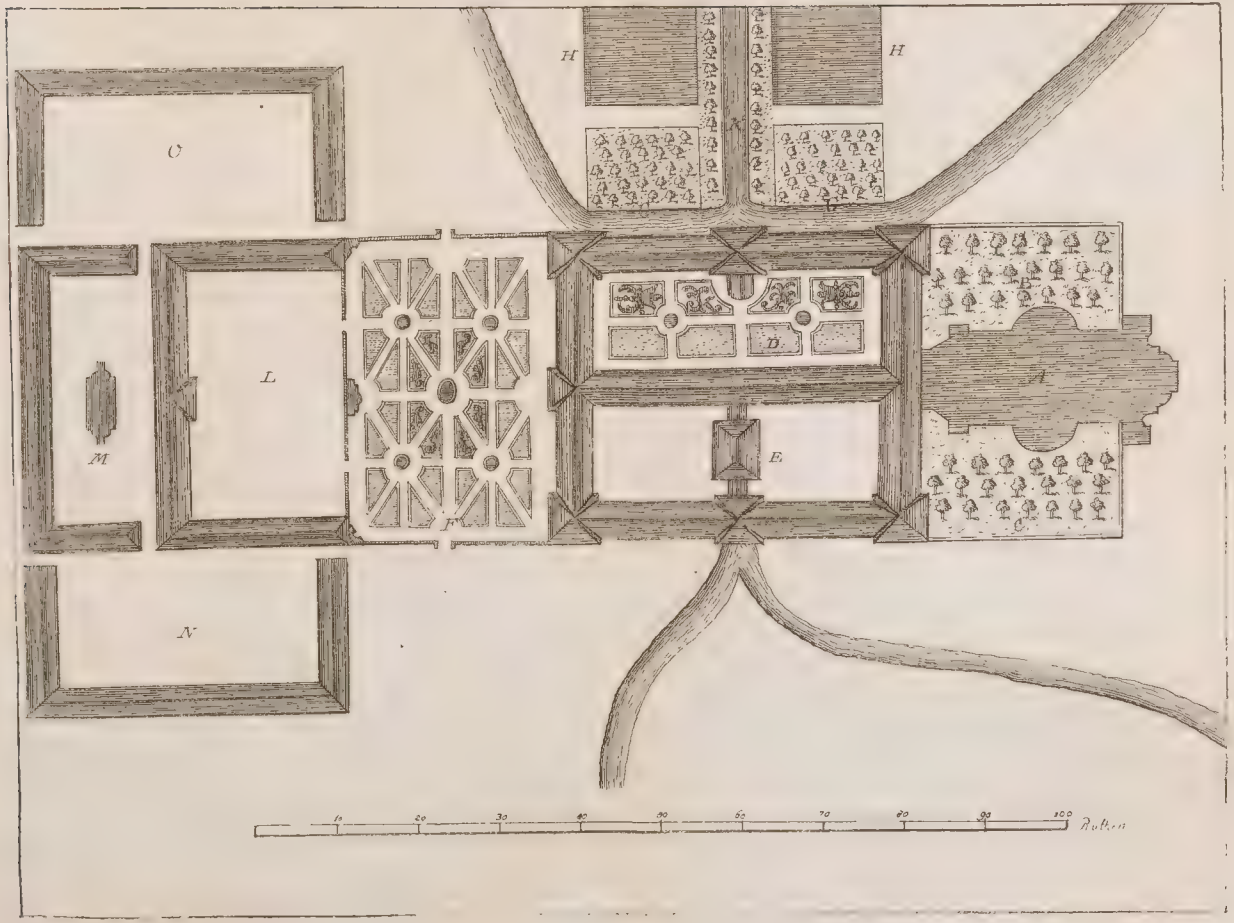


Fig. 2225. Fig. 595.
Fig. 2226. Fig. 596.
Fig. 2227.
Fig. 2228.
Fig. 2229.
Fig. 2230. Fig. 597.
Fig. 2231.
Fig. 2232.
Fig. 2234.
Fig. 2235.
Fig. 2240.
Fig. 2233.
Fig. 2237.
Fig. 2236. Fig. 601.
Fig. 2238.
Fig. 2239.
Fig. 2241. a). Fig. 647.
Fig. 2243. Fig. 654.
Fig. 2242. b
Fig. 2242. a).
10 Zoll

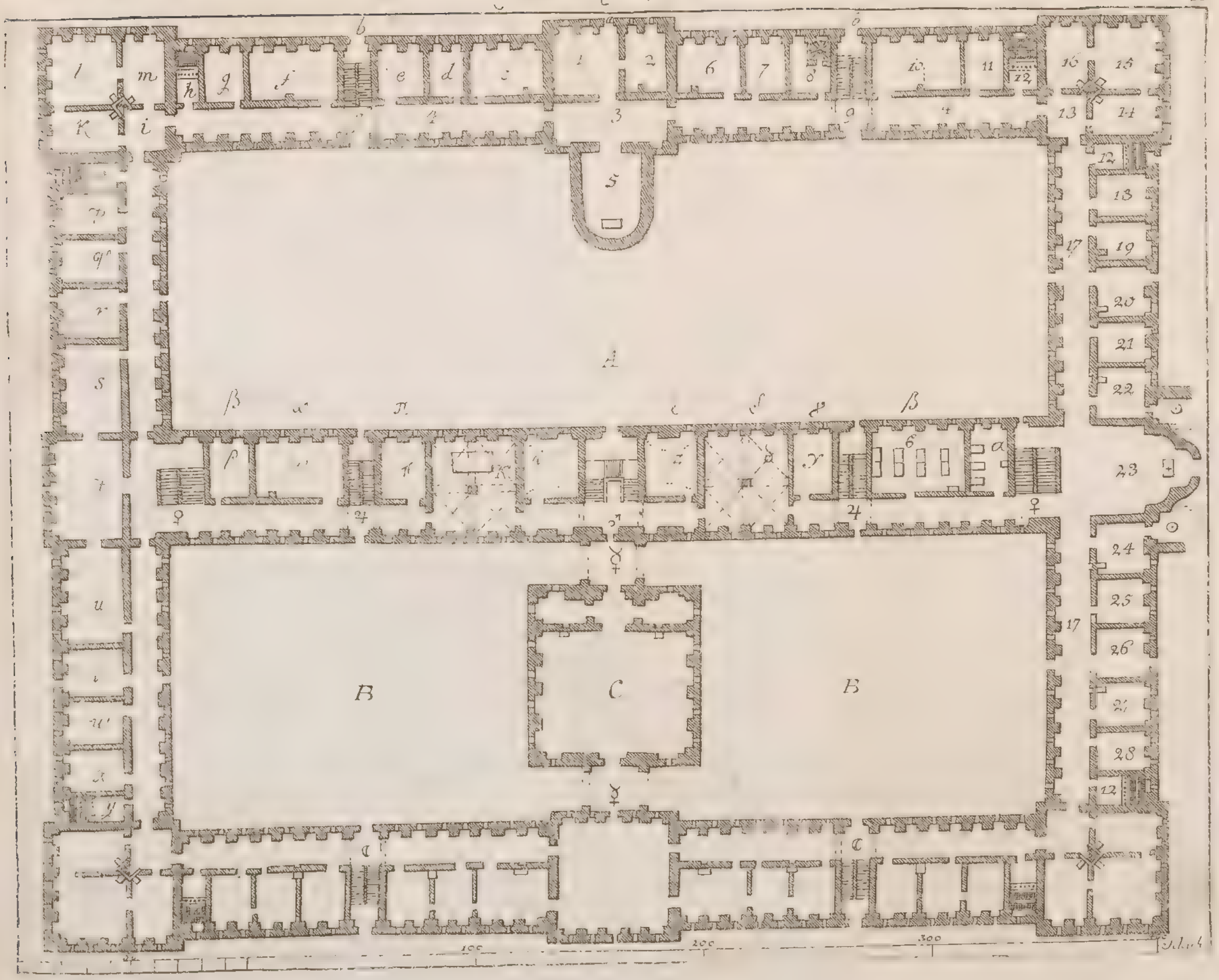
Oec. Enc. XL. Th.

68

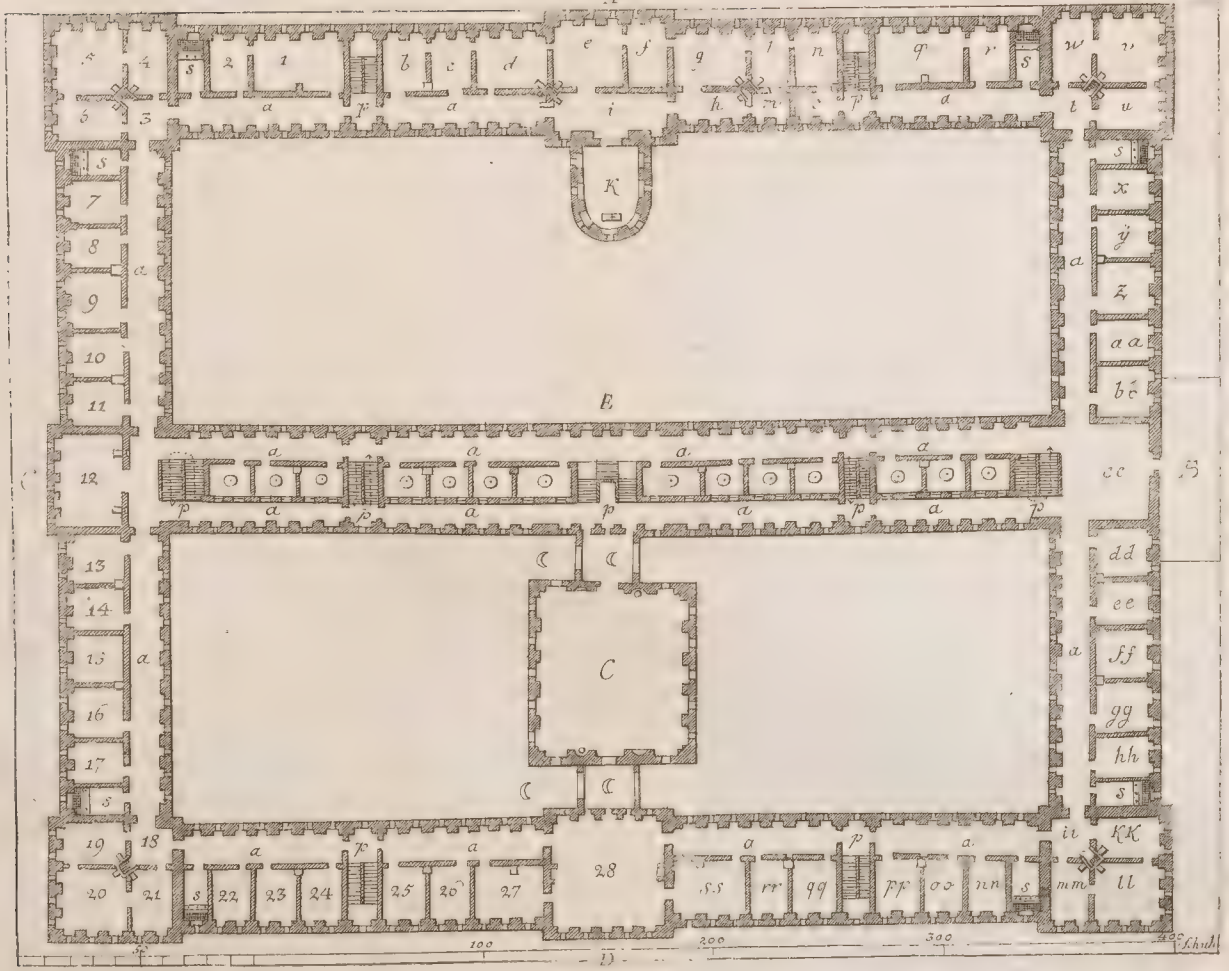


Oec. Enc. XL Th.

Ϛ 2245. G. 670.

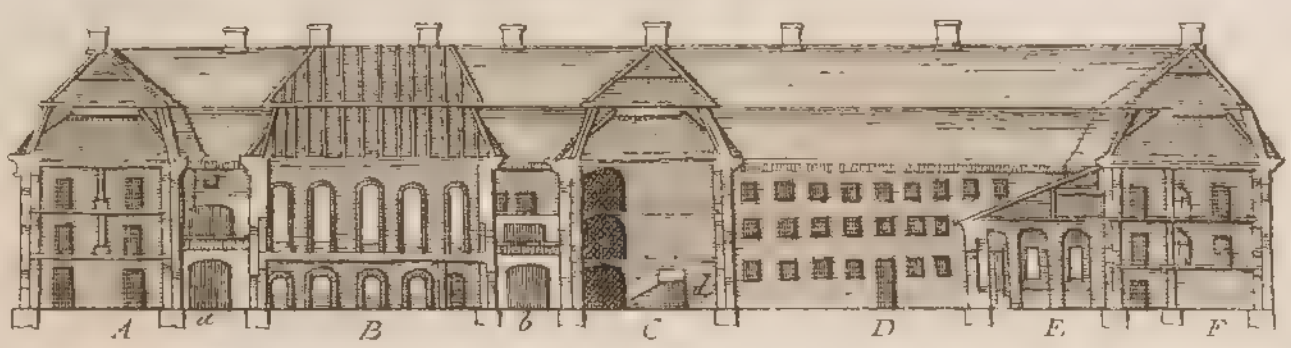


Ce Enc. XL Th.

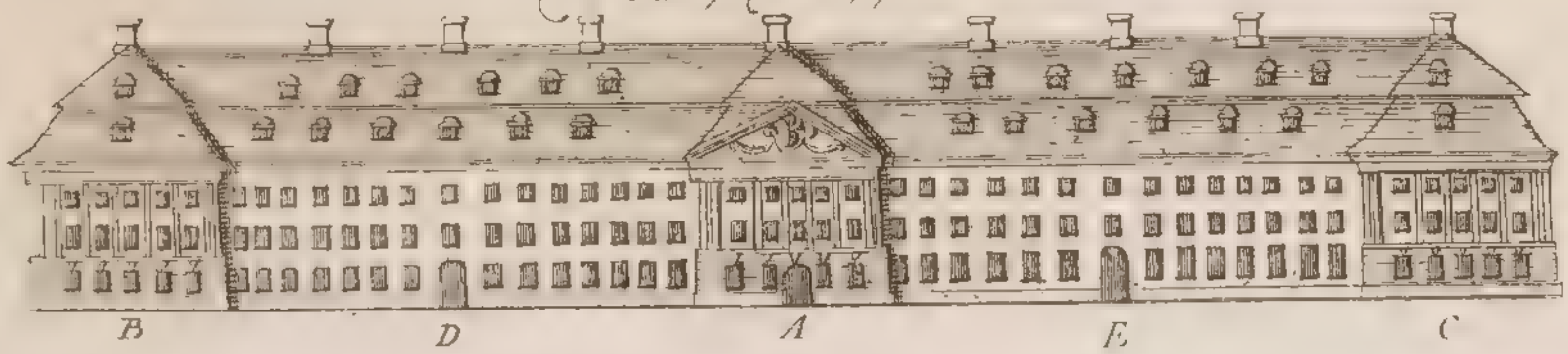


Oec. Enc. XL Th.

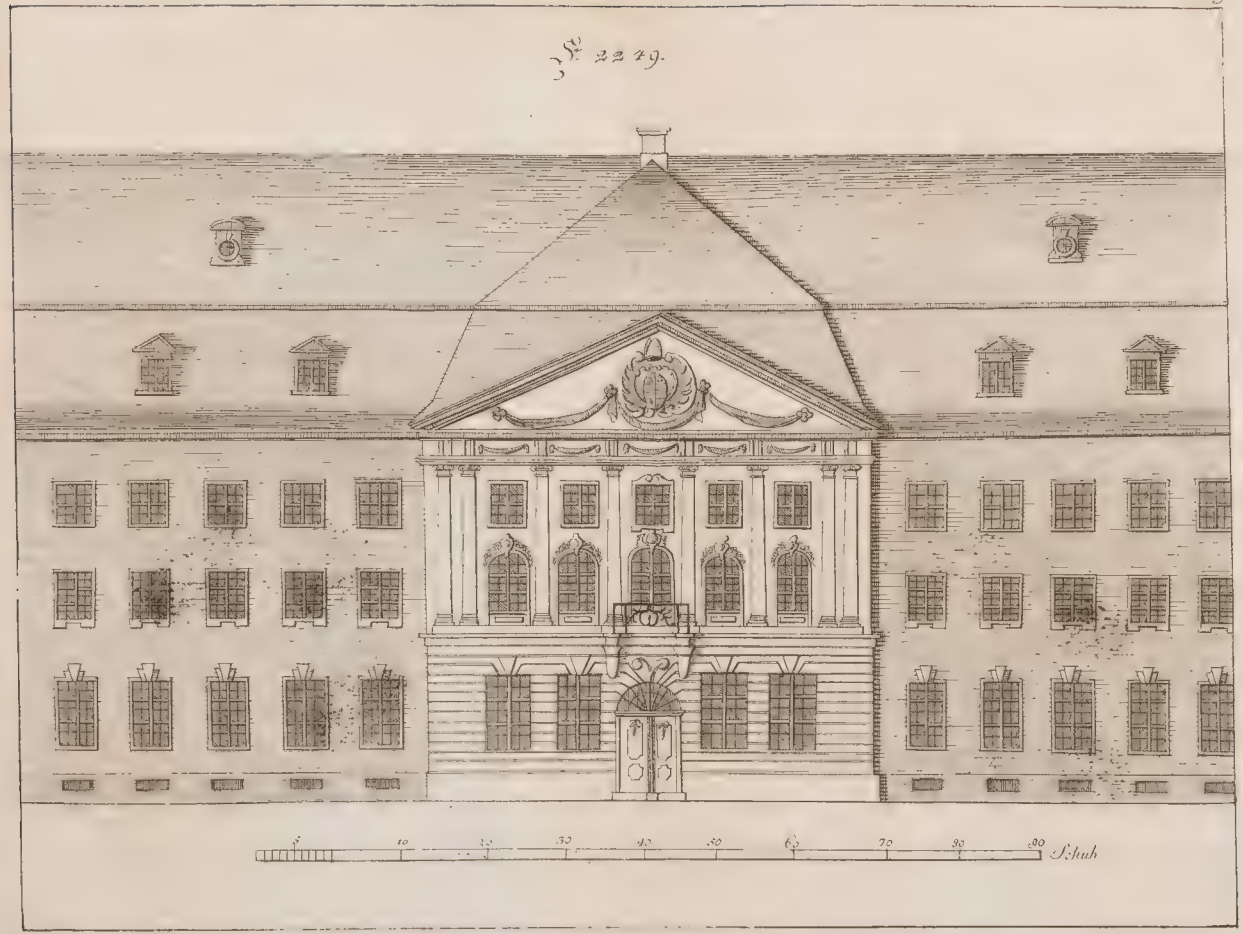
F. 2248. S. 678.



F. 2247. S. 677.

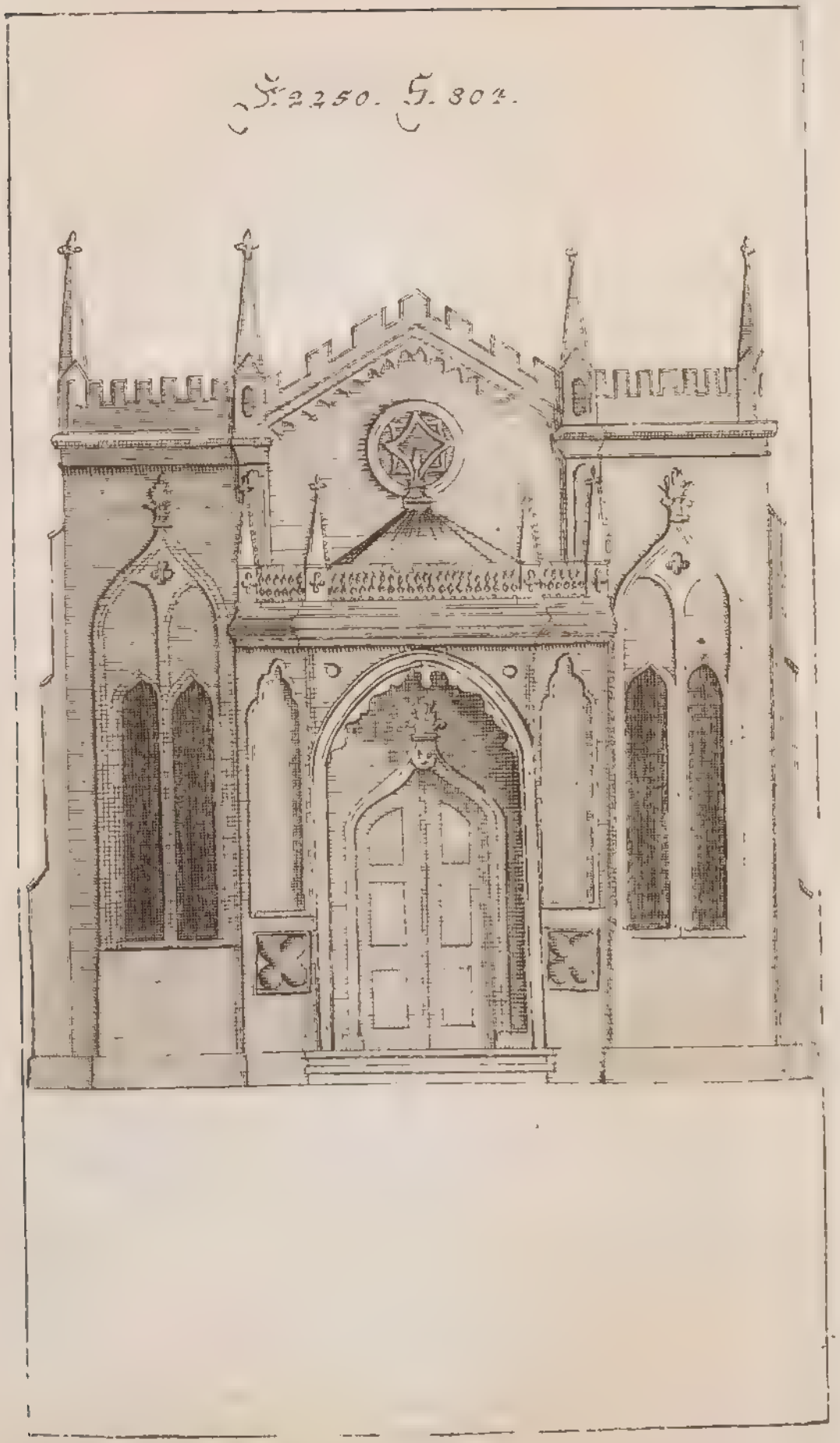


Oec. Enc. XI. Th.



Cec. Enc. XL Th.

F. 2250. G. 304.



Dec. Enc. XI. Th